Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht

Mit Berücksichtigung der übrigen neueren Fremdsprachen

Begründet von

M. Kaluza †, E. Koschwitz †, G. Thurau †.

Herausgegeben von

Hermann Jantzen,

Breslau.

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND.

BERLIN

Weidmannsche Buchhandlung.

1926.

Inhalt des fünfundzwanzigsten Bandes

Aufsätze und Mitteilungen

Literaturberichte.

Verzeichnis der Mitarbeiter am 25. Bande:

Dr. Anders, Studienrat, Goldberg i. Schles.
Dr. Appel, Carl, Universitätsprofessor, Geh. Reg.-Rat, Breslau.
Dr. Appel, Elsa, Studienrätin, Ratibor, Ob.-Schl.
Dr. Arns, Studienrat, Bochum.
Dr. Aronstein, Studienrat i. R., Berlin.
Bitzkat, Studienassessor, Freiburg i. Schles.
Dr. Breuer, Studienrat und Privatdozent, Breslau.
Dr. Buchheit, Studienprofessor, Pirmasens.
Dr. Deichsel, Studienrat, Düsseldorf-Gerresheim.
Dr. Depta, Studienrat, Hirschberg i. Schles.
Dr. Dexheimer, Studienassessor, Alzey (Hessen).
Dieterich, Studienrat, Göttingen.
Dr. Domann, Studienrat, Hirschberg i. Schles.
Drwenski, Studienrat, Königsberg i. Pr.
Dr. Ebisch, Leipzig.
Engel, Studienrat i. R., Charlottenburg.
Dr. Erzgraeber †, Studiendirektor, Stargard i. Pomm.
Dr. Ewald, Studienrat, Düsseldorf-Oberkassel.
Dr. Franke, Studienrat, Berlin-Lichterfelde.
Dr. Franz, Universitätsprofessor, Tübingen.
Dr. Frerichs, Studienassessor, Ahrensbök i. Holst.
Dr. Freundt, Studienrätin, Frankenstein i. Schles.
Dr. Fröhlich, Studienrat, Werdau (Sachsen).
Dr. Fuchs, Studienrat i. R., Berlin-Friedenau.
Gerlach, Studienrat, Göttingen.
Dr. Glöde, Professor, Wismar i. Meckl.
Dr. Grack, Studiendirektor, Neusalz (Oder).
Dr. Graeter, Studienrat, Heilbronn a. N.
Dr. Grass, Studienrat, Düsseldorf.
Dr. Graz, Universitätslektor, Königsberg i. Pr.
Dr. Gröhler, Oberstudienrat, Breslau.
Dr. Grossmann, Privatdozent, Hamburg.
Dr. Günther, Studienrat, Göttingen.
Dr. Hämel, Universitätsprofessor, Würzburg.
Dr. Hagemann, Studienrat, Münster i. W.
Dr. Hartig, Studienassessor, Berlin.
Dr. Heinermann, Studienassessor und Lektor, Münster i. W.
Dr. Hengesbach, Studienrat i. R., Frankfurt a. M.
Dr. Hillebrand, Studienassessorin, Breslau.
Dr. Hillmann, Studienrat, Altenburg i. Thür.
Dr. Hofmann, Studienrat, Chemnitz.
Dr. Holthausen, Universitätsprofessor, Kiel.
Dr. Horn, Studienrat, Danzig-Langfuhr.
Dr. Hübner, Oberschulrat, Berlin.
Dr. Humpf, Studienrat, Elmshorn.
Dr. von Ingersleben, Studienassessorin, Breslau.
Dr. Jantzen, Oberschulrat, Geh. Reg.-Rat, Breslau.
Kamitsch, Studienrat, Charlottenburg.
Dr. Kauenhowen, Studienassessor, Göttingen.
Dr. Kirchner, Studienrat und Lektor, Jena.
Dr. Klapper, Oberstudienrat und Privatdozent, Breslau.
Dr. Knecht, Studienprofessor, Künzelsau (Württbg.).

Dr. Krawczynski, Studienrat, Oppeln.
Dr. Kroder, Oberstudienrat, Augsburg.
Leitsmann, Oberstudienrat i. R., Leipzig.
Lekve, Studienassessor, Reichenbach O./L.
Dr. Lühr, Studienrat, Hamburg.
Mahir, Studienrat, Hof i. B.
Dr. Martin, Oberstudienrat, München.
Dr. Mathes, Darmstadt.
Meyn, Studienrat, Hamburg.
Dr. Molz, Studienrat, Prof., Friedberg (Hessen).
Dr. Mundt, Studienrätin, Jena.
Dr. Nagel, Studienrat i. R., Hannover.
Dr. Nehring, Studienrat und Privatdozent, Breslau.
Dr. Neunkirchen, Studienassessor, Honnef (Rhnld.).
Oblinger, Studienrat, Glatz.
Dr. Dr. Oczipka, Studienrat, Breslau.
Dr. Pilch, Studiendirektor, Wehlau, Ostpr.
Dr. Pillet, Universitätsprofessor, Königsberg i. Pr.
Dr. Preusler, Studienrat, Brieg, Bez. Breslau.
Dr. Przyrembel, Studienrat, Görlitz.
Dr. Roggenhausen, Studienrat, Danzig-Langfuhr.
Dr. Rohlfs, Universitätsprofessor, Tübingen.
Dr. Rosenbach, Professor, Prag.
Dr. Sanftleben, Studienrat, Berlin.
Dr. Schmidt, Georg, Studienrat, Frankfurt (Oder).
Dr. Schmidt, Hermann, Oberstudienrat, Altona.
Dr. Schomann, Studienrätin i. R., Bergedorf b. Hamburg.
Schröder, Studienassessor, Hirschberg i. Schles.
Dr. Schulz, Studienrat, Breslau.
Dr. Seltz, Professor, Wandsbeck.
Dr. Steinbrecher, Studienassessor, Bunzlau.
Dr. Stelzer, Studienassessor, Wahlstatt b. Liegnitz.
Stelzmann, Studienrat, Emmerich.
Dr. Tinius, Studienrat, Berlin.
Wittrien, Mittelschullehrerin, Königsberg i. Pr.
Wunderlich, Studienassessor, Berlin.
Dr. Zenke, Studienrat, Bielefeld.

ZEITSCHRIFT FÜR FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN UNTERRICHT

MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER ÜBRIGEN NEUEREN FREMDSPRACHEN

BEGRÜNDET VON M. KALUZA, E. KOSCHWITZ, G. THURAU
HERAUSGEGEBEN VON **HERMANN JANTZEN**, BRESLAU

1926 25. BAND 1. HEFT

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN

An unsere Leser und Freunde!

Im neuen Jahre beginnt die Zeitschrift ihren 25. Jahrgang. Als Jubiläumsgeschenk gewährt ihr der Verlag eine weitere Erhöhung des Umfangs. Statt der bisherigen 5 Hefte zu je 6 Bogen werden deren künftig 6 erscheinen und zwar regelmässig in der zweiten Hälfte jedes ungeraden Monats.

Wir konnten diesen Entschluss fassen, weil die Bezieherzahl der Zeitschrift erfreulich gewachsen ist. Wir bitten aber alle Neusprachler, in ihrem Wirken für die Zeitschrift nicht nachzulassen, sondern auch in Zukunft an ihrer innerlichen Hebung und ihrem äusseren Gedeihen aus allen Kräften mitzuarbeiten. Bei der andauernd ausserordentlich schwierigen Lage des neusprachlichen Unterrichts, die ununterbrochen aufmerksamste Beobachtung und vielseitige Erörterung verlangt, ist das jetzt mehr denn je von nöten.

Der Preis des neuen Jahrgangs wird bei einem Umfange von 36 Bogen (= 576 Seiten) 15 G.-M. betragen.

Der Verlag:	Der Herausgeber:
Weidmannsche Buchhandlung	Dr. H. Jantzen.
Berlin.	Breslau 5.

Zum Geleit für den Jubeljahrgang.

Mit diesem Heft beginnt die *Zeitschrift* ihren 25. Jahrgang. Da drängt es mich zunächst, allen denen herzlichsten Dank zu sagen, die mit dazu beigetragen haben, ihr über die letzten schweren Jahre hinwegzuhelfen, den Freunden und Gönnern im In- und Auslande, die sie in den unseligen Inflationszeiten durch Barmittel und auf andere Weise unterstützt haben, dem Verlage für sein verständnisvolles, opferreiches Ausharren und die ständige, tatkräftige Wiedervermehrung des Umfanges, meinen Mitarbeitern, die mich reichlich und unverdrossen mit immer neuem Stoffe versehen, obwohl mancher Beitrag notgedrungen recht lange auf Veröffentlichung warten muss, allen Beziehern und Lesern, die ja durch das Mithalten der Zeitschrift erst ihr Dasein ermöglichen.

Die Entwicklung geht wieder aufwärts. Der 13. Band (1914) war der letzte vollstarke. Dann sank infolge der Kriegs- und Umsturznöte ständig die Bogenzahl: von 36 bis auf 18 im 20. Bande (1921). Dann kam von Jahr zu Jahr der allmähliche Aufstieg. Jetzt ist zu meiner Freude wieder der alte Umfang von 36 Bogen gesichert.

Ich glaube auch sagen zu dürfen, dass die *Zeitschrift* im Kampfe um den neusprachlichen Unterricht an Schule und Universität wie stets so auch in diesen letzten erregten Jahren ihren Mann gestanden, manches offene Wort gesprochen, manche Anregung gegeben, neben unterrichtlichen auch unentbehrliche wissenschaftliche Fragen nach Kräften mit gefördert hat.

Aber auf unsern Gebieten ist noch längst keine endgiltige Klarheit geschaffen, keine Entscheidung getroffen, keine Zeit behaglicher Ruhe gekommen. Vielmehr ist alles noch im Flusse. Der Streit um die Vorzugsstellung des Englischen oder Französischen geht weiter, Lehrplanfragen, wesentlich im Anschluss an die preussischen *Richtlinien*, erregen aufs lebhafteste die Gemüter und verlangen vielseitige Erörterung, das kräftig vorwärts-

strebende Spanische wünscht freiere Bahn, die Hochschulpädagogik bedürfte einer Erneuerung: kurz, eine Fülle wichtigster Probleme sachlicher, stofflicher, methodischer Art harrt der Bearbeitung.

Nach wie vor steht die *Zeitschrift* dafür zur Verfügung, und zwar unvoreingenommen allen Richtungen und ihren Vertretern, die Neues und Anregendes zu sagen haben.

Denkbar beste Förderung des neusprachlichen Unterrichts in allen seinen Formen zum Wohle der deutschen Schule und unserer Bildung und damit der deutschen Jugend, in deren Händen die Zukunft unseres Volkes liegt, bleibt unsere Losung.

Darum bitte ich unsere alten und bewährten Freunde, uns treu zu bleiben in tatkräftiger, frischer Mitarbeit und uns möglichst viele neue Freunde, Mitarbeiter, Leser und Förderer zu gewinnen. Je grösser unsere Arbeitsgemeinschaft, umso grösser wird unsere Leistungsfähigkeit.

Möge sie stetig wachsen und Gutes wirken!

Breslau. H. Jantzen.

Glossen zu den *Richtlinien* für die höheren Schulen Preussens.

Die *Denkschrift* über die Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens hat bei den Philologen manchen Widerspruch gefunden, den heftigsten bei den Vertretern der Mathematik und des Lateinischen. Wir Neuphilologen haben, so manches auch gegen Einzelheiten des Entwurfs einzuwenden sein mag, im grossen und ganzen allen Grund, ihn mit begeisterter Zustimmung zu begrüssen. Denn hier wird zum ersten Male von der einflussreichsten Stelle in Deutschland den neueren Fremdsprachen eine ihrer Bedeutung würdige Stellung im Erziehungs- und Unterrichtswesen zugewiesen, die Stellung eines humanistischen Erziehungsfaches, dessen Ziele nicht bloss die Vermittlung gewisser nützlicher und praktisch verwendbarer Kenntnisse oder die Vorbereitung für bestimmte Berufsarten ist, sondern die Erhöhung und Erweiterung des deutschen Menschentums, sein Durchdringen vom blossen reinen Sein zum wahren Selbstbewusstsein durch die Kenntnis des ihm räumlich und tatsächlich am nächsten stehenden Andersseins. Im Jahre 1925 sind nun die „*Richtlinien für die höheren Schulen Preussens*“ erschienen, die nähere Anweisung geben sollen, wie

die Gedanken der Denkschrift in die Praxis umzusetzen sind. Ist die Denkschrift im wesentlichen das Werk eines Mannes und trägt sowohl in ihrer Einheitlichkeit und Geschlossenheit als in ihren Einseitigkeiten die Merkmale dieses Ursprungs an sich, so sind die Richtlinien aus der Zusammenarbeit einer Reihe hervorragender Männer der Schulaufsichtsbehörden und der Praxis hervergegangen. Das hat seine Vorteile, aber auch seine Nachteile. In seinem *Discours de la méthode* sagt Descartes im 2. Teile, als er von den Gedanken spricht, die ihm kamen, wie er in Deutschland, in einer Stube eingeschlossen, allein meditierte, dass einer der ersten unter diesen der Einfall war: „que souvent il n'y pas tant de perfection dans les ouvrages, composés de plusieurs pièces, et faites de la main de divers maîtres, qu'en ceux auxquels un seul a travaillé.“ Dieser Gedanke drängt sich dem aufmerksameren Leser der *Richtlinien* hier und da auf und verdrängt die Anerkennung, ja Bewunderung, die er dem hohen Idealismus, dem durchdringenden Scharfsinn und hingebenden Fleiss der Verfasser zollen muss. Besonders auch der Neuphilologe steht den Richtlinien mit etwas gemischten Gefühlen gegenüber. Hier sollen nun in aller Bescheidenheit einige Anmerkungen zu den Ausführungen derselben über den neusprachlichen, besonders den englischen Unterricht gemacht werden.

Man behauptet vielfach, dass die Anforderungen, die die Richtlinien an den neusprachlichen Unterricht stellen, zu hoch seien, dass der Stoff, der bewältigt werden soll, über die Möglichkeiten des schulmässigen Betriebs weit hinausginge. Dieser Vorwurf ist, wie mir scheint, unbegründet. Wird doch gleich im ersten Teile der Richtlinien erklärt, dass die Anstaltslehrpläne in der Stoffauswahl Bewegungsfreiheit haben sollen und dass die Darlegungen der Richtlinien nur zur Auswahl gestellt, also lediglich als Vorschläge zu betrachten sind, aus denen die Schulen — nicht die einzelnen Lehrer — zu wählen haben. Und dass die Ziele sehr weit gesteckt sind, ist an sich auch kaum ein Fehler. Die Richtlinien wollen ja nur die Richtung des Weges angeben, die der Unterricht zu gehen hat, sie stellen praktische Ideale auf, denen der Lehrer nachstreben, die er zu verwirklichen suchen soll. Allerdings droht hier die Gefahr, dass die Forderungen überspannt werden und dann Scheinleistungen an Stelle wirklicher Leistungen treten, dass die Kluft

zwischen dem Lehrprogramm und der Erfüllung zu weit wird. Hiergegen muss die Lehrerschaft selbst sich durch Aufstellung von Mindestlehrplänen in den einzelnen Fächern schützen.

Dagegen scheint es mir, als ob der Weg, der gezeigt wird, nicht immer gangbar sei und als ob die Anregungen, die gegeben werden, in ihrer Vielseitigkeit einander hier und da widerstreiten. Und zwar gilt das, soweit die neueren Fremdsprachen in Betracht kommen, von dem, was über die Grammatik, die Einübung derselben und dann überhaupt den zweisprachigen Betrieb, die Uebersetzungen, gesagt ist.

Von der Grammatik heisst es: „Der grammatische Unterricht soll nicht, wie vielfach bisher, Uebersetzungsregeln geben, sondern das innere Wesen der sprachlichen Erscheinungen aufklären.“ Es liegt in diesem Satze eine Zielsetzung und gleichzeitig eine Verurteilung. Die Verurteilung ist m. A. nach ungerecht. Der grammatische Unterricht, das Stiefkind der neusprachlichen Methodik, namentlich bei den Anhängern der alten Reform ein pudendum, etwas, was man möglichst von hinten herum unmerklich einschmuggelt, kann zum Ziele des Verständnisses der fremdsprachlichen Erscheinungen, wenn überhaupt, doch nur auf dem Wege über die „Regeln“ gelangen. Der Weg kann nur der sein, dass, nachdem der Schüler auf der Unterstufe zunächst nachahmend und nachbildend gewisse sprachliche Erscheinungen gleichsam unbewusst erfasst hat, er auf der Mittelstufe diese Anfangsgründe bewusst und auch mit dem Bewusstsein der Verschiedenheit von der Ausdrucksgestaltung der Muttersprache fester begründet und erweitert. Der junge Mensch auf dieser Stufe der psychologischen Entwicklung, gierig nach Tatsachen und nach Können, hat gar kein Organ für die Erfassung der Gründe und Zusammenhänge. Er nimmt die gegebenen sprachlichen Vorschriften als Regeln auf und hat Freude daran, das allgemeine Gesetz im Besonderen zu finden und noch mehr, es produktiv und selbsttätig anzuwenden. Quartanern oder Tertianern, ja auch Untersekundanern das Wesen des Konjunktivs im Französischen, den Gebrauch von shall und will im englischen Futur und Conditionel psychologisch klar machen zu wollen, ist ein ganz vergebliches Beginnen. Man darf nicht versuchen, den Hausbau von oben anzufangen. Erst auf der Oberstufe kann die „Erklärung“ der grammatischen Erscheinungen einsetzen, aber auch

dann nur vorsichtig und behutsam, damit der Unterricht nicht zu leerem Gerede verflache. Denn die historische Deutung der Erscheinungen, die ja auch nur die sogenannten Unregelmässigkeiten und Ausnahmen des Sprachgebrauchs erklärt, ist den Schülern nur in einem Teil der Fälle zugänglich, da ihnen die Kenntnis der älteren Sprachstufen fehlt, und die psychologische Grammatik, die die Erscheinungen im Zusammenhang als Ausdruck des Volksgeistes aufzufassen lehrt, ist noch in ihren Anfängen. Aber gewiss lassen sich unter Vergleichung mit der Muttersprache und den anderen bekannten Fremdsprachen einige grosse charakteristische Züge des sprachlichen Ausdrucks dem Verstehen der reiferen Schüler nahebringen. Solche sind etwa das analytische und das synthetische Prinzip zum Ausdruck der grammatischen Beziehungen und bei der Anordnung der Worte, die prädikative und die attributive Satzbildung, die objektive und die subjektive Ausdrucksweise, die Bevorzugung des Vorgangs- oder Empfindungs- und des Tattypus bei der Satzbildung (persönliche und unpersönliche Bildung) u. a. m. Eine solche Vergeistigung des Tatsachenmaterials, ein solches Vordringen von der Kenntnis zur Erkenntnis, eine solche Erhebung der blossen Regeln zu Tendenzen, des Willkürlich-Autoritativen zum Sinnreich-Lebendigen wird den Bildungswert des Sprachunterrichts bedeutend zu heben geeignet sein, und es ist ein grosses Verdienst der Richtlinien, so energisch hierauf hingewiesen zu haben. Aber man muss vorsichtig hierbei verfahren. Eine Erklärung um jeden Preis geben zu wollen, führt nicht zur Klärung, sondern zur Verwirrung. Wo die einfache Erklärung nicht zu finden ist, sollte man sich „mit der scharfen Formulierung der Regeln nach Inhalt und Umfang" begnügen, heisst es in den Richtlinien für den Lehrplan der deutschen Oberschule. (S. 89). Vor der Unwahrheit und Unklarheit der Phrase muss sich der Unterricht besonders hüten. Schliesslich lässt sich ja auch diese höhere Art des Grammatikunterrichts nur dann mit einigem Nutzen und Erfolg treiben, wenn die Schüler vorher die „Regeln" nicht bloss kennen, sondern „können", d. h. anzuwenden gelernt und geübt haben.

Das führt zu dem zweiten Punkt meiner Betrachtungen, nämlich zu der Frage, wie die Grammatik gefunden, wie sie eingeübt werden soll. Die Richtlinien schreiben vor, dass die grammatischen Feststellungen an dem gegebenen

Anschauungsstoff der Sprache und unter Mitarbeit der Schulen „arbeitsteilig“, wie es heisst, gefunden werden soll. Ein besonderes Uebungsbuch wird abgelehnt unter der Begründung, dass es bei der Mannigfaltigkeit der neusprachlichen Lektüre nicht möglich sei, ein solches zu gebrauchen. Die Grammatik soll induktiv von den Schülern abgeleitet werden, auf der Elementarstufe aus dem im Lesebuch gebotenen Stoffe, später aus der Schriftstellerlektüre. Mir scheint, dass hier ein psychologischer Irrtum, eine Selbsttäuschung vorliegt. Schon in der Naturwissenschaft ist es nötig, eine Erscheinung, die man klar machen will, zu isolieren, störende Einflüsse auszuschliessen, die bei der blossen Beobachtung den wahren Vorgang oft verhüllen oder modifizieren. Bei den sprachlichen Dingen, wo es nicht bloss um das Kennen und Erkennen einer Erscheinung handelt, sondern vor allen Dingen darum, dass sie zum lebendigen Besitz, zur Norm des sprachlichen Handelns, zur unbewussten Ausdrucksform wird, ist es nicht bloss nötig, dass die einzelne sprachliche Erscheinung isoliert wird, sondern auch dass sie dem Lernenden wieder und wieder entgegentritt. Wenn W. Hübner in seinem geistvollen Vortrag: *„Welche Aufgaben stellt die Schulreform dem neusprachlichen Unterricht.“ (Neue Jahrb. f. Wissensch. und Jugendbild. I, 92)* sagt: „Das besondere grammatische Uebungsbuch wird hierbei — ausser auf der Elementarstufe — entbehrlich, d a j a j e d e L e k t ü r e s e i t e S t o f f z u U e b u n g e n b i e t e t“, so ist das gewiss in dem Sinne richtig, als man an jede Lektüre Uebungen anschliessen kann, aber doch nicht gerade die Uebungen, die in der methodischen Folge des Unterrichts in dem Augenblicke gefordert werden. Man behandelt etwa den Gebrauch des Konjunktivs oder den Relativsatz oder das Gerundium oder den Infinitiv und findet auf der Seite der Lektüre, die man liest, nur ein einziges Beispiel, und in diesem ist noch dazu der erwartete und zu erläuternde Effekt aus irgend einen Grunde nicht eingetreten. Man kann nicht eine einzelne grammatische oder stilistische Erscheinung im Anschluss an einem Abschnitt der Lektüre behandeln und einüben wollen; sie findet sich nicht in dieser Häufigkeit darin. Wenn wir w i s s e n s c h a f t l i c h irgend eine sprachliche Erscheinung untersuchen wollen, so sammeln wir mühsam von allen Seiten eine Fülle von Beispielen, von denen wir jedes einzelne noch darauf ansehen, ob das sprach-

liche Phänomen darin ungestört von anderen Tendenzen zur Geltung kommt. Das ist die wissenschaftliche Induktion, aber diese passt nicht für die Schule. Wenn es in einem kürzlich erschienenen Buche (A. Krüper, *Die arbeitsunterrichtliche Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichts,* S. 18) heisst: „Auch die grammatische Arbeit muss im besten Sinne des Wortes für den Schüler schon Forscherarbeit werden", so ist das ein grosser Irrtum. Der Schüler ist kein Forscher. Als Lehrer darf ich ihn nur das suchen lassen, was ich selbst schon gefunden habe; ich darf nicht mit ihm gemeinsam tasten, sondern muss ihn zu Ergebnissen führen, deren ich von vorneherein sicher bin. Deshalb braucht er präparierte Beispiele, um daraus die Regeln abzuleiten — man könnte das als pädagogische Induktion bezeichnen — und eben solche präparierte Beispiele, um dieselben einzuüben, sie zu einem unbewussten Besitz zu machen, und dazu ist das Uebungsbuch unentbehrlich. Dass das Uebungsbuch nach Möglichkeit auf der Verarbeitung des schon bekannten sprachlichen Anschauungsmaterials aufzubauen sei, ist natürlich zu fordern. Es geht das auch sehr gut, wenn ein Lesebuch vorhanden ist und auf der mittleren Stufe des Unterrichts noch gebraucht wird. Mit Recht hat daher der XIX. Deutsche Neuphilolentag zu Berlin an den Hübnerschen Leitsätzen denjenigen, der ein besonderes Uebungsbuch für unnötig erklärt, gestrichen.

Eine ganz eigentümliche Stellung nehmen die Richtlinien auch ein zur Uebersetzung und zwar zur Uebersetzung in die fremde Sprache, der sogenannten Hinübersetzung. Die Uebersetzung, vor einem halben Jahrhundert noch nach dem Vorbilde des altsprachlichen Unterrichts der Mittelpunkt, das ein und alles des schulmässigen Sprachbetriebs auch in den neueren Sprachen, ist dann durch die ältere Reform von Viëtor, Walter u. a. gänzlich in Verruf gekommen. Es sollte überhaupt nicht mehr übersetzt werden. Das war die orthodoxe Lehre der Reform, wenn auch sowohl in den Lehrbüchern als in der Praxis des Schulunterrichts sehr häufig davon abgewichen wurde. Aber diese Abweichungen, diese kleinen Uebersetzungsübungen, meist in einem Anhange des Lesebuches, galten als Konzessionen an die menschliche Schwäche, die Macht der Tradition und des Vorurteils. Die Richtlinien sprechen nun in der Tat von Uebersetzungen aus dem Deutschen, die „sich an den in den Schulen erarbeiteten

Sprachbesitz anschliessen" sollen. Sie meinen hiermit in der Klasse unter Leitung des Lehrers vorgenommene Uebungen, die dazu führen sollen, dass der Schüler, „statt stockend nach dem Uebungsbuche zu übersetzen, zu einer wirklich fliessenden idiomatischen Wiedergabe des Satzganzen" kommt. Die Krönung dieser Uebungen soll „dann auf der Oberstufe die freie Uebertragung eines echt deutschen Textes aus der dem Schüler zugänglichen deutschen Lektüre" sein. Es wird also hier die freie Uebertragung in die fremde Sprache als ein Ziel des Unterrichts gesetzt, auf das hingearbeitet werden soll, ebenso wie im Lateinischen, während die grammatische Uebersetzung, die zur Erläuterung bestimmter „Regeln" dient, verpönt wird. Sie soll fallen, zusammen mit dem schon durch einen Ministerialerlass vom 23. Januar 1923 abgeschafften Uebungsbuch.

Was nun zunächst die grammatischen Uebersetzungen angeht, so scheinen sie mir neben den direkten Uebungen unentbehrlich zu sein. Die Sprache, die wir lesen und lernen, ist nicht bloss ein Organismus, ein zusammhängendes System von Ausdruckmitteln, das als solches erfasst werden muss; sie ist auch ein uns fremdes System, ein anderes als das, in welches wir hineingeboren sind, nach dem wir denken, das wir unbewusst anwenden. Und damit wir hierzu in der fremden Sprache bis zu einem gewissen Grade auch gelangen, müssen wir den Unterschied in der Ausdrucksgestaltung der eigenen und der fremden Sprache nicht bloss kennen und verstehen, wir müssen ihn auch durch bewusste, wegen der Enge des Bewusstseins immer auf ein besonderes Ziel gerichtete Uebung uns praktisch aneignen; das Fremde muss auf diese Weise mechanisiert, automatisch gemacht werden. Es ist eine Selbsttäuschung, wenn man, wie in den Schriften der extremen Reformer immer behauptet wird, glaubt, die Muttersprache einfach ignorieren, auf diese Weise neben dem eigenen ein zweites Sprachgefühl unabhängig von ihr entwickeln zu können. Die muttersprachlichen Denkgewohnheiten werden sich immer wieder in den Vordergrund drängen und „Fehler" hervorrufen. Und hiergegen richtet sich die grammatisch-stilistische Uebersetzung. Ihr Ziel ist im wesentlichen negativ; sie soll durch eine oft wiederholte Vergleichung der fremden mit der Muttersprache in einem besonderen Punkte „Fehlern" entgegentreten, die muttersprachlichen Assoziationen, die soviel stärker sind als das Fremde, ausschalten.

Das ist der psychologische Berechtigungsgrund der grammatisch-stilistischen Uebersetzungen. — Ihr Platz ist besonders auf der Mittelstufe. Auf der Unterstufe, der Stufe des im wesentlichen mechanisch-imitativen Sprachbetriebs, wird das Uebersetzen auch eine Art Imitation oder doch Variation sein, eine Art „indirekter Rückübersetzung", wie sie wohl genannt worden ist, bei der der deutsche Text sich möglichst eng an den fremdsprachlichen anschliesst und starke Abweichungen in der Ausdrucksgestaltung vermieden werden. Hier ist sie eine Uebung neben anderen, die auch entbehrt werden kann, aber als Uebung doch ihren Nutzen hat. Auf der Mittelstufe aber wird beim Uebersetzen der Nachdruck auf eben diese Abweichungen von der Art der Muttersprache gelegt; sie werden geübt, denn um Uebungsarbeiten handelt es sich in erster Linie, nicht um Prüfungsarbeiten. Auch diese Uebungen werden sich im Inhalt und im Wortmaterial möglichst eng an die gerade durchgenommenen fremdsprachlichen Texte anschliessen, damit die Aufmerksamkeit des Schülers auf das Grammatisch-Stilistische konzentriert wird. Und die ganze Uebersetzung bleibt immer nur ein methodisches Mittel, wird nie Ziel des Unterrichts.

Wie steht es nun mit der anderen Art der Uebersetzung, der freien Uebertragung eines deutschen Textes in idiomatisches Französisch oder Englisch? Ist sie ein methodisches Mittel zur Erlernung der Fremdsprache? Sicherlich nicht in dem Sinne, dass die Schüler auf die Weise, wie es noch in den alten Lehrplänen von 1900 hiess, „allmählich von der wörtlichen Uebertragung zum freien Ausdruck desselben Gedankens in anderem sprachlichen Gewande geführt werden." Das ist ein Irrtum. Der Weg zum freien Ausdruck in der fremden Sprache geht nicht von der Muttersprache aus, sondern von der Fremdsprache selbst. Nur durch einsprachige Uebungen, Diktat, Umformungen, Nacherzählungen, Beantwortung von Fragen u. ä. lernt der Schüler die fremde Sprache selbsttätig zum Ausdruck von Vorstellungen gebrauchen. Ist denn die freie Uebertragung ein Ziel des Unterrichts? Ganz gewiss nicht, denn die Uebertragung eines Schriftstellers in eine fremde Sprache ist eine Leistung, die ganz ausserhalb unseres Könnens liegt. Wenn sie aber weder ein Mittel der Spracherlernung ist noch eine Zielleistung, so kann sie nur ein Mittel der formalen Bildung sein, eine geistige Gymnastik, an sich zwecklos, aber geeignet, die geistigen Kräfte des Schülers zu

üben. Solch eine Uebung, solch ein virtuoses Umwenden eines ganzen Gedankenzusammenhanges aus einer Sprache in eine andere mag angebracht sein bei den alten Sprachen, bei denen der freie Gedankenausdruck als Ziel des Unterrichts fortfällt. Man sollte sie vollständig fallen lassen bei den neueren Fremdsprachen. Denn im Grunde setzt sie das, was erreicht werden soll, die Beherrschung der fremden Sprache bis zu einem hohen Grade voraus und verlangt in der Praxis immer so zahlreiche Uebersetzungshilfen, dass sie, wie Sweet einmal sagt, zur „Farce" wird. Und vor allen Dingen ist sie unvereinbar mit den wirklichen Zielen des neusprachlichen Unterrichts, geeignet, deren Erreichung zu hindern. Wenn man in der Tat die idiomatische Form der Fremdsprache mit der muttersprachlichen Ausdrucksgestaltung mit Nutzen vergleichen will, so ist es besser, das an einem deutschen Text und seiner literarischen Uebersetzung ins Englische oder Französische oder auch umgekehrt an einem englischen oder französischen Text und einer guten deutschen Uebersetzung zu tun. Es kann diese Vergleichung auch zwischen einem französischen und englischen Text stattfinden. In diesen Fällen steht man wenigstens auf einigermassen sicheren Boden und setzt sich keiner Selbsttäuschung aus. Ich würde solch eine Vergleichung an Stelle der Uebertragung deutscher Originaltexte, wie sie in den Richtlinien gefordert wird, sehr empfehlen. Diese scheint mir gänzlich zwecklos und sollte namentlich aus der Reifeprüfungsordnung, in der sie noch immer neben der freien Nacherzählung und dem Aufsatz genannt wird (so in dem Entwurf von Oberschulrat Moeller im Deutschen Philol.-Blatt vom 23. Sept. 1925, sogar an erster Stelle), endgültig verschwinden.

Es ist aber unmöglich, den sprachlichen Unterricht gleichzeitig auf zwei verschiedene Ziele einzustellen. Dass dies nicht vermieden worden ist, scheint mir ein aus der Zusammenarbeit mehrerer Methodiker hervorgegangener und zu erklärender Fehler der Richtlinien zu sein, deren Weitblick, Gründlichkeit und Tiefe im übrigen hohe Bewunderung verdient.

Berlin. Philipp Aronstein.

Das moderne Bildungsideal und die neueren Sprachen.

Trotz der Vielgestaltigkeit des modernen Lebens gibt es grundsätzlich nur eine Bildung. „Nach gemeiner Ansicht gehört zur Bil-

dung: Kenntnis von Sprachen, literarisches und geschichtliches Wissen, schliesslich eine Fähigkeit, weiter als nur aufs Unmittelbare zu blicken. Gegen Lücken im Bereiche der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Technik ist man äusserst duldsam. Woran mag das liegen? . . . Vielleicht ist der Grund der, dass „Humanität und Bildung" (Becker) auf der geschichtlichen Form des geistigen Lebens ruhen, dass sie auf den Menschen und seine Schöpfungen gegründet sind. Aus jener Teilnahme am geschichtlichen Leben des Menschen, die zu einer Besinnung auf das Ganze des Daseins führt, entsteht eine Haltung des Menschen . . ., die wir in erhöhtem Gebrauch des Wortes als Bildung bezeichnen dürfen . . . Das Teilhaben am Geistigen, zumal in seiner geschichtlichen und in seiner philosophischen Gestalt, schafft Bildung." (M. Dessoir in der *Voss. Zeitg.* vom 30. August 1925.)

Mag nun der Begriff der Bildung eindeutig sein, so sind doch die Wege, dahin zu gelangen, verschieden; sie führen über die Antike, oder über den Europäismus, oder über die Naturwissenschaften. Auf diesen drei Wegen ist die Art der Fortbewegung in zweifacher Weise möglich, einmal intellektuell-analytisch, andererseits intuitiv-synthetisch. Wie nun stets auf eine Periode des Realismus als Reaktion eine solche der Romantik folgte, so geht es, und das ist ein Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, auch mit den geschilderten beiden Methoden. Augenblicklich ist ein „Drängen aller geisteswissenschaftlichen Disziplinen zur Ueberwindung des Intellektuell-Analytischen . . . durch das Intuitiv-Synthetische" zu konstatieren. (Hübner.)

Die Frage ist nur, ob die Schule diese geistigen Moden mitmachen, hinter Zeitströmungen einherhinken muss, oder ob sie nicht vielmehr, weiter schauend, führen soll. Das Ziel — Bildung — ist klar. Lassen wir einmal die Schlagworte „Kulturkunde" u. ä. beiseite, die schon nahezu als Geschäftsreklame zu wirken beginnen. Nichts ist doch für eine Schule, die das kommende Geschlecht heranbildet, gefährlicher, als die Einseitigkeit der Gegenwart der Zukunft aufdrängen zu wollen. Will denn die Jugend das Intuitiv-Synthetische? Wir wollen es. Kann sich die Jugend intuitiv-synthetisch Bildung erringen? Wer erfasst das Wesen der Dinge intuitiv? Der Künstler. Wer ist berechtigt, synthetisch zu arbeiten? Universalgenies. Aber unsere Jugend? Täuschen wir uns doch nicht, und seien wir ehrlich. Wir haben nur ganz spärlich gesät Talente, kaum Genies. Und mag sich hier und da, höchstens bei 50 v. Hund. aller Schüler, ein gewisser Schaffensdrang regen — es gibt nicht nur in der Physik ein Trägheitsgesetz — es ist doch kein Schöpferdrang.

Der Radikalismus ruft, wo er auch immer auftritt, Begeisterung hervor, lässt aber letzten Endes unbefriedigt. Die moderne Pädagogik ahmt einer gewissen eben noch modernen Kunstrichtung

nach und steht vor derselben Gefahr, ungeniessbar zu werden, weil sie sich gar so modern gebärdet und schon veraltet ist.

Intellektuelle Analyse — intuitive Synthese, wir brauchen nicht nur den einen Weg, nicht den andern, wir brauchen beide.

Es ist ein ausserordentlich wichtiges Symptom, dass der Berliner Neuphilologentag die Trennung von Lektüre und Grammatik nicht für unnötig hielt, sondern mit grosser Mehrheit diese von Hübner besonders unterstrichene Forderung ablehnte.

Man muss wohl daraus den Schluss ziehen, dass bei der Mehrheit der Gedanke nicht Boden gefasst hatte, unsere Schüler könnten auf intuitiv-synthetischem Wege die Fremdsprachen so erlernen, dass sie darin gewissermassen schwimmen. Der Ausdruck ist der Bühnensprache entnommen. Gut schwimmt nur der geniale Schauspieler, der dem Souffleur unmerklich nachspricht; der Durchschnittsschauspieler, der zu schwimmen versucht, sieht sich bald gezwungen to give up the ghost, wie es in einem bekannten ganz alten englischen Witze heisst. Wie soll denn bei sechs und meist weniger Wochenstunden ein geniales Schwimmen unserer Schüler möglich sein?

Was die *Richtlinien* aufstellen, was der Neuphilologentag beschloss, sind ausserordentlich begrüssenswerte ideale Anregungen, Wünsche und Hoffnungen in schön stilisierter Form. Wie werden sich diese Richtlinien weiter entwickeln?

Das Latein kann am Reformrealgymnasium wieder in Untertertia beginnen. Man spricht auch von einer beabsichtigten Stundenvermehrung der Mathematik an gewissen Schultypen. Die Stundenverteilung der Physik wird sich gleichfalls in nächster Zeit als reformbedürftig herausstellen.

Der Arbeitsschulgrundsatz als solcher ist vom Zentralinstitut noch nicht überzeugend vorgeführt und scheint eine Verlängerung der Schulzeit nötig zu machen.

Die staatsbürgerliche Bildung kann, wenn die Schule Bildung im oben angegebenen Sinne erarbeiten lässt, nur eine von mehreren Richtschnuren für die Stoffauswahl sein.

Was endlich die Betonung der eigentlich-nationalen Bildungsstoffe betrifft, so mag Dessoir noch einmal das Wort haben: „In der Deutschkunde, die ich nicht verwerfen will, ist viel Unnützes enthalten, beispielsweise über alte Waffen, Hausbau, Trachten, Festbräuche, Mahlzeiten; der deutsche Geist offenbart sich gewiss deutlicher in seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Höchstleistungen. Der junge Germanist könnte mehr als bisher zu einer weltanschaulichen, geistesgeschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Betrachtung der Dichtwerke erzogen werden.“ (*Ebd.*)

Konzentration, das scheint noch der fruchtbarste, wenn auch nicht neue, Begriff zu sein, der in die grosse Debatte über das neue Bildungsideal geworfen ist. In ihrem Zeichen muss die Oberstufe der Vollanstalten arbeiten, aber nicht im Sinne eines einseitigen steten

Unterstreichens gewisser Einzelheiten, sondern in dem der Vertiefung und Abrundung. Diesen Begriff auszuwerten, wird in Zukunft Sache der gut geleiteten monatlichen Klassenkonferenzen sein, hofft man.

Fachschulräte für diesen Zweck sind wenig beliebt trotz der lockenden Aufrückungsstelle.

Alles in allem, Gamaliel, des Paulus Lehrer, war doch ein grundgescheiter Mann. (Apostelgesch. 5, 34 ff.)

Berlin. P. R. Sanftleben.

Der Feminismus während der französischen Revolution.

I. Einleitung.

Bestimmte Fragen erscheinen von Jahrhundert zu Jahrhundert, von einer Entwicklungsepoche zur andern immer aufs neue, sobald sie erst einmal in den Gedankenkreis der Menschheit eingetreten sind, oder vielmehr, sie verschwinden überhaupt nicht mehr aus ihm. Wie die Flüsse, deren Quellen im Schosse der Felsen verborgen sind, deren unterirdische Fluten sich nur hier und da verraten, und die dennoch plötzlich ihre machtvollen Wogen in breit sich dehnendem Bette unter dem Lichte des Tages dahin wälzen, ohne dass das menschliche Auge ihre Kindheit und ihre Jugend hatte beobachten können: so entstehen und entwickeln sich auch jene Fragen, mögen sie nun politische, soziale oder moralische sein. Wir kennen den Tag nicht, noch die Stunde, wo im Hirn eines Menschen von der Geschichte der Menschheit unbemerkt sich zum erstenmal der fruchtbare und befruchtende Gedankenkeim gelöst hat. Aber sobald er erst einmal geboren ist, verfolgt er seinen Weg durch die verschiedensten Erscheinungsformen der menschlichen Gesellschaft und durch das Geistesleben der Menschheit.

Der Feminismus, die Frauenfrage, ist eine dieser Menschheitsfragen. Vielleicht entstand sie schon mit der ersten Frau. Ist nicht Lilith, Adams erste Frau, die, ihm gleich, von Gott aus dem berühmten Erdenkloss geschaffen, sich dem Manne nicht beugen will und ihm entläuft, wofür sie von der rabbinischen Sage zur Teufelin gemacht wird und von Herrn Langbein im Jahre 1772 sogar mit auf den Blocksberg geschickt wird, das Urbild der Frauenrechtlerin? Ist sie nicht die sagenhafte Verkörperung jener ersten Frau, in deren Geiste sich zum erstenmal das Gefühl der Auflehnung bildete, die zum erstenmal sich als Sklavin des Mannes fühlte? — Von diesem Augenblick an kennt die Menschheit die „Emanzipation der Frau", den Feminismus, die Frage, welches der Platz der Frau, des Geschöpfes des Mannes, ohne eigene Intelligenz, eigentlich in dem Organismus der menschlichen Gesellschaft sei. Diese Einordnung der Frau geht auf verschiedene Weise bei den verschiedenen Völkern vor sich, und ihr Fortschritt wird beschleunigt oder verzögert je nach den Lebensbedingungen in den verschiedenen Perioden der Zivilisation.

Die Stellung, die die Frau im öffentlichen Leben einnimmt, gibt immer den richtigen Gradmesser für die Kulturhöhe eines Volkes ab. Ursprünglich waren die physischen Unterschiede grundlegend für die Stellung der beiden Geschlechter zu einander. Die Frau war die körperlich schwächere, folglich musste sie die tiefere Stufe einnehmen, solange, als die physische Kraft für die Wertung des Individuums im Lebenskampf ausschlaggebend war. Einen Platz neben, nicht unter dem Manne einzunehmen, eine soziale Stellung sich zu erwerben, die nicht auf den physischen Unterschieden beruht, sich wirtschaftlicher und politischer Rechte zu versichern, die sie hat, oder zu haben glaubt, das sind die Forderungen der Frauenbewegung.

Die Emanzipation des weiblichen Geschlechts muss daher als das unvermeidliche und notwendige Ergebnis der modernen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung angesehen werden. So ist ja auch die neueste und vielleicht entscheidenste Etappe der Frauenemanzipation, die bedingungslose Zulassung der Frauen zum aktiven und passiven Wahlrecht in Deutschland, eine sich mit mathematischer Notwendigkeit ergebende Folge der durch den Weltkrieg geschaffenen, von ihm geforderten Stellung der Frau als Trägerin des gesamten wirtschaftlichen Lebens hinter der Front während fast eines halben Jahrzehnts, während der militärischen Inanspruchnahme der Männer. In den Ententestaaten, insbesondere in Frankreich und Italien war dies nicht in demselben Ausmasse der Fall, da hier der Ausfall wirtschaftlicher Manneskraft nur zu einem Teil durch Frauenkraft, zum anderen aber durch Auslandshilfe ergänzt wurde.

Keine Idee kann wirklich verbreitet werden, es sei denn, dass sie einen für ihre Entwicklung vorbereiteten Boden finde. Keine soziale Bewegung kann auf Erfolg rechnen, es sei denn, dass sie eine Atmosphäre vorfinde, die ihrem Wachstum und ihrer Lebensfähigkeit günstig sei. Die moderne Frauenbewegung hat wachsen und sich in alle Gesellschaftsklassen hinein verästeln können, weil die Geister des Jahrhunderts für ihren Empfang wohl vorbereitet waren — die männlichen vielleicht noch mehr als die der Frauen selbst — und weil die erste Voraussetzung, die ihr ihre Daseinsmöglichkeit und -berechtigung überhaupt erst gab, vorhanden war, nämlich die durch natürliche wirtschaftliche Entwicklung bewirkte Emanzipation der Frau vom Haushalt, ihre Befreiung von jenem Berg häuslicher Arbeiten und Pflichten, die aus ihr das Lasttier, die wahre Haussklavin machten, die sie im Mittelalter und in der sogenannten Neuzeit war bis nahe an die Schwelle des 20. Jahrhunderts. Aber auch der Geist der Menschheit, bieziehungsweise eines Volkes muss ausreichend gebildet sein, die Zivilisation muss nicht nur unter technischen Gesichtspunkten, sondern vor allem geistigen ausreichend entwickelt sein, um die Ausbreitung der Frauenbewegung zu gestatten.

Zum erstenmal hat der Feminismus in den Tagen der Renaissance eine vorzeitige Blüte erlebt, aber ausschliesslich in den Klassen

der Gesellschaft, über die die soeben freigewordenen Kräfte einer aufsteigenden Kulturentwicklung das Füllhorn ihres Reichtums ausgegossen hatten. Diese bevorzugten Klassen bringen in Frankreich und Italien die „Virago" hervor, das „Mannweib", die emanzipierte Frau der Renaissance. Da man aber in diesen relativ primitiven Zeiten — wie übrigens in allen Anfangsetappen der Frauenbewegung — die feinen psychischen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern nicht erkannte, und weil man als das Entwürdigende der Unterordnung nur die physische Erniedrigung der Frau empfand, so fordert die „Virago" nicht die Gleichwertung der Frau in ihrer nur ihr eigentümlichen Sonderheit neben dem Manne, sie will vielmehr ihm gleich sein, und nicht ihre Rolle neben ihm spielen. Sie „vermännlicht" sich; der „Feminismus" wird „Masculinisation" der Frau. So nimmt die emanzipierte Frau der Renaissance die Gewohnheiten, das Benehmen, die Tugenden und die Fehler, die Moral der Männer ihrer Zeit an. Wie der Mann beschäftigt sie sich mit Künsten und Wissenschaften; sie malt, sie dichtet, sie studiert Medizin und kommentiert griechische Schriftsteller; sie stählt ihren Körper durch dieselben Leibesübungen wie der Mann; sie zieht auf die Jagd und sie zieht in den Krieg, ja sie kämpft im Duell mit männlichen und weiblichen Gegnern; vor allem aber nimmt sie für ihr Geschlecht dieselben Gesetze in sexueller Beziehung in Anspruch und befolgt sie! So will sie, nachdem sie die Rivalin des Mannes auf geistigem Gebiet geworden ist, ihm es auch physisch gleichtun. Der Mann der Renaissance ist stolz auf die physische Kraft seines Körpers — man sehe die Männer Michelangelos an —; die Frau der Renaissance ist stolz auf die Formvollendung ihres Körpers — man sehe die Tizianschen, ja sogar die Raffaelischen Frauen darauf hin einmal an! Der Kraft des Mannes setzt sie die Schönheit entgegen. Sie beweist, dass sie die Krone der Schöpfung ist so gut wie der Mann. So triumphiert das Sichbewusstwerden, das Bewusstsein des persönlichen Wertes in der Frau der Renaissance erstmalig, und man hat mit Recht der „Virago" und den schönen und geistreichen Frauen jenes glänzenden Zeitalters ihren Platz unter den Vorläufern der modernen Frauenbewegung angewiesen.

Der dreissigjährige Krieg und der Verfall der Zivilisation in seinem Gefolge, nicht nur diesseits des Rheins und der Alpen, lässt auch das „Mannweib" wieder verschwinden. Die Sklavin, das gute Haustier des Mittelalters wird die Favoritin, das schöne Vergnügungstier des Mannes. Man hat das Zeitalter des Absolutismus „das Zeitalter der Frau" genannt. Aber es ist keineswegs das Zeitalter der Frau als menschliches Wesen, als Persönlichkeit, keinesfalls das Zeitalter der Frau als Gattin, der Frau als Mutter — diese muss sich verlacht und verspottet in die Häuser des mittleren Bürgerstandes und in die Provinz flüchten — sondern einzig und allein das Zeitalter der Frau als Geschlechtswesen, als Maitresse in weitestem Sinne. Der Abso-

lutismus führte das Weiberregiment herauf; die Politik fällt in die Hände der Favoritinnen, und „die Wollust sitzt auf dem Thron". Dies Geschlechtswesen herrscht überall. Es gibt jenem Zeitalter seinen sinnlichen Reiz, seinen Haremsduft. Geschmack, Gewohnheiten, Künste, Dichtkunst wie bildende Künste: alles bringt sich in Harmonie mit dieser Herrschaft der Frau, des schönen Geschlechts. Keine andere Zeit spricht so oft von den Frauen als von „dem andern Geschlecht", meint mit dem Worte „Geschlecht", „sexe", schlechthin die Frauen, wie das 18. Jahrhundert. Das „Geschlecht" ist anbetungswürdig; das „Geschlecht" ist geistvoll, schön; das „Geschlecht" ist alles, nur nicht die getreue Gefährtin des Mannes im Leben, nur nicht die Mutter seiner Kinder. Man schreibt Bücher über den „Triumph des Geschlechts"; man sammelt die witzigen Aussprüche, die Geistesblitze, die Listen usw. des „schönen Geschlechts",[1]) aber eine vernünftige Bildung und Erziehung gibt man ihm nicht. Diese werden nur von diesem oder jenem „Utopisten" des Jahrhunderts[2]) unter Spott und Hohn der Zeitgenossen gefordert.

Die Frau des 18. Jahrhunderts ist geistvoll, raffiniert; aber abgesehen von einigen gelehrten Frauen, hat sie keine Bildung, keine Erziehung. Auch ist ihre Geistreichigkeit gesucht, geziert; Kunstfeuerwerk, um den Mann zu locken, zu blenden. Man lehrt sie nur die Sachen, die sie für die Rolle braucht, die sie in der Gesellschaft, im Salon spielen soll. So hat auch das vorrevolutionäre 18. Jahrhundert eine „Emanzipation der Frau", aber eine Emanzipation von jeder ernsthaften, wertvollen Arbeit: Die Frau ist einzig und allein ein Vergnügungsobjekt für den Mann in geschlechtlicher Beziehung. Das beweist niemand besser als die Philosophie des Jahrhunderts. Nach Rousseau — obwohl er selbst seine Existenz und seinen Ruhm fast gänzlich Frauen, und zwar durchweg hochwertigen Frauen verdankt — nach ihm hat die Natur die Frau dazu bestimmt, „à être l'objet de plaisir de l'homme"; nach Montesquieu soll sie auf Grund der Naturbestimmung ein anmutvolles Kind und nach Diderot eine Courtisane sein! Nur vereinzelte unparteiische Denker wie der Baron Grimm — freilich kein Franzose — neben jenen Utopisten, auf die schon hingewiesen wurde, fordern einen würdigeren Platz für die Frau. Die Mehrzahl aber auch von ihnen beschränkt sich darauf, die Frau von neuem für den Haushalt, für die Mutterschaft zu fordern. Die persönlichen Rechte der Frau, ihre Stellung in der Gesellschaft losgelöst vom Manne, ausserhalb der Familie, des Hauses zu erörtern, war noch nicht Sache des 18. Jahrhunderts. Die meisten der Refor-

---

[1]) Vgl. z. B. J. T. A. Dinouart, *Le triomphe du sexe.* Amsterdam 1749. — *Feminoeana ou la langue et l'esprit des Femmes. Recueil de ruses, bons mots, naïvetés, saillies etc. du beau sexe; suivie d'une notice sur les plus illustres Françaises;* par Marc Antoine, Paris 1801 u. a.

[2]) Vgl. Verfasserin: *Die französischen Utopisten und ihr Frauenideal.* Berlin, 1911.

matoren dieser Epoche haben dieselbe Auffassung wie Fénelon, wie der Abbé de Saint-Pierre und andere, die die Frau zwar mit aller möglichen Sorgfalt erziehen, ihr einen möglichst guten Unterricht angedeihen lassen wollen, aber keineswegs, damit sie als Individuum, als Mensch an sich ihrer entfalteten Kräfte des Körpers und des Geistes sich freue und sie nütze, sondern nur, um dadurch dem Manne, ihrem Gatten und Herrn, das Leben angenehmer zu machen.

Die Revolution von 1789, die so viele wichtige soziale Fragen auf die Tagesordnung setzte, begann denn auch die ernsthafte Erörterung über die Emanzipation der Frau im modernen Sinne des Wortes, wenn auch erst das 19. Jahrhundert die Bezeichnungen „Feminismus“ und „Frauenbewegung“ erfand, um diese gewaltigste soziale Bewegung, die die eine Hälfte der Menschheit umfasst, zu bezeichnen. Das Frauenideal des „Ancien Régime“ ist vollständig durch die Revolution gestürzt worden. Zum ersten Male geht die Frau daran, ihren Platz neben dem Manne einzunehmen; den ihr zukommenden Teil der Menschenpflichten, aber auch der Menschenrechte will sie haben: Sie will Bürgerin sein, und sie wird Bürgerin. Das Objekt ist auf dem Wege, Subjekt zu werden.

Jedoch der Ausbruch des Vulkans von 1789 führte wohl eine Revolution, aber keine gesunde, natürlich fortschreitende Entwicklung herbei. Die Frauenfrage ist zwar gestellt, und gross sind die Fortschritte, die man gemacht hat, um ihre Forderungen zu erfüllen. Sämtliche Probleme werden erörtert von der Frage an, wie man das Schicksal der kleinen Arbeiterin, der kleinen Pariser Schneiderin, die ihre Gesundheit in täglicher achtzehnstündiger Arbeit dahinopfert, bessern könne, bis zu der Forderung der politischen Rechte für die Frau, von der Prostitutionsfrage an bis zur Zulassung der Frau zum Militärdienst. Doch die Schreckensherrschaft und der Verfall der Revolution, das so unsympathische, ja ekelhafte Direktorium, vor allem aber die napoleonische Aera hemmen noch einmal den Gang des Feminismus, wie sie es verstanden haben, so viele andere soziale Fragen hintanzuhalten, die die grosse Revolution aufs Tapet gebracht hatte.

Im 19. Jahrhundert endlich erhebt sich der Feminismus und erstarkt unter dem Einfluss der wirtschaftlichen und technischen Eroberungen der Zeit, begünstigt durch das ständig wachsende und für die Ungerechtigkeiten der Menschen gegeneinander immer empfindlicher werdende soziale Gewissen der Menschheit. Seit der Julirevolution besteht die Frauenbewegung, der Feminismus, als ein nicht mehr wegzuleugnender Faktor in der Entwicklung der zivilisierten Völker. Es genügt, die Namen eines Saint-Simon, eines Charles Fourier, einer George Sand zu nennen, um zu beweisen, dass die Keime, die die Revolution von 1789 ausgestreut hat, unbemerkt fast sich gedehnt und entwickelt haben, so dass sie nun imstande sind, ihre Schösslinge unter dem hellen Tagesgestirn zu entfalten

und das ganze soziale und intellektuelle Leben des vorigen Jahrhunderts zu beeinflussen. Heutigentages müssen ihr alle, die Sozialpolitiker, die politischen Parteien, der Staat und die Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit widmen, mit ihr rechnen, und sie rechnen mit ihr, wie ein flüchtiger Blick auf das politische Leben, z. B. Deutschlands, auf die Wahllisten lehrt.

II. Die Bürgerin der Jahre 1789—93.

Die französische Revolution von 1789 ist der erste Versuch eines ganzen Volkes, die philosophischen Träumereien eines ganzen Jahrhunderts zu verwirklichen. Auf einen Schlag will sie das gesamte Leben des Einzelmenschen und der Nation ummodeln, will die Unvollkommenheiten, das Unglück, die Leiden, die Verzweiflung der Menschheit nach dem Plan der Utopien des „philosophischen" Jahrhunderts abschaffen. Das ist der Grund, weshalb die Ereignisse und die Persönlichkeiten der ersten Revolutionsjahre ein so unwirkliches, so romantisches, so utopisches Aussehen haben. Wenn wir den Reden der Revolutionsmänner von 1789 lauschen — welch Unterschied gegen die der deutschen sogenannten Revolution von 1918! — so glauben wir die Denker des sterbenden Jahrhunderts zu hören, deren Schüler ein Condorcet, Mirabeau, Roland, Robespierre, St.-Just und zuletzt der Kommunist, der Bolschewist Babeuf waren. Wenn wir das von den Flügeln der Begeisterung getragene Volk zu den Altären der Verbrüderungsfeste eilen, wenn wir die Mütter mit ihren Kindern an den Stufen jener Altäre knien sehen und ihr Bürgerinnengelübde ablegen hören, wenn wir die Greise an der Spitze der Bevölkerung der Städte und der Dörfer von den edel-reinen Flammen der Vaterlandsliebe entzündet, umgeben von einem Kranze junger Mädchen dem Genius des Vaterlandes ihre Huldigungen darbringen sehen; wenn unser Blick den Scharen von Kindern, Mädchen und Frauen folgt, die bereit sind, den geliebten Boden ihrer Heimat mit den Waffen in der Hand gegen den auswärtigen Feind zu verteidigen; dann meinen wir — selbst wenn wir in manchem den Ueberschwang französischer Vorliebe für Theatralik in Betracht ziehen — nicht mehr in demselben Jahrhundert zu sein, das den Menschen und vor allem die Frau so tief erniedrigt sah, sondern in jenen glücklichen Zeiten der Zukunft, die die utopistischen Träumer der nach besseren glücklicheren Tagen seufzenden Menschheit verheissen.

Während der ersten Tage und Jahre der Revolution, in denen die ganze französische Nation, und nicht nur sie, in exaltiertem Begeisterungsrausch lebte und sich einem wahren Delirium an Grossmut hingab, nahm man auch die Frau in den so weiten und schönen Kreis auf, den Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit umschreiben. Man wundert sich vielleicht über die Leidenschaft, mit der ganz besonders die Frauen zunächst der Revolution, dann der Republik sich hingaben, waren sie doch keineswegs für diese neuen Ideen

erzogen worden. Zwar geht Madame Roland mit ihrem Plutarch in der Tasche spazieren; zwar behält Charlotte Corday von allen ihren Büchern, als sie nach Paris abreist, eben denselben Plutarch bei sich. Aber die grosse Masse der Frauen war durchaus nicht so bekannt wie die Männer mit den Republiken Griechenlands und Roms, die der neuentstehenden französischen Republik zum Muster dienten. Es gab auch nur ganz vereinzelt Frauen, die wie Mademoiselle Keralio durch das Studium der englischen Geschichte sich mit dem Gedanken und der Möglichkeit einer Revolution vertraut gemacht hatten. Trotzdem fand die Sturmglocke der Revolution bei den Frauen von Paris wie bei denen in der Provinz williges und freudiges Gehör. Die Frauen des Adels, der Bourgeoisie, des Volkes, alle finden sich während der ersten schönen Jahre der Revolution durch das gleiche patriotische und geschwisterliche Gefühl vereint.

Den mächtigsten Antrieb zu diesem Eifer der Frauen für die Revolution ist ohne Zweifel das Aufwachen aus dem jahrhundertelangen Schlaf, der die Frau des 18. Jahrhunderts in tiefer sexueller Betäubung erhalten hatte. Sie fühlt instinktiv, dass ihre Stunde der Befreiung naht. Aber andererseits darf man auch nicht vergessen, dass die Männer dieser Zeit, wie zu keiner andern, bereit waren, die Frauen als wahre Gefährtinnen an ihrem Streben teilnehmen zu lassen, den „Bürgerinnen“ die Hand zu reichen. Die Gemütslage bei Männern wie bei Frauen musste sich also vereinigen, naturgemäss vereinigen, um der Frauenbewegung der Revolution einen freien Aufstieg zu ermöglichen. Das gibt den Frauen auch die Kraft, ihre Sache durch Wort und Tat zu vertreten. Keine andere Epoche der Geschichte bis zum 9. November 1918 hat den Frauen einen so breiten Platz im öffentlichen Leben angewiesen, wie die Revolution während der Jahre 1789 bis 1793. Die einen tragen zum Siege der grossen Bewegung in ihren Salons bei, die anderen auf der Strasse. Die einen nehmen an dem Sturm auf die Bastille tätigen Anteil; tausende von Frauen machen den 5. und 6. Oktober zu einzigartigen feministischen Tagen in der Weltgeschichte, die über das Geschick der Revolution entscheiden. Frauen fordern und erhalten an der Seite der Männer die Zulassung zur Ableistung des Bürgereides und leisten ihn jede in ihrem Distrikt im Februar des denkwürdigen Jahres 1790. Und es sind abermals Frauen an der Seite der Männer, „même fort honnêtes“ und wie ein zeitgenössischer Schriftsteller und Gegner der Frauen, Mercier, in seinem *Nouveau Paris* sagt, „parées des ornements de leur sexe“, die sich im Juli desselben Jahres auf das Marsfeld begeben, wo sie den Arbeitern gleich, mit Schaufel und Schubkarren an der Fertigstellung des Festplatzes für das Verbrüderungsfest der Nation mitarbeiten. Frauen dirigieren Zeitungen; Frauen begeistern in den Revolutionsklubs die Männer mit ihrem glühenden Glaubenseifer. Eine Frau leitet, wenn auch inoffiziell, ein Ministerium; eine andere tötet Marat. Frauen nehmen an den

August- und Septemberereignissen teil. Und endlich die Frauen der Aristokratie und des Bürgertums, die Emigrantinnen und die, die auf das Schafott steigen: immer die Frau an der Seite des Mannes; eine Frauenschar nach der andern, immer neue, die der Fahne der Revolution folgen mitten in die Schreckenszeit hinein, hinab bis zu den „Furien der Guillotine“ . . . .

Was man aber nicht übersehen darf, ist der Umstand, dass alle jene Frauen, alle diese „Bürgerinnen“ entweder überhaupt nicht oder fast nicht Frauenrechtlerinnen im modernen Sinne sind. Sie beschränken sich darauf, für das Vaterland und die Revolution zu handeln „en hommes“, als Männer. Im Grunde kümmern sie sich herzlich wenig um ihre „Rechte“; es genügt ihnen vollauf, ihren Anteil an den Bürgerpflichten zu erhalten. Mme. Roland, die „Muse der Revolution“, das Haupt der Girondisten, die Parteiheilige, der ihre Anhänger einen wahren Kult widmen, ist die vornehmste Verkörperung der Revolutionsfrauen und Bürgerinnen Sie lenkt die Geschicke Frankreichs, als ihr Gatte zum Minister ernannt wird, mit ebensoviel Weisheit und Takt, wie die der Partei. Ihre Bedeutung als Patriotin und Bürgerin steht in nichts ihrem Pflichtbewusstsein als Gattin und Mutter nach. So kann keine der anderen Frauen der Revolutionszeit wirklich mit ihr wetteifern ausser vielleicht die schöne und sanfte Sophie de Condorcet, die Gattin des grossen Vorkämpfers der Frauenbewegung. Obschon Mme. Roland zwei dicke Bände Briefe und zwei andere, ebenso umfangreiche, ihre im Gefängnis, auf dem Wege zum Schafott geschriebenen Memoiren enthaltend, hinterlassen hat, sucht man doch vergeblich nach Spuren frauenrechtlerischer Forderungen in diesem interessanten Werk einer „politischen Frau“. Und das ist in der Tat nicht so wunderbar. Denn warum Rechte fordern, wenn man die Macht in Händen hat? Es ist also ganz natürlich, dass wir den Ruf nach der Emanzipation der Frau weder aus dem Munde der Mme. Roland, noch der Mme. de Staël vernehmen, dieser zweiten grossen Revolutionsfrau, deren Begeisterung den Minister Necker, ihren Vater, ganz erheblich weiter auf der Bahn der Revolution trieb, als sein eigenes ruhiges, bedächtiges Temperament ihn hätte gehen lassen.[1]) — Mme. Villette, die „Belle et Bonne“ Voltaires, ihres Adoptivvaters, gründet zwar das erste „Collège libre“, eine Art Volkshochschule, in der Kurse von den „gelehrtesten“ Professoren abgehalten werden sollten. Diese Kurse sollen gleichzeitig mit der Belehrung einen Sammelpunkt der jungen Leute bieten, wie das *Journal d'un étudian pendant la Révolution,* 1789—1793[2]) berichtet. Eine Besonderheit und Neuerung dieser-Kurse ist die Zulassung der Frauen zu ihnen mit denselben Rechten wie die Männer. Aber eine gleichwertige Erziehung in allen Phasen ihrer Entwicklung

[1]) Vgl. Michelet, J. *Femmes de la Révolution,* Oeuv. compl. 16, 61.
[2]) Herausg. v. Maugras, Paris, 1890.

für die Mädchen und Frauen zu verlangen, wie die späteren Frauenrechtlerinnen sie fordern, das kommt Mme. Villette nicht in den Sinn.

Vergeblich sucht man auch nach feministischen Ideen in dem Werke der Louise Robert de Kéralio, der Journalistin der Revolution. Sie schreibt eine *Geschichte Elisabeths von England,* die von der Frau Rat Goethe als „Feiertagslektüre" gelesen wird, sie veranstaltet eine *Sammlung der besten von Frauen verfassten französischen Werke,* und als echte Revolutionärin und Republikanerin klagt sie die Königinnen aufs heftigste an, in ihrem Buch *Les Crimes des reines de France depuis le commencement de la monarchie jusqu'à Marie-Antoinette* (Paris, 1793). Mit ihrem Vater und ihrem Gatten zusammen gibt sie den *Mercure national* heraus (1789—1791) und ist Mitarbeiterin am *Censeur universel anglais* (1785 u. f. J.). Aber wenn auch ihr Salon die Wiege eines der schönsten, idealsten Gedanken der Revolution, der „Sociétés fraternelles des deux sexes" ist, eine Feministin ist Louise Kéralio ebensowenig wie die anderen weiblichen Grössen der Revolution, und feministisch sind auch diese von ihr gegründeten „geschwisterlichen Vereine" nicht. Dennoch haben sie das schöne Ideal der Brüderlichkeit verwirklicht und haben sich das grösste Verdienst um die politische Erziehung der Frauen jener Zeit erworben, die in hellen Scharen diesen Vereinen zuströmen, um sich dort über die politische Lage zu unterrichten, und mit den Männern zusammen über die sozialen und politischen Fehler und Schäden zu beraten. Diese Klubs verbreiteten sich sehr rasch auch in den Provinzen und hatten überall, besonders aber natürlich in Paris, bedeutenden Einfluss auf das politische Leben.

Die Frau des 18. Jahrhunderts ist berühmt durch ihren Salon, von dem aus die Literatur, Kunst und Wissenschaft regiert und nach Möglichkeit politische Intriguen gesponnen wurden. Von der grossen Zahl berühmter Salons, die die Pariser Gesellschaft um die Mitte des Jahrhunderts zierten, hat fast kein einziger dem Einzuge der Revolution standhalten können. Im Jahre 1790 verschwinden alle mit dem „Ancien Régime", denn wie Albert Le Roy mit Recht in seiner Studie über den letzten Salon des 18. Jahrhunderts sagt: „Man kann nicht mehr „Salon" das girondistische Cénacle nennen, das seine ausschliesslich politische Inspiration bei Mme. Roland sucht."[1]) Dieser Niedergang des Salons ist durch den Geist der Revolution herbeigeführt worden, der den Platz, den die „Meinung" die „opinion" als Königin der Salons innehatte, dem „Lehrsatz", der „doctrine" gibt, die in Klubs, auf dem Katheder gepredigt wird. So nehmen die Klubs, die im Anfang des Jahrhunderts von jenseits des Kanals eingeführt worden sind, den Platz des Salons ein und ziehen die ganze Revolutionsgesellschaft, Männner wie Frauen an sich. Wenn bestimmte Po-

[1]) Le Roy, Albert, *Le Dernier Salon au XVIIIe siècle,* in *La Révolution française.* III, Paris 1882.

litiker sich regelmässig im Salon der Théroigne de Méricourt versammeln, so werden sie alsbald eine „Société des Amis de la Loi“ bilden, die aber auch anderswo ihren Vereinigungspunkt haben könnte, für die das Haus der Théroigne nur ein angenehmes „Versammlungslokal“ ist. Der Einfluss der Frau, wie er sich in den Salons äusserte, ist gebrochen, der Ehrgeiz der Pariserin und der Französin überhaupt ist es, nicht mehr „Dame“ zu sein, sondern „citoyenne“.

So entspringen auch die „sociétés fraternelles des deux sexes“, wie der Historiker Aulard treffend bemerkt,[1]) keineswegs dem Feminismus, sondern der demokratischen Bewegung, die sich gegen die Bourgeoisie ebensosehr wie gegen die Aristokratie richtet. Jedenfalls muss man aber in ihnen wenigstens eins der schönsten Zeichen des brüderlichen Geistes der ersten Revolutionszeit sehen, denn sie vereinen die Männer und Frauen, Bürger und Bürgerinnen gleichberechtigt auf ihren Listen.

Was aber den eigentlichen Feminismus, die Frauenbewegung, im modernen Sinne angeht, so muss man ihn anderswo suchen.

III. Forderungen der Frauen.

Indem sie sich mit dem gesamten öffentlichen Leben beschäftigt, erhebt die Frauenbewegung der Revolution die verschiedensten Ansprüche, politische, soziale und sogar militärische. Aber die literarischen Denkmäler über die Auswirkung des Feminismus der Revolutionszeit sind ziemlich dürftig. Von der gewaltigen Literatur zur Frauenbewegung, die Mme. Vincent, eine der Führerinnen der französischen Frauenbewegung unserer Tage, gesammelt hat und die schon vor einem Jahrzehnt mehr denn 800 000 Nummern umfasste, gehören kaum ein paar Dutzend dieser Epoche an. Es sind ausserdem meistens Broschüren, Petitionen, einige Reden und Zeitungsartikel, die jene Bestrebungen und Ansprüche dokumentieren. Chassin, in seinem *Génie de la Révolution* und Amédée de Faure in seinem kleinen Büchelchen *Le Socialisme pendant la Révolution,* beide im Jahre 1863 erschienen, haben einige dieser Dokumente analysiert, und Aulard in dem schon erwähnten Artikel gibt ebenfalls eine Anzahl Titel, von denen hier einige genannt werden mögen: „*Cahier des doléances et réclamations des femmes; Requête des femmes aux Etats généraux; Pétition des femmes du tiers état au roi; Requête des dames à l'Assemblée nationale; Motions adressées à l'Assemblée nationale en faveur du sexe*“ usw. — Was alle diese Eingaben und Bittschriften fordern, ist die Zulassung der Frau zu den „Etats généraux“ und später zur Nationalversammlung. Sie protestieren gegen eine Versammlung, welche die eine Hälfte der Nation ausschliesst, obwohl sie sich „Versammlung der Nation“ nenne. Vor allem aber verlangen sie soziale Gleichheit und die Wohltat der Erziehung und des Unterrichts auch

[1]) In einem Artikel *Le féminisme pendant la Révolution française.* *Revue bleue,* **IX, 364, 19 Mars 1898.**

für die Frau. Nach unseren heutigen Begriffen sind sie durchaus nicht extrem. So fordert z. B. die *Pétition des femmes du tiers état,* dass man für die Frauen ihre besonderen Berufe monopolisiere; Schneiderei, Näherei, Stickerei und die Herstellung der Modeartikel soll den Frauen vorbehalten bleiben, da sie durch die Abschaffung des Zunftzwanges der männlichen Konkurrenz in ihren allereigensten Berufszweigen ausgesetzt seien! Welch unendlich trauriger Ausblick auf das Elend von Tausenden und Abertausenden von Pariser Arbeiterinnen, die ihr täglich Brot vom König erbitten! Beachtenswert ist auch die grosse Mässigung der einfachen Frauen aus dem Volke, die diese Petition einbrachten, wenn sie hinzufügen: „Wir bitten auch darum, aufgeklärt zu werden, Aemter übernehmen zu können, nicht, um die Autorität der Männer zu beanspruchen, sondern um höher geachtet zu werden, um die Mittel zu haben, uns gegen das Unglück schützen zu können."

Diese Bittschrift blieb natürlich ohne Antwort ebenso wie jene andere Eingabe, welche die Frauen der Nationalversammlung vorlegten, lautend:

1. Alle Privilegien des männlichen Geschlechts sind gänzlich und unwiderruflich in ganz Frankreich abgeschafft.
2. Das weibliche Geschlecht soll sich jederzeit derselben Freiheit, derselben Vorteile und Rechte erfreuen wie das männliche Geschlecht.
3. Das männliche Geschlecht soll in der Grammatik nicht mehr als das vornehmere (!!) betrachtet werden, da alle Geschlechter, alle Wesen gleicherweise vornehm sein sollten und auch tatsächlich sind.[1])

Als radikale Forderungen kann man das nicht bezeichnen. Nicht mehr Sklavinnen sein zu wollen, bei Erbschaften nicht völlig übergangen zu werden, einen gewissen beruflichen Schutz zu geniessen, das sind im wesentlichen die Forderungen der Frauen von 1789.... Immerhin, im Prinzip ist die bevorrechtigte Stellung der Männer angegriffen.[2])

Nicht uninteressant ist auch eine Petition des Bürgers Deltufo an den National-Konvent, der für die Frauen eine Setzerinnenschule verlangt.[3])

IV. Condorcet.

Obschon die grosse Masse der Männer der Nationalversammlung den Forderungen der Frauen gegenüber taub blieb, **einer** wenigstens, ein Denker, ein Philosoph, gross noch unter den grössten, wurde der Vorkämpfer ihrer Rechte, **Condorcet**. Schon im Jahre 1787 hatte er seine Gedanken über die Gleichheit der Frauen und Männer in seinen *Lettres d'un bourgeois de Newhaven à un citoyen*

---

[1]) Vgl. *Grande Encyclopädie,* Paris 1885 ff. Art. *Femme.*

[2]) Vgl. dazu auch a. a. O. Aulard.

[3]) *Les Femmes compositrices d'imprimerie sous la Révolution française en 1794 par un ancien typographe* (M. Alkan aîné) Paris, 1862.

de Virginie sur l'inutilité de partager le pouvoir legislatif entre plusieurs corps niedergelegt.[1])

„Wir wollen," schreibt er, „eine Verfassung, deren Grundlagen einzig und allein auf den natürlichen Rechten der Menschen beruhen, die älter als die sozialen Einrichtungen sind. Wir nennen diese Rechte natürliche, weil von dem Augenblicke an, da ein denkendes Wesen vorhanden ist, das fähig ist, zu überlegen und sittliche Ideen zu haben, auf Grund einer unbestreitbar notwendigen Schlussfolgerung gefordert werden muss, dass dieses Wesen sich dieser Rechte erfreuen muss und ihrer, ohne dass ihm Unrecht geschieht, nicht beraubt werden kann. Wir meinen auch, dass das Recht, über die gemeinsamen Interessen abzustimmen, sei es persönlich, sei es durch frei erwählte Vertreter, zu jenen gehört. . . Besitzen nicht eben in ihrer Eigenschaft als denkende Wesen, die zu Vernunftschlüssen fähig sind, die sittliche Ideen haben, die Männer ihre Rechte?" Condorcets Folgerung aus dem Gesagten ist dann, dass die Frauen durchaus die gleichen Rechte besitzen sollten. Trotzdem haben sie in keiner der Verfassungen, die man f r e i e (!) nennt, das Bürgerrecht ausgeübt.

„Wenn man," fährt er fort, „den Grundsatz, .. dass es genügt, wenn die Macht sich in Händen von Männern befinde, die kein anderes Interesse haben können (abgesehen von ihrem persönlichen Interesse natürlich!) als das der Gesamtheit der Bewohner, so könnte man diesen hier nicht in Anwendung bringen. Die Tatsachen haben bewiesen, dass die Interessen der Männer erheblich verschieden von denen der Frauen waren, oder dass sie sie wenigstens dafür hielten, da sie überall unterdrückende Gesetze gegen die Frauen erlassen oder doch zum mindesten eine grosse Ungleichheit zwischen beiden Geschlechtern eingeführt haben. . . . Ich sehe keine stichhaltige Antwort auf diese Ueberlegungen; wenigstens nicht, soweit es sich um Witwen und unverheiratete Frauen handelt. Was die übrigen anbetrifft, so könnte man etwa sagen, dass die Ausübung des Bürgerrechts voraussetzt, dass ein Wesen auf seinen eigenen Willen hin handeln müsse. Aber darauf könnte ich antworten, dass die Zivilgesetze, die eine so grosse Ungleichheit zwischen Männer und Frauen einführen würden, dass man sie des Vorteils, einen eigenen Willen zu haben, für beraubt halten könne, nur noch eine Ungerechtigkeit mehr sein würden. . . ."

Im folgenden Jahre kam er auf diese Ideen zurück, als er einen Plan für eine politische und soziale Reform entwarf.[2]) Hier fordert er öffentlich, dass die Frauen an der Wahl der Volksvertreter teilnehmen sollen:

---

[1]) Condorcet. *Oeuvres,* publiées par Condorcet O'Connor et M. T. Arago, Paris 1849; IX, 14 ff.

[2]) *Essai sur la constitution et les fonctions des Assemblées provinciales. Oeuvres.* VIII, 141.

„Durch dieses Mittel," sagte er, „würden die Frauen nicht mehr des Bürgerrechts beraubt sein, eine Beraubung, die der Gerechtigkeit widerspricht, obschon sie durch fast allgemeine Uebung autorisiert ist. Die Gründe, um derentwillen man sie von den öffentlichen Aemtern fernhält, . . . können nicht ein Antrieb sein, um sie eines Rechtes zu berauben, dessen Ausübung so einfach sein würde, und das die Männer nicht auf Grund ihres Geschlechtes, sondern in ihrer Eigenschaft als vernunftbegabte, fühlende Wesen besitzen; und diese Eigenschaft haben sie mit den Frauen gemeinsam." —

Im Jahre 1789 veröffentlicht er auch eine „Erklärung der Menschenrechte", in der sich unter den „Notwendigen Gesetzen, um die Gleichheit herzustellen", auch die Forderung findet, die gesetzgebende Gewalt möge Sorge tragen, in der Zivil-, Kriminal- und Polizeigesetzgebung völlige Gleichheit unter den Bürgern jeglichen Standes und jeglichen Geschlechtes herzustellen.[1])

Aber das grosse feministische Werk Condorcets, das klassische Werk, das nicht nur, wie Aulard sagt, „ein merkwürdiges feministisches Manifest" ist, sondern das feministische Manifest „par excellence", ist der Artikel, den er unter dem Titel *Sur l'admission des femmes au droit de cité* in dem *Journal de la Société de 1789* veröffentlichte.[2]) Die gesamte Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts findet sich im Keim auf diesen beredten und inhaltreichen Seiten, so dass sie nur das Gemälde ausführt, zu dem Condorcet ihr die sorgfältig entworfene Skizze geboten hat. — Indem er von der Tatsache ausgeht, dass den Philosophen und Gesetzgebern, wenn sie sich mit grossem und lobenswertem Eifer damit beschäftigten, die allgemeinen Menschenrechte festzustellen, die schon sehr alte Vergewaltigung der auch der Frau von der Natur verliehenen Rechte entgangen ist, kommt er zu der Anklage, dass man bei der Erklärung der Menschenrechte „tranquillement" die eine Hälfte des Menschengeschlechts des Rechtes beraubt hat, an der Gesetzgebung teilzunehmen, als man die Frauen von dem Bürgerrecht ausschloss. Durch diese Ungerechtigkeit hat man sich schwer gegen das Prinzip der Gleichheit aller Menschen und ihrer Rechte vergangen. „Damit diese Ausschliessung," sagt er, „nicht ein Akt der Tyrannei wäre, müsste man entweder beweisen, dass die natürlichen Rechte der Frauen nicht durchaus dieselben sind wie die der Männer, oder zeigen, dass sie unfähig sind, sie auszuüben."

„Nun folgern aber die Männer einzig und allein ihre Rechte aus dem Umstande, dass sie fühlende Wesen sind, die imstande sind, sittliche Vorstellungen sich anzueignen und vernünftige Schlüsse daraus zu ziehen. Da nun aber die Frauen dieselben Eigenschaften haben, so haben sie notwendigerweise auch dieselben Rechte. Entweder hat

---

[1]) Condorcet, *Oeuvres.* IX, 209.

[2]) ebd. X, 121 ff.

kein einziges Einzelwesen der menschlichen Gesellschaft Rechte, oder alle haben die gleichen; und wer gegen das Recht eines andern stimmt, mögen dessen Religion, seine Hautfarbe, sein Geschlecht sein, welche sie wollen, hat damit seine eigenen preisgegeben.“ — Denjenigen, die die zu schwache Körperbeschaffenheit der Frau gegen ihre Zulassung zum Bürgerrecht ins Feld führen, erwidert er:

„Warum sollten Wesen, die der Schwangerschaft und vorübergehendem Unwohlsein ausgesetzt sind, nicht Rechte ausüben können, von denen bisher niemandem eingefallen ist, sie Leuten zu entziehen, die alle Winter an Rheumatismus leiden oder die sich leicht erkälten?“ — Was die angebliche geistige Ueberlegenheit des männlichen Geistes anbetrifft, so ist sie vielleicht vorhanden, aber es ist nach Condorcets Meinung noch nicht bewiesen, dass sie nicht etwa das Ergebnis der verschiedenartigen Erziehung der beiden Geschlechter sei, und damit eine weitere Ungerechtigkeit. Aber diese Ueberlegenheit selbst zugegeben, „was folgt daraus anders, als dass, mit Ausnahme einer wenig zahlreichen Klasse sehr aufgeklärter Männer, die Gleichheit zwischen den Frauen und den übrigen Männern vollständig ist, dass nach Ausscheidung jener kleinen Klasse Minderwertigkeit und Ueberlegenheit sich gleicherweise auf beide Geschlechter verteilen? Da es nun ferner völlig sinnlos wäre, auf jene Klasse wirklich überragender Männer das Bürgerrecht und die Befähigung, öffentliche Aemter zu verwalten, zu beschränken, warum sollte man die Frauen davon ausschliessen und nicht vielmehr diejenigen Männer, die einer grossen Anzahl von Frauen an Wert nachstehen?“ — Für diese seine Behauptung führt Condorcet eine Anzahl Beispiele an: Elisabeth von England hat mit all den Kleinlichkeiten, die ihr als Frau anhaften, England jedenfalls nicht schlechter regiert, als ihr Vater mit all den Kleinlichkeiten eines Mannes. Die Liebhaber der beiden Katharinen von Russland haben keinen gefährlicheren Einfluss ausgeübt als die Maîtressen Ludwigs XIV., Ludwigs XV. oder sogar Heinrichs IV. usw.

Nach diesem Ausblick auf die „politischen“, zählt Condorcet einige geistig hervorragende Frauen auf:

„Meint man, dass Mistress Macaulay nicht weit vernünftiger im Unterhaus gestimmt haben würde, als eine grosse Anzahl der Vertreter der britischen Nation? Würde sie nicht bei der Verhandlung über die Frage der Gewissensfreiheit weit höhere Grundsätze gezeigt haben, als Pitt, und eine grössere Vernunft? Obwohl sie ebensosehr für die Freiheit wie Burke für die Tyrannei begeistert ist, würde sie sich jemals, indem sie die französische Verfassung verteidigt, einen so blühenden Unsinn erlaubt haben, wie jener berühmte Rhetoriker, indem er sie (die französische Verfassung) bekämpft? Würden die Bürgerrechte nicht weit besser in Frankreich auf den Etats von 1614 durch die Adoptivtochter Montaignes verteidigt worden sein als durch den Staatsrat Courtin, der an Zaubersprüche und

Geheimkräfte glaubte? War die Prinzessin des Ursins[1]) nicht doch ein wenig mehr wert als Chamillard?[2]) Glaubt man, dass die Marquise du Châtelet eine Depesche schlechter abgefasst hätte wie M. Bouillé? Würde Mme. de Gambert so sinnlose und barbarische Gesetze gegeben haben, wie sie der Grosssiegelbewahrer d'Armenonville gegen die Protestanten, Hausdiebe, Schmuggler und Neger erlassen hat!? Wenn die Männer einen Blick auf die Liste derjenigen werfen, die sie beherrscht haben, haben sie wahrhaftig kein Recht stolz zu sein!"

Ebenso ist es mit den Tugenden, in denen die Frauen den Männern überlegen sind, besonders mit den sanften und häuslichen Tugenden, die durchaus nicht schlechter als die spezifisch männlichen anzuschlagen sind. Sie haben aber auch „jedesmal, wenn der Zufall oder die Bürgerwirren sie auf einen Schauplatz geführt haben, von dem der Stolz und die Herrschsucht der Männer sie bisher bei allen Völkern ferngehalten haben, wahre Bürgertugenden gezeigt." — Man wirft den Frauen vor, sie würden niemals von dem, was man Vernunft nennt, geleitet, obwohl sie sehr scharfsinnig vernünfteln könnten. Auch diesen Vorwurf widerlegt Condorcet, indem er zweierlei Vernunft, bzw. männliche und weibliche Auffassung dessen, was Vernunft sei, ansetzt. „Da ihre Interessen durch Schuld der Gesetze nicht dieselben sind und nicht die gleiche Wichtigkeit für sie haben wie für uns, können sie, ohne Widerspruch gegen die Vernunft sich für andere Grundsätze entscheiden und nach einem andern Ziele streben. Es ist ebenso vernünftig für eine Frau, sich mit ihrem Aussehen zu beschäftigen, wie für Demosthenes, seine Stimme und seine Bewegungen zu pflegen." — Die Frauen seien überhaupt besser als die Männer, meint er weiter, sanfter, gefühlvoller, weniger den Fehlern unterworfen, die aus der Selbstsucht und der Herzenshärtigkeit entspringen. Jedoch — man hat ihnen das Gerechtigkeitsgefühl bestritten. Diese Bemerkung sei schon wahrer, meint er, aber sie beweise nichts: „Es ist nicht die Natur, sondern die Erziehung, die soziale Stellung, die diesen Unterschied bewirkt. Keine von beiden hat die Frauen an den Gedanken, was recht sei, gewöhnt, sondern nur an den, was anständig sei. Fern den Geschäften, fern allem, was nach positiven Gesetzen, nach strenger Gerechtigkeit entschieden wird, sind es gerade die Sachen, die sich nach natürlicher Wohlanständigkeit und nach dem Gefühl richten, mit denen sie sich beschäftigen, auf die sie einwirken. Es ist also ungerecht, den Frauen noch weiterhin die Ausübung ihrer natürlichen Rechte vorzuenthalten, Gründe ins Treffen zu führen, die nur

[1]) Marie-Anne de la Trémouille des Ursins spielte eine grosse Rolle in den Intriguen am Hofe Philipps V. v. Spanien; geb. 1542 in Paris, gest. 1622.

[2]) Ehrenwerter, aber unfähiger Finanzminister Ludwigs XIV., 1651—1721.

stichhaltig sind, weil die Frauen jene Rechte nicht besitzen.“ Wenn man gegen die Frauen derartige Gründe zulasse, müsse man sie gerechterweise auch auf die Männer anwenden, und dann würde man bald dahin kommen, sämtliche Männer, die nicht einen Lehrgang im öffentlichen Recht durchgemacht hätten, auszuschliessen, woraus der Verzicht auf eine freie Verfassung folgen würde. — Es gäbe Leute, die den Einfluss der Frauen auf die Männer bei ihrer Zulassung zu politischen Rechten fürchteten. Aber diesen könne man mit Recht entgegnen, dass dieser Einfluss weit mehr bei geheimer Wirksamkeit als in einer öffentlichen Erörterung zu fürchten sei. Dieser Einfluss sei um so gefährlicher, je niedriger die Stellung der Frau sei, und deshalb solle man kein zu grosses Vertrauen in dieses Auskunftsmittel für die Ausschliessung der Frauen setzen. Es sei vielmehr anzunehmen, dass der geheime weibliche Einfluss sich verringern würde, wenn die Frauen geringeres Interesse an seiner Aufrechterhaltung hätten, wenn er aufhörte, das einzige Mittel zu sein, um sich zu verteidigen und der Unterdrückung zu entgehen. — Auch würden die Frauen schon nicht gleich ihre Kinder und ihren Haushalt im Stich lassen, wenn man ihnen das Bürgerrecht verleihe und sie an die Wahlurne schicke. Sie würden in derselben Lage sein, wie die zahllosen Männer, die auch nur wenige Stunden ihren Bürgerpflichten widmen könnten. Die Galanterie würde zwar wohl verlieren, aber die Höflichkeit der Männer gegen die Frauen würde wirklicher Achtung weichen, und wenn die Bürgerin besser imstande sei, ihre Kinder nach den Grundsätzen der Gleichheit zu erziehen, würden die häuslichen Zustände nur gewinnen durch die politische und soziale Gleichheit der Männer und Frauen.

Condorcet schliesst mit den Worten: „Ich fordere jetzt, dass man geruhe, diese Gründe durch anderes als durch Spötteleien und hohle Redensarten zu widerlegen; vor allem zeige man mir einen natürlichen Unterschied zwischen Männern und Frauen, auf den man wirklich und ehrlicherweise die Ausschliessung von dem Recht gründen kann.“

„Die rechtliche Gleichheit, die in unserer neuen Verfassung unter den Männern hergestellt ist, hat uns beredte Deklamationen und endlosen Spott eingetragen; aber bis jetzt hat noch niemand einen einzigen vernünftigen Gegengrund vorbringen können, und das liegt sicherlich weder an einem Mangel an Talent noch an einem Mangel an Eifer. Ich gestatte mir zu glauben, dass dasselbe der Fall sein würde, wenn die Gleichheit der Rechte beider Geschlechter erklärt würde.“

Diese umfangreiche Kundgebung, die unstreitig eine ausserordentlich geschickte Apologie der Frauenrechte ist, machte naturgemäss grosses Aufsehen. Man beschäftigt sich mit ihr in den Salons, in den politischen Klubs und vor allem im „Cercle social“, einem Verein, der im Palais Royal von einem der Sozialisten der Revolution,

dem Abbé Fauchet gegründet worden war. Dieser wurde sofort nach Erscheinen der Condorcetschen Abhandlung ein eifriger Anhänger des Verfassers und damit der Frauenbewegung. Der Abbé Sieyès sprach sich ebenfalls günstig über die Ideen des grossen Philosophen und Politikers aus; Mirabeau jedoch machte sich über ihn lustig. — Der Wunsch Condorcets, durch ernsthafte Gründe widerlegt zu werden, ging, wenn man von der Ernsthaftigkeit, die er gefordert hatte, absieht, sieben Monate später in Erfüllung; im Februar des Jahres 1791 veröffentlichte die Zeitung *Révolutions de Paris* einen Artikel, betitelt *De l'influence de la Révolution sur les femmes.* Aber die Gegengründe, die hier von dem ungenannten Verfasser angeführt werden, sind durchaus unzureichend und platt.

Wie sehr diese Reformideen den edelherzigen Condorcet beschäftigten, beweist auch ihre Wiederaufnahme in dem grossen philosophischen Werke, das er, mit der Acht belegt und in einem kleinen Zimmer der rue de la Harpe im Pariser Quartier Latin, bei einer Freundin, der Mme. Vernet, verborgen, während der zweiten Hälfte des Jahres 1793 und der ersten Monate des Jahres 1794 verfasste, und dem er den Titel gab: *Esquisse d'un Tableau des Progrès de l'esprit humain.*[1]) Was er dort sagt, setzt er mit noch mehr Klarheit und noch grösserer Gründlichkeit in einem der Fragmente, die er dem *Tableau* angehängt hat, auseinander, nämlich in dem *Fragment sur l'Atlantide, ou efforts combinés de l'espèce humaine pour le progrès des sciences.*[2]) Hier nimmt Condorcet noch einmal kurz vor seinem Ende auf dem Schafott seine schöne Rolle als Vorkämpfer der Frauen auf. Auch in diesem Werk kommt er zu dem Schluss, „die Notwendigkeit der Gerechtigkeit“ anzuerkennen, und eine völlige Gleichheit der bürgerlichen und politischen Rechte zwischen beiden Geschlechtern herzustellen. Er verkündigt ausserdem prophetisch, dass mit der Emanzipation der Frau auch die „perfectibilité indéfinie“ der menschlichen Rasse überhaupt vollendet werden würde.

Er greift hier zunächst den egoistischen Optimismus der Männer und vor allem der Philosophen an, die die sittlichen und geistigen Unterschiede, die zwar zwischen Männern und Frauen bestehen, übertrieben haben, und die den Mann zum Endzweck des Frauendaseins überhaupt erklären. Der Stärkere glaubt leicht, dass der Schwächere nur für ihn da sei. Dem könnten aber weder Vernunft noch Gerechtigkeit zustimmen. Wenn man auch eine grössere Schwäche der Frauen zugäbe und ihre besonderen Leiden, so mag daraus vielleicht folgen, „dass sie weder ein Euler noch ein Voltaire werden, aber es folge daraus noch nicht, dass sie nicht ein Pascal oder ein Rousseau werden könne. Man hat ihr die Erfindungsgabe abgesprochen, obschon sie mit denselben Fähigkeiten begabt ist wie der Mann. Sie hat kein

[1]) Oeuvres compl. VI, 263 ff.

[2]) ebd. S. 630 ff. Erste Ausg. v. 1795, vgl. den *Rapport fait à la Convention Nationale* a. a. O. S. 3.

Genie, obschon sie alles mit dem Manne gemeinsam hat. Würde man aber dies Talent untersuchen, heisst es dann, so würde man finden, dass es nicht allein in der Kraft zur Tat beruht, sondern ebensosehr in der Schnelligkeit, in der Treffsicherheit der geistigen Operationen. Ferner, wenn man in der Geschichte der Wissenschaften die Entwicklung der Erfindungen verfolgt, wird man viele finden, die keine weit ausgedehnten und tiefen Kombinationen erfordern konnten, die, nicht der Intensität der Aufmerksamkeit, sondern der Genauigkeit, der Feinheit des Gefühls, das sie geleitet hat, zu verdanken sind. Die Frauen würden also fähig sein, Entdeckungen dieser Art zu machen... So können die Frauen also an den wichtigsten Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften, selbst wo sie die Frucht gründlichen Nachdenkens sind, teilnehmen, und in den Wissenschaften wie in den Künsten setzt das Genie keineswegs jene Kraft voraus, die ihnen anscheinend versagt ist. Aber wer weiss, ob nicht, wenn eine bessere Erziehung dem Verstande der Frauen gestattet haben wird, sich voll und natürlich zu entwickeln, die geheimen Beziehungen der Mutter, der Amme zu dem Kinde, die für die Männer nicht vorhanden sind, für sie ein nur ihnen zugängliches Mittel sein werden, um zu Entdeckungen gelangen zu können, die wichtiger und notwendiger sind, als man denkt, für die Kenntnis des Menschengeistes, für die Kunst, ihn zu vervollkommnen, seine Fortschritte zu beschleunigen, zu erleichtern?

Diese Meinung ist zu allen Zeiten durch die Taten der Frauen bestätigt, aber man muss sich ständig vor Augen halten, dass man den Frauen niemals gestattet hat, sich anders als nach Dilettantenweise mit den Wissenschaften und der Literatur zu beschäftigen, und dass sie ihren Geist nur, wie es der Zufall mit sich brachte, bilden konnten. „Trotzdem," sagt unser Philosoph, „war Sappho lange die einzige Dichterin, die mit Wahrheit und Kraft die Leidenschaft der Liebe geschildert hat. Entweder gibt es überhaupt kein Genie des Stiles, oder die *Briefe der Sévigné* sind ein Beispiel dafür; entweder gibt es überhaupt kein Kompositionsgenie, keines des Gefühlsausdrucks in den Romanen, oder die der La Fayette zeigen diese Spuren: man muss es aus dem *Roman sentimental* schliessen und es Richardson verweigern, oder es auch Miss Burnett zugestehen." — Aehnliche Beispiele finden sich zwar kaum in den exakten Wissenschaften.[1]) Es sind dort fast nur die Namen der berühmten Agnesi und der schönen Hypathia, die in der Kirche von Alexandrien von fanatischen Mönchen auf Anstiften des heiligen Cyrill ermordet wurde. Ihre Werke sind noch obenein verloren gegangen, so dass ihr Ruhm sich nur auf die Fama stützt. Jedenfalls aber ist es nicht Schuld der Frauen nach Condor-

[1]) Heute würde Condorcet auch hier die nötigen Beispiele aus der Gegenwart aufzählen können: Sonja Kowalewska, Frau Cury u. a.

cets Ansicht, sondern der Umstände, die sie der für bedeutende Leistungen in der Wissenschaft notwendigen Bildung beraubt haben.

Was endlich die moralische Kraft der Frauen anbeträfe, so beweise sie alles andere als die moralische Minderwertigkeit. „Wenn man versucht, die moralische Energie der Frauen mit derjenigen der Männer zu vergleichen, indem man Rücksicht auf die notwendigen Wirkungen der Ungleichheit nimmt, mit der die beiden Geschlechter durch die Gesetze, Einrichtungen, Sitten, Vorurteile behandelt werden, und wenn man ferner seine Blicke auf die zahlreichen Beispiele richtet, die sie von Todes- und Schmerzverachtung gegeben haben, von Standhaftigkeit in ihren Entschlüssen und Gefühlen, von Unerschrockenheit, Mut und Geistesgrösse, so sieht man, dass man recht weit davon entfernt ist, den Beweis für die angebliche Inferiorität zu erbringen. Es müssten nur neue Beobachtungen sein, die ein wahrhaftiges Licht über die Frage der Ungleichheit beider Geschlechter verbreiten könnten."

Soweit Condorcets Ansichten über die Frauen und ihre Stellung in der menschlichen Gesellschaft, ihre Lage zu seiner Zeit und ihre zukünftige Bestimmung. Dass die Folgezeit ihm Recht gegeben hat, möge nur am Beispiel des vielumstrittenen Wahlrechts, das selbst heute noch den Frauen der romanischen Länder Europas versagt ist, gezeigt werden. Mit Bezug auf die deutsche Revolution von 1918 heisst es in einem Artikel der durchaus rechtsstehenden *Süddeutschen Ztg.* vom 24. X. 1924, *Der Kampf der Weltanschauungen*: „Und hätte man nicht den politischen Fehler — Fehler im Sinne der Revolutionäre — begangen, den Frauen das Wahlrecht zu geben, so hätten wohl die Sozialdemokraten allein in der Nationalversammlung geherrscht und die neue Verfassung geschaffen. Da aber in jenen wirren Tagen die Frauen mit ihrem natürlichen Empfinden sicherer als die Männer, die damals vielfach politisch trunken torkelten, die neue Wahlpflicht erfassten usw." So geben heute durch die Erfahrung belehrt, die ehemals heftigsten Gegner des Frauenwahlrechts den segenbringenden, naturgemäss guten Einfluss der Frau zu, die ihre Besonnenheit nicht so leicht verliert wie der Mann. — Auch in bezug auf die Frauenfrage gibt es kein wahreres Wort über Condorcet als das, welches Arago in der Vorrede zu den Werken des grossen Philosophen und Politikers sagt: „Chez Condorcet, simple citoyen ou membre de nos assemblées, l'homme politique s'est réellement concentré dans ces deux idées: il est des droits naturels, des droits imprescriptibles, qu'aucune loi ne peut enfreindre sans injustice; les constitutions politiques doivent renfermer elles-mêmes un moyen légal d'en réformer les abus. C'était là son évangile." —

(Schluss folgt.)

Bergedorf b. Hamburg. Emilie Schomann.

La Fontaines Fabeln im Lichte der naturwissenschaftlichen Treue.

Seit dem ersten Erscheinen der Fabeln La Fontaines im Jahre 1668 (*Premier recueil: Fables choisies mises en vers*) ist die Beliebtheit, deren sie sich sogleich nach ihrer Veröffentlichung erfreuten, nicht geringer geworden. Viele Geschlechter hindurch sind sie zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der französischen Literatur gezählt worden. Zu einem wahren Volksbuch geworden, spielen sie noch heute im Geistesleben unserer westlichen Nachbarn eine wichtige Rolle. Die Schule rechnet sie zu ihren unentbehrlichen Unterrichtsstoffen. Es ist daher erklärlich, dass man beim Lesen französischer Schriftwerke häufig auf Stellen aus La Fontaines Fabeln stösst, die zu geflügelten Worten geworden sind, deren man sich im schriftlichen und mündlichen Ausdruck bedient. Denn „Tout le monde sait par cœur les Fables de la Fontaine“. — (*Notice sur La Fontaine. X.*) Durch La Fontaines Fabeln, dieses Drama in hundert verschiedenen Akten, wird die französische Schuljugend auf so anschauliche, pakkende Weise mit der Tierwelt bekannt gemacht, dass der ursprüngliche Eindruck fürs ganze Leben bleibt. Diese anschaulichen Bilder der Tiere La Fontaines werden zwar durch den naturkundlichen Unterricht berichtigt und ergänzt, sie können aber in ihrer Ursprünglichkeit nie ganz ausgelöscht werden. Dieser Wolf, dieser Fuchs, dieser Bär, dieser Löwe La Fontaines sind eben dem französischen Schüler so vertraute Gestalten geworden, dass sie seiner Phantasie auch im späteren Leben als die allein wahren vorschweben. Keine noch so gelehrte Beschreibung Buffons oder Cuviers haftet so fest im Geiste des Schülers. Kein Wunder! Buffon und seine Fachgelehrten „beschreiben“ für den Geist, La Fontaine „malt“ fürs Auge.

So volkstümlich sind die Tiergestalten La Fontaines geworden, dass in Frankreich Bücher erschienen sind, die sie zum Vorwurf ihrer Abhandlungen gewählt haben. Paul de Rémusat (in *Revue des Deux Mondes* 1869, Bd. 84) sagt, dass Franceschi in einem sonderbaren Buche gewisse Fabeln La Fontaines als Episoden des Lebens einzelner Tiere ausgewählt und zu einem Ganzen vereinigt hat. Geburt, Abenteuer und Tod der vier Hauptvertreter der Tierwelt werden so zu einer Lebensbeschreibung zusammengestellt.

H. Taine sieht in den Tierbildern La Fontaines sogar die politischen Typen der Zeit des Dichters. Der Löwe stellt den absoluten Herrscher Ludwig XIV. dar, seine Höflinge treten unter der Maske des Bären, des Fuchses, des Wolfes auf. Desgleichen werden entsprechende Fabeln La Fontaines zur Charakterzeichnung des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger und der Bauern jener Zeit des Sonnenkönigs herangezogen, so dass ein ganzes Kulturbild des 17. Jahrhunderts vor unserm geistigen Auge entsteht.

In der Tat wollte der Dichter, wie er selbst in dem Vorwort zu seinen Fabeln sagt, ein Gemälde entwerfen, durch das er die Torheiten, Laster und Unsitten seiner Zeit verspotten konnte, eine Komödie,

in der die Tiere die Schauspieler waren, welche die Rollen der verschiedenen Menschentypen darstellten. La Fontaine liebte schwärmerisch die Natur. Bekanntlich zog er den Umgang mit ihr manchmal dem mit der menschlichen Gesellschaft vor. So liess er z. B. Mme. Harvey, von der er eingeladen war, und ihre Gäste stundenlang warten, um, wie er sich entschuldigte, „das Begräbnis einer Ameise zu beobachten“. Man ist sehr geneigt, dieses Begräbnis einer Ameise zu bezweifeln und vielmehr anzunehmen, dass dem Dichter hier seine Phantasie einen Streich gespielt hat.

Dieser kleine Vorfall im Leben des Dichters lässt uns die Frage aufwerfen, ob er überhaupt die Tierwelt, die Natur so dargestellt hat, wie sie in Wirklichkeit ist. Dass er imstande war, die Natur getreu darzustellen, duldet wohl keinen Zweifel. Mit wenigen charakteristischen Strichen versteht er es, ein lebendiges Bild des Tieres oder eines sonstigen Naturgegenstandes vor unserm Auge hervorzuzaubern, — zu malen. Die alten Fabeln eines Aesop und eines Phaedrus, die nichts weiter als „moralités“ gewesen waren, machte er zu etwas ganz anderem.

Das hat Sainte-Beuve treffend hervorgehoben, wenn er sagt: „Avant Rousseau il a mis du vert dans notre littérature.“ Auf diese Seite der Kunst La Fontaines ist schon mehrfach hingewiesen worden, so z. B. von Saint-Marc Girardin, P. de Rémusat, J. Clarétie, Chamfort, Nisard; auch von deutschen Verfassern, wie W. Kulpe, Lotheissen. Dennoch seien einige Beispiele als Erläuterung hierfür gegeben.

Wie kurz und treffend ist z. B. der Frühling geschildert: „Dans les blés quand ils sont en herbe, Les alouettes font leur nid: C'est à dire environ le temps Que tout aime et que tout pullule dans le monde.“ (IV, 22.) Oder: „La saison que les tièdes zéphyrs ont l'herbe rajeunie. (V, 8.)

In der Fabel *Phébus et Borée* (VI,3) lässt der Dichter den Herbstwind wehen, dass kein Knopf am Rocke des Reisenden hält: „Je saurai souffler de la sorte Qu'il n'est bouton qui tienne: il faudra, si je veux, Que le manteau s'en aille au diable . . . Siffle, souffle tempête et brise sur ton passage Maint toit qui n'en peut mais, fait périr maint bateau.“

Recht schön wird das Wetterwendische dieser Jahreszeit dadurch gekennzeichnet, dass nach dem Sturm die Sonne durch die Wolken bricht und den Reisenden zwingt, seinen Rock auszuziehen.

Beim Lesen der Fabel *Le Torrent et la Rivière* (VIII, 23) meint man das Getöse des herabstürzenden Wassers zu hören: „Avec grand bruit et grand fracas Un torrent tombait des montagnes.“

Wenn es sich darum handelt, die Tiere plastisch darzustellen, so offenbart sich der Meister. Man meint die Mäuse vorbeihuschen zu sehen, wenn sie der Dichter als „la gent trotte menu“ vorführt. Treffend und kurz zeichnet er das Wiesel: „dame belette au long cor-

sage“ (VIII, 22) oder „Damoiselle belette, au corps long et fluet“ (III, 27). Den Reiher kennzeichnet er kurz: „Sur ses longs pieds allait ... Le héron au long bec emmanché d'un long cou ...“ (VII,4). Man vergleiche die lange Betrachtung, die Buffon diesem Vogel widmet: „Wenn die Natur über die ungerechte Verteilung unwillig ist, welche die menschliche Gesellschaft hinsichtlich des Glückes unter den Menschen ins Werk setzt, so scheint sie selber gewisse Tiere vernachlässigt zu haben, die infolge der Unvollkommenheit von Organen verurteilt sind, Leiden zu ertragen, und bestimmt sind, Mangel zu leiden; es sind nichtbegnadete Kinder, in der Entbehrung erzeugt, um in Entbehrung zu leben; ihr mühevolles Leben verzehrt sich in den Sorgen einer immer wieder entstehenden Not. Dulden und sich Gedulden sind oft ihre einzigen Hilfsmittel, und diese innere Pein zeichnet ihren traurigen Eindruck sogar auf ihr Gesicht und lässt ihnen keine der Anmutgaben, mit denen die Natur alle glücklichen Wesen beschenkt.“ — Man fragt sich hiernach, ob der Reiher trotz alledem mit seinem Lose nicht sehr zufrieden ist, wenn er in einem fischreichen See ungestört fischen darf.

Den Beispielen meisterhafter Naturbeschreibung durch den Dichter reihen wir die des wilden Kaninchens an: „Il était allé faire à l'aurore sa cour Parmi le thym et la rosée. Après qu'il eut brouté, trotté, fait tous ses tours, Jeannot lapin retourne aux souterrains séjours.“ Die Ziegen führt er mit folgenden charakteristischen Worten uns vor: „elles vont en voyage Vers les endroits du pâturage Les moins fréquentés des humains. Là ... Un rocher, quelque mont pendant en précipices, C'est où ces dames vont promener leurs caprices. Rien ne peut arrêter cet animal grimpant“ (XII, 4).

Die Geier werden vom Dichter gezeichnet als „le peuple vautour, au bec retors, à la tranchante serre“ (VII, 8).

La Fontaine hat gewiss die Absicht, so getreu wie möglich der Natur in seinen Tierschilderungen zu folgen. Das beweist, als er die Bekanntschaft Molières gemacht hat, sein Ausruf: „Maintenant il ne faut pas quitter la nature d'un pas.“ Und im Vorwort zu seinen Fabeln versichert er: „Les propriétés des animaux et leurs divers caractères y sont exprimés.“

Aber die Vorliebe, die der Dichter für die Tiere hegt, lässt ihn diese unter einem zu menschlichen Gesichtspunkte betrachten. Er stattet sie mit menschlichen Vorzügen und Fehlern aus. So werden einige von ihm nicht so dargestellt, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie sie sich in seinem Geiste spiegeln. Aber bestand denn damals in Frankreich überhaupt die Neigung, die absolute Wahrheit in der Dichtkunst zur Richtschnur zu nehmen? Hat nicht Racine die Helden des Altertums weniger in historischer Treue als vielmehr in französischer Aufmachung auf die Bühne gebracht? Für La Fontaine bestand zwischen Tier und Mensch nur ein Gradunterschied. Er

stellt sich damit in vollen Gegensatz zu Descartes und seinen Anhängern, die die Tiere einfach als Maschinen ansehen.

In der an seine Gönnerin, Mme. de la Sablière, gerichteten Fabel *Les deux Rats, le Renard et l'Oeuf* (X, 1) gibt er dieser seiner Auffassung von dem Wesen der Tiere klaren Ausdruck. Er schreibt ihnen ein gewisses Mass von Denken und Fühlen zu, lässt ihnen eine Seele, die der unsrigen gleicht, und einen Geist, der fähig ist, wenn auch nur unvollkommen, zu urteilen. „Ils disent donc que la bête est une machine; Qu'en elle tout se fait sans choix et sans ressorts. Nul sentiment, point d'âme; en elle tout est corps. Telle est la montre qui chemine A pas toujours égaux, aveugle et sans desseins."

Zur weiteren Ausführung seiner gegenteiligen Ansicht führt er zwei Beispiele an. Das eine betrifft einen Hirsch, der die Verfolger durch List zu täuschen versucht: „Wenn im Wald der Hörner Klang, der Stimmen Lärm der flüchtenden Beute keine Atempause gestattet hat, wenn sie alle Anstrengungen gemacht hat, die Spur zu verwirren, setzt das betagte Tier, der alte Hirsch, der Zehnender, einen jüngeren an seine Stelle und zwingt ihn, den Hunden eine neue Lockspeise darzubieten. Wieviel Ueberlegung, um sein Leben zu erhalten! Die Rückkehr auf dem zurückgelegten Wege, die Abgefeimtheit, die Kniffe und die Täuschung und hunderterlei Listen!"

Das andere in derselben Fabel zum Beweise seiner Ansicht angeführte Beispiel handelt von zwei Ratten, die ein Ei finden. Man wird mit Recht zweifeln, ob die vom Dichter dargestellte Handlungsweise der Ratten möglich sei. Zwar bringt La Fontaine als Zeugen für die Wahrheit der Tatsache keinen geringeren als den König Sobieski von Polen. Dieser hielt sich einige Zeit in Paris auf und machte der Mme. de la Sablière einen Besuch, bei welcher Gelegenheit er La Fontaine kennen lernte.

Zu weiterer Beleuchtung der Auffassung des Dichters von der Tierwelt sei auch noch auf eine Stelle in seinem Vorwort hingewiesen, worin er sich zu folgender Behauptung versteigt: „Nous sommes l'abrégé de ce qu'il y a de bon et de mauvais dans les créatures irraisonnables." Auch in der Fabel *Les Lapins* (X, 15) gibt er dieselbe Auffassung kund: „L'homme agit en mille occasions comme les animaux." —

La Fontaine ist so fest von der Naturtreue seiner Fabeln überzeugt, dass er auch die Kinder, „die weder die Welt, noch sich selber kennen," durch die Fabeln in die Kenntnis dieser Welt einführen will; „denn die Fabeln sind ein Gemälde, worin jeder sich abgebildet findet." (*Préface.*) „Die Kinder sollen lernen, was ein Löwe, ein Fuchs usw. ist, warum man manchmal einen Menschen mit diesem Fuchs oder mit diesem Löwen vergleicht" (a. a. O.).

Eine gewisse Uebereinstimmung seiner erdichteten Wesen mit der Natur war also für den Dichter von vornherein geboten, wenn anders die Kinder seinen Tiergestalten Teilnahme entgegenbringen

sollten. So musste der Fuchs die Schlauheit verkörpern, der Löwe die Würde und Macht, der Wolf die rohe Gewalt, der Rabe die Leichtgläubigkeit. Und diese erdichteten Wesen mussten zugleich die Schauspieler in der Komödie sein, worin sich die Sitten der Menschenwelt seiner Zeit abspiegeln sollten.

Es ist hinreichend bekannt, dass viele dramatische Dichter sich an die geschichtliche Treue nicht gebunden haben. So z. B. Racine im *Britannicus,* Goethe im *Egmont,* Schiller in der *Jungfrau von Orléans* u. v. a. Immerhin sind es zwingende Gründe gewesen, die diese Dichter veranlasst haben, von der geschichtlichen Wahrheit abzuweichen. Anders liegt die Sache bei La Fontaine. Man wundert sich, dass er in manchen Fabeln seiner Phantasie ohne Grund die Zügel schiessen lässt, oder man möchte annehmen, dass er nicht genau beobachtet hat. Wenn P. de Rémusat ihm die Beobachtungsgabe abspricht, so ist das ein ungerechtes Urteil. Dieser Schriftsteller hat in seiner lehrreichen Abhandlung über La Fontaine in der *Revue des deux Mondes,* 1869, auf naturwissenschaftliche Irrtümer La Fontaines hingewiesen. Es sei gestattet, zu den von ihm erwähnten noch einige hinzuzufügen. Ebenso wie La Fontaine die schon angeführten Worte, die er zu Molière äusserte, „il ne faut pas quitter la nature d'un pas“ nicht immer beherzigte, wird er auch den Anforderungen Boileaus nicht gerecht. In der *Art Poétique* (III, 47) heisst es nämlich: „Jamais au spectateur n'offrez rien d'incroyable. Le vrai peut quelquefois n'être pas vraisemblable. Une merveille absurde est pour moi sans appas. L'esprit n'est point ému de ce qu'il ne croit pas.“ Nun enthält aber gleich die erste der Fabeln La Fontaines *La Cigale et la Fourmi* mehrere Irrtümer. Die Zikade hat nur eine kurze Lebensdauer von wenigen Wochen. Nicht genau ist also „ayant chanté tout l'été.“ Wenn der Nordwind (la bise) kommt, ist dieses Insekt bereits tot. D i e Zikade, die der Dichter meint, (es gibt nämlich viele Arten dieses Insekts) lebt auch nicht von „mouche“ oder „vermisseau“, sondern von Pflanzenstoffen, hauptsächlich von Baumsäften. Anakreon, in seiner 43. Ode, singt von ihr (nach der Verdeutschung Ramlers): „Glücklich nenn' ich dich, Zikade! Dass du auf den höchsten Bäumen, von ein wenig Tau begeistert, ähnlich einem König singest.“ Brehm berichtet von den Zikaden: „Bald hier, bald dort senken sie ihre Stechapparate in die Baumrinde oder in weiche grüne Gewebe, um die Pflanzensäfte zu trinken.“

Auch von der Lebensweise der Ameise entwirft die erste Fabel ein falsches Bild. Nach La Fontaine müsste man annehmen, dass sie hauptsächlich von Pflanzen lebt. Zur Genüge bekannt ist indessen, dass die Ameise in Wald und Gärten ausser ihrer sonstigen pflanzlichen Nahrung verwesende tierische Stoffe vertilgt, also gewissermassen die Gesundheitspolizei ausübt. In diesem Falle ist La Fontaine wohl durch den Text des Phaedrus irregeleitet worden, welcher lautet: „Hiemis formica grana tempore e cavo trahens sicca-

bat, quae prudens collegerat aestate.“ (*Formica et Cicada.*) Für die Unbarmherzigkeit der Ameise — wenn man an Tiere überhaupt den rein menschlichen sittlichen Masstab legen darf — dürfte La Fontaine wohl keine Beweise haben. Wer über diese Insekten in Büchners Buch *Aus dem Geistesleben der Tiere,* in Strümpell *Die Geisteskräfte der Menschen, verglichen mit denen der Tiere* oder in Perty *Ueber das Seelenleben der Tiere* nachgelesen hat, wird anderer Meinung sein.

Was die Raubtiere anbetrifft, so sei hier des Löwen nur kurz gedacht. Wenn er ihn „roi des forêts“ nennt, so möchte man bezüglich des letzten Wortes ein Fragezeichen setzen. Unter den anderen Raubtieren ist der Wolf am ungünstigsten vom Dichter dargestellt worden. Alfred de Vigny schildert ihn in seinem Gedicht *Le Loup* ganz anders, vielleicht zu idealisiert. Augenzeugen berichten, dass der Wolf, wenn Gefahr droht, Scharfsinn zeigt und mit Ueberlegung handelt. Toussaint gibt an, dass eine Wölfin ihre Jungen lehrt „à emboîter le pas“ (*Revue d. d. Mondes,* 1869). Derselbe Beobachter hat im harten Winter 1829 zu 1830 sechs grosse Wölfe die gefrorene Loire überschreiten sehen, einer hinter dem andern gehend, so dass es auf dem Schnee aussah, als ob es nur einer gewesen wäre. Der Wolf geht nach La Fontaine blindlings in jede Falle, was wieder der Erfahrung widerspricht; denn der Wolf beisst nicht auf jeden Köder an. Hat hier wieder die Erinnerung an den Wolf des Aesop und Phaedrus eingewirkt? Dieses gescheite Tier, von dem ja unsre Hunderasse abstammt, lässt der Dichter so dumm sein, dass es den Mond, der sich im Brunnen spiegelt, für einen Käse hält. In diesem Falle schweben dem Dichter wohl Erinnerungen aus dem *Roman de Renart* vor, wo es heisst (Ausg. von Méon, V. 10 777 ff.):

Gel' fis seoir en la gelee
Tant q'il ot la qeue engelee
Gel' fis peschier en la fontaine
Par nuit qant la lune estoit plaine;
Del ombre de la blanche image
Cuida par voir ce fust fromage.“

Dagegen kommt der Fuchs bei La Fontaine zu gut weg. Seine Schlauheit und List werden übertrieben. Die Förster wissen aus ihrer Erfahrung anders darüber zu berichten. Schreiber dieses hat gelegentlich einer Fuchsjagd, wobei Meister Reineke keine glänzende Rolle spielte, dieselbe Erfahrung gemacht. — Man beachte noch, was ein moderner Sachverständiger über diese beiden Tiere sagt: „Bei seinen Jagden verfährt der Wolf mit der List des Fuchses, von dessen Eigenschaften er auch noch eine andre, die Frechheit, an den Tag legt.“ . . . . „Der Wolf gibt dem Fuchs an List und Vorsicht nicht das geringste nach und übertrifft ihn vielmehr in allen diesen Stücken.“ (Brehm, *Tierleben.*)

Die Fabel *Le Loup et l'Agneau* enthält einen grossen Irrtum. Ein Lamm, das noch am Mutterschaf saugt, stillt nicht seinen Durst

mit dem Wasser des Baches. Phaedrus begeht denselben Fehler: „Ad rivum eundem lupus et agnus venerant siti compulsi.“ Schafe können übrigens sehr gut Durst ertragen. Man denke an die dürren Weiden, auf die sie geführt werden, an die australischen und südafrikanischen Steppen!

Der Bär, dessen geistige Fähigkeiten in der Fabel *L'Ours et les deux Compagnons* (V, 20) sich in keinem günstigen Lichte zeigen, begeht in der Fabel *L'Ours et l'amateur des Jardins* eine Tat, die kein Leser für möglich halten wird: „Le fidèle émoucheur Vous empoigne un pavé, le lance avec raideur, Casse la tête à l'homme en écrasant la mouche; Et non moins bon archer que mauvais raisonneur Raide mort étendu sur la place il le couche“ (VIII, 10). Mit der in derselben Fabel enthaltenen Stelle „ce (d. h. des fruits, du lait) n'est peut-être pas De nosseigneurs les ours le manger ordinaire“ wird man nicht ganz einverstanden sein. Man vergleiche, was Brehm in dieser Hinsicht über den Bären sagt: „Die meisten Arten ziehen Pflanzennahrung dem Fleische vor.“ Und weiter: „Ein einziger Blick auf das Gebiss des Bären lehrt, dass er Allesfresser und mehr auf pflanzliche als auf tierische Nahrung angewiesen ist.“

Von den kleineren Tieren der Fabeln sei zunächst der Hase kritisch betrachtet. La Fontaine lässt ihn, den er treffend „l'animal à longues oreilles“ nennt, in einer Höhle seine Zuflucht nehmen: „il s'enfuit dans son fort“ (V, 17) und „pour s'enfuir devers sa tanière“ (II, 14). Der Hase hat aber nur ein Lager, gräbt sich keinen Bau wie der Fuchs, der Dachs oder das wilde Kaninchen.

Dem Affen gibt unser Dichter vier Füsse. In der Fabel *La Besace* (I, 7) heisst es von ihm: „N'ai-je pas quatre pieds aussi bien que les autres?“ In der Fabel *Le Corbeau et le Renard* lässt La Fontaine den Raben einen Käse verzehren. Der Fuchs begehrt ihn sehr. Sonderbar ist nur, dass es gerade zwei fleischfressende Tiere sind, die sich um den Käse streiten.

Jeder Freund der Fabeln La Fontaines kennt die von den zwei Tauben, die sich innig und treu lieben (*Les deux Pigeons,* IX, 2). Sagt doch der Literarhistoriker Nisard in bezug hierauf: „quoique . . . plus d'un visage se soit mouillé en lisant les deux pigeons.“ Leider muss der Auffassung La Fontaines entgegengehalten werden, dass die Naturgeschichte von der ehelichen Treue des Vogelgeschlechts ein anderes Bild entwirft.

Eine sehr bekannte Unrichtigkeit enthält die Fabel *La Tête et la Queue du Serpent* (VII, 17), worin der Dichter auch dem Schwanze der Schlange Giftigkeit zuschreibt: „Le serpent a deux parties Du genre humain ennemie, Tête et queue; et toutes deux Ont acquis un nom fameux.“ . . . Und weiter: „La queue au ciel se plaignait, . . . Aussi bien qu'elle (d. i. la tête) je porte Un poison prompt et puissant.“ Die Schlange lässt La Fontaine übrigens in der Fabel *Le*

Serpent et la Lime (V, 16) an einer Feile nagen: „une lime d'acier qu'il se mit à ronger."

Saint-Marc Girardin hat für die Fabel folgende Forderung aufgestellt: „Die Tiere, die in der Fabel den Menschen darstellen, müssen doch noch immer etwas von ihrem natürlichen Charakter behalten. Was sie darstellen, darf nicht völlig auslöschen, was sie sind." (*La Fontaine et les Fabulistes.* Paris 1876.)

Berechtigen nun diese wenigen bisher angeführten Fälle (deren Zahl noch um ein geringes erweitert werden könnte), in denen La Fontaine von der Naturtreue abweicht, zu der Behauptung, dass der Dichter die obige Forderung nicht erfüllt hat? Um diese Frage in bejahendem Sinne zu beantworten, hat man gar nicht nötig, zu der Entschuldigung seine Zuflucht zu nehmen, die Lotheissen in seiner *Geschichte der französischen Literatur* (III, 201) anführt: „Der Fabeldichter will gar keine Tiere schildern, sondern Menschen." Dem Ruhme der Fabeln La Fontaines können also diese wenigen „Schönheitsfehler" keinen Abbruch tun. Anderen französischen Dichtern sind übrigens auch Verstösse gegen die Naturtreue nachzuweisen. So z. B. sagt A. de Musset, dass der Pelikan seine Brust zerfleischt, wenn es ihm nicht geglückt ist, Fische zu fangen (*Oeuvres,* Paris 1876, II, 61, *Nuit de Mai*).

Altenburg i. Thür. Emil Hillmann.

Ueber Gebrauch und Formenbildung einiger französischer Verben.

Achever. Das zur Umschreibung gebrauchte achever (avoir achevé de faire qch.) kommt auch mit être und passivem Infinitiv vor: Le bâtiment n'était pas achevé d'être bâti. Flaubert, *Mad. Bovary,* Par., Charp. 1912, S. 110.

Aimer hat in der heutigen Sprache unterschiedslos den reinen Infinitiv und den mit à nach sich; seltener steht de: Si j'étais en aéroplane . . ., je ne voudrais plus redescendre sur la terre . . . . J'aimerais de mourir dans l'air. *Revue des deux Mondes,* 1. 6. 15, 541. On aimerait de se laisser deux fois également ravir. *Ebd.* 1. 7. 21, 223. Dasselbe in der Volkssprache: je n'aime pas de le prononcer, parce que ça me fait mal. *Ebd.* 1. 1. 20, 35. Je n'aime pas de parler quand je travaille. *Ebd.* 15. 10. 18, 821. Vgl. Haas, *Neufranz. Syntax,* § 88. — Nach aimer mieux findet sich de in der Volkssprache: Peut-être, il aime mieux de venir au moment qu'on ne l'attendait pas. *RddM.,* 15. 10. 18, 830. — Statt aimer que . . . steht vereinzelt aimer à ce que: Le seul regret qu'aient formulé souvent les amateurs qui aiment à ce que . . . toute estampe de leur collection ait un pendant, c'était . . . *L'Illustration,* 29. 12. 01, 430. S. auch demander.

Ajouter à (vergrössern, erhöhen) soll kein régime direct haben (cela ajoute à mon mérite). Ohne Ausnahme ist diese

Regel nicht: Le danger de la veille ajoutait même quelque chose à la sécurité présente. *RddM.,* 1. 2. 07, 109.

Aller. Zur Bezeichnung einer fortschreitenden Tätigkeit wollen manche Grammatiker die Verbindung von aller mit dem Partizip des Präsens ohne en nicht mehr gestatten (also: aller en diminuant und nicht aller diminuant). Die im Afr. und im 17. Jhd. sehr häufige Verbindung ohne en ist aber noch heute durchaus üblich: La pensée chrétienne va déclinant d'une marche lente mais sans arrêt. *RddM.,* 1. 7. 14, 99. Sa défiance peureuse allait toujours croissant. *Ebd.* 15. 4. 15, 770. Elle allait s'affaiblissant. *Revue de Paris* (= *RdP.*), XII, 3, 535. Elle [la chose] se serait heurtée alors à un obstacle qui aujourd'hui va heureusement disparaissant. Michel Bréal, *De l'Enseignement des langues vivantes,* S. 10. La langue française, si belle, va se corrompant. Deschanel, *Les Déformations de la Langue franç.,* S. 5. Tantôt donc le mot change de signification tout à coup et sans raison; tantôt c'est par nuances raisonnables que le sens va s'étendant de proche en proche. *Ebd.* S. 33. D'autres fois, la signification du mot va se rétrécissant. *Ebd.* S. 37. Voilà quelques-unes des déformations et altérations qui vont se multipliant. *Ebd.* S. 206. Mit verändertem Partizip: Des tortures de trahisons et de soupçons qui allaient grandissantes ... Zola, zitiert von Gaufinez, *Études syntaxiques sur la langue de Zola dans «Le Docteur Pascal».* Diss. Bonn 1894. Solche flektierten Formen, die besonders oft im 16. Jhd. auftreten (vgl. Pfeiffer, *Umschreibung des Verbums im Franz.,* Diss. Göttingen 1909, S. 11 ff.) müssen für die heutige Sprache als veraltet gelten. — Als blosse Umschreibung des Verbums, nicht als Ausdruck allmählicher, stetig fortschreitender Tätigkeit, dient die Verbindung in folgendem Falle: Il n'y avait alors que mépris pour ce chancelier timoré et philosophe qui a toujours le mot de Kultur aux lèvres... et qui va prêchant partout l'idée pernicieuse de la paix universelle. *Revue bleue,* 28. 10.—4. 11. 16. — Aller + Inf. Präs. als Umschreibung des I. Fut. (je vais écrire) ist seit alter Zeit üblich; selten ist aller + Inf. Perf. = Fut. II, wofür Haas, *Französ. Syntax,* § 126 ein Beispiel aus Dorvigny gibt: Je m'expliquerai avec vous de tout cela quand nous allons avoir fait connaissance.

Apercevoir. Nach der Grammatik soll bei folgendem Nebensatz die reflexive Form gebraucht werden (il s'aperçoit que ...). Fälle ohne Reflexiv sind sehr häufig: Sans même apercevoir en quelle pâleur elle abandonnait sa belle-fille, elle descendit au salon. *RddM.,* 1. 8. 08, 554. Elle apercevait que le mariage apaisait avec le temps ... l'exaltation des jeunes époux. *Ebd.* 1. 7. 14, 62. Il apercevait que sa part ... se limiterait à des paroles bienveillantes. *Ebd.* S. 87. Et cette force de dévouement ..., voilà qu'elle apercevait comment elle pourrait la posséder, profonde et

durable. *Ebd.* 1. 8. 14, 523. Dasselbe: *Ebd.* S. 519; 15. 8. 14, 722, 730, 739 (die letzten 7 Belege stammen von demselben Verf., der daneben, aber seltener, s'apercevoir gebraucht). Un beau jour vous apercevrez que la sagesse est tout de même d'aller à votre bonheur... Henry Kistemaeckers, *L'Embuscade,* II, 11. Est-ce qu' elle [l'Europe] est sourde au travail de la terre américaine encore neuve et au grondement de ses machines, et n'aperçoit-elle pas que cet immense enfantement ne se fera qu'aux dépens de sa propre richesse? Georges Bourdon, *L'Énigme allemande,* S. 66. Probablement son bon sens aperçoit que la retraite est une abdication. Taine, *Les Orig. de la France contemp.,* V, 298 usw.

Applaudir à. Zu den von Plattner, *Ausführl. Gramm. d. franz. Spr.* (II, 2,50), gegebenen Beispielen füge ich ein paar weitere hinzu: Ce serait une faute de logique et de jugement, . . . que . . . nous n'applaudissions pas à M. Maura. *RdP.,* XI, 20, 891. On applaudissait à la bravoure de Cyrano... *RddM.,* 15. 4. 13, 911. Certaines feuilles . . . applaudissaient à la crânerie des experts navals français . . . *Ebd.* 1. 6. 22, 651. Le peuple russe applaudit à tous les spectacles... *Ebd.* 15. 7. 22, 329.

S'arranger de qch., nach Sachs-Villatte familiär, kommt auch in ernster Rede vor: La franchise quelquefois un peu brutale qui est là-bas assez fréquente ne saurait s'arranger des fausses congratulations, ni des fades compliments qui sont la monnaie courante de nos salons. *RdP.,* XI 13, 144.

Assurer qch. à qn. Folgt ein Objektsatz, so kann man auch assurer qn. sagen, obwohl es, wie Plattner (II 2, 54) bemerkt, von manchen verworfen wird: Je la félicitai, l'assurant que le plus difficile en photographie est de fixer les délicatesses d'un paysage marin. *RdP.,* XI 19, 496.

Attendre. Statt des üblichen que auch jusqu'à ce que: Les peuples ne veulent pas attendre jusquà ce que l'Alsace-Lorraine soit française ou la Belgique allemande, mais ils ne veulent pas non plus attendre jusqu'à ce que les derniers vestiges de la bourgeoisie aient disparu complètement. *RddM.,* 15. 11. 18, 439. Vgl. Soltmann, *Syntax d. Modi im modern. Französ.,* Halle 1914, S. 237 und Plattner (II 3, 49).

Causer. In der Regel sagt man parler à qn. und causer avec qn. Dass parler avec qn. häufig ist, braucht nicht durch Beispiele belegt zu werden, aber auch causer à qn. ist gebräuchlich: Quand le Pope eut satisfait son appétit, il causa à sa compagne . . . *RdP.,* XII 9, 50. Il lui a causé. *Ebd.* XII 23, 573. Deschanel, a. a. O., S. 157, tadelt diese nach ihm zuerst von Rousseau angewandte Konstruktion als eine incorrection, die heute epidemisch geworden sei.

Ceindre. Nach Plattner (I 80) darf se ceindre nur gebraucht werden, wenn ein Körperteil genannt ist (se ceindre la

tête d'un diadème). Durchaus üblich ist aber z. B. les jeunes filles se ceignent souvent de mousseline blanche, ohne dass la taille hinzugefügt wird. Vgl. ferner: dans leur besoin de mortification, elles se ceignent de cilices cruels, s'enfoncent des échardes dans les pieds. *RdP.*, XII 8, 788.

Chaloir ist veraltet. Nur die Wendung peu me chaut mit folgendem que-Satz oder de + Infinitiv findet sich noch in ernster Rede und gilt als gutes Französisch: Peu lui chaut de retrouver dans ses gîtes d'amour les nattes galeuses et les murs délabrés de son propre gourbi. *RdP.*, XII 2, 418.

Changer. Statt changer de auch changer mit direktem Objekt: Et après avoir simplement changé ses manchettes et le faux-col, in enfila son veston de bureau. *RddM.*, 15. 2. 15, 742. Après Tours, où nous dûmes changer notre train pour un autre... *Ebd.*, 1. 12. 11, 486. Mais ce n'est jamais bon signe quand, dans un équipage, on parle de changer le capitaine.... *Ebd.*, 1. 8. 13, 599. Tu devrais bien changer ton jupon. Henri Pâris, *Les Français chez eux et entre eux*, S. 90.

Chercher. De statt à vor dem Infinitiv: Si le gouvernement austro-hongrois ne veut pas renoncer définitivement à son rang parmi les grandes puissances, il ne lui reste plus qu'à chercher d'obtenir satisfaction par une pression énergique sur la Serbie . . . *Rev. bleue*, 15.—22. 7. 16 (durch de wird hier die Wiederholung von à und doppelter Hiatus vermieden).

Choir. Ausser dem Infinitiv (se laisser choir) gebraucht die literarische Sprache das Partizip des Perfekts: Nuñez bientôt exposa à ces Anciens du Pays des Aveugles les merveilles du vaste monde d'où il avait chu. *RdP.*, XII 2, 363. Tapotant ici un coussin de bergère affaissée, là essuyant de son doigt la poussière de cigare chue sur l'orteil d'une Baigneuse de marbre, il jeta un coup d'œil à la pendule. *RddM.*, 15. 10. 06, 721. Das Präsens ist selten: Quand on exagère les raffinements de courtoisie, on choit dans le ridicule. *Annales pol. et litt.*, 28. 10. 06, 277. Das passé simple in der folgenden Stelle verurteilte ein Nationaler mit der Bemerkung: Idiot!: D'un arbre churent d'épais flocons. *RdP.*, XII 16, 709.

Conquérir wird auch von Städten, Festungen u. dgl. gebraucht. Ob es, wie Plattner (II 2, 74) meint, im Gegensatz zu prendre in jedem Falle die Besitzergreifung ausdrückt, auf die dauernder Besitz folgt oder folgen soll, dürfte fraglich sein: En effet, l'armée d'Afrique, commandée par le général Baratieri, conquérait Kassala sur les Derviches... *RdP.*, III 7, 519. Le traitement qu' Assourbanipal infligeait à la ville conquise, les Susiens eux-mêmes l'avaient infligé souvent aux villes chaldéennes. *Ebd.*, XII 2, 443. Son règne [de Castro] commence par des orgies: les vainqueurs traitent Caracas en ville conquise. *RddM.*, 15. 3. 06, 421. Leur tranchée a été conquise par les nôtres. *Ebd.* 1. 4. 15, 607. Le 25,

le tsar Ferdinand pénétrait en terre ennemie, dans la ville de Mustapha-Pacha, conquise par ses troupes. *L'Illustration,* 16. 11. 12, 371. On occupa cette bastille si chèrement conquise. *Ebd.* 15. 2. 13, 139.

Contredire à ist nach der Grammatik nur da erlaubt, wo y eintreten kann (je n'y contredis pas). Statt y auch le: Car l'officier hollandais, tout en amusant le soldat à la caserne, l'envoie en outre passer la soirée au dehors, donnant ainsi .... un aliment à ce besoin ... que le soldat — aucun officier ne pourrait le contredire — éprouve souvent à l'état aigu. *RdP.* XI 23, 526. — Contredire à qch. findet sich öfter und nicht nur bei neutralem Objekt: Que M. Galdós ait d'abord subi l'influence d'Erckmann-Chatrian, c'est à quoi je ne contredirai point. *RddM.,* 15. 4. 06, 819. Je ne contredis pas à l'opinion de D. *Ebd.* 1. 8. 18, 493. Ne prouvaient-ils [des bancs] pas des intentions de confort et d'agrément qui contredisaient à l'opinion que cette demeure ne fût qu'un rendez-vous de chasse? *Ebd.* 15. 6. 20, 722 ... je rencontrai des constructions blanches dont l'architecture charmante contredisait au farouche aspect du site. *Ebd.* 15. 6. 20, 724. (Dagegen sagt derselbe Vf.: (Du doigt secoué) M. du Cambout contredisait cette affirmation. *Ebd.* 15., 746). Plus que jamais inspirée et menaçante, la sombre pythonisse ne contredit plus seule à l'allégresse de la foule. *Ebd.* 1. 7. 21, 225. Goldsmith est britannisé, et Thomas Moore lui-même, en dépit de ses mélodies irlandaises. Elles sont d'ailleurs démodées. On ne saurait contredire à ce jugement de M. Yeats. *RdP.,* XI 15, 598.

Convenir (übereinkommen), das die Volkssprache durchweg mit avoir gebraucht, wird auch sonst mit diesem Hilfsverb verbunden: Contre cette éventualité, nous avons convenu qu'il était nécessaire de prendre nos mesures. *RddM.,* 15. 12. 11, 743. Tu as été un bourru. Tu as été trop effacé. Ta mère et moi, nous en avons convenu ensemble plusieurs fois. *Ebd.* 1. 9. 12, 37. — Mit direktem neutralen Objekt: Tu as payé hier, c'est à mon tour aujourd' hui, tu sais que c'est ce que nous avons convenu. Henri Pâris, a. a. O., S. 100.

Craindre. Mit reinem Infinitiv: Définitivement maître du pays ..., les Musulmans surveillèrent attentivement les Maronites qu'ils craignaient toujours voir de nouveau prêter la main à des envahisseurs. *RddM.,* 1. 1. 15, 199.

Croire. Infinitiv mit de: Tous les Marseillais, c'est pareil! — prononça C., — quand ils ne voient plus la statue de la Bonne-Mère, ils croient d'être pendus! *RddM.,* 15. 9. 07, 275 (im Munde eines Arbeiters).

Décider und se décider. Abweichend von der Regel findet sich décider qn. de faire qch. und se décider de faire qch.: Enfin, comme la famille se réinstallait à New-York, il la décida de le laisser partir pour la vieille Europe. *RddM.,* 15. 11. 17, 449. On

ne se décide d'enlever un massif que lorsqu'on n'a pu le tourner. *Ebd.* 15. 7. 18, 245.

Demander. Die Konstruktion demander qch. à qn. erhält insofern eine Ausnahme, als zur Vertretung eines artikellosen Substantivs en zum régime indirect tritt: Elle (la France) a dit: L'Allemagne a besoin d'argent pour construire son chemin de fer; elle m'en demande. Georges Bourdon, a. a. O., S. 66. — Selten ist demander qch. de qn.: Si vous vouliez bien nous recevoir, notre ami M. vous expliquerait ce que je demande de vous. *RddM.*, 15. 2. 15, 549. Que demandez-vous de moi? *Ebd.* 15. 6. 17, 755. — Demander après qn. ist familiär: Alors il m'a regardé et puis il m' a demandé après M. Muzard. *Ebd.*, 15. 3. 15, 318. — Ist demander mit einem andern Verb verbunden, das ihm folgt, so ist letzteres für die Konstruktion massgebend: . . . le général von G. qui demanda et obtint du Gouvernement français l'autorisation de s'établir à Wiesbaden . . . *Ebd.*, 1. 11. 20, 123. — Statt demander que findet sich auch demander à ce que: Quelle joie malicieuse, lorsqu'un journaliste découvre qu'un ancien ministre de l'Instruction publique demande à ce que son interpellation soit discutée tout de suite, et parle de solutionner un problème. *Ebd.*, 1. 4. 20, 597. Elle demanderait même à ce qu'on hâtât leur union dès que sa blessure le permettrait. *Ebd.*, 15. 2. 16, 760. Si j'avais eu le temps de réfléchir, peut-être eussé-je demandé à ce qu'on discutât certains termes de l'article. *Ebd.* 15. 5. 19, 276. — Die Unterscheidung zwischen je vous demande de boire und je demande à boire wird nicht immer beobachtet: J'avais à nouveau demandé d'être prévenue de l'exécution dès la veille. *Ebd.*, 1. 4. 19, 669. Quand Charles de Foucauld se présenta à Notre-Dame des Neiges, et demanda d'être admis parmi les novices, on l'interrogea. *Ebd.* 1. 6. 21, 539 (In beiden Fällen wird durch de doppelter Hiatus vermieden). Vgl. Plattner (II 3, 110 f.).

Désapprendre, das nach Plattner (II 3, 111) immer à vor dem Infinitiv hat, steht vereinzelt auch mit de: C'est une vaine idée d'utopistes que d'espérer beaucoup encore de l'humanité, lorsqu' elle aura désappris de faire la guerre. *RddM.*, 1. 7. 15, 131.

Désirer hat den Infinitiv ohne Präposition oder mit de nach sich; de steht besonders aus Wohllautsgründen (um Vokalzusammenstoss zu vermeiden): Elle désira d'en savoir davantage. *RddM.*, 1. 9. 21, 68.

Dire. Zu dem Satz le cœur m'en dit bemerkt Rodhe, *Les grammairiens et le français parlé,* S. 97 berichtigend: Cette construction n'est possible qu' avec si. Der Ausdruck kann auch mit quand eingeleitet werden und ist nicht auf das Präsens beschränkt: Et puis vous viendrez déjeuner avec nous quand le cœur vous en dira, fit Madeleine. *RdP.*, XII 5, 167. Il était né pour écrire à tête reposée, quand le cœur lui en disait. *Annales pol.*

et litt., 8. 11. 03, 290 ... quand le cœur t'en dira. Henry Bernstein, *La Griffe*, III 5. Man sagt auch si le goût vous en dit. *Figaro*, 29. 9. 14.

Échapper (entschlüpfen) wird mit être zusammengesetzt (ce mot m'est échappé), échapper (entgehen) mit avoir (ce mot m'a échappé). Abweichend von dieser Regel steht avoir: Aline! dit François. Ce nom lui avait échappé sans qu'il s'en aperçût. Champol, *Cas de conscience* S. 237.

Écouter. Wie entendre gebraucht: M'aimes-tu? — Oui, je t'aime! — C'est tout ce que je veux écouter. *RdP.*, X 6, 249. Nach Aussage eines gebildeten Nationalen ist écouter hier korrekt und ausdrucksvoller als entendre.

Égaler à: La vertueuse madame Le Guenn égale en moralité à Guichardot! *RdP.*, XI 23, 623.

Élire. Neben der gewöhnlichen Konstruktion auch mit pour: Au dehors, les scissionnaires, qui ont élu pour président provisoire Santucci, les entourent. *RdP.*, XI 17, 90. Elle [la Chambre] a élu pour président M. Henri Brisson. *RddM.*, 15. 6. 06, 947.

Entrer. Der Ruf Entrez! (herein!) ist nicht eine unbedingt feste Formel. Wenn jemand weiss, wer klopft, und die betreffende Person duzt, so sagt er auch entre: Otto frappait. Marthe attendit une seconde: — Entre, fit-elle enfin. *RddM.*, 1. 10. 11, 522.

Envoyer kann in gewissen Verbindungen auch den Infinitiv mit à nach sich haben: La moitié [de 2000 prisonniers] est vaccinée, l'autre pas. Puis tout le lot est envoyé à travailler dans une région contaminée par le choléra. *RddM.*, 1. 9. 14, 113.

Être. Formen von être statt der entsprechenden von aller sind nicht auf die familiäre Rede beschränkt, vielmehr bei manchem Schriftsteller beliebt. Ich beschränke mich auf ein paar Beispiele mit dem passé simple, das einige Grammatiker in dieser Verwendung nicht mehr gestatten: ... elle se leva, fut voir le jeu de G. et de madame L. R. *RdP.*, XI 20, 724. Je fus chercher ma canne ... *Ebd.* 735. Aussi je me souvins de ma correspondance en retard, et je fus dans mon appartement. *Ebd.* XI 19, 528. Dasselbe öfter in dem Roman *Le Serpent noir* von Paul Adam. — Mit Hinzufügung von s'en (s'en aller entsprechend): M[me] G. s'en fut ... faire une longue promenade à pied. *RddM.*, 1. 6. 22, 486. — Il n'est que de hat denselben Sinn wie il n'y a qu'à (man braucht nur): Oui, c'était grave, mais encore avait-on, sur la côte de l'Inde, de bons marins, les Lascars. Il n'était que de les façonner à notre discipline ... *RdP.*, XI 12, 814. — Être statt faire bei Angabe der Tageszeit ist selten. Il est nuit (*ebd.* XII 2, 415) ist aber durchaus gutes Französisch. — Das unpersönliche il est steht nach Plattner (I 112) statt il y a in der Prosa, wo es sich um die Existenz im allgemeinen handelt (il n'est

pire valet que celui qui raisonne). Dem entspricht der Sprachgebrauch durchaus nicht immer: Il n'est pas une société de tempérance dans notre pays qui consentirait à appuyer une tentative en opposition aussi ouverte avec ses principes. *Ebd.* X 23, 523. Parmi ces moyens, il en est un particulièrement efficace . . . *Ebd.* XII 1, 134. Il est des Japonais qui déjà réclament cette reconstruction de la Chine. *Ebd.* XII 3, 463. Il fut un âge, en effet, où les Universités étaient les seuls foyers actifs de pensée et de science. *Ebd.* XII 4, 785. Il est une innovation que le nouveau pontif n'a pas encore osé faire. *Ebd.* XII 4, 893. Depuis vingt-cinq ans, il n' est pas d'année qui n'ait eu son petit ou son grand pogrome. *Ebd.* XII 8, 876. La Suisse mise à part, il n'est pas en Europe de communauté comparable à la Finlande. *Ebd.* XII 8, 888. Notre concours nous a attiré quantité de manuscrits. Il en est un qui a retenu particulièrement notre attention. *Annales pol. et litt.*, 12. 6. 04, 376. Il est à Madura une bayadère, célèbre par sa charité. Loti, *L'Inde,* S. 184. — Être mit dem Partizip des Präsens war in der alten Sprache eine sehr gebräuchliche Umschreibung (vgl. Darmesteter et Hatzfeld, *Le XVI*ème *siècle en France,* S. 271, und Haas, *Französ. Syntax,* § 122). Noch im 17. Jhd. ist sie oft genug zu finden (vgl. Haas, *Französ. Syntax des 17. Jhdts.*, § 69). Heute muss sie als veraltet gelten. Pfeiffer, a. a. O., S. 36 ff., weist die letzten Beispiele aus dem 18. Jhd. nach. Wo sie noch in der modernen Sprache vorkommt, ist das Partizip, wie dessen Veränderung zeigt, als Verbaladjektiv aufzufassen: Visiblement lasse, elle aurait voulu monter encore. Massino ne le lui permit point. — Leila est obéissante, dit-elle en s'arrêtant. *RddM.*, 1. 5. 11, 90. Tenez, je jurerais qu' à l'heure où nous parlons, il est déjà trottant par les sentiers..., Sandeau, *Mademois. de la Seiglière,* I 5. Ses [du palais] soubassements cyclopéens datent des rois Pals, dont la dynastie fut régnante à Gwalior depuis le IIIe siècle. Loti, a. a. O., S. 345. Beliebt scheint être consentant in familiärer Rede zu sein. Ein paar Beispiele mögen genügen: Je ne savais pas, si vous seriez consentante à épouser un naufragé. *RdP.*, X 15, 510. Et ça lui était égal? De vivre ainsi? Elle était consentante? *RddM.*, 15. 2. 20, 751. — Wie aller wird auch être zur Bezeichnung einer fortschreitenden Tätigkeit verwandt: L'amplitude de son ambition politique, qui a toujours été en augmentant, a fini par coaliser toute l'Europe contre lui. *Ebd.* 1. 7. 11, 238. — Être en train in der Volkssprache mit à vor dem Infinitiv: Je suis en train à finir mes 'caillettes'. *Ebd.* 15. 12. 17, 773.

Faire. In der heutigen Sprache ist faire und besonders se faire bei Adjektiven sehr gebräuchlich: Pétrus trouva que le ciel sombre faisait sa peine plus amère. *RdP.*, XII 14, 336. Au fond, je ne hais pas le sifflet; il fait les chutes plus éclatantes, mais il fait les succès plus vifs. *Annales pol. et litt.*, 20. 12. 08,

576. L'âge, l'expérience, la vie, la feront plus indulgente, sinon moins sensible, aux travers du prochain. *RddM.*, 1. 7. 14, 58. (Dagegen: rendre indulgent, *ebd.* S. 64) .... l'insouciance, la médiocrité d'âme de sa femme, la gêne ... le faisaient singulièrement nerveux et parfois amer. *Ebd.* 62. Une fatigue extrême, une distraction de tous les instants lui faisaient difficiles les plus simples tâches. *Ebd.* 1. 8. 14, 499 .... mais elle ne pouvait éviter des heures de folles aspirations, de révolte, de découragement qui la faisaient misérable. *Ebd.* 15. 8. 14, 747. Une tristesse résignée faisait moins dur son regard, encore amer. *Ebd.* 15. 10. 11, 769 .... la petite ville d'Aberdeen, où les vents de la mer du Nord font les hivers si rudes. *Ebd.* 15. 1. 12, 389. Un rayon de jeunesse faisait son visage plus lisse. *Ebd.* 15. 12. 17, 775. La voix se fit paterne. *RdP.*, XI 17, 62 usw. — Wechsel zwischen faire und rendre: Si les moyens de correspondance et de communication la [l'administration provinciale] rendent plus aisée, la multiplicité et l'enchevêtrement des textes législatifs et réglementaires la font aussi plus compliquée. *RdP.*, XII 23, 642. Mais qu' importaient au mari agonisant, les causes de cette évolution de sa femme ..., à cet Ortègue impérieux et passionné, que la maladie faisait irritable et que la jalousie devait rendre cruel? *RddM.*, 1. 9. 15, 14. — Die Grammatik gestattet faire mit doppeltem Objekt nur bei Personen (il fit R. son premier ministre); bei Sachen tritt de ein (il fit de cette ville la capitale de son pays). Die folgenden Sätze, in denen eins der beiden Objekte das neutrale ce que ist, bieten Ausnahmen von der Regel: On l'a très bien dit, à la Chambre et au Sénat, le traité du 4 novembre vaut ce que, de part et d'autre, on le fera. *RddM.*, 1. 4. 12, 686. C'est l'oisiveté de vos mains qui les a faites ce qu'elles sont. *Ebd.* 1. 10. 12, 530. Beaucoup sont convaincus que l'instruction a fait le Japon ce qu'il est. *RdP.*, XII 6, 225 (Auch du Japon wäre richtig, das stehen müsste in: .... a fait du Japon le pays le plus civilisé de l'Asie). — Faire=dire ist ausser in eingeschobenen Sätzen im Präsens und passé simple (fait-il, fit-il) selten: Elle murmura: Il y avait sans doute autre chose? — Laure fit évasivement et très bas: Bien sûr, il y avait autre chose. *RddM.*, 15. 4. 13, 798. C'est égal, avait encore fait Pauline. Henri Fèvre, *Les beaux mariages*, S. 245. — Se faire à (sich gewöhnen an), das im allgemeinen volkstümlich ist, findet sich auch sonst: Décidément on se fait, sans trop de peine, à ce genre de locomotion. *RdP.*, XII 15, 593. — Il fait bon hat seit altfranzösischer Zeit den reinen Infinitiv nach sich, in der modernen Sprache daneben auch de und à: Il ne fait pas bon en général pour le militaire allemand qui rentre en Allemagne de passer par l'Alsace. *RddM.*, 1. 9. 14, 75. Pourquoi venir ici avec des pensées de vengeance ..., quand il ferait si bon de grimper là-haut à la poursuite des chamois?

Ebd. 15. 1. 22, 496. Il ne fait pas toujours bon à courir les chemins quand le soleil est couché. Mérimée, *Colomba.* Il ne fait pas bon à se montrer. *RddM.,* 15. 5. 22, 343. Vgl. Löseth, *Notes de Syntaxe franç.,* Christiania 1910, S. 15.

Falloir. Die Redensart il s'en faut wird in Grammatik und Wörterbüchern stets in Verbindung mit (de) beaucoup, (de) peu verzeichnet. Man darf daraus nicht schliessen, dass il s'en faut weder allein noch mit anderer Ergänzung steht: Il s'en fallait, pourtant, que fût terminée la campagne. *L'Illustration,* 2. 6. 06, 349. Sans mériter le nom de vieilles femmes, il s'en fallait qu'elles fussent encore jeunes. *RddM.,* 15. 2. 15, 895. Il s'en est fallu d'un travers de doigt, et, ma foi! vous étiez libre (zitiert von Bertram, Herrigs *Archiv* 47, S. 16).

Feindre finde ich nur mit folgendem Infinitv angegeben (feindre de faire qch.). Auch ein que-Satz kann folgen: Madame E. feignit que toute son attention fût prise par l'examen du volume. *RdP.,* XI 21, 128. Ein weiteres Beispiel mit Indikativ bei Bertram, a. a. O., S. 18.

Fleurir. Entgegen mancher Grammatik sagt Littré: Fleurir, signifiant être dans un état de prospérité, de splendeur, fait à l'imparfait fleurissait et florissait, et toujours florissant au participe présent. Und Plattner (I 90): Von Sachen kann als Imperfekt immer fleurissais gewählt werden. Die Imperfektformen mit eu sind jedenfalls auch im bildlichen Sinne häufig und zum Teil besser als die mit o oder gar allein richtig; ersteres gilt z. B. nach Aussage eines französischen Gymnasialprofessors von dem ersten der aufgeführten Fälle, letzteres vom zweiten und dritten (über die übrigen Belege habe ich kein Urteil eines Franzosen): Mais à quoi bon changer rien du passé, puisque, aussi bien, la religion même devenait une chose du passé, puisque, par malheur, la foi vive ne fleurissait plus maintenant que chez le peuple? *RdP.,* X 18, 234. Comment n'avait-il pas cueilli le bonheur quand il fleurissait à sa portée? *Ebd.,* XI 18, 366. Le Casino, où fleurissaient la roulette et le trente et quarante, était la création de M. Dupressoir, l'ancien fermier de jeux de Bade. *RddM.,* 1. 11. 99, 185. Nous avions cru longtemps que toute tendresse fleurissait de l'autre côté du Rhin. *Ebd.,* 1. 4. 15, 603. Le commerce y fleurissait avec de si nombreuses ramifications qu'on y parlait toutes les langues. *Ebd.,* 15. 1. 16, 292. C'était le temps où fleurissait la chanson fin de siècle, la chanson rosse! *Revue bleue,* 18, 7. 14. Il aurait fallu pouvoir montrer des spécimens du style Louis XIV . . . tel qu'il fleurissait chez nous à la fin du règne ou à l'époque de la Régence. *RdP.,* VIII 10, 341. Uebrigens sind die *o*-Formen nicht auf Imperfekt und I. Partizip beschränkt, sondern finden sich auch sonst. Im Infinitiv: Ce qu'il fallait à l'âme belge, pour qu'elle obtînt la pleine conscience de sa vitalité, qui va florir, les souffrances et

l'héroïsme le lui auront donné. *RddM.*, 1. 4. 15, 707. Im Präsens: Et de cette façon florit une plante. *Ebd.*, 1. 12. 12, 693 . . . il faut choisir: rester honnête et mourir de faim, ou transgresser les lois sous la protection desquelles florit la Russie soviétique! *Ebd.*, 15. 7. 21, 409. Im passé simple: . . . et, tout le temps que dura l'établissement . . ., le commerce local, favorisé par la compagnie, florit. *Ebd.*, 1. 4. 13, 680. Im Konjunktiv des Imperfekts: Il faut ne pas oublier qu'une littérature de langue française, florît-elle hors de chez nous, a le devoir de ne se point émanciper outre mesure. *Ebd.*, 1. 4. 15, 696. Im Konditionalis: Le roman, s'il avait le devoir de traiter les plus hautes questions de la pensée et de l'activité humaine, florirait aujourd'hui mieux que jamais. *Ebd.*, 1. 4. 16, 686. Im II. Partizip: Au XII[e] siècle, la France rayonne de prospérité: c'est une des époques où ont le mieux flori ses arts, sa poésie et sa gaieté. *Ebd.*, 1. 2. 15, 705. — Refleurir hat immer eu: Les études celtiques refleurissaient de toutes parts. *Ebd.*, 1. 5. 1900, 166.

Geler (von Personen): Élise expliqua que, vers le milieu de la messe, Line avait cru défaillir. Le froid, sans doute, car on gelait dans l'église. *RddM.*, 1. 7. 13, 65.

Gésir. Das Imperfekt wird in der Bedeutung „hilflos daliegen" gebraucht, z. B. von einem Verwundeten: Elle prit la main du jeune homme, s'agenouilla près du lit. Il y gisait, jeune et beau. *RdP.*, XII 1, 204. Daneben kommt das Präsens im wirklichen und bildlichen Sinne vor: De ce rêve affreux mon somme fut tout bouleversé et aussi la paillasse où nuitamment je gis. *RddM.*, 15. 6. 15, 874. . . . . le rebord de cette Perse qui gît à 2 ou 3000 mètres d'altitude. *Ebd.*, 15. 12. 12, 939. Vous avez la beauté d'une vierge antique; et toute la poésie de l'Hellade gît dans vos prunelles violettes. *Ebd.*, 15. 10. 11, 885. . . . et c'est en cela que gît précisément entre nous le malentendu. *Ebd.*, S. 748.

Habituer. Man sagt meist être habitué à faire qch., selten de: Dans ce royaume de Prusse où l'on était habitué de considérer les membres du Cabinet comme de très hauts chefs de bureau . . . *RddM.*, 1. 4. 12, 539.

Haïr. Mit reinem Infinitiv: Je hais parler de moi. *RddM.*, 1. 7. 14, 124, also abweichend von Plattner, der (II 3, 114) verlangt: Haïr à faire qch., ne pas haïr à oder de faire qch., se haïr de faire qch.

Se hâter. Mit à vor dem Infinitiv: Et l'écaillère se hâte à fourrer son couteau rond dans la cancale plate. *La Lecture* 83, S. 557.

Hériter. Mit direktem Objekt: . . . et je n'ai pas hérité une assez haute vertu pour boire au calice enivrant de Charlotte. *RddM.*, 15. 2. 12, 757. Mon mari n'avait hérité que sept millions. *Ebd.*, 1. 2. 13, 532. La vieille demoiselle avait hérité ce magni-

fique objet, comme l'hôtel, les meubles, les portraits. *Ebd.*, 1. 2. 21, 456. Mais d'où ça lui vient, cette fortune? Ou l'a-t-il héritée? *Ebd.*, 15. 5. 21, 259.

Hisser wird in Wörterbüchern nur als transitives Verb verzeichnet; es kommt auch als verbe neutre vor: Le pavillon impérial hisse au fronton du château. *L'Illustration*, 28. 9. 01 (statt est hissé).

(Schluss folgt.)

Altona. H. Schmidt.

Rudyard Kipling.

Rudyard Kipling wurde am 30. Dezember 1925 60 Jahre alt. Wenn wir dieses Tages gedenken, so geschieht es nicht so sehr, um das Werk des Dichters literarisch-ästhetisch zu würdigen, als vielmehr um seinen gewaltigen Einfluss auf das völkische Fühlen und politische Wollen der Engländer in den drei Jahrzehnten, die zum Kriege führten, darzulegen.

Kipling ist nicht mit Unrecht der poeta laureatus, der gekrönte Dichter, des britischen Imperialismus genannt worden. Denn wenn schon in den letzten Jahren vor dem Kriege die imperialistische Idee in allen Volkskreisen und bei allen Parteien fest verwurzelt war und von jedem Engländer als eine geheiligte, von Gott gewollte britische Einrichtung betrachtet wurde, so ist das nicht in letzter Linie dem Dichter Kipling zu verdanken. Als Kiplings erste Lieder und Geschichten erschienen, im Anfang der achtziger Jahre, betrachtete man die Kolonien noch vielfach als eine lästige Bürde, und die Anhänger des politischen Liberalismus dachten noch ernsthaft an eine allmähliche Trennung der Kolonien von dem Mutterlande. Das *New English Dictionary* gibt unter *Imperialism* einen interessanten Einblick in den hartnäckigen Kampf zwischen den beiden widerstreitenden Parteien, den Vorkämpfern für das Greater Britain und den „Klein-Engländern", die „keine Zersplitterungspolitik über den ganzen Erdball", sondern eine starke „Konzentrationspolitik auf dem europäischen Mutterland und massgebenden Einfluss auf die europäischen Staaten" wünschten. Wir lesen dort, dass die *Times* i. J. 1869 (15. Okt.) schrieb: „Imperialism, or, indeed, any worse form of despotism," und dass die *Daily News* noch i. J. 1898 (28. Mai) zu schreiben wagte: „That odious system of bluster and swagger and might against right on which Lord Beaconsfield and his colleagues bestowed the tawdry nickname of Imperialism."

Zwar war die anti-imperialistische Stimmung durch Disraeli, Chamberlain und Rhodes, durch Froude, Seeley und Dilke bereits zum grössten Teil zerstreut worden, aber die neue Bewegung war noch nicht in die Massen des Volkes gedrungen.

Hier nun setzt Kipling ein mit dem ganzen Schwung seiner Rhetorik und der Wucht seiner dichterischen Gestaltungskraft. In seinen Geschichten und Gedichten schildert er seinen Landsleuten das Leben der englischen Beamten, der Ingenieure, der Aerzte, der Kaufleute, der Siedler in Indien, ihren Kampf mit den Eingeborenen, mit dem Urwalde, mit dem Fieber so fremdartig, so packend, dass England aufhorchte und erst jetzt zu ahnen begann, wieviel Arbeit, Geld und Blut es diesem weiten, wilden Lande bereits geopfert hatte. Sollen die Opfer umsonst gebracht sein? Als Antwort lese man folgende Stelle: „Year by year England sends out fresh drafts for the first fighting-line, which is officially called the Indian Civil Service. These die, or kill themselves by overwork, or are worried to death, or broken in health and hope in order that the land may be protected from death and sickness, famine and war, and may eventually become capable of standing alone. It will never stand alone, but the idea is a pretty one, and men are willing to die for it, and yearly the work of pushing and coaxing and scolding and petting the country into good living goes forward.“ Da ist es deutlich ausgesprochen: Nicht nur um Englands willen, sondern um Indiens und des Fortschritts der Menschheit willen muss der Engländer „the white man's burden“ auf sich nehmen.

Weiterhin schilderte Kipling seinen Landsleuten das Leben der britischen Kolonialsoldaten, ihre Aufopferung, ihre Zähigkeit, ihre Leiden, ihren unverwüstlichen Humor und machte damit die verachteten Tommies zu volkstümlichen Helden, die in allen Erdteilen für das Grössere Britannien litten und stritten, die an allen Grenzen des Imperiums das britische Banner verteidigten und weiter trugen. Wie Kipling diese Soldaten beobachtet und gezeichnet hat, den Irländer Mulvaney, den Yorkshiremann und den Cockney, überhaupt den „very strong man T. Atkins, Private of the Line“, so werden sie in der Dankbarkeit und Bewunderung des englischen Volkes weiterleben.

Tommy you was when it began,
But now that all is o'er
You shall be called The Service Man
'Enceforward, evermore.

Batt'ry, brigade, flank, centre, van
Defaulter, Army corps —
From first to last The Service Man
'Enceforward, evermore.

From 'Alifax to 'Industan,
From York to Singapore —
'Orse, foot, an' guns, the Service Man
'Enceforward, evermore!

Kipling müsste kein Engländer sein, wenn er bei all seiner Vorliebe für den Soldaten vergässe, dass das Heer nur e i n e Stütze des

Reiches und dass die Flotte und die Seeherrschaft die eigentliche Grundlage der britischen Weltmacht ist. Seit Jahrhunderten schon hat der Engländer und der englische Dichter eine Vorliebe für das Meer, die Flotte und die Matrosen. Aber auch hier schlägt Kipling eine ganz neue, höchst moderne und immer wieder imperialistische Note an. Er „hat das Meer besungen, den Pfad der angelsächsischen Rasse . . . die plumpen Kohlenschiffe . . . die schnellen Segler . . . die Handelsdampfer, die schwarz von Russ und Teer, von langer Reise entstellt, aus fernen Ozeanen . . . nach Liverpool und der Themsemündung keuchen, die gleich emsigen Weberschiffchen aus dem Riesenwebstuhl des Weltreiches von Meer zu Meer die Fäden schiessen, um die britischen Stämme zusammenzuflechten. Er hat die Leuchttürme besungen, die, tief bis ans Knie in Meeresalgen und im Tang versunken, dem Nebel die Stirn, die Augen dem Sturm zukehren und von Tag zu Tag den Aufzug der britischen Schiffe schauen.“ Und wiederum gedenkt er der Männer, die im Kampfe mit dem Meer und im Ringen um die Seeherrschaft ihr Leben dahingaben und damit Englands Anspruch auf die Beherrschung der Meere besiegelten:

We have fed our sea for a thousand years
And she calls us still unfed,
Though there's never a wave of all her waves
But marks our English dead.
We have strawed our best to the weed's unrest,
To the shark and the sheering gull.
If blood be the price of admiralty,
Lord God, we ha' paid in full.

We must feed our sea for a thousand years,
For that is our doom and pride,
As it was when they sailed with the Golden Hind,
Or the wreck that struck last tide —
Or the wreck that lies on the burning reef
Where the ghastly blue-lights flare.
If blood be the price of admiralty,
Lord God, we ha' bought it fair.

Kipling geht noch weiter. Mit der Dünkelhaftigkeit des Puritaners und Engländers verkündet er, dass Gott selbst dem britischen Volk die Pfade bis zu den Enden der Erde offen gelegt habe:

For the Lord our God Most High
He hath made the deep as dry,
He has smote for us a pathway to the ends of all the Earth.

Und in dem Gedicht *The Explorer* lässt er den Helden sagen:

God took care to hide that country
Till he judged His people ready,
Then He chose me for His whisper,
And I've found it, and it's yours!

Um diese von Gott verliehene „Herrschaft über Länder und Meere“ zu erhalten und zu befestigen, braucht England Männer, nicht die „flannelled fools at the cricket“, auch nicht die gelehrten

Jünglinge von „Harrer an' Trinity College", die kraftlos werden über „books an' pictures, an' china an' etchin's an' fans", sondern „nackte Menschheit", die die Zähne zusammenbeisst, die sich nicht unterkriegen lässt, die hungern und kämpfen und dann siegen und herrschen kann.

So hat Kipling in all seinen Helden den Mann der Tat verherrlicht und das Vorbild des neuen „imperialistischen Menschen" gezeigt und als wahrer „professor of energy" die englische Jugend gelehrt, diesem Ideal nachzustreben. (Wir deutsche Jungen lasen zur selben Zeit Karl May!) Es ist nicht zu sagen, welch tiefgehenden Einfluss Kipling dadurch auf das Denken und Wollen der heutigen Generation ausgeübt hat.

Trotz des Wandels in der öffentlichen Meinung, zu der er vielleicht mehr als irgend ein Staatsmann beigetragen hatte, liess ihn die eifersüchtige Sorge um den Bestand des Reiches nicht ruhen. Während bei der Jubiläumsfeier im Jahre 1897, wo zum erstenmal die Macht des Imperiums sichtbar in die Erscheinung trat, ganz England von Stolz geschwellt war, schrieb er das warnende Gedicht *Post festum*, das als *Recessional* eines seiner grössten Gedichte ist und bei Ausbruch des Krieges in vielen Kirchen gebetet wurde:

God of our fathers, known of old,
Lord of our far-flung battle-line,
Beneath whose awful hand we hold
Dominion over palm and pine,
Lord God of Hosts, be with us yet,
Lest we forget — lest we forget.

Während er von auswärtigen Nationen zunächst Russland als gefährlich für England hinstellte und bekämpfte, verfolgte er späterhin Deutschlands Aufblühen mit feindlichem Argwohn. In seinen ersten Büchern erscheinen die Deutschen verächtlich als entwurzelte, heimatlose Gesellen, die ein lächerliches Englisch sprechen, „mit a rope's end" erziehen und sich Trinkgelder in die Hand drücken lassen. Um die Jahrhundertwende aber ändert sich der Ton. In der *Times* veröffentlicht er das berüchtigte Gedicht *The Rowers,* worin er uns „the Goth and shameless Hun" nennt, er schreibt sein bekanntes War-poem, in dem er den Krieg vorhersagt und das ihm später den Ruf eines „Propheten" eintrug, und als der Krieg nun wirklich ausbrach, da wurde er der gehässigste Schreier gegen den „höllischen Feind", den er in Sprüchen, Gedichten und Kriegsbüchern auf das schamloseste verleumdete. Auch nach dem Kriege, in dem er übrigens seinen einzigen Sohn verloren hat, blieb er unversöhnlich. Noch im Jahre 1923 wagte er es, in seiner Kriegsgeschichte des Irischen Garderegiments die verlogensten Erfindungen von deutschen Greueltaten zu wiederholen.

Dass Kipling der englischen Dichtung neue Wege gewiesen und die Weltliteratur um Unvergängliches bereichert hat, ist in Deutsch-

land zur Genüge bekannt und anerkannt; dass er der hetzerischeste Imperialist und der brutalste Deutschenhasser ist, sollen wir ebenso genau und besser wissen.[1])

Münster i. W. Gustav Hagemann.

Moderne englische Dramaturgie und Theaterkritik.

Nach seinem vollkommenen Zusammenbruch im Kriege ist das englische Theater in den letzten Jahren in einem allmählichen Aufstieg begriffen. Diese Tatsache wird erwiesen durch eine Reihe von Entwicklungsmomenten: Die Möglichkeit für die meisten guten Autoren, ihre Stücke in Buchform erscheinen zu lassen, die Bildung dessen, was man „Gemeinschaftsgruppen" nennt, die jüngsten Leistungen älterer anerkannter Autoren wie Shaw, Galsworthy, Somerset Maugham, John Drinkwater sowie jüngerer noch umstrittener wie C. K. Munro, Halcott Glover, Allan Monkhouse, Sutton Vane, das Aufblühen der Liebhaberbühnen, das Wiedererstarken der Repertoirbewegung und — last not least — das Erscheinen der grossen Anzahl von Büchern, die sich theoretisch mit Drama und Bühne auseinandersetzen. Ja, man kann behaupten, dass nach dem Zeitalter der poetischen Anthologien jetzt ein Zeitalter der „Dramaturgien" angebrochen ist, dass kaum je so viele Werke über Theater und Bühnenwesen erschienen sind wie gerade in unseren Tagen. Wegweisende Kritiker vom Range deutscher Dramaturgen der Gegenwart wie Siegfried Jacobsohn, Julius Bab, Bernhard Diebold besitzt das heutige England freilich nicht. Kaum einer der lebenden Bühnenfachleute Englands zeichnet sich durch eine solch beissende Schärfe des Urteils und einen so messerscharf eindringenden Verstand aus wie Jacobsohn, keiner von ihnen ist ein so imponierender Systematiker und ist in seinen Schriften so philosophisch fundiert wie Bab, keiner bringt wie Diebold eine so geistvolle Auseinandersetzung mit dem „Expressionismus" und weiss sich so in das Transzendentale einzufühlen

---

[1]) Neuere Literatur über Kipling und den Imperialismus: Arns, K., *Der religiöse britische Imperialismus.* Bochum 1919. — Brie, Fr., *Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur.* Halle 1916. — Dibelius, W., *Grossbritannien und sein Weltreich nach dem Kriege. Handbuch der Politik.* II. Bd. 1920; *Die Selbständigkeitsbewegung der englischen Kolonien. Anglica (Festschrift für A. Brandl).* Bd. I. Leipzig 1925. — Cyril Falls, *R. Kipling,* M. Secker, London 1915. — Förster, J., *Pioniere des neuen Imperialismus. Handbuch der Politik.* V. Bd. 1925. — Friedjung, H., *Das Zeitalter des Imperialismus.* Berlin 1919³. — Halfmann, K., *H. G. Wells' Vereinigung von Imperialismus und Pacifismus und ihre Grundlagen in der engl. Literatur. Engl. Stud.,* 59 (1925). — Hopkins, Thurston R., *R. Kipling. A Literary Appreciation.* London 1915. — Michael, W., *Der britische Imperialismus. Handbuch der Politik.* II. Bd. 1920. — Völker, K., *Die religiöse Wurzel des englischen Imperialismus.* Tübingen, 1925.

wie er. Aber es sind immerhin Männer, die sich redlich bemühen, die Wege und den Sinn der Entwicklung des Dramas zu deuten, Gestalten aus dem Chaos zu formen und produktive Kritik zu leisten, obwohl sie sich fast alle mehr oder minder dem Typus des Tagesjournalisten nähern.

Der bekannteste von ihnen, William Archer, baut sein letztes dramaturgisches Werk *The Old Drama and the New. An essay in re-valuation* (London 1923, Heinemann) auf der oberflächlichen, einseitigen These auf, dass das Drama „Die reine Kunst der Deutung des geistigen und sozialen Lebens durch die Nachahmung“ ist. In seiner von 1590 bis 1915 und einige Jahre darüber hinaus reichenden Darstellung sucht er nachzuweisen, wie das Drama sich allmählich von den opernhaft übertreibenden lyrischen und rhetorischen Elementen reinigt, um zu einer logischen geschlossenen Kunstform zu werden. Die Dramen der elisabethanischen Zeit (Shakespeare natürlich ausgenommen), der Restauration und des 18. Jahrhunderts sind für ihn primitive, ephemere Typen der Kunst, die in starker Uebertreibung grobe Sitten widerspiegeln und zu ihrer Darstellung auf der modernen Bühne nicht mehr mögliche Mittel und Formen erfordern. Die geistige Haltung des modernen Zuschauers soll das „neue“ Drama zu einer diffizileren, zarteren Kunst machen als das Drama der Vergangenheit, und die Aufführung eines guten „neuen“ Schauspieles soll eine grössere geistige Kraft verlangen als in den Tagen Elisabeths. Was uns gerade ein Vorzug der Elisabethaner dünkt, das Kraftvoll-Genialische, das gefühlsmässig Ueberschwengliche, das Stürmer- und Drängerhafte, verurteilt er in Grund und Boden und versucht so die „elisabethanische Legende“ zu widerlegen, die insbesondere Lamb, Hazlitt, Leigh Hunt, Swinburne verbreitet und die neuere Kritiker wie Rupert Brooke und Lytton Strachey gestützt haben. Die Komödien der Restauration brandmarkt er nicht mit Unrecht als ethisch und ästhetisch defekt, ohne jedoch den Tragikern dieser Epoche vollkommen gerecht zu werden. Das Ganze läuft hinaus auf eine übertriebene, zu persönliche Schätzung des neuen realistischen Dramas. Ueber die Jüngsten, bei denen sich die in England überhaupt anhebende Reaktion gegen Realismus und Naturalismus bemerkbar macht, schweigt sich Archer zumeist aus. Verdächtig ist sein Eifern gegen die Phœnicists, die sich die Wiederbelebung der Dramen der Restauration und der Elisabethaner zur Aufgabe gemacht haben. Der Vorwurf der „perversen Form des literarischen Patriotismus“, den er gegen sie erhebt, könnte auf ihn zurückfallen. Gewiss ist es eine Geschmacksentgleisung, wenn sie Englands dramatischem Erbe, auch abgesehen von Shakespeare, die erste Stelle in der dramatischen Weltliteratur einräumen. Aber möchte Archer nicht seinerseits den englischen Dramen der letzten Jahre den ersten Platz in der dramatischen Literatur der Gegenwart zuweisen?

Viel besser unterrichtet über das Drama des Auslandes ist Ashley Dukes. Er ist einer der wenigen dramaturgischen Schriftsteller Englands, die ihren Landsleuten das ausserenglische dramatische Schaffen vermitteln. In seinem neuen Buche: *The Youngest Drama. Studies of fifty dramatists* (London 1923, E. Benn) lässt er auf weniger als 200 Seiten 50 Dramatiker der Gegenwart Revue passieren. Er macht es sich mit der katalogmässigen Anlage allzuleicht, teilt seine sehr subjektiv ausgewählten Autoren schematisch in „Forerunners, Realists, Comedians, Expressionists, Poets and Historians" und zwängt manche in Kategorien, in die sie garnicht hineingehören. Es ist nur halb oder nur bedingt wahr, was er vom Expressionismus sagt: "If expressionism means anything at all, it means the crystallisation of a thought into the deliberate symmetry of drama." Seine Urteile sind oft zu sehr epigrammatisch zugespitzt und doch nicht so scharf und klar wie etwa diejenigen Jacobsohns. Trotzdem sind seine Einzelbilder frisch anregend, so sehr sie im einzelnen zum Widerspruch reizen. Vor allen Dingen ist sein Blickfeld viel weiter als das Archers, dem die eigenwillige Einstellung auf eine einzige Idee die grosse Perspektive verengt, wenn er auch ein besser und sicherer ordnender Systematiker ist als Dukes. Jedenfalls ist dieser keiner der "old-fashioned critics who confuse dramatic realism with the absence of the aside and the soliloquy." Was er über ausserenglische Autoren sagt, geht uns hier weniger an. Deutsche Dramaturgen belehren uns darüber ebenso gut oder besser. Uns interessieren in erster Linie die Ausführungen über die englischen Dramatiker der Gegenwart, und hier zeigt er sich weit weniger parteiisch und national befangen als Archer. In Einzelheiten könnte man freilich manche Ausstellung machen: C. K. Munro und O'Neill sind nicht in den Kreis der Realisten einzubeziehen; A. A. Milne ist doch nicht der einzige Vertreter der englischen Komödie; Halcott Glover gehört nicht unter die "Poets und Historians", sondern unter die Modernen, die über den Realismus hinausstreben usw. Der englische Leser sucht vergebens nach einer Deutung der Haupttendenzen in modernen Dramen. Der Anglist aber liest mit Interesse diese geistsprühenden, impressionistisch hingeworfenen Skizzen, die zwar nicht reich sind an tiefgründigen Erkenntnissen, aber von einer intimen Kenntnis der zeitgenössischen Dramatik zeugen, und möchte erwarten, dass Dukes, wie Diebold uns, auch seinen Landsleuten die Dramaturgie des Dramas der Gegenwart schenken möge.

Ein begeisterter Verteidiger von Dukes' Buch ist James Agate in *The Contemporary Theatre 1923* (London 1924, Parsons), wo er eine Auswahl aus seinen Theaterartikeln vorlegt, die im Laufe des Jahres 1923 allwöchentlich in der *Saturday Review* und in den *Sunday Times* erschienen sind. Diese Artikel sind in einzelnen Fällen eben Besprechungen von Büchern und Studien über einzelne Schauspieler und Schauspielerinnen, zumeist sind es Theaterkritiken. Als

Ganzes ist Agates Buch recht lose komponiert, aber es macht den Eindruck des frischen persönlichen Erlebens. Seine Theaterfreude verleitet ihn jedoch manchmal zu Uebertreibungen. Das Theaterjahr 1923 soll das glänzendste sein, welches London seit Jahren erlebt hat; die englische Schauspielkunst soll noch nie auf solcher Höhe gestanden haben wie gerade in unseren Tagen; die Regietaten von Londoner Theaterleitern wie C. B. Cochran, Basil Dean, Miss Baylis, Nigel Playfair, Norman Macdernott während des Jahres 1923 sollen unerreicht dastehen in der englischen Theatergeschichte. Das Wichtigste an dem Buch ist die Uebersicht (A Survey) am Schluss, wo A. insbesondere diese Behauptungen zu beweisen sucht. Auch hier gibt er der Hoffnung Ausdruck, dass die Wiedergeburt des englischen Dramas und Theaters nahe bevorsteht; seine Hoffnung setzt er vor allem auf die jüngeren Schauspieler und Schauspielerinnen. Das wertvollste Material von den aus einzelnen Theaterkritiken zusammengesetzten Kapiteln bietet der Abschnitt *Modern Plays,* wo er u. a. Noel Cowards *The Young Idea,* Drinkwaters *Robert E. Lee,* Masefields *Melloney Holtspur,* Fleckers *Hassan* analysiert. Das lehrreichste der einleitenden Kapitel ist dasjenige über *Two Producers*: Gordon Craig und Frank Vernon und ihre Bücher *Scene* und *Modern Stage Production;* er verwirft Craigs bizarre zeitlose szenische Entwürfe mit aller Entschiedenheit, um Vernon als den Mann zu rühmen, der mit seinem vernünftigen bühnenbildnerischen Realismus dem Theater gibt, was des Theaters ist.

Von viel geringerer praktischer Bühnenerfahrung zeugt Halcott Glovers neues Buch *Drama and Mankind, A Vindication and a challenge* (London 1923, E. Benn); es ist eine dogmatisch gebundene Kampfschrift; es fusst auf dem Glauben, dass die Kluft zwischen "artist" und "bourgeois" überbrückt werden muss, wenn nicht die Kunst und insbesondere die dramatische Kunst überhaupt zugrunde gehen soll. Die Schuld an ihrem Tiefstande schreibt Glover dem Künstler, nicht dem Publikum zu, denn "Bad taste is not inherent in the people, but induced". Er schreibt bewusst als Anwalt und Mitglied des Publikums, den Künstlern wie den Kritikern zum Trotz, sein Buch soll hauptsächlich "a counterblast to certain modern assumptions" sein. Er will uns zeigen, welch grossen Anteil das Publikum an der Schöpfung des Künstlers hat. Das Ziel des Dramas ist ihm "expression of the public, by the public, for the public", der "ordinary man" soll in sich alle Fähigkeiten seines Seins bergen; das sind vage Gemeinplätze oder gewagte Hypothesen. Die Einteilung des Dramas in history, romance, satire ist recht willkürlich. Die Behauptung "Every man is the superman, did he but know it. He who makes men feel like supermen is the greatest artist" ist nur dem Optimisten beweisbar. Recht einseitig gedacht ist es auch, wenn er den Kritiker als die Stimme des Publikums, nicht des Autors, des Schauspielers, des Bühnenbildners oder des Bühnenleiters bezeichnet.

Diese Stichproben mögen genügen, um zu zeigen, dass Glovers Theorien, die er übrigens recht eigenwillig und sprunghaft vorträgt, sehr anfechtbar sind. Das Buch hält keineswegs, was der programmatische Titel verspricht. Trotzdem ist die Lektüre äusserst anregend, weil sie oft den Widerspruch herausfordert und uns zwingt, über die Gründe zu diesem Widerspruch nachzudenken. Interessant, wenn auch nicht ganz neu, sind manche Feststellungen, z. B. dass England des realistischen Dramas herzlich müde ist, dass der Feminismus in der Literatur abzuwirtschaften beginnt, dass das open-air-Drama keine grosse Zukunft in England hat.

Aus viel intimerer Sachkenntnis heraus spricht Frank Vernon. Die Erkenntnis der Pflicht, Autor und Schauspieler, die heute in gleicher Weise durch die überhandnehmende Herrschaft des Dekorativen und der Maschine gefährdet werden, wieder die ihnen gebührende Stellung zuzuweisen, sowie die Erkenntnis der Gefahren, welche Nebensächlichkeiten wie Beleuchtungseffekte, technische Tricks, bizarre Bühnenbilder zum Wesen der dramatischen Kunstform stempeln, veranlassten diesen modernen englischen Spielleiter, seine Erfahrungen, Warnungen und Ratschläge in seinem Buche *Modern Stage Production* (London 1923, The Stage) einem grösseren Leserkreise vorzulegen. Modern ist er keineswegs in dem Sinne mancher unserer Ueberregisseure, die aus Anwälten des Ensembles zu Feinden der schauspielerischen Persönlichkeit, aus Feinden des Virtuosen selbst zu Virtuosen zu werden drohen. Dazu ist er viel zu besonnen, zu klug, zu konservativ. Den Ausdruck "stage-production" will er nicht mehr zunächst auf die Szenerie, sondern in erster Linie auf die Darstellung bezogen wissen. Er glaubt an das Drama als den Vermittler des gesprochenen Wortes. Die richtige Rollenbesetzung bedeutet für ihn neun Zehntel der Inszenierung. Was die dekorative Seite angeht, so empfiehlt er die Rückkehr zur Einfachheit, um das Schauspiel aus den Ketten des Schau- und Prunkstückes zu befreien. Schon vom wirtschaftlichen Standpunkte aus verdammt er die gerade nach dem Kriege so verschwenderische Ausstattung in den modernen West-End-Theatern. Die Szene darf nicht überladen sein und doch nicht monoton wirken. Er scheint eine Art vergeistigten Realismus zu befürworten, der die menschliche Aktion betont, ohne die Bedeutung der Umwelt zu vernachlässigen. Der Schlüssel zu aller Inszenierung liegt für ihn in dem Worte "suggestion" (Andeutung). Shakespeare unbedingt archäologisch korrekt zu spielen wie zu Zeiten Kembles, Irvings, Trees, wo die mit eigenen Kenntnissen prunkenden Archäologen aus Dienern zu Herren der dichterischen Kunst wurden, hält Vernon für eine Pedanterie. Die sogenannte apron-stage (übrigens auch platformstage genannt), wie sie Reinhardt mit seiner Zirkusbühne in ähnlicher Weise bei uns einführte, die nicht nur das Old Vice, sondern auch Bridges Adams 1919 in Stratford verwandte, hält er für einen Anachronismus.

An einen noch weiteren Leserkreis wendet er sich mit seinem letzten Werke *The Twentieth Century Theatre. With an Introduction by John Drinkwater* (London 1924, Harrap). Hier beweist er, dass er nicht nur der mit gründlichen Einzelkenntnissen ausgerüstete Mann „vom Bau“ ist, sondern dass er auch über ein ganz ausserordentliches Wissen in der englischen Theatergeschichte verfügt. Sein oberster Grundsatz besagt auch hier, dass das Wesen des Theaters das Wort ist. Der Zauber des gesprochenen Wortes, verbunden mit der dramatischen Handlung, sichert nach seiner Meinung auch dem Theater des 20. Jahrhunderts die Lebenskraft. Von besonderem Interesse unter den lose aneinandergereihten Kapiteln ist das neueste: *The Case of the one-Act-Play,* eine Abhandlung über den Einakter, dessen Aufstieg und Verfall er zeitlich zusammenfallen lässt mit dem Aufstieg und Verfall des Repertoirtheaters. Die Kunst, Einakter zu schreiben, ist in England gegenwärtig sozusagen akademisch geworden, seine eigentliche Pflegestätte ist jetzt Amerika, wiewohl Amerika nur wenige beachtenswerte Einakter (C. B. Fernald: *The Cat and the Cherub* und Eugene O'Neills Stücke) und England den grössten modernen Einakter (Synge: *Riders of the Sea*) geliefert hat. Hart ins Gericht geht Vernon mit dem englischen Theater der Kriegszeit, aber er sieht in der Nachkriegszeit hoffnungsvolle Zeichen dafür, dass es sich frei zu machen beginnt von Mars und Mammon. Eines der verheissungsvollsten Zeichen ist ihm das Emporblühen des Liebhaberdramas als des Dramas des gesprochenen Wortes. Als gute Nachkriegsdramen anerkannter Autoren bezeichnet er mit Recht Drinkwaters *Abraham Lincoln* und Clemence Danes *A Bill of Divorcement.* Dem Expressionismus gegenüber, den er als "sociological drama" auffasst, verhält er sich zurückhaltend. Die "Big Three Post-War Achivements" sind für ihn *A Bill of Divorcement* (Clemence Dane), *The Rumour* (C. K. Munro), *Saint Joan* (Shaw). Wie massvoll und gerecht er auch sonst in seinen Schätzungen ist, beweist die Tatsache, dass er das von der englischen Kritik allgemein über die Maßen (übrigens auch von Dukes) gepriesene Drama Fleckers *Hassan* als ein „unvollkommenes Stück“ erachtet. So darf er zum Schluss der Ueberzeugung Ausdruck geben, dass das "flapper-theatre" ebenso entschieden in Verfall begriffen ist, wie das "civiled theatre" im Aufstieg.

Noch erbarmungsloser bricht St. John Ervine den Stab über das englische Theater der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit in seinem letzten Buche *The Organised Theatre. A Plea in Civils* (London 1924, Allen & Unwin). Er erhebt die Theaterfrage zu einer allgemeinen sozial-ethischen Frage und macht die Qualität des Dramas abhängig von dem Kulturstande des betreffenden Zeitalters. Er rückt die soziologischen Tatsachen in den Vordergrund seiner Betrachtungen, die mit ihren zahlreichen abschweifenden Erörterungen insbesondere über das griechische und das elisabethanische Drama

einen ziemlich zusammenhangslosen Eindruck machen. Aus der Erkenntnis heraus, dass die Tragödie die in Griechenland und im elisabethanischen England herrschende dramatische Kunstgattung ist, gelangt er zu dem Allgemeingültigkeit beanspruchenden Satze, dass ein glückliches und grosses Volk die Tragödie bevorzugt, aus der Erkenntnis, dass das England der Gegenwart keine grosse Tragödie hat, folgert er, dass die Leidenschaft für Unterhaltungen komischer Art stets ein Zeichen der Dekadenz eines Volkes ist. Das englische Drama ist in der Tat durch den Krieg an einem Tiefstand angelangt, von dem es sich bis jetzt noch nicht ganz erholt hat. Es ist das Spiegelbild eines allgemeinen kulturellen Niederganges, von dem St. John Ervine ein erschütterndes Bild entwirft. Und dieses Theater möchte er neu organisieren, indem er es wieder aufbaut auf den Trümmern der wenigen Repertoirtheater. Um diese zu sehr voneinander isolierten und zu wenig kapitalkräftigen Repertoirtheater auf feste Füsse zu stellen und um ihre Zahl zu vermehren, möchte er einen Ring von Provinztheatern organisieren, jedes mit einer ständigen Truppe, welche vierzehntägige kurze Rundreisen (short circuits) in der Gruppe veranstalten könnte, so dass die Kosten für Proben und Inszenierung verringert würden, die Dramatiker auf grössere finanzielle Erfolge, die Zuhörer auf eine grössere Anzahl von Stücken, Abwechselung der Darsteller und bessere Darstellung rechnen können. Mit diesen Vorschlägen erweist sich St. John Ervine als der erfahrene Bühnenpraktiker, aber das seelische Einfühlungsvermögen fehlt ihm, sonst würde er den Expressionismus nicht als die Wiederbelebung der Methode mittelalterlicher Moralitäten oder als die blosse Angelegenheit von Nervenkranken abfertigen. Vorübergehend wird er so zum Verteidiger des Realismus und begegnet sich hier auf gleichem Wege mit Archer, zu dem er in der Schätzung der Elisabethaner in diametralem Gegensatze steht. Charakteristisch ist seine Verteidigung der "picture-stage", weil sie sich natürlich aus früheren Typen entwickelt hat. Als ob die Tradition, die gradlinige „Evolution" stets das Ueberleben des Besten bedinge! Künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des Dramas und der Bühne gegenüber verhält er sich ebenso konservativ und kurzsichtig wie manche andern modernen Bühnenfachleute Englands trotz seines hoffnungsfreudigen Ausblickes in die Zukunft: "Out of this unsightly civilisation will come, if we are sufficiently resolute, one which will be as glorious as any that have been. We need only *will* it to be, and it will be."

Diese Hoffnung, wie sie St. John Ervine in den letzten Sätzen äussert, kehrt in fast allen modernen theaterkritischen und dramaturgischen Werken wieder. Neben der Verheissung, dass die Aussichten auf die unmittelbare Zukunft des englischen Theaters noch nie so glänzend waren wie jetzt, findet sich aber immer die Feststellung der Tatsache, dass an dem heutigen englischen Drama und Theater etwas

grundsätzlich Falsches ist. Diese Feststellung ist allmählich eine selbstverständliche Wahrheit geworden. Und die Hoffnung scheint ihrer Verwirklichung immer noch recht fern zu liegen.

Bochum. Karl Arns.

Zur Einführung in die englische Aussprache.

Die Ausführungen Domauns in dieser *Zeitschrift* 22, 290 geben mir zu einigen Bedenken Anlass. Zunächst ist es ja zweifellos richtig, wenn er sagt, es sei nicht zweckmässig, wenn die Beispielreihen der Lehrbücher wahllos und ohne Rücksicht auf die bisher erreichte Fähigkeit des Schülers durchgenommen werden. Sicher haben die Verfasser guter neuerer Lehrbücher, ich denke an die von Lincke oder Grund-Schwabe, in denen auch solche systematisch geordnete Beispielreihen den Anfang bilden, das nicht im Sinne gehabt. Sie geben dem Lehrer und dem den Stoff Wiederholenden eine systematisch geordnete Uebersicht, und sie geben damit etwas Unentbehrliches. (Die angeführte Reihe ist für das phonetisch geschulte Auge mit einer Ausnahme durchaus kein „rücksichtsloses Durcheinander".) Auch darin kann man D. zustimmen, dass der Weg „vom Leichten zum Schweren" gehen müsse. Fragt sich nur, was das Leichte ist.

Mit der Beantwortung dieser Frage kommen wir aber schon zu den bedenklichen Stellen in D.s Darlegungen. Der erste Punkt liegt darin, dass sie ebenso allgemein wie apodiktisch gehalten sind. Nun kann darüber kein Zweifel bestehen, dass bei der englischen Aussprache für den Schüler aus niedersächsischem Gebiet die Schwierigkeiten ganz wo anders liegen als für den Schlesier oder den Schwaben. Das wird mit ein Grund sein, der die Verfasser auch sehr guter Lehrbücher dazu geführt hat, an solchen systematisch geordneten Einführungsabschnitten festzuhalten, anstatt pädagogisch verarbeitete Lautlehren zu geben. Sie müssten ja sonst, wenn sie D.s Verlangen ernsthaft gerecht werden wollten, für jedes Mundartengebiet Sonderausgaben veranstalten; und der Praktiker würde immer wieder in einzelnen Gegenden mit besonderen Voraussetzungen von der festgelegten Anordnung abweichen müssen. Aber auch in anderen Beziehungen als bei der Scheidung bekannter und unbekannter, „schwerer" oder „leichter" Laute würden solche Bücher unzulänglich bleiben, weil nämlich der „Anmarschweg" auch sonst verschieden gewählt werden kann. Damit kommen wir zum zweiten Punkt.

D. zählt eine Reihe von Lauten auf, die angeblich im Englischen gleichwertig mit den entsprechenden deutschen seien. Ist es aber wirklich englisch gesprochen, wenn der Schüler — ich greife nur die auffälligsten Beispiele heraus — *æ, ĭ, o, û, h, v, s, sh* mit den „ihm geläufigen Lauten sofort" ausspricht? Zu verweisen wäre da auf jedes beliebige Lehrbuch der Phonetik. Z. B. ist nach Sweet *æ* im Deutschen „mid", im Englischen „low", *ŏ* im Deutschen „mid", im

Englischen „low“, *û* im Deutschen „narrow“, im Englischen „wide“, zu *ĭ* wären zu vergleichen die qualitativen Unterschiede, die sich im Englischen anders als im Deutschen mit den Dauerabstufungen verbinden, s. Sievers *Phonetik,* S. 103 f. und Viëtor, *Kleine Phonetik,* § 56; zu *h* vgl. Sievers § 392, Viëtor § 28, zu *v* Viëtor §§ 101, 102 zu *s* Sievers § 335, Viëtor §§ 87, 88, zu *sh* Sievers § 339, Viëtor §§ 84, 85. Nun mag man ja sagen, das seien Feinheiten, deren Bewältigung für den Schüler nicht in Betracht komme, weil sie zu schwierig und zeitraubend oder zu unbedeutend seien. Das wäre ein Standpunkt, der von manchen Kollegen geteilt wird, und den man gelten lassen könnte, wenn die Gründe tatsächlich zutreffend wären, und wenn die weniger genaue Aussprache nicht Folgen hätte, die viel wesentlicher sind als die bessere oder schlechtere Aussprache von ein paar Lauten.

Handelt es sich denn bei der Einführung in die fremde Aussprache wirklich nur um die Bewältigung einer Anzahl von Einzellauten in einem „Lautierkursus“?[1]) Und führt diese Bewältigung wirklich zu einer gewohnheitsmässigen, einigermassen echt klingenden Aussprache, was doch erreicht werden soll? Ich glaube, die Kollegen, die eine solche Aussprache mit der einfachen Einübung von Einzellauten erzielen, verdanken ihren Erfolg nicht der angewandten Methode, sondern ihrer suggestiven Lehrerpersönlichkeit und ihrem allgemeinen Lehrgeschick. (Dabei setze ich natürlich voraus, dass auch der Vertreter der Methode der Einzellaute von Anfang an Wörter und Sätze spricht und sprechen lässt; es handelt sich für mich um die erste Zielsetzung und damit, wie wir sehen werden, um die Anordnung der Uebungen.) Dass aber dieser Erfolg nicht gar zu häufig eintritt, zeigen die Erfahrungen zahlreicher Kollegen. Denn es ist bezeichnend: gerade mit der aneinanderreihenden Einübung der Einzellaute wird so gut wie nie erreicht, dass wirklich der grösste Teil der Schüler einer Klasse, die im Besitz eines normalen Sprechorganismus sind, alle Laute wirklich sich aneignet (z. B. den charakteristischen englischen Vokalismus oder das englische Anlaut-*r* oder das englische *s* und *sh*). Und noch weniger wird auf d i e s e m Wege der typische Klangcharakter und Akzent im weitesten Sinne, erreicht. Das gelingt noch eher, wenn man sich ruhig zunächst über die Einzellaute wegsetzt und in der ersten Stunde damit anfängt, eine Gedichtstrophe oder einen guten Prosaabschnitt auswendig lernen zu lassen und Stunde um Stunde auszufeilen. Jüngere Schüler halten dabei kaum aus, aber bei erwachsenen habe ich diese Methode schon mit gutem Erfolg angewandt, auf den Rat eines der angesehensten Phonetiker; am Schluss

---

[1]) Dieser Ausdruck ist mir immer peinlich gewesen, nicht nur wegen seiner greulichen Sprachform, sondern auch wegen der primitiven Anschauung, die sich häufig hinter ihm verbirgt.

zeigt sich dann, dass mit geringem Zeitaufwand mehr erreicht worden ist als bei der üblichen Methode. Der Grund für all das liegt darin, dass eine Sprache auch in Beziehung auf die Laute kein Mosaik ist und nicht wie ein solches entsteht, sondern ein Organismus. Dem wird man gerecht, wenn man von Anfang an auf die hinter dem Laute stehende spezifische Ursache losgeht. Nun ist die wesentlichste Bedingung des Einzellautes die spezifische Artikulationsbasis der Sprache. Wenn es so leicht möglich wäre, dem Schüler die Artikulationsbasis der fremden Sprache im voraus beizubringen, so würden ihm die Einzellaute in echter Aussprache mühelos in den Schoss fallen. Und tatsächlich lernen mimisch begabte Schüler die Aussprache auf diesem Weg, nicht auf dem über die Einzellaute, und sie tun es um so leichter, je jünger sie sind (einschneidende Grenze Pubertät). Immerhin wird man sich nicht zu sehr auf dieses intuitive Erfassen verlassen dürfen.

Aber wie wäre dann die Artikulationsbasis der fremden Sprache dem Schüler beizubringen? Artikuliert werden kann doch nicht ohne das zu artikulierende, die Laute. Nein, das soll auch nicht versucht werden. Aber es soll gerade mit dem angefangen werden, womit D. anzufangen verbietet, mit den scheinbar schwierigsten Lauten, mit denen, deren Schwierigkeit offen zutage liegt, z. B. mit dem englischen Anlaut-*r* oder mit *sh* oder *æ* (Laute, die D. freilich nicht alle zu den schwierigeren zählt). Gerade die fremdartigsten Laute sind die typischsten Auswirkungen der fremden Artikulationsbasis; und ihre Beherrschung ist nur möglich, wenn an ihnen als Lernobjekt der Schüler die fremde Artikulationsbasis einnehmen lernt. Und wenn er das gelernt hat, so kommt ganz von selbst als Folge die Sicherheit in den schwer fassbaren Feinheiten, von denen oben die Rede war; umgekehrt hindert die ungenaue Angewöhnung einzelner Laute erheblich an der Erreichung des wichtigeren Zieles. Aehnlich folgt aus der Aneignung des englischen Akzents z. B. die Aussprache der auslautenden stimmhaften Verschlusslaute. Der Gang der Einführung in die englische Aussprache würde sich meiner Ansicht nach ungefähr so zu gestalten haben: zuerst käme eine kurze Belehrung über Sprachorgane und über den Sprechvorgang; dabei würde von der Artikulationsbasis gesprochen; eine wirksame Illustration dafür wäre es, wenn der Lehrer deutsch mit englischer Artikulationsbasis, möglichst auch englischem Akzent und englischer Intonation vorspräche: dadurch werden Ohren und Aufmerksamkeit der Schüler auf das Charakteristische der fremden Aussprache eingestellt; dann würde man geradezu auf das englische Anlaut-*r* losgehen, o h n e den Schülern zu sagen, dass es sich um einen *r*-Laut handelt, weil sonst die deutsche Sprechgewohnheit schwer zu überwinden ist; dem *r* könnten sich dann die charakteristischsten, also fremdartigsten oder schwersten Laute der Reihe nach anschliessen, alle mit allen Hilfen exakter Phonetik eingeübt. An einen solchen Kurs angegliedert werden dann phone-

tische Erläuterungen, wie sie z. B. Lincke in Ausgabe C seines Lehrbuchs und ähnlich Hausknecht gibt, gerade von erwachsenen Schülern mit Dankbarkeit angenommen, weil sie dann etwas damit anzufangen wissen: ich weiss das aus Erfahrung.

Wenn übrigens D. meint, zur Ermutigung der Schüler müsse mit etwas (vermeintlich) Leichtem angefangen werden, so glaube ich, kann man ebensogut sagen am Anfang sei der Schüler am ehesten geneigt, etwas Schweres anzupacken, und je fremdartiger eine Sache aussieht, desto mehr ziehe sie ihn an. Ich glaube aber überhaupt gezeigt zu haben, dass die Schwierigkeiten ganz anders verteilt sind, als D. glaubt.

Die hier angedeutete auf phonetischer Grundlage entwickelte Methode habe ich bei Schülern aller Alterstufen von 12—50 Jahren mit Erfolg erprobt; ich bin aber weit entfernt, sie für die allein richtige zu halten. Ich weiss viel zu gut, dass der Lehrer, wie er sein soll, auf jedem Wege, wenn es nur der ihm gemässe ist, sein Ziel erreicht.

Heilbronn a. N. Reinhold Gräter.

Zwei Jahre englischer Kurs in Prima.

An unserer Schule, einem Lyzeum mit realgymnasialer Studienanstalt, wurde Ostern 1922 in den Primen eine freiere Gestaltung des Unterrichts eingeführt: im ersten Jahre als Kernunterricht mit wahlfreien Kursen, im folgenden in der Form der Gabelung in einen mathematisch-naturwissenschaftlichen und einen sprachlich-historischen Zweig. Ohne auf nähere Einzelheiten einzugehen, möchte ich als bemerkenswert hervorheben, dass das Französische gänzlich fortfiel; für alle Schülerinnen blieben nur zwei Fremdsprachen (Latein und Englisch) Pflichtfächer, dazu kamen für die Teilnehmerinnen des sprachlich-historischen Zweiges nochmals zwei Stunden Englisch. Im folgenden berichte ich über unsere Arbeit im englischen Kursus von 1922 bis 1924. Ich gebe zunächst den Arbeitsplan, daran anschliessend einige allgemeine Erläuterungen hinsichtlich Ziel, Stoff und Methode des Unterrichts und gehe zum Schluss noch näher auf die einzelnen behandelten Gebiete ein.

Im ersten Jahre wurden behandelt: Oscar Wilde, *The Picture of Dorian Gray* in gemeinsamer Lektüre, *The Happy Prince and Other Tales* und *A House of Pomegranates* (beide in Auswahl), *Lady Windermere's Fan, A Woman of No Importance, Die Zuchthausballade* (Inselbücherei) in Vorträgen. — Shakespeare, *Julius Caesar* (englisch), *Coriolan* (in der Uebersetzung), *Hamlet* (englisch) und Vortrag über den deutschen *Hamlet* (in Kürschners *Deutscher Nationalliteratur,* hrsg. von Creizenach). Im zweiten Jahre beschäftigten

uns: Ruskin, *Sesame and Lilies.* — Die Praeraffaeliten, v. a. Dante Gabriel Rossetti. — Shakespeare, *The Tempest* (englisch) und *Das Wintermärchen* (deutsch). — Galsworthy, *The Island Pharisees* (gemeinsame Lektüre) und in Vorträgen *The Country House, The Man of Property, The Patrician, Justice* und *Strife.*

Das Ziel der Kurse war, den Schülerinnen auf einzelnen Teilgebieten der englischen Kultur ein tieferes Verständnis zu ermöglichen. Die Stoffe lehnten sich entweder an den gemeinsamen Klassenunterricht an, indem weitere Werke dort behandelter Schriftsteller gelesen wurden, oder es wurden neue Gebiete gewählt. Mit Galsworthy kam ein Vertreter der gegenwärtigen Literatur zu Worte, deren Berücksichtigung im Unterricht erfreulicherweise in letzter Zeit mehrfach gefordert wird. Bei der Aufstellung des Arbeitsplanes wurde den Wünschen der Schülerinnen weitgehendst Rechnung getragen. Die Behandlung der Lektüre geschah nicht nach einer starren Methode, sondern passte sich dem jeweiligen Ziel und Stoff an. Schwierige Texte wurden übersetzt, leichtere nur gelesen oder ihr Inhalt englisch wiedergegeben. Die Besprechung des Inhalts geschah in der Muttersprache. Um schneller voran zu kommen, wurden bei der Uebersetzung nur die wichtigsten Stellen von allen Schülerinnen vorbereitet, das übrige verteilt. So verfuhr ich z. B. bei *Julius Caesar,* während *Hamlet* von Anfang bis zu Ende von allen vorbereitet wurde. Ausser englischen Texten wurden auch Uebersetzungen benutzt (z. B. bei Shakespeare u. Wilde). Von Wilde und Galsworthy haben wir je ein Werk zur ersten Einführung gemeinsam gelesen, andere wurden in Vorträgen behandelt. Auf diese Weise war es möglich, eine grössere Anzahl Werke zu besprechen und durch Zusammenfassung am Schluss ein ungefähres Gesamtbild der künstlerischen Persönlichkeit zu geben. Die Vorträge konnten nach eigener Wahl englisch oder deutsch gehalten werden, sie wurden durch Vorlesen charakteristischer Proben unterstützt. Die Texte liefen nachher um, wobei jeder Zwang vermieden wurde. Diese Vorträge über fremdsprachliche Lektüre halte ich für ein besonders wertvolles Mittel, die Freude am Lesen zu wecken. Das ist allerdings nur möglich, wenn der Lektüreunterricht von früh an die Lesefähigkeit entwickelt hat und vor allem ein hinreichender Wortschatz zur Verfügung steht. Es braucht durchaus nicht jedes unbekannte Wort nachgeschlagen zu werden, da das Verständnis des Gesamtinhalts ja davon nicht abhängig ist. Nur wenn wir schon auf der Schule diese Art der Lektüre gepflegt haben, können wir erwarten, dass auch in späteren Jahren noch einmal ein englisches Buch von unsern Schülerinnen gelesen wird. — Häufig wurde von einzelnen vorgelesen, vor allem, wie schon erwähnt, im Zusammenhang mit den Vorträgen; auch ich selbst habe öfter vorgelesen. Auch dieses Verständnis des fremden Wortes zu üben, sollte im Unterricht nicht vernachlässigt werden.

Ich gehe nun noch auf die einzelnen Gebiete näher ein; die Literaturangaben erheben natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch.[1])

Für Oscar Wilde war zu jener Zeit ein grosses Interesse unter den Schülerinnen vorhanden, angeregt durch Aufführungen im Stadttheater. Ausser den Dramen, die sie dort gesehen hatten, kannten manche noch die *Märchen* (in der schönen Ausgabe des Insel-Verlags) und den *Dorian Gray*, eine auch die *Salome* in der Straussschen Musik. Gerade die Lektüre des *Dorian Gray* wurde von ihnen gewünscht, und ich glaubte um so mehr darauf einzugehen zu sollen, da mir eine sachliche Würdigung hier von grossem Nutzen zu sein scheint. Zu manchen Fragen über Kunst und Lebensgestaltung ergaben sich Anregungen. Den reinsten Genuss gewährten zweifellos die wunderschönen *Märchen*, auch die *Zuchthausballade* war von grosser Wirkung. Aus *De Profundis* las ich selbst einige Stellen vor und streifte auch kurz die *Salome*. Wildes Bedeutung für die englische Kultur wurde gekennzeichnet, in der er in einer Linie steht mit den andern grossen Verkündern der Schönheit von Keats bis Swinburne. Literatur: ausser den Biographien von Lachmann, Hagemann und Harris sei vor allem genannt Aronstein, *Oscar Wilde* (Deutsche Bibliothek); von demselben Verfasser ist seitdem auch eine deutsche Uebersetzung der Wildeschen Werke erschienen. Ferner trage ich nach *Epistola* herausg. von M. Meyerfeld (S. Fischer) und ein O. Wilde-Drama von Sternheim (Kiepenheuer), das trotz einer anspruchsvollen Vorrede keine vertiefte Deutung Wildes bietet.[2]) — Die Lektüre von Ruskins *Sesame and Lilies* hat mich etwas enttäuscht. Wohl wurde das tiefe Ethos empfunden, von dem diese Vorträge getragen sind, aber es scheint doch, dass ihr Inhalt schon so sehr Allgemeingut ist, dass sie auf den heutigen Leser nur noch eine abgeschwächte Wirkung ausüben. (Aehnliche Erfahrungen wurden mir von einer Fachkollegin berichtet.) Ruskins grosse Wirkung auf das kulturelle Leben nicht nur Englands wurde besprochen und von ihm Verbindungslinien gezogen zu Carlyle, Wilde und den Praeraffaeliten. Zu Anfang der Stunden lasen wir Stellen aus Ruskin, *Menschen untereinander* (Langewiesche). Viel Nutzen habe ich gehabt von S. Saenger, *John Ruskin* (Strassburg 1901). — Von den Praeraffaeliten wurde v. a. D. G. Rossetti behandelt als Dichter und Maler. Von den Gedichten lasen wir, immer im Zusammenhang mit der malerischen Entwicklung: *The Blessed Damozel, My Sister's Sleep, Sister Helen, Staff and Scrip, The White Ship, A Death-Parting, Alas, So Long.* Aus dem *House of Life* las ich einiges in der Uebersetzung

[1]) Ich möchte an dieser Stelle hinweisen auf das vorzügliche Werk von B. Fehr, *Englische Literatur des 19., 20. Jahrhunderts* (im *Handbuch d. Literaturwissenschaft*, hrsg. von Walzel); es ist inzwischen vollständig erschienen und enthält viele Abbildungen und Literaturangaben.

[2]) Vgl. die Anzeigen *Zeitschr.* 24, 457 f.

von Otto Hauser (Diederichs) vor. Reiches Bildermaterial findet sich bei Waldschmidt, *D. G. Rossetti* (Jena, Diederichs), Jessen, *D. G. Rossetti* (*Künstlermonographien*, Velhagen u. Klasing), Singer, *Der Praeraphaelitismus in England* (München, Oldenbourg); vgl. ferner E. Sieper, *Das Evangelium d. Schönheit i. d. engl. Literatur u. Kunst d. 19. Jhdts.* — Galsworthy fand grosses Interesse und erscheint mir von den lebenden Schriftstellern besonders geeignet für die Schule. Das gilt für die gelesenen Dramen, die soziale Fragen behandeln, und vor allem für seine Romane. Diese zeigen ein hohes Künstlertum und geben anschauliche Bilder der englischen Gesellschaftsklassen; sie vermitteln den Schülerinnen somit gleichzeitig wertvolle kulturkundliche Kenntnisse. Vgl. die Aufsätze von Eckermann, *Neuere Sprachen* 20, Schrey, *N. Spr.* 25, und Caro, *N. Spr.* 23. — An die Lektüre des *Hamlet*, des tiefsten Werkes des Shakespeareschen Genius, wird man sich auf der Schule immer nur in Ausnahmefällen wagen, aber in einer kleinen Klasse und mit guten Schülerinnen bereitet sie einen grossen Genuss. Natürlich wurde auch Goethes Auffassung aus dem Wilhem Meister herangezogen. Ich halte es für wertvoll, auch einen Einblick zu geben in die Probleme, die ein solches Werk der Wissenschaft stellt. Vgl. Wihan, *Die Hamletfrage* (Tauchnitz) und Morsbach, *Der Weg zu Shakespeare u. das Hamletdrama* (Halle, Niemeyer); ferner das für alle Shakespearebetrachtung aufschlussreiche Buch von Schücking, *Die Charakterprobleme bei Shakespeare* (Tauchnitz); auch Schmidt, *Shakespeares Dramen und sein Schauspielerberuf* (Berlin, E. Hoffmann) bietet manche Anregungen. Für das deutsche Hamletdrama weise ich hin auf das bekannte Buch Gundolfs, *Shakespeare und der deutsche Geist* (Berlin, Bondi).

Die Texte entnahmen wir teils unserer Lehrbüchersammlung, z. T. stellte ich sie zur Verfügung. Bei der Anschaffung der Tauchnitz-Bände (für Wilde, Ruskin und Galsworthy) kam uns der Verlag in liebenswürdigster Weise entgegen. Ich möchte überhaupt für eine häufigere Benutzung dieser Ausgaben eintreten; sie sind augenblicklich nicht teuerer als manche Schulausgaben und haben den Vorzug, den fremden Text vollständig und in nicht so schulgemässem Gewande zu bringen.

Bielefeld. W. Zenke.

Literaturberichte

Louis Allard, La Comédie de Mœurs en France au dix-neuvième siècle. Tome I. De Picard à Scribe (1795—1815). Cambridge, Imprimerie de l'Université Harvard, 1923. 492 S.

Neil Cole Arvin, Eugène Scribe and the French Theatre 1815—1860. Cambridge, Harvard University Press, 1924. 268 S.

Die beiden Veröffentlichungen der Harvard University Press dürfen in einer Besprechung zusammengefasst werden. Beide liefern beachtens-

werte Beiträge zur Geschichte des französischen Theaters im Anfang des 19. Jahrhunderts und legen Zeugnis ab für den eifrigen und erfolgreichen akademischen Betrieb, den die moderne französische Literaturgeschichte neuerdings in Amerika findet.

Das Buch von Allard gibt sich als den Anfang eines umfassenden Unternehmens. Es verspricht eine Gesamtdarstellung der Comédie de Mœurs in Frankreich im 19. Jahrhundert. Das Kapitel, welches der Verfasser zunächst bietet: von Picard zu Scribe, 1795 bis 1815, war bisher von der Literaturgeschichte ziemlich stiefmütterlich behandelt. Und es fordert das Interesse auch nicht durch besondere dramatische Hochleistungen heraus. Es ist von den Komödien, mit denen Allard in seinem Buch zu tun hat, so gut wie nichts recht am Leben geblieben. Aber es gibt im Theater ja zweierlei zu sehen, die Bühne und was auf ihr gespielt wird, und das Publikum; wobei das zweite nicht selten interessanter sein wird als das erste. Erst die Geschichte beider und ihrer Beziehungen zueinander macht die Geschichte des Theaters aus. Und wenn es sich dann um eine Epoche handelt, in der auf allem öffentlichen Leben die schwere Faust eines Napoleon lastet, so kommen noch die Beziehungen des Theaters zu dieser Gewalt hinzu. Und so ist denn doch die Geschichte des Theaters von 1795 bis 1815 ein keineswegs unwichtiger Abschnitt der allgemeinen Geschichte dieser Zeit, und das gibt dem Buche seinen besonderen Wert. Der Verfasser ist durch gewissenhafte, umfassende, gewiss oft undankbare Studien ausgezeichnet unterrichtet. Er ist zugleich ein geschickter, sein Material sorgsam sichtender und beschränkender Darsteller. So folgt man ihm mit williger Anteilnahme durch die scheinbar für die Geschichte des Dramas so unergiebige Periode, der man übrigens einige Aehnlichkeit mit der unseren nicht absprechen wird: hier wie da, politisch wie literarisch, eine Uebergangszeit mit quantitativ bedeutender dramatischer Produktion, der aber die Höhepunkte durchaus fehlen.

Der zweite Band soll die Geschichte von 1815 bis 52 umfassen. Als eine weitere Periode wird dann in der Préface schon 1852 bis 1882 genannt. Wir wollen dem Verfasser wünschen, dass es ihm beschieden sei, den grossen Plan in absehbarer Zeit zu gutem Ende zu führen. Wir sehen den weiteren Bänden mit Erwartung entgegen.

Durch einen Zufall (oder besteht doch ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden im gleichen Verlage veröffentlichten Studien?) schliesst das Buch von Arvin zeitlich genau an das besprochene an. Der Weg, den der Verfasser zum gleichen Ziele einschlägt, ist aber naturgemäss ein anderer, denn hier wird die eine Persönlichkeit, Scribe, in den Mittelpunkt gestellt. Scribe ist in der modernen Literaturgeschichte eine schlechte Presse zuteil geworden. Er wird von ihr als ein Handwerker abgetan, der den Lohn für sein leidliches Geschick durch die Zeitgenossen über das Verdienst hinaus gezahlt erhielt, so dass ihm die Nachwelt nichts mehr schuldet. Wer weiss? Vielleicht werden wir, da wir uns jetzt so fleissig am Apfel der Erkenntnis von der Relativität aller Werte nähren, auch einmal an den starken Würzen der Moderne keine Freude mehr haben, und es wird dann eine spätere Zeit resigniert genug sein, auch an der harmlosen Küche des anspruchslosen, aber rechtschaffenen und anständigen Mannes wieder einen bescheidenen Gefallen zu finden. So wenigstens tritt uns die Persönlichkeit des Mannes und des Schriftstellers im Buche von Arvin entgegen. Wir begreifen bei seinem Lesen wieder ungefähr, dass Scribe das Entzücken unserer Grosseltern

war, und nehmen das Buch dankbar an als einen Einblick in die Biedermännerzeit, an welche wir mit einigem Mitleid, aber auch mit einiger stiller Wehmut zurückdenken. Der Geschichtschreiber der Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird an dieser Studie nicht achtlos vorübergehen.

Breslau. C. Appel.

Helmut Hatzfeld, Die französische Renaissancelyrik. München, Hueber, 1924. 207 S. 4,— Mk., gebd. 5,— Mk.

„Die Sammlung 'Epochen der französischen Literatur' bezweckt, den bedeutendsten Strömungen und Erscheinungen der französischen Literaturgeschichte in streng historischen Monographien derart gerecht zu werden, dass durch eine moderne lebendige Darstellung vor allem die künstlerischen und geistesgeschichtlichen Werte aus den einzelnen Epochen herausgeschält werden." (Vorwort.) Biographische und stoffgeschichtliche Dinge sollen dabei erst in zweiter Linie berücksichtigt werden. In Aussicht gestellt sind zunächst: das altfranzösische Epos, Tragödie und Komödie des 17. Jahrhunderts, philosophische Literatur, besonders im 18. Jahrhundert, französische Romantik, der realistische Roman. Das von Hatzfeld behandelte Gebiet verdient in Deutschland eine besondere Darstellung; es ist die Zeit, in der unter der Einwirkung des Humanismus das Persönlichkeitsgefühl nach Ausdruck in der Lyrik strebt und gleichzeitig das durch die klassischen Vorbilder geweckte Formgefühl der Dichtung ihr modernes Kleid schafft, fast immer unter Preisgabe der heimatlichen Ueberlieferung. Es ist eine kurze Zeit der Blüte französischer Lyrik, ehe die Reform Malherbes in die Bahnen des Verstandesschaffens hinüberleitet. In dieser Zeit wird von Du Bellay der Begriff des modernen Lyrikers formuliert: *Celuy sera véritablement le poète que je cherche en nostre langue, qui me fera indigner, apayser, éjouir, douloir, aimer, haïr, admirer, étonner.* Man glaubt bekannte Anschauungen des deutschen Sturms und Drangs zu vernehmen. Schon trifft man, wenn auch selten, aufrichtiges und ungekünsteltes Gefühl, öfter trifft man sorgfältig feilende, durch eine reiche, anpassungsfähige, kraftvolle Sprache und klassische Bilder Achtung gebietende Künstler. So verdient diese Zeit in der Tat die steigende Anteilnahme, die ihr heute entgegengebracht wird; Ronsard ist in Frankreich unter die Klassiker eingereiht worden. Hatzfeld wird der Aufgabe, durch die Herausarbeitung der Entwicklungslinie eine klare Anschauung von der Zeit zu vermitteln, gerecht. Die Gliederung zeigt den Verlauf gut an Villon, die Rhétoriqueurs, Jean Lemaire, die Dichter des Uebergangs, bilden die Vorrenaissance. Die eigentliche Frühzeit ist im wesentlichen durch Clément Marot und seine Schule, den Lyoner Neuplatonismus und Louise Labé gekennzeichnet, die Blüte durch Ronsard und Du Bellay, die Häupter der Pleiade. Der Nachrenaissance geben vornehmlich Desportes und D'Aubigné das Gepräge. Da und dort liesse sich natürlich auch eine andere Gruppierung rechtfertigen, und die Darstellung könnte, besonders bei Marot kürzer ausfallen; aber die durch ausreichende Proben aus den Gedichten begründete Wertung erscheint zutreffend, und der persönliche Anteil für die hinter den Gedichten stehenden Menschen, der aus der Darstellung spricht, geht auch auf den Leser über. Das Buch würde aber wesentlich wirkungsvoller sein, wenn nicht preziöser Ausdruck und ungewöhnlicher Satzbau stellenweise befremdend berührten (etwa auf S. 23; 45; 198); die Zeichensetzung ist unzulänglich. Druck-

fehler sind nicht selten; ich deute nur die sinnstörenden an. Lies S. 8,2: *1432* (nicht! *1342*); 17,2 v. u. *Longnon*; 25,5 *des Mares*; 38,9: 1537; ebenda v. 4 *Car ce que Dieu mande, Qu'il dit et commande;* 41,6 v. u. *verswunden alliu mîniu iâr!* 46,8 v. u. *Chartier*; 49,1 *La Borderie*; 58,7 *Melin*; 82,2 v. u. *de cour*; 89 Str. 1,4 *cler* (*nicht cher*); 94,3 v. u. *pour*; 94,4 v. u. *comparaison*; 125,5 *Illustration*; 165,1: *1561* (nicht *1562*); 173,2: *1559* (nicht *1539*); 173,6 *Louis Le Caron*; 179,16 *de la Fresnaye*; 193,1 v. u. *meurtrier.* S. 180,3 sind wohl aus Guy du Faure de Pibrac zwei verschiedene Personen geworden. Eine Anzahl der ohne Fragezeichen angegebenen Geburts- und Todesdaten sind noch umstritten; so S. 25 Marot * 1496 oder 1495; S. 49 Des Périers * 1510 oder um 1498 oder Anfang des 16. Jahrhunderts) † 1544 oder 1543; S. 50 Fontaine 1515—1587 oder 1513— um 1589; Habert * um 1520, † um 1562; S. 51 J. de la Borderie 1507— nach 1549; S. 65 Scève † 1564 oder 1562; S. 170 Jamyn 1540 ? —1593 oder: um 1538— um 1585; S. 172 Scévole (Gaucher) de Sainte-Marthe * 1536, nicht 1535; S. 173 Jean de la Taille 1540—1611 oder: um 1540—1608; S. 177 V. de la Fresnaye † 1606 oder 1608; S. 179 Du Bartas † 1590 oder 1591; S. 180 Pibrac † 1584 oder 1586. Auch in den Literaturangaben finden sich falsche Zahlen.

Otto Schmidt, Methodik des französischen Unterrichts. Berlin, Dümmler, 1924. 92 S. 3,— Mk.

Bücher zur Methodik der neueren Sprachen sind heute sehr willkommen. Von den bekannten Werken unterscheidet sich diese neue Methodik durch die Beigabe von 22 Unterrichtsskizzen, die dem Anfänger den Weg durch die Schwierigkeiten ebnen wollen. Der Hauptteil des Buches ist mit Recht dem Anfangsunterrichte gewidmet, der Einübung der Laute; doch ist auch der Lehrbetrieb auf Unter- und Mittelstufe im Anschluss an das Lehrbuch, die Methodik der Sprechübungen, der Lektüre und der schriftlichen Arbeiten berücksichtigt, und ein Anhang gibt eine Reihe sachlicher und reinpädagogischer Anweisungen. Das vorgetragene Unterrichtsverfahren wird wohl überall Zustimmung finden; es baut sich auf der Reformmethode auf und hält sich in eingehender, oft durch Breite ermüdender Darlegung an die Arbeiten von Quiehl und Viëtor. Die Einzelheiten aber werden doch teilweise starken Widerspruch erfahren. Die Systematik, mit der aus Sextanern und Quartanern (S. 10—13) Sprachgeschichte und Lautsystem herausgefragt werden, lehne ich ab; desgleichen das, was (S. 14 ff.) über die Einteilung der Laute gesagt ist. Man kann *ä, ö, ü* nicht mehr als Mischlaute bezeichnen und aus *a-e, o-e, u-i* hervorgehen lassen und den Schülern durch immer schnelleres Zusammensprechen dieser Laute (S. 21) einüben! Wer in der Lautlehre von der Aussprache des Abc ausgeht (*be, ef, vau* usw.), um das Wesen der Konsonanten zu erklären, verwechselt trotz gegenteiliger Versicherung Buchstaben und Laute; auch aus dem Worte: Konsonant lässt sich für das Wesen der Konsonanten nichts mehr herleiten. Wenn behauptet wird (S. 15), dass sich beim Uebergange von *ā* zu *ū* die Stimme senkt, oder (S. 20) bei *i* über *ā* hebt, so ist die Tonhöhe mit der Klangfarbe verwechselt; die schematische Lautanordnung, die *i* als höchsten, *ū* als tiefsten Laut einordnet, hat keinen optischen Wert und muss bei gleichzeitiger Benutzung des Viëtorschen Lautdreiecks die Schüler verwirren, da er hier der Zungenstellung und dem Mundwinkel entsprechend *u* wieder in gleicher Höhe mit *i* erscheinen sieht. Von der Zungenstellung erfährt man hier gar nichts. Auch die Einübung der Vokale im vollständigen

Worte (S. 16) ist für den Anfang verderblich, da dadurch der falschen Aussprache noch nicht geübter Konsonanten Vorschub geleistet wird. Häusliche Lautübungen sollten nicht gefordert werden; sie reissen ein, was in der Klassenübung aufgebaut ist. In der Erklärung der Konsonanten ist manches irreführend; man kann nicht *w* (S. 28) bald als Zisch-, bald als Brummlaut bezeichnen oder *r* allgemein als Zungenlaut betrachten. Es ist nicht richtig, dass bei *f—v; s—z; ʃ—ʒ* die Artikulationsbasis genau dieselbe bleibt (S. 32); kurz vorher (S. 30 oben) ist auf den Unterschied hingewiesen worden. Diktate in Lautschrift sind eine Schülerplage; in der Schule nicht durchgearbeitete deutsche Sätze sollten nicht als schriftliche Hausarbeit gefordert werden (S. 59). In dem Abschnitte über die Grammatik (S. 56) ist über die konzentrierende Behandlung der Satzlehre (Wortstellung, Konjunktiv usw.), an der die Anfänger gern scheitern, gar nichts gesagt. Das Lehrziel (Gewandtheit im mündlichen Beherrschen der Fremdsprache) ist nicht gerade bescheiden (S. 63); wo wird das erreicht? Trotz dieser zum Teil wesentlichen Einwände im einzelnen glaube ich, dass der Anfänger im Unterrichte das Buch mit Nutzen durcharbeiten und besonders im Anfangsunterrichte des Französischen mit gutem Erfolge verwerten wird.

Georg Stucke, Kleines Etymologisches Wörterbuch, Bühl (Baden), Konkordia A.-G., [o. J.]. 187 S. 2,50 Mk.

Das Büchlein will kurze, aber bestimmte Auskunft über vieles auf kleinem Raume geben, durch Angabe der Grundbedeutung und der Verwandtschaft der Wörter einen Einblick in das Leben der Sprache erschliessen. Es ist in erster Reihe für Schüler der höheren Lehranstalten bestimmt. In ihren Händen wird es beim Fehlen kleinerer deutscher Wörterbücher auf etymologischer Grundlage auch gute Dienste tun. Freilich sollte die Auswahl nicht grundsätzlich alle Wörter meiden, deren Herkunft dunkel ist; so fehlen etwa: *Apfel, Arbeit, Arm, Art, Asche, Ast, Axt, Berg, Bier, Birne, bitten,* um nur aus dem Anfange einige Lücken zu erwähnen. Anderseits sind noch umstrittene Wortgleichungen (*Eichhorn, Pfennig* usw.) als sichere Deutungen gegeben. In anderen Fällen (*Bann, beissen*) müsste Ableitung und Verwandtschaft stärker ausgestaltet werden. Die Längebezeichnung der althochd. und mittelhochd. Formen ist willkürlich gesetzt oder weggelassen, mitunter falsch. Die griechischen Wörter weisen auch teilweise falsche Akzente auf. Druckfehler sind nicht selten.

Breslau. Jos. Klapper.

J. Schellens, Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. I. Teil: Französisch-Deutsch. 11. revidierte Auflage. LII u. 512 S. II. Teil: Deutsch-Französisch. 10. revidierte Aufl. L u. 552 S. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. o. J.

Das vorliegende Taschenwörterbuch ist in seinem Hauptinhalt ein Auszug aus Sachs-Villatte. Neu hinzugekommen ist eine Anzahl von Wörtern, die erst nach der letzten Auflage des Handwörterbuchs für das grössere Publikum Bedeutung gewonnen haben, z. B. aus dem Gebiet des Flugwesens. Auf die Angabe der Konstruktionen von Verben und Adjektiven, auf die Veranschaulichung des Gebrauchs der Präpositionen und auf die Unterscheidung synonymer Wörter ist besonderes Gewicht gelegt. Im zweiten Teil ist die Aussprache durchweg nach Siebs, *Deutsche Bühnenaussprache* geregelt, für die Orthographie ist Duden, *Rechtschreibung der Buchdruckereien,* zugrunde gelegt worden.

Bernhard Schwertfeger. Diplomatische Akten zur europäischen Politik 1871—1914. Ausgewählte Stücke aus dem Dokumentenmaterial der belgischen Staatsarchive. Für den Schulgebrauch hrsg. von E. Jahncke. VIII u. 164 S. Anhang 56 S. Bielefeld, Velhagen, 1924. (Prosateurs français. Bd. 222. Ausg. B.)

Während des Weltkrieges hat in politischem Sinne kaum etwas eindringlicher auf die Geister der ganzen Welt gewirkt als die Veröffentlichung der belgischen Gesandtenberichte durch Deutschland. Die vorliegenden diplomatischen Dokumente bringen in einer Auswahl den im Frühjahr 1917 in Brüssel aufgefundenen politischen Schriftwechsel zwischen dem belgiscehn Ministerium des Aeussern und seinen Gesandtschaften im Auslande aus den Jahren 1897—1914. Mit einem Anhang von Originalberichten belgischer Gesandter 1880—1892 geben diese 'Zirkulare' ein fast lückenloses Bild von der Entwicklung der europäischen Politik seit 1870/71 und gewähren damit einen tiefen Einblick in die Arbeitsart der sogen. Geheimdiplomatie und die Strömungen und Geschehnisse, die schliesslich zur Katastrophe des Weltkrieges führten. Unserer deutschen Jugend ermöglichen sie zugleich eine vorurteilsfreie Beurteilung der deutschen Politik vor dem Weltkriege; denn in klarer, unbeeinflusster Berichterstattung lassen die Akten erkennen, dass bis in die Sommertage von 1914 hinein von belgischer Seite Deutschland niemals als Störenfried des europäischen Friedens angesehen worden ist, dass dort vielmehr von der französischen Revanchepolitik, vom russischen Panslawismus und von der Einkreisungspolitik König Eduards VII., allerdings auch von der Verstrickung der mit Deutschland auf Gedeih und Verderb verbündeten Donaumonarchie in die Wirren der Balkanhalbinsel alles Unheil für die Zukunft erwartet wurde.

Das für die Prima unserer höheren Lehranstalten bestimmte Büchlein wird sicher zur Wiederherstellung des deutschen Ansehens in der Welt beitragen. Das Vorrecht der Jugend ist es ja, hierbei in vorderster Linie zu stehen.

Eugène Labiche, La Cigale chez les Fourmis, Comédie en un acte. Annotée par H. Lange. Hannover, Carl Meyer, 1924. VI u. 35 S. Annotations et Glossaire 26 S. (= Neusprachliche Reformbibliothek. 56. Bd.).

Das kleine Lustspiel von Labiche[1]), für das er Ernest Legouvé als Mitarbeiter gewonnen hat und dessen Titel an die bekannte Fabel *La Cigale et la Fourmi* von La Fontaine erinnert, stellt dem Typus des reich gewordenen Bürgers, der arbeitsamen „Ameise" Chameroy, den eleganten und geistreichen, aber etwas leichtlebigen Aristokraten Paul de Vineuil gegenüber, der die Rolle der „Grille" spielt. Das Stück ist vorzüglich geeignet, in die Umgangssprache der Pariser Kreise einzuführen, und kann schon mit einer guten Obertertia oder in Klasse III der Lyzeen gelesen werden.

Wismar i. M. O. Glöde.

Gall-Kämmerer-Stehling, Lehrbuch der französischen Sprache für Lyzeen und weiterführende Bildungsanstalten. Teil I. Gekürzte Ausgabe. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 73 S.

---

[1]) Geb. am 5. Mai 1815 zu Paris, gestorben am 23. Januar 1888, Mitglied der Académie Française 1880. Sein *Théâtre Complet* erschien 1878—1879 in 10 Bänden (Paris, Calman-Lévy). Besonders hervorzuheben sind *Le Voyage de Monsieur Perrichon* (1860), *Le Chapeau de Paille d'Italie, La Cagnotte, Les Vivacités du Capitaine Tic, Mon Isménie, La Grammaire.*

Das Werk enthält einen Vorkursus zur Einführung in Aussprache, Lesen und Rechtschreibung und einen in 14 Lektionen eingeteilten Lehrgang, der offenbar für das erste Unterrichtsjahr (Sexta) bestimmt ist. Im Unterschied von anderen Lehrbüchern findet man hier schon im Vorkursus statt phonetischer Umschrift die übliche Schreibung. Die Verfasser gehen von den Bezeichnungen einfacher Dinge aus, die der Schüler vor sich sieht, z. B. la porte, la carte, la serrure, und leiten ihn an, sie in Sätzen anzuwenden, z. B. c'est la porte, est-ce un livre? où est le journal? Auf diese Weise wird der Schüler sicher in Aussprache und Schreibung eingeführt und hat ständig Gelegenheit, sein Wissen in praktisches Können umzusetzen. Nach denselben Gesichtspunkten wie der „Vorkursus" sind die einzelnen Lektionen des „Lehrganges" zusammengestellt, in denen die sprachliche Unterweisung nun nicht mehr an einzelne Worte und einzelne Sätze, sondern an zusammenhängende Stücke anknüpft. Da auch deutsche Uebungstexte zum Hinübersetzen nicht fehlen, so entspricht die Ausgabe trotz ihrer knappen Form allen Anforderungen, die man an ein Schulbuch stellen muss, und wird nicht nur an Lyzeen, sondern auch an höheren Knabenschulen mit Erfolg benutzt werden können. Kleine Unebenheiten wie der Ausdruck „Sie geht durch den Schulhof" (Lekt. 2) statt „über den Schulhof" oder „dann zieht sie die Schürze an" (Lekt. 10) statt „bindet um" lassen sich bei einer Neuauflage leicht vermeiden.

Grund-Neumann, Französisches Lehrbuch, Ausgabe B, Gekürzte Ausgabe, hrsg. von A. Grund. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 138 S.

Der vorliegende Band ist eine Neuauflage der 1922 erschienenen Ausgabe B (s. *Zeitschr.* 22, 133) und wendet sich wie jene an Schulen, die Französisch als zweite Fremdsprache treiben. Das Kennzeichen dieser zweiten Bearbeitung ist Kürzung: die 304 Seiten des Jahres 1922 sind auf 138 zusammengeschmolzen, damals war der Stoff auf 35 Lektionen verteilt, jetzt auf 32, statt der 96 Lesestücke von damals findet man jetzt 88, die Grammatik umfasste damals 113 Seiten, jetzt 23. Erreicht ist diese starke Einschränkung vor allem durch den Wegfall der grammatischen Regeln. Der Herausgeber will „durch eine übersichtliche Anordnung von Beispielen den Schüler anleiten, die Regel selber zu bilden" (S. IV). Dieses Verfahren ist grundsätzlich durchaus zu begrüssen, da es die Schüler zu eigenem Nachdenken anregt, ihre Fähigkeit im deutschen Ausdruck fördert und den Lehrer der Notwendigkeit enthebt, die oft nicht sehr klare Fassung der Regel im Lehrbuch den Bedürfnissen der Klasse anzupassen. Aber wenn der Schüler die französischen Zahlen lernen soll, genügen einzelne Beispiele nicht. Aus den vier Zeitangaben le cinq mai, le onze août, le vingt-huit juillet, le trente et un décembre eignet er sich im besten Fall die Zahlen 5, 11, 28 und 31 an, die andern kann er sich daraus nicht ableiten, sie müssen ihm im Lehrbuch dargeboten werden, was Grund aus falscher Sparsamkeit unterlässt. Er ist sich dieses Mangels offenbar bewusst, denn er sagt im Vorwort: „Wem sie, d. h. die Grammatik in Beispielen, nicht genügt, der mag gleich die „Kurzgefasste Grammatik" (von Grund-Neumann) oder die von Gall-Kämmerer-Stehling daneben benutzen". Dieser Hinweis ist zwar für den Herausgeber ein einfacher Ausweg aus der Sackgasse, in die er durch die übertriebene Kürzung der Ausgabe geraten ist. Aber wo bleibt da die so oft betonte Sparsamkeit, wenn die Schüler schon im Anfangsunterricht neben einem unzulänglichen billigen Lehrbuch ein anderes benutzen

müssen? Das Fehlen einer klaren Zusammenstellung der Formenlehre macht m. E. die Benutzung dieser gekürzten Ausgabe B von 1924 auf der Schule unmöglich.

Wehlau (Ostpr.). Leo Pilch.

Heinrich Morf u. **Wilh. Meyer-Lübke,** Die romanischen Literaturen und Sprachen. (= Die Kultur d. Gegenwart, I, 11, 1.) 2. Abdruck. Leipzig, Teubner 1925. Gebd. 14,— Mk.

Die vorliegende Ausgabe ist zwar nur ein auf mechanischem Wege hergestellter Neudruck der ersten Auflage, aber sie ist mit lebhaftestem Danke zu begrüssen. Ueber die Art und die Vorzüge des Werkes selbst braucht an dieser Stelle nichts mehr gesagt zu werden. Sie sind in allen Fachkreisen weit und breit bekannt, und die jüngeren Fachgenossen und die Büchereien, die es noch nicht besitzen, werden sehr erfreut sein, dass es die Verlagsbuchhandlung nicht vom Büchermarkte verschwinden liess. Eine Ergänzung, und zwar eine recht wichtige, ist aber doch hinzugekommen: Walther Küchler hat einen allerdings nur sieben Seiten umfassenden, aber äusserst inhaltreichen bibliographischen Nachtrag zugefügt, der die seit der ersten Auflage erschienenen wichtigsten literargeschichtlichen Arbeiten kritisch würdigt. Der Neudruck ist glänzend gelungen, die Ausstattung ist vorzüglich, der Preis für den sehr gut gebundenen stattlichen Band mässig.

Kathleen Murray, Taine und die englische Romantik. München u. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1924. 78 S.

Eine kluge und einsichtsvolle Würdigung der berühmten englischen Literaturgeschichte Taines, besonders des Teils über die Romantik. Die Verfasserin ordnet mit Geschick Taine geistesgeschichtlich in den Zusammenhang seiner Zeit ein und erklärt daraus die Eigenart seines Schaffens und seiner Stellungnahme, die gern wissenschaftlich sein will und doch in hohem Masse subjektiv ist. Das Urteil über Taines literaturgeschichtliche Leistung, dessen Begründung die sorgfältige Studie gibt, ist freilich nicht sehr günstig und so eigenartig, dass es hier stehen mag: „Sie erscheint wie das Werk eines Künstlers, der, sorgfältig ziselierend, aber mit verschiedenen Verfahrensarten, an demselben Kunstwerk arbeitet, der ein grosses Porträt zum Teil malt, zum anderen Teil radiert und einen dritten Teil gar in photographischem Verfahren wiederzugeben sucht" (S. 76). — Bemerkenswert ist ferner, dass das Buch von einer Australierin in deutscher Sprache — gut — geschrieben und dem deutschen Professor Karl Schmidt in Bonn gewidmet ist.

Romain Rolland, Der 14. Juli. Revolutionsdrama. Deutsch von Wilhelm Herzog. München, Georg Müller, 1924. 227 S.

Das Stück erschien 1909; es gehört zu jenem grossen auf zehn Werke veranschlagten Zyklus von Revolutionsdramen, in denen der Dichter die „Ilias des französischen Volkes" verherrlichen wollte. Es bildet die Exposition, *Danton* den Höhepunkt, *Die Wölfe* und *Der Triumph der Vernunft* den Abklang. Es behandelt den Sturm auf die Bastille und deren Uebergabe. Es ist ausserordentlich geschickt angelegt, reich bewegt und höchst eindrucksvoll in der Handlung. Es ist verständlich, wenn das Volk von Paris, dem es gewidmet ist, und auch die revolutionsbegeisterten Kreise bei uns vor Begeisterung und Entzücken rasen, wenn es aufgeführt wird. Sehr bemerkenswert ist, dass der Verf. seine Vorrede mit einem Zitat aus Schillers Prolog zu Wallensteins Lager schliesst. Die Uebersetzung ist gut.

Peladan, Weibliche Neugier. — Gynandria. München, G. Müller, 1923, 1925. 372+345 S.

Strindberg hat einmal Peladan den Zola der dritten Republik genannt und gemeint, dass er alles Elende und Gemeine mit der gleichen Unerschrockenheit und ebenso naiver Schamlosigkeit schildere wie dieser. Mir scheint er in dieser Beziehung Zola, der doch gewiss nicht sanft und zurückhaltend ist, in dieser Beziehung ganz erheblich zu übertreffen. Bei Zola haben wir doch wenigstens den sozialen Einschlag. Peladan aber stürzt sich mit Vorliebe auf das Erleben und Empfinden eines kleinen Kreises von Entarteten, Verbrechern oder Unglücklichen, die nichts Normales mehr an sich haben; er wühlt im Schmutze und in den wildesten und seltsamsten Aeusserungen des Geschlechtstriebes und zwar des krankhaften und überreizten. In *Una cum uno* handelt es sich um das Geschlechtserlebnis zwischen Mann und Weib — ja nicht etwa um Liebe; in der *Weiblichen Neugier* schwelgt er in der Darstellung, wie eine Frau in alle nur erdenklichen Niedrigkeiten und Ausschweifungen eingeweiht wird, die sich im dunkelsten — oder vielleicht auch „feinsten" Paris abspielen, und zwar mit einer Schamlosigkeit, die überhaupt keine Grenze mehr kennt, und mit einer Freude daran, die mir wie eine besonders ausgeprägte Form von echt französischem Sadismus vorkommt. — In *Gynandria* malt er die Liebe der Frauen zum eigenen Geschlecht bis in alle widerlichen Einzelheiten aus, um sie zuletzt durch seinen sonderbaren Helden Tammuz auf einem grossartigen Phallusfeste zum natürlichen Geschlechtsgenuss zu bekehren und zwar ausgerechnet unter den Klängen — Wagnerscher Musik. Franzosenfreunde nennen das dann eine Verherrlichung des deutschen Künstlers durch den verständnisvollen Pariser, während es doch nur die gemeinste Entweihung ist.

Es gibt nach den Verlagsanzeigen Kritiker, die Peladan einen reinen und edlen Idealisten nennen und die Schönheit seiner Sprache und seines Stils rühmen. Das ist mir unverständlich. Ich kenne allerdings nur die Uebersetzungen; aber da ist die Darstellung in hohem Masse gezwungen, gespreizt, vielfach langweilig, die Handlung vollkommen unnatürlich und gekünstelt, so dass mir seine Werke jenseits aller Kunst zu stehen scheinen. Ich kann die hier genannten drei Romane — nur diese habe ich gelesen — nur zur Schmutz- und Schundliteratur rechnen und halte es für sehr bedauerlich, dass man diesen „Dichter" ins Deutsche übersetzt. Wir brauchen wahrhaftig jetzt bessere und gesündere Kost und haben zudem genug Schund in unserem eigenen Schrifttum, so dass wir nicht noch den französischen nötig haben. Wer aber glaubt, die französische Zivilisation auch von dieser Seite gründlich studieren zu müssen, der könnte sich ruhig an die Ausgaben in der Ursprache halten.

Paul u. Victor Margueritte, Vanitas (Die Welt der Eitelkeiten). Roman. Berlin, Kurt Ehrlich (1924). 267 S.

Ein sog. Gesellschafts-, besser Unsittenroman, mit zwar spannender Handlung, aber voller Unwahrscheinlichkeiten, mit grobzügiger Physiologie und einem guten Schuss billiger Sentimentalität, echt französischer Geschmack. Die Hauptsache ist natürlich eine saftige Ehebruchsgeschichte, bei der der betrogene Gatte wie so oft in dieser Art Literatur ein Trottel, der Verführer ein auserlesener Held ist. Die Uebersetzung rechnet sicher vornehmlich auf Kreise, die mit Behagen in der schmutzigen Wäsche der Reichen herumschnüffeln und sich an Zersetzungszuständen ergötzen. Die Uebertragung von Edmund Edel ist schlecht; einige Beispiele findet man S. 148/149, 159, 173, 252.

Geoffrey Chaucer, Canterbury-Erzählungen. Nach W. Hertzbergs Uebersetzung neu herausgegeben von John Koch. Mit 26 Tafeln. Berlin, H. Stubenrauch, 1925. VI+46+581 S. Gebd. 25,— Mk.

Das ist ein prächtiger Band, inhaltlich und nach seiner glänzenden äusseren Ausstattung, würdig des ältesten englischen Beitrages zur Weltliteratur und zugleich ein schönes Zeichen für den frohen Wagemut des Verlegers; denn Hertzbergs klassische Uebertragung der Canterburygeschichten, die zuerst 1866 erschien, ist seit 1870 nicht wieder neu aufgelegt worden. Die vorliegende Neuausgabe legt mit Recht jenes Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst zugrunde, und der Herausgeber, der bewährte Chaucerforscher J. Koch, hat nur da geändert, wo die wissenschaftliche Notwendigkeit es gebot, d. h. in solchen Fällen, wo die neuere reiche Chaucerforschung andere Auffassungen und Deutungen, als Hertzberg sie kennen konnte, wahrscheinlich gemacht oder sichergestellt hat. Auch die unanständigen Stellen, die vor sechs Jahrzehnten der deutschen Lesewelt vorenthalten werden mussten, sind, unserer so viel fortgeschritteneren, aufgeklärteren und vorurteilsfreieren Zeit entsprechend, beigefügt worden. Hertzbergs Erläuterungen mussten naturgemäss eine stärkere Umgestaltung erfahren. Alles Veraltete ist weggelassen, anderes ist gekürzt, die Ergebnisse der neueren Forschung sind hineingearbeitet worden. Vorausgeschickt hat der Herausgeber eine 46 S. umfassende Einleitung, in der er über Chaucers Leben und Werke berichtet und auch eine gute allgemeine Uebersicht über das England jener Zeit und über seine kulturellen und politischen Verhältnisse gibt. Den Abschluss bilden die reichhaltigen Anmerkungen (S. 493—579), in denen alle erforderlichen sachlichen und stofflichen Erläuterungen geboten werden. Einen ganz besonders wertvollen Schmuck bilden die ausgezeichneten farbigen Miniaturen sämtlicher Geschichtenerzähler aus den Chaucerhandschriften von Ellesmere und Cambridge.

Das stattliche Werk ist nicht nur eine äusserst gediegene Gabe für Freunde schöner Bücher, sondern auch für alle Fachgenossen. Den Studierenden wird es helfen, sich leichter in das Verständnis des Dichters und seiner Welt einzuleben, und ihn reizen, mehr von ihm kennen zu lernen, als er in der Regel im Urtext bezwingt; dem Lehrer des Englischen ist es ein treffliches Hilfsmittel, wenn er echten Kulturunterricht treiben will, und schliesslich kann es auch reiferen Schülern in die Hand gegeben werden, um über die eine oder andere Geschichte — natürlich müssen die geeigneten ausgewählt werden — selbst zu berichten, sei es in deutscher oder englischer Sprache.

H. M. Flasdieck, John Brown (1715—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music. (= Stud. z. engl. Philol., hrsg. v. Morsbach und Hecht, Bd. 68.) Halle, Niemeyer, 1924. XI+145 S. 5,— Mk.

Dieser John Brown ist in den Literaturgeschichten kaum zu finden, seine Werke, Predigten, Dichtungen und philosophisch-ästhetischen Abhandlungen sind vergessen, wie F. meint, die letzteren wenigstens, zu Unrecht. Er war einer jener schriftstellerisch eifrig tätigen Geistlichen, denen H. Schöffler in seinem trefflichen Buche *Protestantismus u. Literatur* eine so hohe Bedeutung für das geistige Leben zuschreibt. Am wichtigsten ist nach F. Browns Tätigkeit als Moralphilosoph, Politiker und Kunsthistoriker. Was er da leistete, setzt er in seinem Buche ausführlich und überzeugend auseinander. Nach einem kurzen Lebensabriss des Mannes und einer knappen Würdigung seiner jetzt ganz unbekannt gewordenen

Schriften verweilt er länger bei den beiden politischen Arbeiten Browns *Estimate of the manners and principles of the times* und *Thoughts on civil liberty*, deren Inhalt und Wert er ausgiebig erörtert. Den Kernpunkt des Ganzen aber macht die Behandlung der *Dissertation on Poetry and Music* aus, die er sehr eingehend bespricht. Eschenburg hat sie ins Deutsche übersetzt (1769), Herder hat sie gut gekannt und mehrfach erwähnt. Da hier auf die Gedankengänge der Untersuchung nicht weiter eingegangen werden kann, sei nur noch soviel bemerkt, dass Fs. Arbeit ausserordentlich fleissig und tiefgründig ist und dass Browns *Dissertation* danach in der Tat eine sehr ansehnliche Stellung in der englischen Geistesgeschichte einnimmt.

H. Hensley Henson, Byron. The Rede Lecture for 1924. Cambridge, University Press, 1924. 57 S. Gebd. 2 s. 6 d.

Der Verf. dieses Büchleins ist Bischof von Durham. Es enthält eine akademische Rede, die keinen neuen Beitrag zur Byronforschung bieten, sondern nur ein allgemeines Wesensbild des Dichters entwerfen und es geschichtlich und psychologisch begründen will. Grundlegend ist für den Darsteller die Anschauung: „A monstrous and morbid egotism is the key to his life, and gives colour and passion to his poems.“ In dieser Weise gehören bei ihm Leben und Dichten zusammen. Im übrigen fasst er ihn als einen gewaltigen „Poseur“ auf. Das komme überall in seinem Schaffen zum Ausdruck. Er bespricht ferner näher das Wesen seiner Satire, sein Verhältnis zu Scott, seine Stellung zur Religion, seine Freiheitsliebe und kennzeichnet ihn als grossen Hasser der Demokratie. Man gewahrt öfter ein Schwanken des Verf. zwischen Bewunderung und Abneigung; aber die alte englische Einstellung, die Abneigung, scheint zu überwiegen. Denn bei allem Bemühen, dem rätselvollen Menschen und Künstler gerecht zu werden, gelangt er doch zu keiner scharfen Entscheidung. Das Schlusswort lautet: „As to the man himself, with his amazing abilities, his vulgar vanity and magnanimous tolerance, his immense faults, his heights and depths of feeling, his incredible blunders, his achievements in word and deed, what can be said? Praise and blame are alike unfitting in presence of a career so enigmatic and so mighty.“

Lorenz Nicolaysen, Bernard Shaw. Eine philosophische Studie (= Philosophische Reihe, hrsg. v. A. Werner, 67). München, Rösl & Cie., 1923. 135 S.

Der Literarhistoriker kommt bei dieser philosophischen Studie nicht sehr auf seine Rechnung, und ist vielleicht auch deswegen nicht besonders glücklich, weil bei dem ewig wechselnden und schillernden Iren kaum von einer einheitlichen Weltanschauung zu sprechen sein dürfte. Beim Abfassen dieser Schrift waren noch *Methusalem* und *Die heilige Johanna* nicht erschienen (S. *Zeitschr.* 24, 272); diese beiden Werke bringen wieder ganz neue Anschauungen des unendlich Wandlungsfähigen. Der Verf. untersucht in sehr schwerer Darstellung Shaws *Erotologie, Humanität* und *Philosophie*, was im einzelnen hier nicht verfolgt werden soll; zu allen Behauptungen sind eingehende Belege aus den Werken gegeben. Geradezu abstossend wirkt die schwülstige, in unendlichen Massen absonderlicher und höchst überflüssiger Fremdwörter schwelgende Sprache, die teilweise fast unverständlich ist. So heisst es etwa S. 16: „Darum bedeutet eine systematische Darstellung die Bezugsetzung einer intern physisch und allgemein historisch gewussten Kulturerscheinung zu Begriffen, d. h. zu Marken, in denen das Prozedieren des Begreifens einen

ewig provisorischen Abschluss findet." Was mag das auf gut deutsch bedeuten? S. 17 ist Shaw eine „geistige Potenz", auch hat er ein „psychologisches Interieur", S. 18 ist er eine „Kulturkomponente", S. 23 eine „Geistesäusserung". Dann erfreut uns noch etwa eine „erotische Insuffizienz, eine weibliche Insuffizienz, ein Paroxysmus einer verzweifelten Vitalisierung des Hohlraums mit dem Restbestand der . . . perversen Bewusstheit (??), eine Summation intellektueller Kriminalität und (S. 44) eine Gestalt, die bis zum äussersten Rande mit Privatem gefüllt ist und deren innerste Natur als Pose spontan konzipiert ist und in ihrer höchsten Klimax die Beziehungen mit dem Ueberpersönlichen eingeht." — Es ist tief bedauerlich, dass heute noch deutsche Gelehrte so schreiben. Das Lesen wird dadurch für jeden nicht völlig Verbildeten zur Qual, und die Klarheit und Verständlichkeit des Dargelegten wird aufs schlimmste beeinträchtigt.

Herr Fettwanst, Eine amerikanische Autobiographie. München, K. Wolff (1924). 262 S.

Eines aus der Reihe der Amerikabücher, die der Wolffsche Verlag herausgibt, ist das vorliegende. Noch geschmackvoller als der Titel ist die Aufschrift der Leibbinde: Die Geschichte eines feisten Gauners. Es ist nicht schön zu lesen, aber lehrreich. Denn es enthält ein Stück Kulturgeschichte von Newyork, wie man es sich gemeiner nicht gut vorstellen kann. Der Held, Meier Hirsch, ist ein russischer Jude, Kind armer Ausgewanderter, der in der Ostseite der Riesenstadt gross wird, von Jugend auf mit allen Hunden gehetzt ist und kein anderes Ziel kennt, als reich zu werden und äusseren Einfluss zu gewinnen, gleichgültig, mit welchen Mitteln. Schwindel, Betrug, Lüge, Schiebungen schlimmster Art gehören dazu, ja auch auf einen kleinen Mord kommt es nicht an. Von allem wird der Schleier weggezogen. Der ganze Schmutz, freilich auch das trostlose Elend, des Gettos, der Bordellgassen, der Heimarbeit, der Rechtspflege, der Politik wird aufgewühlt. — Das Buch erschien ursprünglich in Newyork als namenlose Selbstbiographie unter dem Titel *Haunch, Paunch, and Jowl* (= Keule, Wanst und Backe) und soll ein paar Wochen grosses Aufsehen erregt haben. Der Uebersetzer Erich Posselt, der übrigens sehr gute Arbeit geleistet hat, preist es als ein Werk der Weltliteratur. Das ist es sicherlich nicht; ebensowenig ist Deutsch-Amerika gleich Jüdisch-Amerika, was der Uebersetzer ebenfalls glaubt behaupten zu dürfen.

Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes, hrsg. v. W. Frels. I. Jahrg. 1924. Leipzig, Börsenverein d. dtsch. Buchhändler, 1925. **Bd. 12:** Englische und amerikanische Sprache und Literatur. Romanische Sprachen und Literaturen. Slawische Sprachen und Literaturen. 127 S. — **Bd. 8:** Pädagogik. 122 S. Je 4,— Mk.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, die sorgfältigen bibliographischen Berichte, die das *Lit. Ztrlbl.* über die wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen des gesamten deutschen Sprachgebietes in den einzelnen Nummern bringt, jahresweise und nach Fachgruppen gesondert für sich gesammelt erscheinen zu lassen. So kommt auch der nur mit bescheidenen Mitteln gesegnete Gelehrte in die Lage, sich die Bibliographie, die er braucht, selbst anzuschaffen. Für uns kommen die beiden oben genannten Bände in Betracht. Die englisch-amerikanische Abteilung hat E. Mühlbach, die romanische H. Wengler, die slawische und pädagogische A. Luther bearbeitet. Es sind nicht nur Bücher und

selbständige Schriften, sondern auch die wichtigsten Aufsätze aus Zeitschriften und Zeitungen aufgenommen und kurz ihrem Inhalte nach gekennzeichnet. Als einziges Beispiel für die Reichhaltigkeit sei angeführt, dass über Shaws *Heilige Johanna* allein 18 Nummern vorhanden sind.

Felix Behrend, Einführung in die Probleme der Hochschulpädagogik. (= Pädagog. Reihe, hrsg. v. R. Lehmann, 23.) München, Rösl & Cie., 1924. 128 S.

Die Hochschulpädagogik ist nicht nur, wie der Verf. sagt, einer der jüngsten Zweige der Pädagogik, sondern vielleicht ihr schwierigstes und noch ungeklärtestes Gebiet. Es wäre dringend nötig, dass man hier in absehbarer Zeit zu einigen bestimmten Ergebnissen käme. Denn so, wie die Dinge gegenwärtig noch liegen, kann es nicht lange mehr weiter gehen, weil sich unser Volk nicht mehr den Luxus einer ausserordentlichen Kraft- und Zeitverschwendung leisten kann, unter der der junge akademische Nachwuchs heute noch wie seit Jahrzehnten leidet. B. ist ein guter Führer durch diese ungemein schweren und verwickelten Probleme, die in den letzten Jahren schon mehrfach behandelt worden sind — ein Zeichen, dass man sich auch in Universitätskreisen auf die Notwendigkeit einer Klärung besinnt. Die vorhandene Literatur zieht er in weitem Umfange heran und betrachtet die gesamte Frage unter drei leitenden Gesichtspunkten: Wissenschaft und Beruf, Wissenschaft und Bildung, Wissenschaft und Leben. Umsichtig und kenntnisreich behandelt er alle in Betracht kommenden Fragen: geschichtlich, theoretisch und praktisch. Aber eine endgültige Lösung bringt auch er nicht. Doch ist das Büchlein sehr beachtenswert, auch für unsere Fachkreise. Vielleicht gibt es den Anstoss dazu, dass man doch endlich einmal etwas weiter kommt.

Adolf Becker, Der Neuhumanismus. Sein Ursprung und seine Entwicklung in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschen Bildungswesens. Vacha a. d. Werra, E. Hochmut, 1924. 91 S. 2,— Mk.

Wer sich schnell einen Ueberblick über das im Titel genannte Gebiet verschaffen will, mag getrost zu dieser Schrift greifen. Alle wichtigen und bedeutsamen Züge des Neuhumanismus sind frisch und lebensvoll und in allem Wesentlichen auch richtig gezeichnet. Den Ausfall gegen Friedrich d. Gr. (S. 39) liest man nicht gern, zumal er nicht ganz zutreffend ist. Im Rahmen seiner wirtschaftlichen und sozialen Fürsorge für sein Land hat er auch in pädagogischer Hinsicht fördernd gewirkt. Man denke nur an seine nahen Beziehungen zum Abt Felbiger in Sagan, die Regelung des Schulwesens in Schlesien und die Verordnung von 1763. Befremdend wirken die Bemerkungen über das Verbot der körperlichen Züchtigung (S. 42), und Klopstock schlechtweg in das Zeitalter der „imitativen Poesie" zu rechnen, ist trotz Paulsen nicht haltbar (S. 43). — Sehr wertvoll ist der zweite Teil, der die Organisation des höheren Schulwesens im Sinne des Neuhumanismus darstellt und die Entwicklung bis in die unmittelbare Gegenwart verfolgt. Das Büchlein ist besonders zur Benutzung bei der Ausbildung der Referendare zu empfehlen.

Die Realschule. Im Auftrage des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht hrsg. von G. Louis. Leipzig, Quelle & Meyer (1924). 163 S. Gebd. 6,— Mk.

Das Buch verdankt seine Entstehung einer Bewegung, die darauf ausgeht, die Realschule als selbständiges Glied in unserem höheren Schulwesen zu erhalten und sie vor dem Untergange zu bewahren, den

ihr manche zugunsten der Mittelschule wünschen. Seit 1921 haben sich die Berliner Realschulmänner zusammengetan, um ihr Bildungsziel zu klären und scharf zu umreissen und besonders auch um die Lehraufgaben für die einzelnen Fächer festzustellen. Im Herbst 1923 fand dann im Zentralinstitut eine Tagung statt, die sich ausschliesslich mit diesen Fragen beschäftigte und sie ihrer Lösung näher brachte. Das vorliegende Buch bringt im wesentlichen die dort gehaltenen Vorträge und das Ergebnis der Beratungen. L. Pallat beginnt den Reigen mit einer allgemeinen, grosszügigen und ernsten Betrachtung über *Schulgestaltungsarbeit*, aus der die grosse Schwierigkeit solcher Betätigung all denen, die gern leicht und überlegen darüber urteilen, recht klar wird. G. Louis umschreibt sodann *Das Bildungsziel der Realschule im Umriss.* Es kommt dabei besonders darauf an, das ihrige von dem der Mittelschule deutlich zu unterscheiden. Der Unterschied liegt darin, dass die Mittelschule den Bestimmungen gemäss praktisch gerichtet ist und auch den Schein wissenschaftlicher Betrachtung meiden soll, während die Realschule mit den übrigen höheren Lehranstalten die Aufgabe zu erfüllen hat, ihre Zöglinge in die Zucht wissenschaftlichen Denkens zu nehmen und sie wenigstens bis an die Grundstufe der Wissenschaft zu führen. Wie das geschehen kann, führt er in anregenden und gediegenen Darlegungen aus.

Es folgen dann von verschiedenen Verfassern Aufsätze über die Aufgaben aller Lehrfächer der Realschule, von denen uns hier nur der Abschnitt über *Französisch und Englisch* angeht. Studiendirektor Sachrow hat ihn bearbeitet. Er gibt eine gute kleine Methodik des fremdsprachlichen Unterrichts an dieser Schulgattung; ganz besonders erfreulich ist dabei der praktische Blick, der vor einer Ueberspannung der Forderungen und Ziele warnt und das wirklich Erreichbare klar und entschieden betont. So heisst es z. B. über die Aussprache „Nicht Französisch wie der Pariser“, sondern der Schüler soll so sprechen lernen, dass ihn ein Franzose versteht. In der Grammatik dürfe es nicht auf Systematik ankommen, sondern auf das Erkennen und Berücksichtigen der Hauptschwierigkeiten, die deutsche Kinder bei der Erlernung fremder Sprachen zu überwinden haben. Bei der Lektüre soll alles, was vor die Mitte des 19. Jhdts. fällt, zugunsten des Neueren ausscheiden, stofflich muss sie wirklich in das Leben und Fühlen der fremden Völker einführen. In der Frage, ob Englisch oder Französisch die erste Fremdsprache sein soll, äussert er sich zurückhaltend und erklärt beides für möglich. Recht hat er jedenfalls mit seiner Warnung, dass der deutsche Michel nun nicht etwa bloss den französischen Kittel ausziehen und den englischen anziehen solle. — Den Schluss bildet eine gut zusammenfassende Betrachtung, auch von Louis über *Die Lehrverfassung der Realschule und ihre Stellung im Rahmen des deutschen Schulwesens.*

Das Werk ist in seiner Art mustergültig. Es sollte nicht nur von den Amtsgenossen an den Realschulen gelesen und geschätzt werden, sondern auch von denen, die an Vollanstalten, auch an Gymnasien wirken.

Europäische Unterrichtsformen seit dem Weltkriege. Eine Uebersicht über Neugestaltung des Bildungswesens in Frankreich, Italien, England und Russland. Bearbeitet im Reichsministerium des Innern. Leipzig, Quelle & Meyer, 1924. 96 S.

Wie bei uns wird auch in andern Ländern das Schulwesen gründlich umgestaltet, und es ist für uns deutsche Schulmänner selbstverständlich ausserordentlich wichtig, die bedeutendsten neueren Strömungen des Auslandes auf diesem Gebiete kennen zu lernen. So leicht wie vor dem

Kriege ist das nun freilich nicht mehr, und darum ist es dankbar zu begrüssen, dass das Ministerium des Innern seinen Stoff über das ausländische Schulwesen einmal der Oeffentlichkeit zugänglich macht. Es handelt sich um die oben genannten Länder. Es wäre sehr reizvoll, auf einen Vergleich dieser neuen Bestrebungen einzugehen, aber dazu gehörte zu viel Raum; es liesse sich aber gut in mündlichem Verfahren während der Ausbildungszeit der Referendare darüber sprechen. Die französische Reform ist selbstverständlich streng nationalistisch; so sehr sie sich demokratisch und politisch gebärdet, so wenig ist sie dies in Wirklichkeit; denn sie macht den Unterricht in den alten Sprachen zur alleinigen und massgebenden Grundlage für jede höhere Bildung, und Schulen, die unseren Realanstalten entsprächen, würden gar nicht mehr als höhere Schulen bewertet. Ganz ähnlich ist die Unterrichtsreform in Italien geartet, dessen Nationalbewusstsein ja durch den Krieg in entsprechender Weise gewachsen ist.

Das englische Schulgesetz von 1918 ist im Verhältnis zu den früheren Zuständen sehr fortschrittlich. Seine Grundgedanken erinnern vielfach an die Entwicklungsgänge deutscher Erziehungsprobleme. Besonders wichtig ist das russische Unterrichtssystem, das freilich im grossen und ganzen nur Theorie sein soll. Es ist durch und durch proletarisch. Aus der sehr ruhig gehaltenen Darstellung springen die Ungeheuerlichkeiten kaum hervor, auf die ich bei der Besprechung anderer Werke gelegentlich hingewiesen habe.

Den zweiten Teil des Buches bilden die Materialien, d. h. eine Anzahl der wichtigsten Verordnungen der genannten Länder, die einen recht guten Einblick gewähren.

Auffallend ist, dass niemand für die Arbeit verantwortlich zeichnet, es findet sich nur der Vermerk „Bearbeitet im Reichsministerium des Innern“. Schulmänner scheinen nicht beteiligt zu sein; denn die jetzt üblichen Fachausdrücke sind kaum verwendet, und die reichliche Verwendung überflüssiger Fremdwörter befremdet. Besonders der Uebersetzer des französischen Ministerialerlasses vom Mai 1923, der die Grundlinien der Reform entwirft, hat sich seine Sache sehr leicht gemacht und dutzendweise französische Wörter mit den entsprechenden deutschen Fremdwörtern wiedergegeben, — was in unseren Schulen bekanntlich nicht geduldet wird (Revision, präzise, Studienniveau, Schulprogramm im Sinne von Lehrplan, Spezialität, Sektion, spezialisieren, kompetent, illustrieren, Argument, Disziplin, inklusive, Element, Substanz, Solidität, sanktionieren, obligatorisch, fakultativ, interessantes und loyales Experiment, absolute Garantie der Anonymität für die Korrektur usw.). Das ist nicht schön. Bei der Uebersetzung der russischen Quellen ist es ähnlich. Da finden wir „äussere Akkordizität, inneren Fusionismus und ein laboratoriales Studiensystem“!

Breslau. H. Jantzen.

Dinkler-Zeiger-Humpf, Englisch für ältere Schüler. I. Ausgewählte englische Prosa. Eine Einführung in die englische Sprache durch kulturelle Lesestoffe, bearbeitet von R. Dinkler und G. Humpf. XXII+76 S. — II. Abriss der englischen Grammatik, von Th. Zeiger. 109 S. — Leipzig, Teubner, 1924. — III. Alphabetisches Wörterverzeichnis zu Ausgewählte englische Prosa. Bearbeitet von R. Dinkler u. G. Humpf. 37 S. — IV. Kulturkundliche Uebersetzungsstücke, bearbeitet von R. Dinkler. 32 S.

Das mit Rücksicht auf die neuen preussischen Bestimmungen umgearbeitete Werk ist für die Schulen bestimmt, in denen Englisch erst in UII beginnt. Deswegen bringen die Verf. keine besondere Elementargrammatik; auch ist den Lesestoffen kein Uebungsstoff beigegeben, um die Eigentätigkeit der Schüler möglichst wachzurufen. Da das Werk für ältere Schüler bestimmt ist, sind auch die einführenden Stücke nicht zu kindlich gewählt; es geht, wie die Verf. mit Recht selbst im Vorwort betonen, nicht an, solche Schüler allzusehr mit den Stoffen der nächsten Umgebung zu langweilen. Schon der einführende Teil ist kulturkundlich eingestellt. Der besondere *kulturkundliche Teil*, der weiterhin als Lesebuch dient, enthält neben allen Texten, die in dem von mir *Zschr.* 23, 376 angezeigten Oberstufenlesebuch von Dinkler-Mittelbach-Zeiger stehen, noch eine Reihe guter neuer; er dürfte also seinem Zweck vollauf gerecht werden. Hier ist nur für den einführenden Teil ein Wörterverzeichnis mit ausreichender Lautumschrift beigegeben. — Die Grammatik macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit; aber sie ist klar und übersichtlich. Sie behandelt die Wortarten nacheinander nach Form, Gebrauch und Bedeutung, darauf die Stellung der Satzteile; im Anhang Zeichensetzung, Silbentrennung, grosse Anfangsbuchstaben; der systematische Aufbau ist also der immer noch übliche. Die Beispiele sind einfach, die Fassung der Regeln klar, oft recht geschickt, mitunter psychologisch begründet (z. B. 189 b, 229); die Methode stets induktiv, die Einstellung vom Englischen ausgehend und das Deutsche nur vergleichsweise heranziehend. Leider fehlt eine Lautlehre und etwas über die Wortbildung; die Stimmführung wird nur ganz flüchtig gestreift und dazu nicht einwandfrei dargestellt (227, 228, vor 325), wenn man zur Beurteilung Klinghardt zugrunde legt. — Das Wörterverzeichnis zu I ist sorgfältig gearbeitet und bietet ausser meist vollständiger Aussprachebezeichnung auch die lateinischen und französischen Stammwörter für die aus diesen Sprachen entlehnten englischen Ausdrücke. — Inhaltlich ausgezeichnet sind die Stücke des vierten Teils; sie sind auch durchaus nicht zu Uebungszwecken zurechtgestutzt, sondern bieten einwandfreies Deutsch. Eingestreute Uebersetzungshilfen und ein deutsch-englisches Wörterverzeichnis erleichtern die Hinübersetzung, die nicht einfach ist.

A. Grund und **W. Schwabe**, Kurzgefasste Grammatik der englischen Sprache. Frankfurt, Diesterweg. 1924. VII, 109 S.

Diese Grammatik entspricht durchaus dem Geist, der das von mir *Zschr.* 24, 279 angezeigte Lehrbuch der beiden Verf. erfüllt; sie ist lebendig und anschaulich und hat darin ihr ganz eigenes Gepräge. Wie das Vorwort ausspricht, hat sie keine besonderen wissenschaftlichen Absichten, wohl aber methodisch-didaktische; sie will das Wichtige und Häufige in übersichtlicher und einprägsamer Form darstellen. Das ist ihr durchaus gelungen. Das Hauptgewicht haben die Verf. auf einfache Beispiele gelegt, aus denen die Regel unmittelbar hervorleuchtet; die Regel selbst wird knapp, oft nur stichwortartig gegeben.

Die Anordnung der einzelnen grammatischen Erscheinungen erscheint mir aber zu bunt; schon die Ueberschrift des Hauptteiles *Grammatik, Syntax und Stilistik* zeigt das. Ein Prinzip ist ausser der grossen Gruppierung *Nicht-Verbum — Verbum* nicht zu erkennen. Es ist möglich, dass die Verf. die Anordnung so haben geben wollen, wie sie nach ihrer Ansicht im Unterricht sich praktisch ergibt; darauf führt mich der Beginn mit der Reihenfolge *Artikel, Substantiv, Präpositionen*. Aber eine Notwendigkeit für diese Reihenfolge ist nicht vorhanden. Nach meiner

Meinung ist, da wir an der Schule doch mehr als blosses praktisches Sprachenlernen treiben, ein systematischer Aufbau des Ganzen vorzuziehen, und gerade G. und Sch. hätten hier Gelegenheit gehabt, von der Beobachtung am Satz ausgehend ein „natürliches System" der Syntax aufzubauen. Das ist aber nicht geschehen. So ist das beigegebene alphabetische Inhaltsverzeichnis unbedingt nötig.

Dem Hauptteil geht eine 25 Seiten umfassende Lautlehre und Lautgeschichte voran. Darin werden die Kenntnisse der Schüler im Nieder- und Hochdeutschen recht geschickt zum historischen Begreifen wichtiger Spracherscheinungen benutzt. Auch der Ueberblick über die für die Kulturgeschichte bezeichnenden Lehnwörter ist dankenswert.

Einzelheiten: Nicht klar ist die Regel § 23: Bei Haustieren oder allgemein bekannten Tieren kann man *he* oder *she* gebrauchen; ferner die letzte Regel in § 28, wo intransitive Verben und Verben, die neben dem Akkusativ stets den Dativ mit to verlangen, nicht geschieden werden; ebenso § 51, 2; § 84 a/b fehlt, dass der Infinitiv ohne to nur nach dem Aktiv der dort genannten Verben steht; § 87, 2 lässt sich durch den Hinweis auf den einschränkenden Sinn der dort genannten Konjunktionen und Adverbien begrifflich fassen; § 92, 1 muss es natürlich heissen: An Stelle des deutschen *Dativs.*

Rose Macaulay, Told by an Idiot. Tauchnitz, 4628. 319 S.

Life is a tale told by an idiot, but an idiot with gleams of genius and of fineness; das ist die Grundstimmung des Romans. In feiner, leichter Ironie blickt die Verfasserin wie die Gestalt der Rome, die im Mittelpunkt des Geschehens steht, über den Wechsel der Zeiten und Einzelschicksale hin und begleitet ihn mit geistvollen, leicht spöttischen Bemerkungen. Es ist die Geschichte einer vielgliedrigen Familie des gebildeten englischen Mittelstandes seit 1879 bis zur unmittelbaren Gegenwart; noch die Ruhrbesetzung wird erwähnt. Es ist nichts Besonderes an dieser Geschichte, und doch flösst die Verf. uns warme Teilnahme an dem Schicksal ihrer Gestalten ein, so dass wir gespannt dem Faden der Erzählung folgen und die Menschen vor uns lebendig werden. In dieser Schlichtheit des Ganzen wirkt das einzige tragische Ereignis, da es unmotiviert genug hereinbricht, — ist doch das Leben eine sinnlose Geschichte — leicht kinohaft. Aber das Buch ist mehr als eine Familiengeschichte. Im Denken und Fühlen seiner Gestalten spiegeln sich die geistigen, besonders auch die theologischen, die literarischen, die sozialen und die politischen Strömungen, Geschehnisse und Kämpfe der letzten 50 Jahre in England, und es ergibt sich ein lebendiges Kulturbild, aus dem wir viel für die Erkenntnis englischen Wesens lernen können. — Der Stil ist bestes lebendiges Umgangsenglisch, ähnlich dem Shaws. — Alles in allem, ein geistvolles, oft amüsantes, immer fesselndes Buch.

Hirschberg Schl. Walther Preusler.

Hermann Stoll, Das Zeitalter des Imperialismus bis zum Ausbruch des Weltkrieges. I. Stimmen aus England und seinen Kolonien, II. Stimmen aus Deutschland. [Diesterwegs deutschkundliche Schülerhefte. III. Reihe, 4. u. 5. Heft.] Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. 33+32 S.

Diese Heftchen bieten eine gewandte Zusammenstellung von längeren Zitaten als Hilfsmittel für einen kulturkundlich eingestellten Geschichtsunterricht. Die englischen Stimmen des ersten Heftes in einer gut lesbaren Uebertragung dienen zugleich im Sinne der Hübnerschen Leitsätze vom letzten Neuphilologentag dem „Studium des fremden

Volkstums zum Zwecke einer vertieften Erkenntnis des eigenen", wenn man auch an Anstalten mit ausreichendem englischen Unterricht von der Ursprache ausgehen wird, denn Strophen von Kipling in ungebundener Rede ins Deutsche übertragen kann man doch nur als Notbehelf gelten lassen. Eine ähnliche knappe Darbietung erschien vor einigen Jahren bei Teubner als Heft 131 der Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht: Salomon, *Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart* (s. *Zeitschr.* 15 (1916), 362). Interessant ist der Vergleich der beiden selbständigen Uebertragungen aus Charles Dilke, *Greater Britain,* während die gemeinsame Probe aus dem Vortrag von Lord Curzon auf die *Zeitschr. f. Kolonialpolitik,* April 1910, zurückgeht. — Heft 2 bringt Aussprüche, Dokumente, Schilderungen usw. von Peters, Bismarck, Bülow, Rohrbach, Bernhardi, Tirpitz, Passarge.

Hamburg. Wilhelm Lühr.

J. B. Priestley, Figures in Modern Literature. London, John Lane, 1924. 215 S.

J. B. Priestley, der bestbekannte Mitarbeiter der jetzt führenden Literaturzeitschrift *The London Mercury,* behandelt in dem vorliegenden Sammelbande neun zeitgenössische Schriftsteller: Arnold Bennett, Walter de la Mare, Maurice Hewlett, A. E. Housman, W. W. Jacobs, Robert Lynd, George Saintsbury, George Santayana, J. C. Squire. Er betrachtet sie nicht als die wichtigsten Gestalten des englischen Schrifttums der Gegenwart, aber er hält sie alle für wichtig und hofft, "that they will prove a welcome change from the usual set, the Shaw-Wells-Galsworthy-Chesterton gallery that is now so familiar." Als „Kritiker" steht er in der Tradition, er gehört zur Schule von Lamb, Hazlitt, Stevenson. Er ist überzeugt, dass "no artist should break away from tradition at all and fashion new forms until he knows the tradition and the old forms and is sure that they will not serve his turn." Er erinnert daran, dass „die bestehende Welt das Werk der älteren und nicht der jüngeren Generation ist". Wie die englischen Beurteiler seines Buches richtig erkannten, ist er weniger ein "critic" denn ein "appreciator". Aber als appreciator hat er seine grossen Vorzüge. Man merkt seinen Würdigungen an, dass sie sorgsam durchdacht sind; sein Stil ist fliessend und klar; er besitzt Geist und Humor. Aber er neigt zur Uebertreibung!

Der Autor von der grössten schöpferischen Kraft, den er behandelt, ist A. E. Housman, obwohl Housman erst nach einem Schweigen von mehr als einem Vierteljahrhundert sein zweites und letztes Gedichtbändchen *Last Poems,* eine Fortsetzung oder vielmehr Vollendung seines berühmten *Shropshire Lad* veröffentlicht hat. Er deutet den Dichter richtig als "essentially a masculine stylist, going straight to the active voice of the verb and the concrete thing, and ruthlessly divesting his style of unnecessary adjectives and wholly abstract terms". Man mag sich auch, mit einiger Einschränkung, einverstanden erklären, wenn er ihn an ursprünglicher Kraft „drei Titanen": Milton, Shelley, Wordsworth gleichstellt. Aber unbedingt übertreibt er, wenn er J. C. Squire als einen der originellsten lebenden englischen Dichter rühmt. Der innere Grund dafür ist, dass Squire am erfolgreichsten mit den traditionellen Formen experimentiert haben soll. Man könnte auch einen äusserlichen Grund mutmassen, man könnte an die schonungslos offenen Verse in den *Wheels* (1921) denken:

> Wherever poet meets a poet brother
> (Or makes an income by reviewing each other)
> The echo alters to "We never tire
> Of hearing Squire on Shanks and Shanks on Squire,"

sowie daran, dass Squire der Herausgeber (!) des *London Mercury* ist, dem übrigens fast alle vorliegenden Aufsätze mit Ausnahme desjenigen über Santayana und — Squire entnommen sind. Vor einer solchen Unterstellung jedoch schützt den Kritiker seine persönliche Ehrenhaftigkeit. Man muss aber erwähnen, dass andere Kritiker wie Paul Selver, der doch auch mitten im Londoner Literaturgetriebe steht, diesen "poet of the philosophic imagination" als einen kaum mehr als mittelmässigen epigonenhaften Lyriker abtut.

Originell ist die Darstellung von Bennetts Werk, der ich mich in meinem Buche *Jüngstes England* (E. Kuner, Leipzig) im allgemeinen angeschlossen habe. Im Gegensatze zu Fehr z. B. wertet er Bennett nicht nur nach seinen grossen Leistungen, den Töpferlandromanen, er kennt auch einen zweiten und dritten Bennett. Er spürt ihn auf hinter allen seinen Büchern. Er kennt auch den Journalisten Bennett, der fesselnd über alle Dinge des Lebens zu sprechen weiss, den Verfasser der (nach Fehr den Kritiker nichts angehenden) *Taschenphilosophien,* der die Philosophie des "common sense" predigt, sowie den romantischen Sänger der Wunder der Grossstadt, den Verfasser der *Phantasien über moderne Motive,* die Fehr samt und sonders als „Kino" verurteilt, während Priestley ihren „naiven Zauber" bewundert.

Originell ist auch seine Kritik von Walter de la Mares Schöpfungen; von der richtigen Erkenntnis aus, dass dessen Poesie schon häufiger und eingehender kritisch beleuchtet worden ist, befasst er sich hauptsächlich mit den Prosawerken: *The Return, Memoirs of a Midget, The Riddle and other Stories.* Mit feinem Einblick in die Dichterindividualität stellt er hier eine stufenweise Entwicklung fest, wie de la Mare nach und nach in seine eigene Welt vordringt, die Welt, welche die andere Hälfte der Dickensschen Welt darstellt, die dichterische, geheimnisvolle, aristokratische Hälfte, welche der starr auf die demokratischen, humoristischen, melodramatischen Elemente blickende Dickens uns niemals gab.

Auch Maurice Hewlett († 1923), den in seinem Vaterlande fast halb Vergessenen, sieht er mit neuen Augen. Fehr bewundert des Dichters glitzernde, blendende Ornamentik, tadelt nur nebenher die gelegentlichen, preziösen und süsslichen Wendungen, konstatiert nur die Hinwendung Hewletts von der romantischen Gattung zum charakterdarstellenden Roman durch *The Stooping Lady* (1907). Priestley hingegen verurteilt alles vor *The Song of the Plow* (1916) Geschriebene als "bright glittering stuff that could never cumber any stall for long", bis er mit dem Epos vom Landmann sich selbst und seinen Glauben gefunden habe. Ob es wirklich das beste Epos unserer Zeit ist, sei dahingestellt. Aber es ist wieder eine persönliche Uebertreibung, wenn Priestley zu sehr die moralische Seite des Dichters, sein Lob der Tradition betont. Ein Unrecht ist es freilich, den *Song of the Plow* in einer Bibliographie seiner Werke, wie z. B. Manly & Rickert in ihrer *Contemporary British Literature* oder in einer Gesamtdarstellung wie derjenigen Fehrs gänzlich ausser acht zu lassen.

Mit liebevoller Hand zeichnet Priestley das Bild von W. W. Jacobs, den Fehr den Vertretern des Wirklichkeitsromans seit 1880 zurechnet, als „wirklichkeits-zwiegesprächsfreudigem Humoristen" einen Platz hinter den bodenständigen englischen Naturalisten wie Israel Zangwill, Arthur Morrison, Pett Ridge zuweist. Nach Priestley steht Jacobs mit diesen Vertretern der "localised fiction" nur in loser äusserer Beziehung, ist er fäschlich als „Realist" gewertet worden, hat er als "artist", nicht als "re-

porter" seine eigene Kleinwelt geschaffen, in der nicht der Stoff, sondern die Atmosphäre die Hauptsache ist. Seinen Humor vergleicht er weder der rohen Kraft eines Dickens noch dem phantasievollen Reichtum eines Shakespeare, definiert ihn als den Humor eines geistvollen Dramatikers, der eher eine Situation als einen Charakter ausbeutet, sie zu Ende führt eher durch geschickten Wortwitz als durch poetische, extravagante, komische Einbildungskraft.

Im 6. und 7. Aufsatz spricht der Essayist über den Essayisten; der Kritiker über den Kritiker: Robert Lynd und George Saintsbury. Lynd mag einer der besten lebenden englischen Prosaisten sein; ihn auf eine Stufe mit Hazlitt zu stellen, darf man zum mindesten als verfrüht bezeichnen, ohne sein Schaffen genauer zu kennen. Weit mehr interessiert das Kapitel über den viel bekannteren George Saintsbury, den seine eigenen Landsleute oft, aber nicht ganz ohne Berechtigung, als zu „akademisch und pedantisch" gescholten haben. Priestley hingegen preist ihn als den besten Kritiker der Kritiker, den besten Historiker der Bücher über Bücher in der englischen Literatur! Ganz blind ist er freilich gegen seine Schwächen nicht; er gibt zu, dass Saintsbury dazu neigt, die Stetigkeit und Entwicklung der Literatur auf Kosten der einzelnen Schriftsteller zu sehr zu betonen und zu stark zu opponieren gegen die Begeisterung für die in Mode stehenden Autoren. Als die charakteristischen, den Sinn oft verdunkelnden Züge seines Stils begreift er die ungewöhnliche Vorliebe für Parenthese, Anspielung und Zitat. Aber im allgemeinen lässt er Saintsbury auch als einen grossen Stilisten bestehen. Andere urteilen anders, so heisst es in einer Besprechung seiner *Collected Essays and Papers* (*The English Review*, Dec. 1923): "As writer he lacks tone; he is not inspiring, and, because of that quality of defect, he just falls short of creative criticism, which was the specific genius of De Quincey. Nor is he a stylist. In places even he lapses into tags, into ugly sentences, into heaviness and clumsiness of phrase, and never does he carry one away."

Aus dem, was Priestley über George Santayana sagt, kann man sich kein rechtes Bild machen von dem kosmopolitischen Dichterphilosophen. Und es ist fraglich, ob es sich überhaupt lohnte, diesem "elusive publicist" ganze 23 Seiten zu widmen, in dessen Wesen der Spanier und der Amerikaner, der katholische Dichter und der naturalistische Philosoph, der Gelehrte und der Künstler nicht organisch gebunden sind.

Bochum. Karl Arns.

E. F. Benson, Visible and Invisible. Tauchnitz Edition 4625. Leipzig 1924. 264 S.

Marie Hay, The Evil Vineyard. Tauchnitz Edition 4626. Leipzig 1924. 261 S.

Die beiden vorliegenden Bände zeigen, wie die spiritistische Bewegung, welche nach dem Kriege in Deutschland stark anschwoll, auch nüchterner denkende Völker ergriffen hat. Die geschickte Führung der Handlung und die fein ausgearbeitete Zeichnung der Personen des Romans *The Evil Vineyard* lassen dem Leser noch die Möglichkeit, die übersinnlichen Erscheinungen und Vorgänge auf Schwächen des menschlichen Gemüts und auf Launen überreizter Nerven zurückzuführen. — Die zwölf Novellen *Visible and Invisible* stellen dagegen zu hohe Anforderungen an unsere Folgsamkeit. Mit einer an Edgar Allan Poe erinnernden Gründlichkeit zerrt Benson ans helle Licht, was der Mensch gern im tiefsten Schatten der Seele unberührt stehen lässt. Empfindlichen Naturen ist diese Lektüre daher für die vorgerückten Abendstunden nicht zu

empfehlen. Bisweilen wird indessen der Bogen überspannt, und dann entbehren Novellen wie *The Gardener* oder *Mr. Tilly's Séance* nicht des unfreiwilligen Humors.

Der Geistersturm ist wohl im Abflauen und wird sich bald ganz legen. Damit werden auch die Romane und Novellen, die er aufgewirbelt hat, schwinden. Wer seinem Toben noch gern lauscht, wird bei der Lektüre der beiden Tauchnitz-Bände auf seine Kosten kommen.

Neusalz (Oder). Walther Grack.

H. Rider Haggard. Hen-Hen or the Monster, Tauchnitz Ed. 4627.

In *Hen-Hen* erzählt Rider Haggard ein seltsames Abenteuer seines Freundes Allan Quatermain; wie dieser in Südafrika einem herrschsüchtigen und grausamen Heidenpriester das Handwerk legt, der in betrügerischer Weise ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Affe, den Hen-Hen, als Gott verehren lässt, dabei Reichtümer sammelt und Herrschaft über den von ihm betrogenen und in Furcht gehaltenen Volksstamm ausüben will. Die ganze Höhle des Hen-Hen mit den Priestern und vor allem dem Oberpriester wird vernichtet durch eine ungeheure Ueberschwemmung, die Allan Quatermain mit seinem listigen Diener durch Oeffnen von Schleusen ins Werk setzt. Unterstützt wird diese Vernichtung der Kultstätte noch durch vulkanischen Ausbruch des Berges, an dessen Abhang sie gelegen war. — Trotz aller Unwahrscheinlichkeit und Schaurigkeit ist die Erzählung für eine Geschichte ihres Schlages spannend genug, namentlich durch die eigenartigen Naturschilderungen.

Eden Phillpotts, The Red Redmaynes. Tauchnitz Ed. Vol. 4634.

The Red Redmaynes ist ein Meisterdetektivroman, dem Stoff nach höchst unerquicklich. Die drei Brüder Redmayne, gutmütige, reiche alte Junggesellen, werden von ihrer Nichte und deren Manne im Verlauf einiger Jahre nacheinander ums Leben gebracht. Und so fabelhaft geschickt gehen die beiden vor, dass alle mit dem aufregenden Fall beschäftigten Detektive und Polizeibeamten zu der Ansicht kommen müssen, Robert Redmayne habe den Mann seiner Nichte umgebracht, die Flucht ergriffen, halte sich irgendwo geheimnisvoll verborgen und tauche gespensterhaft wieder auf, um seine zwei Brüder umzubringen. Ein alter gewiegter Detektiv aus Amerika bringt endlich die Wahrheit an den Tag. Es ist schade, dass soviel glänzende Erzählungstechnik — man ist wirklich bis zur letzten Seite gespannt — an einen so unerfreulichen, düsteren Stoff verschwendet ist.

Frankenstein i. Schles. Helene Freundt.

Sheila Kaye-Smith, The End of the House of Alard. Tauchnitz, Vol. 4629. Leipzig 1924.

Das Buch ist in mehrfacher Beziehung sehr beachtenswert. Auf ganz breiter Grundlage wird uns hier an dem Schicksal einer Familie aus altem, englischem Landadel, die an der Grenze von Sussex und Kent ansässig ist, ein psychologisch, wie vor allem gesellschaftlich und wirtschaftlich ausserordentlich fesselndes Bild von der heutigen Lage der englischen Gentry entrollt. Es ist in recht düsteren Farben gehalten, wie dem Buche überhaupt die feine Ironie Galsworthys oder der leichte Humor eines Wells fehlen, dafür aber wirkt der tiefe Ernst, mit dem die Verf. an diese offenbar brennenden Fragen herangeht, um so ergreifender. Der englische Squire ist dem Untergange geweiht: „We 've

outlived our day. Instead of developing the land we're ruining it, letting it go to pieces. It's time . . . . the land went back to the people it would to belong to", d. h. den Yeomen und kleinen Farmern. Alle persönlichen Opfer, wie die Heirat des Erben in die Kreise der jüdischen Neureichen, können die Familie nicht retten, und entschlossen zieht der jüngste und letzte Alard die Folgerung aus den bestehenden Verhältnissen und teilt das überschuldete Gut auf. Neben diesen sozialpolitischen Problemen nehmen religiöse Fragen — die Verf., offenbar Keltin, ist stark religiös eingestellt — einen breiten Raum in dem Buche ein.

E. Temple Thurston, The Green Bough. Leipzig, 1924, Tauchnitz Edition, Vol. 4638.

Das Buch mutet ausserordentlich modern an, sowohl dem Inhalt als auch der Art der Darstellung nach. Der Ruf nach Freiheit für die Frau ertönt seit langer Zeit gerade in England besonders stark, wenn auch sonst nicht so scharf wie in diesem Werke. Es ist eine Kampfansage an die Männer, die durch die Gesetzgebung die Welt nach ihrem Grundsatze "possess and enjoy" eingerichtet haben. Die Frauen waren "servants, slaves even to the ideals of men". Zwei Fragen stehen im Vordergrunde: Wie steht es um das Recht der Frau auf das Kind, und welche Ziele verfolgt im Gegensatze zum Manne die Frau bei der Erziehung? Rückkehr zur Natur im Sinne Rousseaus wird gepredigt. Nur wenn er sich wieder als ein Stück Natur fühlt, kann der Mensch zu sich selbst kommen und Werte schaffen, denn "inheriting isn't creating, possession isn't power", und der nur ist ein wahrer Mensch, der sich zu dem Ideal der Frau bekennt: giving is life. — Ueber die in dem Buche verfochtenen Ansichten kann man verschiedener Meinung sein. Jedenfalls aber enthält es bittere Wahrheiten für eine ganze Anzahl von Männern und Frauen. Die Darstellung ist stark empfindungsbetont und psychologisch fesselnd, wenn auch die Psychologie vielfach recht weitgehend physiologisch abhängig gemacht wird und die Tendenz oft sehr einseitig hervortritt.

Berta Ruck, Lucky in Love. Leipzig 1924. Tauchnitz Edition, Vol. 4639.

Das Buch ist nur als leichte Unterhaltungslektüre Leuten zu empfehlen, denen es Spass macht, einen Einblick in das englische High-Life mit seinem Gesellschaftstrubel zu erhalten.

Breslau. Lucie Hillebrand.

Elinor Glyn, Six Days. Tauchnitz-Edition 4631. Leipzig 1924. 280 S.

Dies neue Buch von Elinor Glyn ist ein spannender Roman mit guter Charakterschilderung wenigstens der beiden Hauptpersonen: eines amerikanischen Offiziers, der auf einer geheimen politischen Mission begriffen ist, und einer sehr reichen, verwöhnten Erbin, die eine Vergnügungsreise nach Europa unternimmt. Der dritte Hauptbeteiligte, ein Engländer aus den Kreisen des hohen Adels, liebt sie seit Jahren, aber ohne Erfolg; denn „he can't make her feel". Das bringt erst der amerikanische Major Lamont fertig, und da der gute, edelmütige Jack sie nur glücklich sehen will, droht von seiner Seite den beiden keine Kreuzung ihrer Wünsche. Dafür müssen sie die absonderlichsten Abenteuer miteinander erleben, in einem alten Unterstand in Flandern durch die Entladung einer Bombe verschüttet und erst am fünften Tage gerettet werden; inzwischen hat sie ein alter französischer Priester eingesegnet,

dessen Einsiedelei dieser Unterstand war, und der gleich darauf stirbt. Dann geht des Majors erklärender Brief zufällig verloren. Doch kommt er selbst mit Hilfe von Flugzeug, Auto und einem ledigen Pferd aus der Koppel noch rechtzeitig in die Kirche, um ihre Trauung mit Jack zu verhindern, zu der sie sich schweren Herzens entschlossen hat. — Man hat also einen leichten Unterhaltungsroman vor sich mit reichlichen Sentimentalitäten und bequemen Zufällen. Dem Durchschnittsengländer mag das genügen. Wenn wir aber nach Deutschland fremdes Geistesgut einführen, wäre etwas Gehaltvolleres besser.

W. B. Maxwell, The Day's Journey. Tauchnitz Edition 4632, Leipzig, 1924. 328 S.

Die Tagesreise ist das Leben. Wer aber soll der Reisegefährte sein? Das ist die Frage des Buches. Die Antwort heisst: Der Freund, nicht die Ehefrau. So lesen wir in sehr feiner Zergliederung aller Gedanken und Gefühle die Geschichte einer Freundschaft, wobei die Ehen der beiden Freunde nur kurze Episoden bilden. Die Frau des einen stirbt bald, nachdem sie ihren Mann mit ihrer selbstsüchtigen Liebe mehr gequält als erfreut hat, und die Braut des andern löst die Verlobung eigenwillig wieder auf, worüber er in einen unmännlichen, aber wortreichen Kummer verfällt. Bald darauf ist er aber doch wieder verheiratet. Nur erweist sich diesmal nach einigen Jahren die Frau als treulos. Aus diesen Beispielen wird der Schluss gezogen, dass es glückliche Ehen nicht gibt, es sei denn, dass der Mann sich der Frau gänzlich unterwirft und seine Männlichkeit aufgibt. Wenn dies englische Auffassung ist, deutsche ist es sicherlich nicht. Denn in deutschen glücklichen Ehen ist die Frau der beste und treueste Freund ihres Mannes.

Breslau. Irmgard v. Ingersleben.

Jörgen Forchhammer, Die Grundlage der Phonetik. (= Idg. Bibl., hrsg. v. Hirt u. Streitberg, III, 6.) Heidelberg, Winter 1924. VIII u. 212 S.

Der Verfasser, der als Lehrer der Stimm- und Sprachphysiologie und Phonetik an der Universität München tätig ist, hat durch mehrere Vorarbeiten (zuletzt noch durch den Aufsatz *Weltalphabet und Weltlautschrift* in der *Germ.-rom. Monatsschr.* 1924, H. 5/6) bereits auf sein Buch vorbereitet. Er nennt es im Untertitel einen „Versuch, die phonetische Wissenschaft auf fester sprachphysiologischer Grundlage aufzubauen". Damit hat er bereits selbst seine Einstellung gekennzeichnet. Auf zweierlei kommt es ihm an: einmal darauf, gegenüber allen früheren derartigen Versuchen ein einwandfreies Prinzip für eine systematische Einteilung der Sprachlaute und zwar aller in den Sprachen der Welt möglichen Laute zu finden, und zweitens, auf Grund des gewonnenen Lautsystems ein diesem parallel gehendes Lautschriftsystem zu schaffen, das methodisch einwandfrei aufgebaut die grösstmögliche Feinheit bei möglichster Anschaulichkeit und Einfachheit aufweisen soll. Er schlägt zu diesem Zwecke folgenden Weg ein: nach einer kurzen Einleitung, in der das Arbeitsgebiet der Phonetik umrissen wird, und nach anschliessender Festlegung der Begriffe Sprachlaut, Uebergangslaut, Lautschattierung sucht er die Gesichtspunkte für die Einteilung und Beschreibung der Sprachlaute zu gewinnen, um danach seine Systematik zu geben, an die sich eine Kritik der bisherigen Systematik anschliesst. Das Ergebnis ist die

Einordnung des gesamten Lautbestandes nach ausschliesslich physiologischen Gesichtspunkten in 44 sogenannte „Buchstabenlautgruppen". Indem nun jeder dieser 44 Gruppen ein eigenes graphisches Zeichen aus dem erweiterten lateinischen Alphabet zugeordnet wird, gelangt der Verf. zu der Aufstellung eines Weltalphabets. Allerdings ist damit erst eine Art Grobschrift geschaffen, in der alle qualitativen und quantitativen, tonischen, dynamischen, temporalen usw. Schattierungen noch nicht zur Darstellung gelangen. Alle diese bisher unberücksichtigt gebliebenen phonetischen Erscheinungen müssen dem System der Lautgruppenzeichen durch eine grosse Anzahl mannigfaltigster diakritischer Zeichen eingefügt werden, die in der Uebersicht drei Druckseiten füllen. Das letzte Viertel des Buches bildet den Uebergang von der allgemeinen zur speziellen Phonetik, und es werden einige Lautstandsskizzen verschiedener europäischer und aussereuropäischer Sprachen gleichsam als Illustration hinzugefügt, so des Deutschen, Englischen, Dänischen, Arabischen, Grönländischen und Siamesischen. In einem Schlusswort werden die Hauptlehrsätze des Buches noch einmal übersichtlich zusammengefasst.

Der Verf. irrt wohl keineswegs, wenn er selbst von vornherein annimmt, dass die von ihm aufgestellten Lehrsätze „grossen Widerspruch hervorrufen werden", und tatsächlich ist der Kritik auch mannigfache Gelegenheit geboten, den Finger auf wunde Stellen zu legen. Es muss aber hier gleich hinzugefügt werden, dass das immer nur geschehen sollte mit einem Gefühl der Hochachtung vor dem Mut des Verf., schwierigen, z. T. schon seit Jahrzehnten umstrittenen Problemen erneut frisch und keck zu Leibe zu gehen und selbst so überragenden Fachgrössen wie Sievers, Jespersen und andern sich mit guten Gründen nicht immer zu beugen. Denn es gehört immerhin schon ein gut Teil Schneid neben gründlichen Kenntnissen und Scharfsinn dazu, um das bisher von den Phonetikern immer als unlösbar abgelehnte Problem eines Weltlautsystems und einer Weltlautschrift nochmals in Angriff zu nehmen und einer endgültigen Lösung wenigstens nahe zu bringen. Und dies Verdienst darf man Forchhammer unbedingt zuerkennen.

Im einzelnen lässt sich natürlich über so vieles streiten, dass man damit allein schon einen Band füllen könnte. Es sei darum gestattet, hier zunächst nur auf einige wichtigere Einzelheiten einzugehen. Vor allem ist m. E. die Definition des Begriffes Phonetik viel zu eng und einseitig gefasst. Die Phonetik lässt sich nun einmal weder nur in das Gebiet der Sprachwissenschaft (wie Forchhammer will) noch ausschliesslich in das der Naturwissenschaften einordnen, sondern ist eine heute durchaus e i g e n e Wissenschaft, die die Grenzen der Sprach- wie der Naturwissenschaft, eben zwischen beiden stehend, überschneidet. Darum sollte man sich allmählich gewöhnen, den Begriff Phonetik als den u m f a s s e n d e n, nicht als den untergeordneten anzusehen. Anatomie, Physiologie und Akustik — vor allem auch die bei F. nicht erwähnte Psychologie des Sprechens! — sind als Teildisziplinen unter dem Gesamtbegriff Phonetik zusammenzufassen, nicht aber ihr nebenzuordnen. Bei der F.schen Definition kann die Behandlung der Sprach- oder besser Sprecherscheinungen immer nur eine analytische sein, während die Synthesis, wie sie sich in dem sogen. satzphonetischen Moment mit all den verschiedenen Erscheinungsformen verkörpert, dabei entschieden zu kurz kommt.

Weiter ist grundsätzlich zu sagen, dass F. in der T e r m i n o l o g i e — bis heute das Stiefkind auch unserer Wissenschaft — nicht immer eine

glückliche Hand hat. Wenn er die Sprachelemente in die beiden „streng von einander zu unterscheidenden Kategorien" Sprachlaute und Uebergangslaute zerfallen lässt, so ist das insofern unglücklich, als die Uebergangslaute natürlich auch Sprachlaute sind, nur eben anderer Art. Daher ist der Sieversche Ausdruck Stellungslaute statt Sprachlaute unbedingt vorzuziehen. Noch wesentlich mehr Anstoss nehme ich an der Bezeichnung „Buchstabenlautgruppen", mit der F. die Gruppen von „Einzellauten" meint, die wir als qualitative Färbungen des von ihnen umschlossenen Stammlautes (etwa engeres und weiteres *i*, *e*, *u* usw.) empfinden und daher immer mit dem gleichen Buchstaben schreiben. Letzteres ist der Grund für die Bezeichnung Buchstabenlautgruppen. Dieser Ausdruck ist, abgesehen von dem hässlichen Klangbild, aus methodischen Gründen unhaltbar, da er Graphisches mit Akustischem verquickt, was in diesem Zusammenhang unter keinen Umständen statthaft ist. Ich schlage statt dessen „Stammlautgruppen" vor. Diesen Stammlauten würden sich dann auch die „Zweiglaute" (statt des missverständlichen „Einzellaute") sinnvoll anfügen. — Bei der Einteilung der Vokale nach dem Oeffnungsgrad (S. 48) sollte man nicht von engen, halboffenen und offenen Vokalen sprechen, sondern von engen, halbweiten und weiten. Der Verf. stellt sich, wie übrigens öfter, hier in Widerspruch zu seinen eigenen Vorschlägen (S. 130). Desgl. sollten Doppelbenennungen für dieselbe Erscheinung zugunsten einer möglichst einfachen Terminologie vermieden werden, also nicht „Zisch- oder Anblaselaute" sondern nur — entsprechend der physiologischen Einstellung des Verf. — Anblaselaute und ihre Unterteilung nicht in „scharfe oder spitze" und „volle oder breite", sondern aus demselben Grunde nur in spitze und breite (auch in der Tabelle S. 60). — Bei der dynamischen Akzentabstufung (S. 118 u. 154) würde man besser von überstark, stark, mittelstark und schwach betonten Lauten sprechen, was der Natur der dynamischen Akzentuierung gemässer wäre. — Unbedingt irre führen muss die Bezeichnung „Hinterzungenzitterlaut", wofür eher Zäpfchenzitterlaut zu sagen wäre. Man sollte auch nicht von einem Oeffnen des Gaumensegels sprechen, sondern von einem Senken oder doch von einem Oeffnen des Gaumensegelverschlusses (S. 19). Derartige gelegentliche Ungeschicklichkeiten in der Terminologie sind um so verwunderlicher, als der Verf. an anderer Stelle (z. B. S. 131, wo er unsinnige Bezeichnungen wie „Cerebrales" geisselt) durchaus auf eine gesunde Terminologie abzielt. Man sollte in dem Punkte eine noch viel strengere Säuberung vornehmen (vgl. meinen Aufsatz über *Phonetik u. Schule* in dieser *Zeitschr.* 23, 213 u. 24, 49 ff.).

Was die physiologische Seite der Arbeit angeht, so definiert Verf. die Sprachlaute als Komplexe gewisser von unseren Sprechwerkzeugen gleichzeitig eingenommenen Organstellungen und will das Vokaldreieck durch den von seinem Bruder konstruierten „Vokalklotz" verdrängen. Ob dieser hinsichtlich der Anschaulichkeit eine so wesentliche Verbesserung darstellt, ist mir gerade vom physiologischen Standpunkt aus zweifelhaft. Auch die Lehre von den Verschlusslauten, von denen der Verf. das dritte Artikulationsmoment der Sprengung grundsätzlich und ein für allemal abtrennt und der Sondergruppe der Uebergangslaute zuweist, steht auf schwankem Boden, besonders da er dann den Stellungslauten doch wieder die Möglichkeit einer Aenderung der Organeinstellung während der Artikulation des Lautes zugesteht. Ebenso glaube ich nicht, dass er alle Phonetiker für seine Anschauung von den Halbvokalen als „reduzierten stimmhaften Engelauten" ohne weiteres gewinnen wird. Methodisch

höchst anfechtbar ist auch die Einteilung der Konsonanten in Verschlusslaute, Engelaute und Kehlkopflaute, da hier zwei Prinzipien, nämlich das der Bildungsart und des Bildungsortes, vermischt werden; denn auch unter den Kehlkopflauten gibt es Verschluss- und Engelaute. Die Ausführungen des Verf. auf diesem Gebiete sind m. E. nicht überzeugend.

Seine Weltlautschrift baut Verf. z. T. auf dem auch von ihm als im Prinzip richtig anerkannten System von Passy (Ass. phonét. intern.) auf, das er allerdings wesentlich erweitert. Es soll überhaupt nach seiner Absicht ein möglichst dehnbares Schriftsystem sein, mit dessen Hilfe man in nicht vorgesehenen Fällen auch nach Gutdünken ein geeignetes Zeichen wählen kann. Unbedingt abzulehnen ist die Dauerbezeichnung durch Verdoppelung des Buchstaben! Warum hier zwei Arten der Bezeichnung (neben der durchaus guten durch den Strich)? Das kompliziert nur das ganze System und erschwert vor allem dem Anfänger das Einarbeiten. Allerdings ist F.s Buch auch nicht für Anfänger geschrieben. Es ist ein durchaus kritisch eingestelltes Buch, und darin liegt das Erfreuliche der Leistung, dass es durch die Kritik der bisherigen Systeme äusserst anregend wirkt. Ueberhaupt ist es als Ganzes nur wärmstens zu begrüssen. Zeugt es doch von einem ernsten, tüchtigen Phonetiker, der nicht nur wichtige Fragen erneut oder zum ersten Mal in Fluss bringt, sondern vor allen Dingen auch und mit Recht schonungslos auf die mangelhafte phonetische Ausbildung der Sprachwissenschaftler hinweist und die Ursache dafür in der viel zu geringen Pflege dieser ungemein bedeutungsvollen Wissenschaft an unseren Universitäten findet. (Vgl. *Zeitsch.* 23, 220/221.) Besonders interessant ist die Ansicht des Sprechlehrers (nicht Sprachlehrers!) F., „dass die praktische Beschäftigung mit der Sprechtechnik, die Beobachtung der unzähligen Fehler, die beim Sprechen und Singen vorkommen, unser Verständnis für das eigentliche Wesen der Sprachlaute mehr fördert als die eingehendste philologische Untersuchung eines bestimmten, vorhandenen Lautbestandes". Freilich zeigen die Lautstandsskizzen aus der speziellen Phonetik am Ende des Buches deutlich, dass eine gute philologische Schulung doch auch für den Phonetiker höchst wünschenswert ist, wenn anders er nicht den festen Boden unter den Füssen verlieren will, sobald er das rein deskriptive Gebiet verlässt und etwa das historische berührt. Doch wird der Anglist auch z. B. die Seiten 168/169 und 171/172 nur mit grosser Vorsicht lesen. Dass F.s Weltlautschrift das immerhin wesentlich einfachere System der Ass. phon. intern. sehr bald aus der Praxis der Universität und Schule verdrängen wird, glaube ich nicht. — Alles in allem ein gutes Buch, aus dem man viel lernen kann. An offenbaren Druckfehlern sind mir nur aufgefallen: S. 35 Z. 3 v. u., wo wohl Wandungen statt Wendungen zu lesen ist, und S. 155 Z. 16 v. o., wo es k_7 statt h_7 heissen muss. Ein Register wäre trotz der Zusammenfassung am Schluss erwünscht.

Paul Passy, Petite phonétique comparée des principales langues européennes. 3e éd. Leipzig, Teubner. 1922. Kart. 2,40 Mk.

Man nimmt dieses Jahre hindurch vergriffen gewesene, längst als trefflich anerkannte Büchlein immer wieder gern zur Hand, besonders auch wegen der Fülle feiner und lehrreicher Beobachtungen auf allgemeinphonetischem Gebiet. Die vorliegende dritte Auflage unterscheidet sich von der vorhergehenden nur durch kleine Verbesserungen und Erweiterungen, vornehmlich durch einen Anhang, der einige auf neueren

Arbeiten fussende Beobachtungen von praktischem Wert über Diphthonge, Doppelkonsonanten und -affrikaten, Intonation bringt. Das Büchlein ist erneut warm zu empfehlen, wenn auch der junge Anglist wie der Lehrer des Englischen sich immer bewusst bleiben muss, dass der hier für das Englische zugrunde gelegte nordenglische Standard, wie ihn Lloyd vertrat (an sich natürlich ebenso berechtigt wie der südenglische), für die Aneignung des Englischen heute nicht mehr empfehlenswert und aus der Schule überhaupt fernzuhalten ist. Trotzdem wird auch der Anglist, den man im übrigen auf die Arbeiten von Daniel Jones verweisen muss, aus diesem Werkchen immer den grössten Nutzen ziehen.

Göttingen. Walter Gerlach.

Max Victor Depta, Pedro Calderon de la Barca. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1925. IV+262 S. 6,80 Mk.

Es ist höchste Zeit, dass wir uns in Deutschland etwas mehr und zielbewusster um das spanische Geistesleben kümmern. In diesem Punkte sind uns die Engländer und Amerikaner weit voraus; ja wir müssen vielfach zu Uebersetzungen ihrer Werke greifen, um spanische Welt- und Lebensanschauung und spanische Kultur unseren Volksgenossen näher bringen zu können. So hat denn seit ein paar Jahren eine wahre Hochflut von Veröffentlichungen aller Art über Spanien eingesetzt, die aber mitunter deutlich die Spuren rascher, oberflächlicher Arbeit aufweisen. So berührt es um so wohltuender, wenn man das vorliegende Werk von Depta zur Hand nimmt. Man merkt, dass es die Frucht jahrelangen Studiums ist, dass mit seltener Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit gearbeitet wurde. Was beim Lesen so angenehm wirkt, ist, dass sich der Verf. überall mit Erfolg bemüht, streng objektiv das Lebenswerk Calderons zu beurteilen, unbeirrt durch der Parteien Hass und Gunst, das Gute lobt und das Schlechte tadelt. Ein weiteres Verdienst des Buches ist, dass es den geradezu unglaublich grossen Einfluss aufdeckt, den Calderons Dramen seit seinen Lebzeiten bis in unsere Tage hinein auf alle Literaturen Europas ausgeübt haben, auf die deutsche, dänische, schwedische, englische, holländische, französische, italienische, tschechische, polnische und russische. Man staunt, wenn man liest, wie seine Dramen immer und immer wieder nachgeahmt, überarbeitet, geplündert, travestiert und komponiert wurden.

Nach einem kurzen Vorwort betrachtet Depta die Entwicklung des spanischen Dramas vor Calderon und zu seiner Zeit und schafft damit den Hintergrund, auf dem Calderons Drama entstand und sich entwickelte. Wir erfahren das Notwendigste von den ersten dramatischen Versuchen im Anschluss an die religiösen Weihnachtsspiele und Fastnachtsfeiern eines Juan del Encina, „des Vaters des spanischen Dramas", von den ersten geistlichen Spielen, von den Vorläufern Lope de Vegas und von diesem selbst, der sich gegen Ende des 16. Jhdts. zum unumstrittenen Herrn des spanischen Theaters machte. Mit Calderon beginnt nun allmählich eine neue Periode; „sie ist nicht mehr so sehr die Zeit einer übermächtigen dichterischen Inspiration als vielmehr die der künstlerischen Vollendung". Daran schliesst D. eine kurze Biographie des Dichters, in der alles Wissenswerte hervorgehoben und gezeigt wird, wann und bei welcher Gelegenheit die hauptsächlichsten seiner Werke entstanden sind. Ein allgemeiner Ueberblick über die Werke hinsichtlich ihrer Wandlung, Charakterzeichnung, ihres Stils und ihrer Sprache beschliesst diesen Abschnitt. Es folgt nunmehr die Besprechung der einzelnen Werke: 1. der Tragödien, durch die er sich allein schon neben seinem Vorgänger Lope de Vega den Ruf

des bedeutendsten dramatischen Dichters Spaniens erworben hätte. Es sind dies: *El pintor de su deshonra, El médico de su honra, El alcalde de Zalamea, A secreto agravio, secreta venganza, El mayor mónstruo los celos;* 2. die geschichtlichen Dramen, die allenfalls den Mangel zeigen, dass Calderon „keinerlei Verständnis für historisches Kolorit besass. Er lässt seine Griechen, Römer und Briten wie Spanier sprechen und handeln"; 3. die mythologischen Stücke, die zwar recht zahlreich, aber weniger wertvoll sind; 4. die novellesken und romanhaften Komödien, die mehr Zauber- und Ausstattungsstücke sind, und „in denen Calderon ohne Rücksicht auf das dramatische Element seiner Phantasie den weitesten Spielraum lässt"; 5. die Comedias de capa y espada, die Mantel- und Degenstücke, die ihrem Wesen nach Intriguenkomödien sind, und für die er einen eigenen Typ ausbildete; 6. die Comedias de cuerpo, die sich nicht wesentlich von den vorher genannten Stücken unterscheiden, „ihre Handlung dreht sich gleichfalls um Liebesangelegenheiten und Eifersuchtshändel"; 7. Komödien anderer Art, zu denen der Verf. das in Deutschland allgemein bekannte und oft übersetzte symbolische Schauspiel *La vida es sueño,* weiter *En esta vida todo es verdad y todo mentira* und *Luis Perez el Gallego* rechnet; 8. die religiösen Dramen mit ihren beiden Abarten, die sich ausprägen einerseits in *La devoción de la Cruz* und anderseits im *El Mágico prodigioso,* den man mit Goethes *Faust* in Parallele gestellt hat. „Nirgendwo sonst hat der Dichter die Grundidee eines Dramas tiefer erfasst und folgerichtiger und glänzender ausgeführt als in diesem Stück," das zweifellos einen Höhepunkt seines dichterischen Schaffens darstellt. „Und in der Tat ist der die Wahrheit suchende und sie im Glauben an Gott findende Cypriano ein Geistesverwandter des nach Erkenntnis strebenden Faust, freilich so verschieden von diesem, wie es ein leidenschaftlicher, dem Rufe der Sinne folgender Spanier — denn dazu hat Calderon den heiligen Cyprianus gemacht — von einem grübelnden nordischen Denker nur sein kann"; 9. die Autos und 10. die Zwischenspiele. Auf diese Kapitel, die uns in klaren Analysen die bedeutendsten Dramen — denn nur diese sind berücksichtigt worden — nahe bringen, folgt als Beschluss der ganzen Untersuchung Calderons Bedeutung, in welchem der Verf. auch auf die Dramatiker eingeht, die sich zwar nicht an bestimmte Komödien Calderons angelehnt haben, aber doch „seiner Manier und Diktion gefolgt sind oder bestimmte durch ihn beliebt gewordene Komödienarten gepflegt haben."

Zum Schluss bringt D. im Anhang einige ausführlichere Bemerkungen über die Bearbeitung einzelner Werke, ein Verzeichnis der dramatischen Werke Calderons, das einen Ueberblick über die von ihm besprochenen und den anderen weniger wichtigen gibt, und endlich ein durchaus zuverlässiges und dem Stande der gegenwärtigen Forschung angepasstes Literaturverzeichnis, das überaus wertvoll ist.

D.s Werk gehört mit zu dem Besten, was wir in Deutschland über spanische Literatur überhaupt besitzen.

M. J. Quintana: Francisco Pizzaro; hrsg. v. L. Meyn. (= Sammlung spanischer Schulausgaben; hrsg. v. G. Haack. Bd. 5.) Bielefeld, Velhagen u. Klasing 1924. VII+151+27 S. u. Wörterbuch 69 S.

Dieser neue Band 5 der Sammlung spanischer Schulausgaben erscheint in demselben geschmackvollen Aeusseren wie die vier anderen bereits von mir besprochenen Bände. Er bringt in 14 Abschnitten eine

Biographie Pizarros, des spanischen Nationalhelden. Diese ist um so mehr als Schullektüre geeignet, als sie die ganze Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, deren die spanische Sprache fähig ist, wiedergibt. Sie bietet keine gelehrte Untersuchung, sondern bringt uns den Helden menschlich näher, der in Gutem und Bösem die Macht Spaniens über die Welt zu tragen sich bemüht. Darum wird diese Biographie, wie selten eine andere, stark auf die deutsche Jugend einwirken. Der Druck könnte noch sorgfältiger sein; Druckfehler finden sich z. B. S. 31, 39; 47, 12; 51, 17; 87, 10; 129, 19; 177, 4. Um dem Schüler den Gebrauch des Bandes zu erleichtern, sind im Wörterbuch den Wörtern ihre grammatischen Konstruktionen und die von ihnen regierten Präpositionen in kurzer Form beigegeben, ein Verfahren, das zu billigen ist, weil wir noch immer nicht eine Sprachlehre besitzen, die allen Ansprüchen genügt.

Hirschberg i. Schles. Karl Schröder.

Edición Mörlins, Colección de autores castellanos. Berlin, W. J. Mörlins. Geh. 1,50 Mk.; Doppelbd. 2,50 Mk. — Bd. 1/2: José M. de Pereda, Escenas montañesas, Bd. 3: Rubén Dario, Azul ... (cuentos y sonetos), Bd. 6: R. Cansinos-Assens, El llanto irisado (cuentos).

Als man vor anderthalb Jahren in Hamburg energische Schritte unternahm, durch Ausbildung von Lehrkräften dem Unterricht im Spanischen an den höheren Schulen grössere Ausdehnungsmöglichkeiten zu verschaffen, glaubten wir allgemein, dass wir Neuland bearbeiteten. Aber der letzte Neuphilologentag in Berlin hat in seiner spanischen Sektion gezeigt, dass in unerwartet weitem Ausmass diese Sprache als (wenn auch meist erst freiwilliges) Lehrfach verstreut im ganzen Reich schon vorhanden ist.

Wollen wir aber das Spanische durch Zusammenfassung und Stärkung dieser Ansätze von dem Niveau des Nützlichkeitsgesichtspunktes emporheben und es auf möglichst geradlinigem Weg den andern Sprachen als gleichwertiges Fach an die Seite stellen, so müssen auch dieselben Anforderungen für den Unterricht im Spanischen gestellt werden, und wir müssen uns die wertvollen Anregungen und Forderungen, die in Berlin vorgebracht worden sind, auch für dies neue Fach zu nutze machen.

Von den mancherlei Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, ist wohl die grösste der Mangel an guten Hilfsmitteln, die den anderen Fächern so überreich zu Gebote stehen. Damit sind aber im Spanischen nicht mehr als die ersten tastenden Versuche gemacht, und jede Neuerscheinung, die hier weiterhelfen kann und will, ist mit Freuden zu begrüssen.

Eine solche ist die Sammlung spanischer Schriftsteller, die der Berliner Verleger W. J. Mörlins unter der Leitung von Professor M. L. Wagner herauszugeben beginnt, und die vorerst „einen Ueberblick über die moderne Prosa mit einem vorsichtigen Einschlag von Poesie“ geben soll. Die Sammlung ist offenbar als Seitenstück zu der englischen *Tauchnitz Edition* gedacht, nicht nur in Format und Ausstattung (gutes Papier, klarer Druck, gleicher Preis), sondern auch darin, dass der Verleger das Verlagsrecht geschützter Autoren für die nicht spanisch sprechenden Länder erworben hat. Daher ist er auch in der Lage, Werke jüngster Autoren und sogar in Spanien noch nicht in Buchform erschienene Erzählungen (wie in Bd. 6) zu bringen.

Von der Sammlung liegen die oben genannten Bände vor. Um die Besprechung möglichst kurz zu halten, will ich nur einige Worte über den 6. Band sagen. Die beiden andern kann ich um so leichter übergehen, als die Namen der Autoren schon für sich selbst sprechen: denn wem ist nicht die knorrige Dichtergestalt aus den Bergen des Nordens bekannt, die so naturgetreu ihre Landsleute verewigt hat, der beredte Fürsprecher des guten Alten, der sich Neuerungen immer mit misstrauischen Augen anschaut, der Schöpfer und Meister des realistischen Romans und einer der besten Heimatdichter Spaniens; wer hat nicht den Namen des Mittelamerikaners gehört, der der Lyrik neue Weisen gab und neue Wege zeigte, des Führers der „Modernen", dessen knappe aber kunstdurchdrungene Erzählungen und klingende Gedichte Juan Valera mit scharfsinniger Kritik aber tiefgefühlter Bewunderung in einem Brief begrüsst hat, der der vorliegenden Ausgabe vorangestellt ist?

Im 6. Band kommt einer der jüngeren Schriftsteller, der sich auch durch seine talentvollen Kritiken einen Namen gemacht hat, mit kleinen Erzählungen zu Wort. Das Bändchen wird, wenn sich der spanische Unterricht erst einmal gefestigt hat, vorteilhaft in der Schule verwenden lassen; denn es mischt Symbolisches und Märchenhaftes mit Realistischem. Der ganze weite Bereich der Liebe und des Leides, das sie bringt, ist in diesen Geschichtchen umschlossen: kaum einmal die Leidenschaft zwischen Mann und Frau, sondern bald das Erbarmen des Schöpfers, bald die Liebe des Kindes zu seinen sorgenden Eltern; hier das zurückgestossene Anhänglichkeitsbedürfnis des Kindes, dort die missverstandene liebevolle Strenge des Erziehers; die entsagende Zärtlichkeit der alten Frau oder die selbstische Liebe, die andern Leid bereitet; bald stellen sie Jugend und Alter gegenüber oder verfolgen mit feinem Nachempfinden die Steigerung seelischer Empfindungen, die sich in einem plötzlichen Entschluss auslösen.

Da der bald erscheinende Doppelband 4—5 Abhandlungen eines bekannten Kritikers über Cervantes bringen wird, so geben die ersten Bände schon ein Bild von dem Umfang des Gebietes, das in der Sammlung vertreten sein soll, und es ist sehr zu wünschen, dass sich die Absicht des Verlegers, weitere Bände mit möglichster Beschleunigung folgen zu lassen, verwirklichen kann; denn dann haben wir Lehrer des Spanischen ein bequemes Mittel, uns in der Literatur weiter fortzubilden und auf dem Laufenden zu erhalten.

Die häufigen Druckfehler (meist Akzentversehen) der zuerst erschienenen Bände (1—2 und 6) scheinen durch die Ungeübtheit des Druckers entstanden zu sein; der nächste Band (3) ist fehlerfrei gedruckt.

Hamburg. Ludwig Meyn.

Bieler, Adolf: Deutsch-Spanisches Wörterbuch der Warenkunde. Bangerts Auslandsbücherei Nr. 5. Deutsch. Auslandsverlag W. Bangert, Hamburg, 1924. 4,— Mk.

Für den kaufmännischen Korrespondenten ein äusserst nützlicher und zuverlässiger Ratgeber in fast allen warenkundlichen Ausdrücken, die für die Handelsbeziehungen mit Spanien und Südamerika in Betracht kommen.

Göttingen. Alfred Günther.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Strasse 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt

Literaturberichte

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

ZEITSCHRIFT
FÜR FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN UNTERRICHT
MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER ÜBRIGEN NEUEREN FREMDSPRACHEN

BEGRÜNDET VON M. KALUZA, E. KOSCHWITZ, G. THURAU
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN JANTZEN, BRESLAU

1926 25. BAND 2. HEFT

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN

Vom Geist der neuen französischen Lehrpläne.[1])

Ein Bericht über den Inhalt des Lehrplans, soweit er ein Wiederabdruck des Plans vom 31. 5. 1902 mit den wenigen Ergänzungen bis 1922 ist, erübrigt sich, da man das alles in der Literatur [Haas, Glaser[2])] genau nachlesen kann. Was die Leser dieser *Zeitschrift* interessieren dürfte, sind die dem Bande beigeheftete *Denkschrift* Bérard vom 3. 5. 1923 über die Reform des Lehrplans von 1902 und der *Rapport* vom 9. 8. 1925, eine organische Ergänzung. Wer Näheres über Stundenverteilung zu erfahren wünscht, der sei verwiesen auf die Artikel Rapps im *Dtsch. Philologenbl.* v. 3./5. 1923 u. 9./8. 1924.

Es liegt nahe, die Deutsche Denkschrift zum Vergleich heranzuziehen, um zu sehen, auf wie verschiedenen Wegen die beiden Völker ihr Bildungswesen den drängenden Forderungen einer neuen Zeit und einer neuen Jugend anzupassen versuchen. Es sind — zweifellos vom Standpunkte der Praxis berechtigte — Einwände gegen den starken Idealismus der deutschen Reform und die Ueberspannung der in ihr enthaltenen Forderungen erhoben werden. Hat man aber erst einmal das schwierige Amtsfranzösisch des Herrn Bérard durchgearbeitet, dann weiss man, auf welcher Seite das Leben zu suchen ist. Es ist ausserordentlich fesselnd zu verfolgen, in welch geschickter Weise hier versucht wird, Neues auf Altes aufzupfropfen, wie aber schliesslich unter dem Zwange ererbter geistiger Kräfte sich gar nichts wirklich Neues herauskristallisiert, sondern das Alte, Ueberkommene immer wieder bestimmend hindurchleuchtet.

Was von jeher den französischen Bildungsgang vom deutschen unterschied, war die zum Grundsatz erhobene schon

---

1) Plan d'Etudes et Programmes de l'Enseignement secondaire des garçons — Paris, Libr. Vuibert, 1923.

2) J. Haas, Frankreich Staat u. Land, Heidelberg 2 1923. — K. Glaser, Frankreich u. seine Einrichtungen. Bielefeld u. Leipzig, Velh. 1923.

in VI einsetzende Gabelung, die in den Oberklassen sogar zu einer vierfachen Teilung führte. Dass der Gedanke der Gabelung, wenn auch öfters durchgeführt, im grossen und ganzen auf deutschen Schulen wenig Anklang fand, scheint die Neigung des Franzosen für Analyse und seelische Zergliederung nur zu bestätigen. B. hat die Gefahr, die in diesem System liegt, durchaus empfunden: Er spricht von einem „inconvénient grave de fragmenter les études", vom Zwang, dem die Schüler unterworfen seien „à choisier prématurément leur voie, puis à spécialiser avec excès leurs études". So soll die Gabelung einem gemeinsamen Unterbau weichen, der bis III einschliesslich reicht. Hier soll die Grundlage der wahren „culture" gelegt werden; kein „encombrement de multiples connaissances", sondern „initier l'intelligence à des méthodes fécondes". Wir sehen: uns recht vertraute Gedanken, von denen der in diesem Zusammenhang auftauchende der „Zusammenschau der Dinge" (cohésion — vue d'ensemble — progression logique) wohl der wichtigste ist und für französische Verhältnisse der neuartigste (B. betont dies auch!). Aber was nun als unumgänglich notwendige Grundlage hingestellt wird, darin zeigt sich wieder unverfälscht französischer Geist: eine Vermählung klassischer Form mit der Methode der Naturwissenschaft. Die lateinische Tradition feiert Triumphe. Höchst bekannte Töne klingen auf: le latin — la langue mère, la solidité, développement de l'esprit d'analyse (!), la précision, la clarté du raisonnement. Der nationale Gedanke wird in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben: Ce n'était donc pas se détourner de l'intérêt national . . que d'accroître la part de la tradition classique. Was dann vom Griechischen gesagt wird (in IV und III pflichtmässig als Abrundung des „enseignement classique"), dass es „richesse morale, éternelle jeunesse, vivante beauté" vermittle, klingt danach recht schwach und etwas gezwungen.

Was sich so als Unterbau ergibt, nennt B. „une solide formation classique". Da nach dem Lektüreplan in III schon Cicero (Catilina — Pro Archia), Virgil, Sallust, Auszüge aus Livius gelesen werden sollen, könnte das Wort „solide" berechtigt scheinen.

Einem anderen Nachteil der bisherigen Bildung hofft B. nun in der Oberstufe aus dem Wege zu gehen, der tief im französischen Wesen verwurzelt ist: dem starken „Utilitarisme,

einerseits und einem übermässigen Gegensatz zwischen literarischer und wissenschaftlich-mathematischer Bildung, deren Grund bis dahin schon durch die Gabelung in VI gelegt wurde. Aus diesem Grunde verlegt er die „sciences“ von der philosophie zurück in II, deren beide Teile dasselbe Programm aufweisen. Andererseits hat jeder Kandidat in dem II. Baccalauréat in einer kurzen Arbeit und mündlichen Zwiesprache seine Tätigkeit im Gebrauch einer von ihm gewählten lebenden Sprache zu erweisen. So erhebt sich als letzte Krönung des Werkes: une culture littéraire et scientifique harmonieuse. Und dies bedeutet nicht allein Abschluss der höheren Schulbildung, sondern der Gesamtschulbildung überhaupt. Unter dem Gedanken der „Einheitsschule“ zusammengefasst (l'enseignement secondaire sera lié à l'enseignement d'une façon organique afin de réduire au minimum la différence de méthode!) scheint das französische Schulsystem ähnlich dem deutschen höchste demokratische Gesinnung zu verkörpern. Es ist aber eigentümlich, dass dieses demokratische Ziel ganz besonders hervorgehoben wird. Freie Bahn dem Tüchtigen, nicht dem wirtschaftlich Starken — auch dies gilt hier als Grundsatz der Auslese, deren Ziel es ist „de former l'élite de la jeunesse française“. Förderkurse (cours dits spéciaux) für Schüler des „enseignement primaire supérieur“ zum Uebergang nach IV, Freiplätze für die wirtschaftlich Schwachen bilden wertvolle Brücken zur Verbindung gesellschaftlicher Schichten auf Grund nur geistiger Fähigkeiten: le mérite prévaudra sur le privilège.

Ueberblickt man die Reformvorschläge Bérards, so klingen trotz aller Anpassung an neuzeitliche pädagogische Forderungen drei so typisch französische Leitmotive hindurch, dass man B. recht geben muss, wenn er gegen Schluss sagt: le nouveau régime ne sacrifie rien de nos traditions. Es sind das der lateinische Gedanke, das demokratische Prinzip und die nationalistische Färbung (wenn auch in gemässigter Form). Damit verglichen, d. h. unter dem Gesichtspunkt der Tradition, erscheint die deutsche Schulreform weit revolutionärer. Der Eindruck verstärkt sich, vergleicht man die Theorie der Réforme mit den Einzelaufstellungen des Lehrplans (vergl. Rapp a. a. O.). Es bleibt dem Leser überlassen, hier die progression logique herauszufinden und festzustellen, dass hierbei die verehrte „tradition“ wirklich nicht verletzt worden ist. Alles macht einen zusammenge-

gestoppelten Eindruck; in der Lektüreauswahl fällt vor allem auf, wie wenig Rücksichten auf die Altersstufe der Schüler genommen ist. Ich kann mir nicht vorstellen, dass von Schülern der IV (7. Schuljahr) Racines *Athalie* oder Ciceros *de senectute* mit Nutzen gelesen werden können. Im Griechischen versteigt man sich sogar zu Lukians *Dialogue des Morts.* Ganz zu schweigen von dem nach unsern deutschen Begriffen zu abstrakten Moralunterricht, der mit systematischem Durchpauken von menschlichen Vorzügen nie und nimmer einen wahren Gesinnungsunterricht ersetzen kann. Der Geschichtsplan macht vorerst einen zusammenhängenderen Eindruck; man findet eine bemerkenswerte Betonung des Kulturkundlichen. Sieht man indes näher zu, findet man auch hier dieselben Grundfehler der Ueberspannung. Wie bei 3 Wochenstunden in V ein 2 Seiten langes Programm (Moyen-âge et le commencement des temps modernes) ohne Oberflächlichkeit behandelt werden soll, ist rätselhaft: Les Arabes, le monde musulman — l'empire franç. ses mœurs; L'Angleterre, la grande charte, la papauté u. v. a. Man hat bei der Kritik unserer Denkschrift oft auf den grünen Tisch geschimpft; man soll aber auch nicht verkennen, dass in ihr viel Liebe zur Jugend steckt, viel herzliche Wärme, die man in der Réforme ganz vermisst. Und vor allem, dass sie den Versuch darstellt, etwas tatsächlich Neues zu geben, ein Programm, dem man ansieht, dass es von jemand aufgestellt ist, der sich in die geisteswissenschaftliche Methode vertieft hat, kurz, ein Werk, durchpulst vom Leben unserer Zeit. Auch bei uns hat schon manches der zu idealen Forderungen aufgegeben werden müssen, aber der Grundgedanke blieb und wird, denke ich, bleiben. Wie kläglich wirkt es nun, wenn durch den „Rapport vom 9. 8. 1924" das wieder zurückgenommen wird, worauf Bérard am meisten Wert legte: le cadre de l'enseignement purement classique. Eben hat er erklärt, dass, die Kinder in VI noch gar kein selbständiges Urteil hätten, um sich für irgend eine Seite der Gabelung festzulegen, hier stellt er auf einmal fest, dass man den Lehrplan anpassen müsse an die „variété des tempéraments naissants et de la totalité des jeunes intelligences". In der „Réforme" betont er die Notwendigkeit, eine „élite" zu züchten — hier erblickt er gerade darin eine Gefahr (assimilation simpliste — limites étroites d'une élite exceptionnelle). Die Eltern marschieren auf; ihre „liberté" (!) ist bedroht, weil

sie nicht mehr wählen können. Der (von B. auch erkannte) Hauptgrund für das Scheitern einer sofortigen Reform ist zweifellos zu suchen in der auf wirtschaftlichen Verschiebungen beruhenden bedeutenden Differenzierung einer ebenso wie bei uns zahlenmässig stark gesteigerten Schülerschaft, die noch vermehrt wurde durch die Schulen für ausländische Flüchtlinge (nationalités amies), die zu einer „installation définitive" wurden;

Das Endergebnis: Die von ihm vorgeschlagene „expérience loyale et décisive müssen im Laufe der Zeit durchgeführt werden. indess soll durch Einrichtung einer VI und VB (Ersatz der 6 Lateinstunden durch 4 Französisch, 1 Naturwissenschaft und 1 lebende Sprache) von Oktober 1924 an den „droits d'une géneration" Genüge getan werden, deren Eltern noch nicht richtig eingestellt sind, und um dadurch ein „recrutement de l'enseignement moderne" zu ermöglichen.

Fasst man die Eindrücke zusammen, so scheint es, als ob der Siegerstaat im Verhältnis zum besiegten weit weniger schöpferische Kraft zur Erneuerung seines geistigen Lebens aufgebracht hätte — als wenn das Erbübel unseres Volkes, die Zersplitterung, wenigstens hier einmal verborgene Kräfte entfaltet habe von seltener Frische, während die eiserne Fessel des „traditionalisme" fruchtbare Bildungsarbeit und liebevolle Vertiefung in die Jugend nicht emporkommen lässt.

Görlitz (Schlesien). Julius Przyrembel.

Der Feminismus während der französischen Revolution.

(Schluss von S. 13 ff.)

V.

Olympe de Gouges.

Die moderne Frauenbewegung hat sich gewöhnt, als ihre Ahnherrin eine Engländerin, Mary Godwin-Wollstonecraft zu betrachten und als klassisches Dokument der Anfänge der gegenwärtigen Bewegung ihr kleines Buch *Vindication of the rights of Women.* Wir haben soeben gesehen, dass man mit weit mehr Recht Condorcet als Ahnherrn der gewaltigen Bewegung ansprechen müsste, dessen Werke jedenfalls auf die Geister der gebildeten Männer und Frauen seiner und der späteren Zeit von nachhaltigerer Wirkung waren als das rasch vom Strome der Tagesliteratur verschlungene und im Sturm der Zeit verschollene Werkchen der Engländerin, dem ausserdem auch jede tiefere Begründung und wissenschaftliche Beweisführung abgeht.

Will man aber neben Condorcet eine Frau als Vorkämpferin nennen, so gebührt der Mme. Olympe de Gouges dieser Ruhm. Zum mindesten hat sie eben so grosse Rechte auf den Ehrenplatz auf der ersten Seite der Annalen der Frauenbewegung wie Mary Wollstonecraft. Das Buch der letzteren erschien 1792 und wurde sofort ins Französische übersetzt. Aber einige Monate früher gab Olympe de Gouges eine *Déclaration des Droits de la Femme* heraus. Eine Beeinflussung des englischen Buches durch das der Olympe erscheint auf Grund eines Vergleiches des Inhaltes beider Werke ausgeschlossen. Mary Wollstonecraft fordert in sehr offener Sprache eine bessere Erziehung der Frauen. Olympe de Gouges fordert sie zwar auch, aber vor allem verlangt sie politische Rechte, das Bürgerrecht. Jedenfalls ist es aber beachtenswert, dass der Schwung der Revolution, deren Wellen über Rhein und Kanal fluteten, dem Feminismus zwei literarische, voneinander unabhängige Dokumente seiner Forderungen aus Frauenhand gezeugt hat. Denn dass auch die Schrift der Wollstonecraft ein Produkt der französischen Revolution ist, liegt auf der Hand.

Lacour, der in seinem Werke *Trois femmes de la Révolution* (Paris 1900) die Geschichte der politischen und feministischen Entwicklung der Olympe de Gouges gibt, ist überzeugt, ohne dass er schlagende Gründe dafür gibt, dass diese auch die Aeusserungen Condorcets zu der Frage nicht kannte. Immerhin ist aber eine solche Kenntnis möglich, zumal, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Olympe de Gouges Beziehungen zu allen hervorragenden Grössen der Revolution suchte, dass sie eine der regsten Besucherinnen der politischen Versammlungen war, und dass sie sicherlich Condorcet kannte und mithin auch die ersten seiner Werke. Der *Déclaration des Droits de la Femme* nun, der Schrift, die Olympe de Gouges zum „incomparable précurseur du mouvement féministe actuel" macht, wie Lacour (S. 84) mit einiger Uebertreibung sagt — nach unserer Ansicht gebührt dieser Platz Condorcet — geht ein Brief an die Königin voraus, in dem diese aufgefordert wird, sich den „Frauenrechtlerinnen" der Revolution anzuschliessen, und nach Olympes Worten, dem Aufstieg der Rechte der Frau Nachdruck zu verleihen, um seinen Erfolg zu beschleunigen. Die *Déclaration* selbst enthält ein „Avant-propos", ein „Préambule", die 17 Artikel der eigentlichen „Déclaration" und ein „Postambule". Das letztere ist besonders merkwürdig, denn sie predigt darin die freie Liebe, die sie in die Ehen durch den „Contrat social de l'Homme et de la Femme" einführen will. Dieser „Vertrag" lässt den Ehegatten die Möglichkeit der Gütertrennung und die Verfügung darüber zugunsten ihrer gemeinsamen Kinder und derjenigen, die sie aus einer „besonderen Neigung" haben könnten, d. h. der ausserehelichen. Die Gatten haben das Recht und die Pflicht, diese ausserehelichen Kinder als die ihren anzuerkennen. Diese Sprösslinge einer „inclination particulière" haben andererseits

dieselben Rechte wie die bisher allein legitimen. Lacour, der sehr eingehende Untersuchungen über die Familie der Mme. de Gouges und über ihren Anspruch, die Tochter des Dichters und Marquis Le Franc de Pompignan zu sein, geboren aus einem Ehebruch ihrer Mutter, einer kleinen Bürgersfrau aus Montauban, findet in dieser Forderung einen neuen Beweis des durchaus persönlichen Charakters des Feminismus der Olympe.

In der *Déclaration* fordert sie kurzweg, dass die Nationalversammlung in der letzten Sitzung der laufenden, oder in der ersten der folgenden Legislaturperiode diese Rechte feierlich ausspreche und anerkenne. Sie nimmt das Wort im Namen der Mütter, Töchter, Schwestern, der Vertreterinnen der Nation, die ebenfalls fordern, als Nationalversammlung, genau so wie die Männer konstituiert zu werden. In der Unkenntnis, in der Vergessenheit, in der Verachtung der Frauenrechte findet sie die einzigen Ursachen des öffentlichen Unglücks und der Verdorbenheit der Regierungen. Diese Frauen haben beschlossen, in einer feierlichen Erklärung die natürlichen, unumstösslichen und geheiligten Rechte der Frau auseinanderzusetzen. Nachdem diese Erklärung von der Nationalversammlung votiert sein wird, soll sie als hauptsächliche und unerschütterliche Grundlage jeglicher politischen Einrichtung dienen, und wird die Forderungen der „citoyennes“ immer so gestalten, dass sie zur Aufrechterhaltung der Verfassung, der guten Sitten und zum Glücke aller dienen.

Folglich, heisst es in der *Déclaration,* erkennt und erklärt das Geschlecht „supérieur en beauté comme en courage, dans les souffrances maternelles“ in Gegenwart des höchsten Wesens die Rechte der Frau und der Bürgerin, von denen nachstehend die wichtigsten mitgeteilt sein mögen.

„1. Artikel: Die Frau wird frei geboren und bleibt in den Rechten dem Manne gleich. Soziale Unterschiede können nur auf den gemeinsamen Nutzen gegründet sein. . . .

3. Artikel: Jegliches Souveränitätsprinzip ruht wesentlich in der Nation, die nichts als die Vereinigung von Frau und Mann ist (réunion de la Femme et de l'Homme) . . . .

6. Artikel: Das Gesetz muss der Ausdruck des allgemeinen Willens sein; alle Bürgerinnen und Bürger (man beachte, dass Olympe das weibliche Geschlecht immer v o r dem männlichen nennt!) müssen persönlich oder durch ihre Stellvertreter zu seiner Bildung mitwirken; es muss das gleiche für alle sein: alle Bürgerinnen und alle Bürger müssen, da sie vor seinen Augen gleich sind, gleicherweise zu allen Würden, Stellungen und öffentlichen Aemtern zugelassen werden je nach ihren Fähigkeiten und ohne andere Unterschiede, als die durch ihre Tüchtigkeit und ihre Talente gegebenen.“

Die Artikel 7—10 fordern dann die Gleichheit der Frauen vor dem Gesetz. Der zehnte enthält den berühmt gewordenen Satz: „L a femme a le droit de monter sur l'échafaud; elle doit

avoir également celui de monter à la tribune.“ Freilich, die Revolutionsmänner haben späterhin trotzdem der Olympe das Recht, die Tribüne zu besteigen, verweigert, aber sie gerne das Schafott besteigen lassen, auf dem sie am 3. November 1793 wegen ihrer heftigen Angriffe auf Robespierre als Royalistin ihr Leben lassen musste.

Im 11. Artikel berührt sie schon die Forderungen des „Postambule“: Die Freiheit der Gedanken und Meinungen ist eines der kostbarsten Rechte der Frau, weil diese Freiheit den Bürgerinnen erlaubt, frei heraus zu sagen: „Je suis mère!“, ohne dass sie, im Falle einer freien Ehe, gezwungen sind, die Wahrheit zu verheimlichen. Auch fordert sie die Feststellung der Vaterschaft, damit die unverheirateten Mütter und die Witwen nicht mehr nötig haben, unter einem barbarischen Vorurteil zu erröten. — Die übrigen Artikel fordern gleich hohe Abgaben für die Kontribution, für den Unterhalt des Staatsheeres und der Verwaltung; das Recht, die Notwendigkeit derartiger Abgaben festzustellen; ferner das Recht der Ueberwachung jedes öffentlichen Beamten u. dgl. mehr.

Besonders liegt dieser Ahnfrau der modernen Frauenbewegung das Problem der aus einem Ehebruch oder unehelich geborenen Kinder am Herzen. In der Broschüre *Sera-t-il roi? ne le sera-t-il pas?*“ kündet sie an, dass sie über diese Frage ein Werk zu veröffentlichen beabsichtige, betitelt: *L'Ami des Femmes.* Dies Werk Olympes, die wir als die erste Vertreterin der modernen Mutterschutzbewegung bezeichnen können, erschien niemals. So konnte Dumas fils als erster einen *Ami des femmes* in seiner gleichnamigen Komödie schildern!

Der Feminismus der Olympe de Gouges ist aber doch nicht ausschliesslich durch die *Déclaration* dokumentiert. Sie war als Schriftstellerin ausserordentlich fruchtbar, und so kann man eine Menge Broschüren und Pamphlete herzählen, die aus ihrer Feder hervorgegangen sind. In einer dieser Schriften, *Le Bonheur primitif de l'homme ou les rêveries patriotiques* findet sich der etwas grosssprecherische Satz: „Dies allzu schwache und allzu lange unterdrückte Geschlecht ist bereit, das Joch einer schimpflichen Sklaverei abzuschütteln. Ich stelle mich an seine Spitze!“ Lacour zitiert noch eine *Lettre au Peuple,* ein Drama in fünf Akten *L'Homme généreux* als Belege für den Feminismus der Olympe, ferner den *Philosophe corrigé* (1788), in dem sie dem Philosophen die Worte in den Mund legt: „Ich denke, dass zwei Wesen, unabhängig, was Rang und Vermögen anbetrifft, und die das Eheband vereint hat, gleicherweise Herren ihres Geschickes und ihrer Handlungen sein müssen.“ Eine alte Erzieherin sagt ebenda: „Möge man uns Hosen anziehen und uns aufs Gymnasium schicken, dann wird man sehen, ob man nicht Tausende von Helden aus uns machen wird.“ Endlich sind noch zu erwähnen ihr *Mirabeau aux Champs Elysées,* ein Einakter, der am 15. April 1791 aufgeführt wurde und in dem wir einer Unterhaltung

Mirabeaus mit Mme. de Sévigné, Mme. Deshoulières und Ninon de Lenclos beiwohnen; und als letztes Werk noch die orientalische Erzählung *Le prince philosophe* (1792). In dieser Erzählung will sie darlegen, indem sie vor allem die allgemeinen Ideen der *Déclaration* wiederholt, dass die Frau dem Manne gleich sein würde, wenn sie es in bürgerlicher und politischer Beziehung, sowie in ihrer Erziehung wäre. „Die Natur hat zwei Geschlechter geschaffen, die in gemeinsamem Wirken dazu beitragen, sie zu verschönern. Ihr Eifer war gleich und ihre Arbeiten waren dieselben. Es gibt keine Unterschiede der Arbeit zwischen den Bienen, den Seidenraupen, den Schwalben. Das Weibchen des Rindes, des Pferdes wird ohne Unterschied bei den öffentlichen und häuslichen Arbeiten verwendet, und im allgemeinen leben alle Tiere, ausser dem Menschen, in völliger Gleichheit mit ihren Genossinnen." (Teil II, S. 1 ff.) Die Inferiorität des Weibes ist durch alle Arten Widerwärtigkeiten herbeigeführt. Aber, „was sie an Kraft verloren hat, hat sie an Geschicklichkeit gewonnen. Man hat ihr die Kenntnis der Kriegskunst verweigert, aber man hat sie die Kunst, Kriege zu entfachen, gelehrt; man hat ihr die Kenntnis der Rechtswissenschaft und der Geschäfte verweigert, trotzdem sie für die eine wie für die anderen befähigt ist." Ferner fordert Olympe die Erblichkeit der Aemter, damit eine Witwe nach dem Verlust ihres Gatten imstande ist, ihre Kinder zu ernähren! Die Gattin hat oft zu seinen Lebzeiten ihren abwesenden oder sonst behinderten Gatten vertreten, so dass sie fähiger ist, sein Amt zu übernehmen als irgend ein Dummkopf, der kein anderes Verdienst hat, als dass er die nötige Protektion besitzt.

Die Frauen besitzen öffentlich keine Macht, sie herrschen despotisch im Geheimen . . . „Ich will es," ist die grösste Wissenschaft der Frauen; aber wenn sie in den Geschäften erfahren, zu rechter Zeit unterrichtet worden wären, würden sie die Gefahr ihrer Stellung erkannt haben. Die Männer würden folgerichtiger, die Frauen weniger leichtsinnig gewesen sein. Kurz, aus Liebe zum Staat und zum allgemeinen Wohl müsste man diesem Geschlecht mehr Bildung zugestehen, ihm erlauben, seine Befähigung zu allen Stellen zeigen und diese ausüben zu dürfen." Es gibt viele Frauen, die trotz ihrer Unwissenheit die Staatsangelegenheiten besser führen würden als dumme Männer. Stellen dürften nur nach dem Werte und der Eignung, nicht nach dem Geschlecht vergeben werden. „Man sollte den jungen Mädchen dieselbe Erziehung wie den Jünglingen geben. Die Frauen, denen man nur die Sorge für den Haushalt vorbehalten hat, würden ihn besser führen, wenn sie in allen Geschäften mehr Erfahrung hätten. Gebildeter, würden sie nicht all jene Kleinigkeiten des Geistes kennen, die eine fruchtbare Einbildungskraft erzeugt. Unaufhörlich mit allem beschäftigt, das sie verschönern kann, vernachlässigen sie sogar die wichtigsten Sachen: die Ordnung des Haushaltes, die wachsame Sorge, die eine gute Mutter für ihre

Kinder haben muss. Kurz, die Frauen würden interessanter, nützlicher für die Gesellschaft sein, obwohl sie ihr schönster Schmuck und festester Halt sind, wenn sie achtenswerter und geachteter wären. Die Eigenliebe, die fast immer die Menschen geleitet hat, würde noch mehr den Geist hervorragender Frauen beherrschen; der Ruhm würde unerschrockene Kriegerinnen, unantastbare Beamten, weise und unbestechliche Minister aus ihnen machen. Möge man also das Vorurteil, das zu Unrecht gegen die Frauen besteht, vernichten, um dem Wetteifer Platz zu machen; das Staatswohl wird die Vorteile vor Ablauf eines halben Jahrhunderts empfinden.“ — Diese Meinungen und Wünsche, die einerseits lebhaft an Condorcet, dann aber auch besonders an einen Utopisten aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts, den Abbé Desfontaines, erinnern, der in seinem *Nouveau Gulliver* einen Frauen-Idealstaat schildert, sind nach bekannten Vorbildern diejenigen, die die Heldin ihres Buches, die Königin Idamée von Siam, ihrem erhabenen Gatten, dem König, durch den Mund seines ersten Mandarinen unterbreiten lässt. Der weise König von Siam weiss, dass seine Gemahlin recht hat, und darum lehnt er die revolutionären Pläne seiner Gattin ab, weil sie zu gefährlich für die Männer sind, denn: „Er fühlte wohl, dass, wenn man den Frauen die Mittel gäbe, ihren Reizen noch den Mut, die tiefen und dem Staat so nützlichen Einsichten hinzuzufügen, dass sie dann sich eines Tages der Oberherrschaft bemächtigen und die Männer schwach und schüchtern machen würden, so dass es besser sei, die Dinge so zu lassen, wie sie sind.“

Man sieht, dieser weise König gehörte zu den zahlreichen „Philosophen“, die sogar bis in unsere Tage hinein fürchten, dass der Einfluss und die Macht der Frauen vorherrschend werden könnten, wenn sie eine dem Manne gleichwertige Erziehung und Bildung erhalten. Auch in der Literatur des 18. Jahrhunderts vor dem „Philosophen“ der Olympe de Gouges finden sich mehrfach derartige Aeusserungen der Furcht vor den für die Männer nachteiligen Folgen, die der Unterricht und die Bildung der Frauen nach sich ziehen könnten. So fürchten auch der Abbé Desfontaines und der Abbé Coyer u. a., dass dann die Männer zu Weibern werden könnten, wie es auch Desfontaines in seinem oben erwähnten *Nouveau Gulliver* so amüsant schildert, und dass dann die armen Männer, da sie keine Macht mehr in Händen hätten, und auch nicht den Mut und die körperlichen Reize der Frauen besässen, zu armen Idioten werden würden, die von den Frauen kaum angesehen werden würden![1])

Wenn auch der Feminismus der Olympe de Gouges, wie er sich aus den mitgeteilten Auszügen darstellt, manche Anklänge an

[1]) Vgl. *Le Nouveau Gulliver* par l'abbé G. Desfontaines, Amsterdam 1730. — *Bagatelles Morales* par Gabriel Fr. Coyer, Paris 1754 u. a.

die erwähnten Vorbilder trägt, so hat sie ihm doch ihre ganz persönliche Note aufzuprägen gewusst. Sie war eine seltsame, ja fast tolle Frau, in der wirklicher Mut und grosse Eitelkeit sich wunderlich kreuzten. Sie ist von einer geradezu überwältigenden Fülle der Ideen, und ihre Werke, die freilich vom literarischen Standpunkt aus. meistens herzlich wertlos sind, zählen nach Dutzenden und Aberdutzenden. Sie ist aber durch die schäumende Leidenschaftlichkeit ihrer politischen, royalistischen und demokratischen, vor allem aber feministischen Forderungen, denen sie eine wirklich hinreissende Ueberzeugungskraft zu verleihen wusste, eine — wir wollen nicht behaupten, edle — aber jedenfalls naturwahre Verkörperung der Revolutionsfrau, die so mutig für ihre Ideale das Schafott zu besteigen wusste. Dieses ihr tragisches Ende versöhnt auch mit vielem in dem phantastischen Lebenslauf dieser Frau, die alle Höhen und alle Tiefen des Lebens einer „Mondaine" ihrer Zeit ausgemessen hat.[1])

VI.

Théroigne de Méricourt. 1792.

Ein dichter Legendenkranz umwuchert die Frauen der Revolutionszeit. Keine andere ist aber in so hohem Grade das Opfer oder die Heldin feindseliger oder verherrlichender Legendenbildung geworden wie Théroigne de Méricourt oder genauer Terwagne aus Marcourt, genannt „La belle Liégeoise". Historiker und Dichter, die Lairtullier und Michelet, die Lamartine und Goncourt neben manchen anderen, haben eine üppige Legendenblüte um diese Frau aufschiessen lassen, die erst der Rauhreif der exakten wissenschaftlichen Forschung des Kulturhistorikers Lacour (vgl. oben) vernichtet hat. In der erdichteten *Correspondance de la jolie Liégeoise* lässt Lamoth-Langon sie im Juli 1789 gegen die Bastille marschieren. Als „Furie" lässt man sie an den Ereignissen des 5. und 6. Oktobers an dem Zuge nach Versailles teilnehmen; kurz, immer erscheint die legendarische Théroigne im Vordergrund, wenn Frauen im Verlaufe der Revolution hervortreten. Die Goncourts nennen diese ebenso anziehende und fesselnde wie unglückliche Frau eine „furie", die aber nach dem Ausdrucke Lacours eine keusche „Aspasie-grisette" gewesen ist.

Anne-Josephe Terwagne wurde im August 1762 als Tochter des Pierre Terwagne und seiner Frau Elisabeth Lahaye in Marcourt in Belgien geboren. Deshalb nennt Mme. Roland sie auch in ihren

---

[1]) Vgl. über ihr Leben: *Hambg. Nachr.*, 20. 5. 1924, Carry Brachvogel, *Eine historische Frauenrechtlerin.* — *Frankf. Zeitg.*, 10. 3. 1912, Adelheid v. Sybel, *O. de Gouges, Die Emanzipierte der französischen Revolution.*

Briefen „l'étrangère".[1]) Ihre Mutter verlor die kleine Anne-Josephe ganz früh, als sie eben fünf Jahre alt war. Eine Tante in Lüttich nahm die Verwaiste bei sich auf und liess sie später in einem Kloster erziehen, wo sie, wie herkömmlich, ausser Beten nur ein wenig nähen lernte. Die Tante behandelte das junge Mädchen schlecht; ihr Los wurde auch nicht besser, als sie in das Haus ihres Vaters, der ihr inzwischen eine Stiefmutter gegeben hatte, zurückkehrte. Im Alter von 14 Jahren, 1775 oder 76 entflieht sie der häuslichen Hölle mit ihren beiden jüngeren Brüdern und begibt sich zu Verwandten ihres Vaters in Xhoris. Aber das Schicksal der Mutterlosen wird nicht besser, so dass sie zu ihrer Tante nach Lüttich zurückkehrt. Diese verdingt sie als Kuhmagd auf ein Dorf im Limburgischen. Dann wird sie Näh- und Kindermädchen in Lüttich. In Antwerpen lernt sie eine Dame kennen, die sie als Gesellschafterin mit sich nach London nimmt, als sie ungefähr 20 Jahre alt ist. Diese lässt ihr Musik- und Gesangunterricht erteilen, um sie zu befähigen, in Konzerten aufzutreten. Dazu kommt es aber nicht. Denn ein junger Engländer, dem sie lange Widerstand geleistet hat, entführt sie endlich und macht sie zu seiner Geliebten. Nach anderer Lesart hat sie ihr erstes Liebesabenteuer schon in Lüttich im Hause eines Advokaten erlebt, und der Engländer bildet ihr zweites. Diese Verbindung dauert immerhin von 1783 bis 1787. Da der junge Mann sein Eheversprechen nach seiner Mündigkeit nicht hält, sondern ihr eine Abfindungssumme von 200 000 frcs. aussetzt, verlässt sie ihn, obschon sie ihn noch immer liebt. Wiederum nach anderer Lesart — es stehen sich ihre *Autobiographie* und ihre *Confessions* gegenüber, — wurde sie schon früher von ihrem Liebhaber verlassen und schon im Jahre 1785 die Maitresse des alten Marquis de Persan. Diese Verbindung dauerte bis 1788. Man sieht also: Das so häufige Schicksal hübscher, armer junger Mädchen des 18. Jahrhunderts, die, aus kleinbürgerlichen, soliden Verhältnissen stammend, den Stürmen des Lebens wehrlos ausgesetzt sind. Immerhin ist ihr Leben offenbar kein so ungeregeltes, wildbewegtes, wie das anderer Frauen der Revolutionszeit, z. B. das der Olympe de Gouges, das nahe ans Dirnentum streift, oder das des Theaterkindes Rose Lacombe.

Ihre erste politische Erziehung hat sie im Palais Royal, dem Zusammenkunftsort zahlreicher politischer Persönlichkeiten. Dort hatte der Abbé Fauchet den „Cercle social" gegründet, der sich entschieden auf die Seite des Feminismus stellte. Dort lernte Théroigne[2]) auch die Rechte der Frau geltend machen und die „Frauen-

---

[1]) *Lettres de Mme. Roland* II Nr. 341, S. 83 Note 2.

[2]) Es sei erwähnt, dass der Name „Théroigne", wie er sich auch in einer nach dieser berühmten Revolutionsheldin benannten Strasse des Stadtviertels Menilmontant in Paris findet, aus dem flämischen Familiennamen „Tewagne" entstanden ist. Méricourt ist aus Marcourt, einem

frage“ in den Mittelpunkt der Erörterungen des Klubs der „Amis de la Loi“ stellen, den sie gegründet hatte, und der in ihrer Wohnung im Hotel de Grenoble, rue du Bouloi, im Louvreviertel tagte,[1]) Sie fühle lebhaft, so berichtet sie in ihren *Confessions,* die sie während ihrer Gefangenschaft in Kufstein[2]) abfasste, die Macht des männlichen Stolzes und der männlichen Vorurteile, und sie beklage sich bitter über die Demütigungen, die sie alle Tage erdulden müsse, weil sie eine Frau sei.

Aber nicht wegen dieser melancholischen Klagen, die man aus ihren Lebenserfahrungen verstehen kann, gehört sie in die Reihe der Vorkämpferinnen der Frauenbewegung: Théroigne ist die Heldin des militärischen Feminismus von 1792. Sie ist eine der ersten Frauen, wenn nicht die erste, welche die Bildung einer Frauenarmee, einer Phalanx von Amazonen, einer weiblichen Miliz predigt.[3]) Als erste versucht sie, ein Amazonenbataillon aus Pariserinnen zu bilden. Sie hielt zu dem Zwecke eine grosse Rede am 25. März 1792 in der „Société fraternelle des Minimes“ und rief die Frauen des Faubourg Saint-Antoine, des eigentlichen Revolutionsviertels, auf, sich um die von ihr entfaltete Fahne zu scharen. Diese Rede ist unstreitig das wichtigste Zeugnis des militärischen Feminismus der Revolution. Leider ist sie nur verstümmelt in dem Buche der Goncourts *Portraits intimes du XVIIIe siècle* (2 Bde. Paris 1857/58) wiedergegeben, ohne dass die Verfasser den Fundort ihres Dokumentes angeben. So zitiert auch Lacour nach ihnen, und es mögen die wichtigsten Sätze hier folgen:

---

kleinen Orte bei Lüttich, entstellt. Als Vorname dieser Frau ist durch die Forschungen Lacours „Anne-Josephe“ erwiesen worden. Auf den Blättern der Revolutionsgeschichte kennt man nur ihren klangvollen „nom de guerre“: Théroigne de Méricourt.

[1]) Diesen Klub hatte sie mit Romme gemeinsam gegründet und war seine „archiviste“. Er wurde im Januar 1790 eröffnet. Bosc und andere bekannte Revolutionsmänner gehörten ihm an. Doch löste er sich bald wieder auf und ist also nicht identisch mit der „Société des Amis de la Loi“, die 1791 bei den Théatinern gegründet wurde; vgl. dazu *Lettres de Mme. Roland* a. a. O.

[2]) Sie war gelegentlich eines Aufenthaltes in Lüttich von den österreichischen Behörden als jakobinische Emissärin auf Anklage royalistischer Emigranten hin im Jan. 1791 verhaftet und vor das Kriegsgericht in Kufstein gestellt werden. Da sie ihre Unschuld mit Hilfe ihres Bruders beweisen konnte, wurde sie im Okt. desselben Jahres nach einer Audienz beim Kaiser Leopold I. ehrenvoll entlassen. Im Dez. ist sie in Brüssel und kehrt dann nach Paris zurück, wo sich ihr Schicksal tragisch vollenden sollte.

[3]) Vgl. Villiers, Baron Marc de, *Histoire des clubs de femmes et les légions d'amazones 1793—1848—1871.* Paris.

„,... Greifen wir zu den Waffen, wir haben durch die Natur und durch das Gesetz das Recht dazu! Zeigen wir den Männern, dass wir ihnen weder an Tugenden noch an Mut nachstehen; zeigen wir Europa, dass die Französinnen ihre Rechte kennen, dass sie auf der leuchtenden Höhe des 18. Jahrhunderts stehen, indem sie die Vorurteile verachten, die eben nur dadurch absurd und oft unmoralisch sind, dass sie unsere Tugenden zu Verbrechen stempeln . . . .

Man stellt die Kläffer, die käuflichen Zeitungsschreiber in den Vordergrund, um uns zurückzuhalten, indem man als Waffen die Lächerlichkeit, die Verleumdung und alle sonstigen Mittel benutzt, die in der Regel gemeine Menschen anwenden, um die patriotische Begeisterung in den schwachen Seelen zu ersticken. Aber, Französinnen, gegenwärtig fordern die Fortschritte der Erleuchtung euch auf, nachzudenken, und das, was wir sind, mit dem zu vergleichen, was wir sein sollten . . . . Wir werden uns bewaffnen, weil es vernünftig ist, dass wir uns rüsten, unsere Rechte, unseren Herd zu verteidigen, und weil wir ungerecht gegen uns selbst und pflichtvergessen gegen das Vaterland sein würden, wenn der Kleinmut, den wir in der Sklaverei erworben haben, noch ausreichend Macht haben sollte, um uns zu hindern, unsere Kräfte zu verdoppeln . . . . Ihr könnt nicht daran zweifeln, dass das Beispiel unserer Hingabe nicht auch in den Männern die Bürgertugenden, die verzehrenden Leidenschaften der Liebe zum Ruhm und zum Vaterland erwecken werden . . . .

Französinnen! Ich wiederhole es euch nochmals, erheben wir uns zur Höhe unserer Bestimmung; zerbrechen wir unsere Ketten; es ist endlich Zeit, dass die Frauen aus ihrer schimpflichen Nichtigkeit heraustreten, unter deren Joch die Dummheit, der Stolz und die Ungerechtigkeit der Männer sie seit so langer Zeit gebeugt haben. Kehren wir zu der Zeit zurück, in der die Gallierinnen und die stolzen Germaninnen in den öffentlichen Versammlungen mitberieten, an der Seite ihrer Männer kämpften, um die Feinde der Freiheit zurückzutreiben! Französinnen! Dasselbe Blut fliesst noch immer in unsern Adern; was wir in Versailles getan haben am 5. und 6. Oktober und bei mehreren anderen und entscheidenden Gelegenheiten, beweist, dass wir erhabenen Gefühlen nicht fremd sind. Kehren wir also zu unserer alten Kraft zurück; denn, wenn wir unsere Freiheit bewahren wollen, müssen wir uns darauf vorbereiten, die hervorragendsten Dinge auszuführen . . . . Bürgerinnen, warum treten wir nicht in Wettbewerb mit den Männern? Behaupten sie denn, allein Anrecht auf den Ruhm zu haben? . . . . Auch wir, wir wollen uns eine Bürgerkrone verdienen und um die Ehre ringen, für eine Freiheit zu sterben, die uns vielleicht noch teurer ist als ihnen, weil ja die Wirkungen des Despotismus schwerer auf unsern Häuptern lasten als auf ihren . . . .

Ihr alle, die ihr mich hört, bewaffnet euch, wir wollen zwei- oder dreimal wöchentlich in den Champs-Elysées oder auf dem Champ de la Fédération[1]) üben; wir wollen eine Liste der französischen Amazonen eröffnen, und alle, die ihr Vaterland wahrhaft lieben, mögen sich dort eintragen; ferner werden wir zusammen kommen, um uns über die Mittel zu einigen, wie ein Bataillon nach dem Vorbild desjenigen der „élèves de la Patrie“ der Greise oder des „Bataillons sacré de Thèbes . . . .“[2])

---

[1]) = Champ de Mars.

[2]) d. h. Bataillone aus Nichtmilitärdienstpflichtigen gebildet.

Dem in diesem begeisterungdurchwehten Manifest vertretenen militärischen Feminismus huldigen nicht nur Théroigne de Méricourt, sondern auch eine grosse Zahl anderer Frauen, die sich für die gleichen patriotischen und feministischen Ideale begeistern. Zu ihnen gehören als die bekanntesten die Dirne Léon und Claire (Rose) Lacombe. Der Landesfeind an den Grenzen Frankreichs entflammt auch in den Frauen einen stürmischen Patriotismus, der viele von ihnen veranlasst, als Männer verkleidet und sogar ohne eine solche Verkleidung sich in die Regimenter einreihen zu lassen, um in dem Kriege gegen die Feinde des Vaterlandes und der Freiheit an der Seite der Männer zu kämpfen.

Infolge der Erklärung von Pillnitz erhob sich ganz Frankreich und von allen Seiten erscholl der Ruf: „Krieg!" Freiwillige eilen von allen Seiten an die Grenzen und auch die „Amazonen" bilden ihre Regimenter und ihr Gebet zur Kriegsgöttin Bellona lautet: „Auch wir verstehen zu kämpfen und zu siegen! Wir verstehen andere Waffen zu führen als Nadel und Spindel! O Bellona! Gefährtin des Mars, nach deinem Beispiel sollten alle Frauen in gleichem Schritt mit den Männern marschieren! Göttin der Kraft, fasse Mut! Ueber die Französinnen wenigstens brauchst du nicht zu erröten."[1]) Das „Amazonengebet" enthält auch eine Beschreibung des Kostüms der Amazonen, das auch Théroigne wahrscheinlich bei den verschiedenen Gelegenheiten, bei denen sie ihr Amazonentum vertrat, getragen hat. Es ist sehr einfach: Kurzer Rock, Gamaschen und niedriger Hut mit der Kokarde.

Wo und wann sich die Frauenbewegung regt, erheben sich auch ihre Gegner zum Kampf gegen sie. Die royalistische Presse als Vertreterin des „ancien régime" auch in dieser Beziehung, hatte sich daher seit 1789 mit geradezu zynischer Wut gegen die Frauen gewendet, die der Revolution ergeben oder günstig gesinnt waren. So werden Mme. de Staël, Mme. de Condorcet, Mme. Charles de Lameth, Mme. Roland, Olympe de Gouges usw. mit den gröbsten und schmutzigsten Beleidigungen überschüttet. Ein wahres Wutgeheul erhob sich aber gegen Mlle. Théroigne, durch das die Royalisten sehr gegen ihren Willen zum politischen Ruhme der schönen Belgierin beigetragen haben. So ist es natürlich, dass ihre Rede besonders in der royalistischen Presse den lebhaftesten Widerspruch hervorrief. Und sogar ihre politischen Freunde, die Jakobiner, waren nicht mit ihr einer Meinung. Besonders aber zürnten ihr die Männer des Stadtviertels Saint-Antoine, denen diese Rede Rechte für die Frauen zu beanspruchen schien, die ihnen niemals zuzugestehen seien. So wurde diese Rede für Théroigne die erste Ursache der bald darauf erfolgenden Abkehr der wetterwendischen Volksgunst.

[1]) „Prière des Amazones à Bellone" in der *Histoire de la République française depuis l'Assemblée des Notables jusqu'à l'Empire* par Augustin Challamel, Paris 1842, S. 159.

Von den übrigen literarischen Betätigungen der „Muse der Demokratie", wie Théroigne genannt wurde, die zugleich auch ihren Feminismus bezeugen, ist ein Plan für ein patriotisches Fest für die berühmten Soldaten von Château-Vieux zu nennen, das sie gemeinsam mit Marie-Joseph Chénier dem „Conseil géneral de la Commune" vorlegte. In diesem Entwurf zeigt sie sich als „citoyenne". Sie wurde auch als solche von den Machthabern angesehen. Denn nach ihrer Teilnahme an den Ereignissen des 10. August kann man im *Moniteur* vom 3. September lesen: „Les fédérés (die Marseiller) viennent de décerner des couronnes civiques à Mlles. Lacombe, Théroigne et Reine Augu qui se sont distinguées par leur courage dans la journée du 10 août." Vom 10. August, bzw. von dieser Notiz im *Moniteur* an bis Anfang Mai weiss der Historiker nichts von der politischen Tätigkeit Théroignes zu berichten. Wir erfahren nur noch von dem jähen Ende ihrer politischen Ruhmeslaufbahn, das Ende Mai 1793 eintrat. Einige Tage vor dem Unglück, das sie wahnsinnig machte und in die Salpétrière, ins Irrenhaus, brachte, wo sie 1817 gestorben ist, richtete sie noch einen Aufruf an die achtzig Sektionen, der eine leidenschaftliche Mahnung zur Versöhnlichkeit und einen beredten, aber leider etwas weitschweifigen und wirren Protest gegen den Bürgerkrieg enthält, der infolge der Proklamation von Koburg auszubrechen drohte. Dieser Aufruf endet mit einem feministischen Vorschlag, der nichts mehr von den militärischen Forderungen der Revolutionsheldin von 1792 hat. Sie fordert keine Piken und Pistolen mehr für die Frauen, sondern ein Amt des Friedens und der Brüderlichkeit für sie:

„Ich schlage vor", so schreibt sie, „dass in jeder Sektion sechs Bürgerinnen und zwar die tugendhaftesten und ihrem Alter nach angesehensten ernannt werden, um die Bürger zu versöhnen und zu vereinen, um sie an die Gefahren zu erinnern, in denen das Vaterland schwebt. Sie sollen eine breite Schärpe tragen, auf der steht: „Amitié et Fraternité". Jedesmal, wenn eine allgemeine Versammlung stattfindet, sollen sie sich dort versammeln, um jeden Bürger zur Ordnung zu rufen, der sich von ihr entfernt, der nicht die Freiheit der Meinungen achtet, die so sehr wertvoll ist, um einen guten Gemeinsinn zu bilden .... Diese Bürgerinnen könnten alle sechs Monate wechseln. Diejenigen, die die grösste Tugend, Festigkeit, den grössten Patriotismus in dem glorreichen Amt, die Bürger zu vereinen und der freien Meinung die nötige Achtung zu verschaffen, zeigen, können während eines Jahres wiedergewählt werden. Ihre Belohnung würde ein Ehrenplatz bei unseren Nationalfesten sein und die Ueberwachung der unserm Geschlechte geweihten Erziehungshäuser."[1])

---

[1]) Die Dokumente zu dem literarischen Feminismus der Revolution finden sich in der Bibliothéque Nationale zu Paris. Lacour gibt Auszüge daraus a. a. O. 299 ff.

Die Wünsche Théroignes für den inneren Frieden, dieser so echt weibliche Zug an dieser Frau, die überhaupt zu den sympathischsten weiblichen Erscheinungen in der Revolution von 1789 gehört, gingen nicht in Erfüllung. Die Stunde des Verhängnisses nahte für die Girondisten, und der Bürgerkrieg war im Begriff auszubrechen. So findet die Stimme Théroignes kein Echo mehr, und ihre patriotischen Ermahnungen wie ihr schöner Friedens-Feminismus, der den Einfluss der Frauen aus den Klubs auf das öffentliche Leben des Staates übertragen wollte, verhallen ungehört.

Wenige Tage darauf wurde sie von den royalistischen „Damen der Halle“ ausgepeitscht, was ihren Geist so zerrüttete, dass sie im Irrenhaus für Lebenszeit eingeschlossen werden musste.[1])

VII. Frauenklubs und -vereine.

Wir haben schon die „Sociétés fraternelles des deux sexes“, diese ersten politischen Vereine, in denen Männer und Frauen Schulter an Schulter für die neuen Ideen kämpfen wollten, berührt. Neben diesen sind zwei andere Arten von Vereinen zu nennen, die „Société des Amies de la Vérité“, welche von einer Holländerin, der Baronin Palm-Aelders gegründet wurde und die einen rein feministischen Charakter trug, also der richtige „Frauenverein“ war, und der Klub der „Republicaines révolutionnaires“, der aufs engste mit dem Namen Rose Lacombe, eigentlich Claire L., verbunden ist. Sie ist eine der Führerinnen, wenn nicht die Gründerin dieses Klubs. Dieser Verein ist eine der seltsamsten Blüten der Revolution. Es ist der erste Frauenverein ohne feministischen Einschlag. Die Républicaines révolutionaires liessen gar nicht bei sich die Meinung aufkommen, dass man ihnen ihre Bürgerrechte überhaupt streitig machen könne. Sie nahmen sie einfach als selbstverständlich in Anspruch; sie lebten einfach ihren Feminismus. Darin haben wir auch die Ursache zu suchen, dass wir keine Dokumente über ihre Tendenz haben. Sie waren eben die wandelnden lebendigen Dokumente ihrer einfach Tatsache gewordenen Forderungen.

Da der Feminismus der Revolution sich auf das ganze öffentliche Leben richtet, so macht er, wie wir sehen, politische, soziale und sogar militärische Ansprüche. Die politischen Forderungen sind die, die am leidenschaftlichsten vertreten werden und die besten Verteidiger fanden. So war denn auch der Feminismus der „Républicaines révolutionnaires“ fast ausschliesslich politisch, gemischt mit einer kleinen Dosis Sozialismus, die ihnen ihre Freundschaft mit den „Enragés“, der kleinen sozialistisch-kommunistischen Gruppe des Klubs der Cordeliers einbrachte, deren heftige politisch-sozialen Forderungen sie zu den ihren machten. Auch der Verein der Mme. Palm-Aelders hatte mehr soziale als politische Ziele; wenigstens

[1]) Vgl. Lacour S. 317 ff.

scheint dafür der Name der „Société patriotique et de bienfaisance des Amies de la Vérité“ zu zeugen, den sie ihrem 1791 gegründeten Vereine beilegte.

Wie die „Sociétés fraternelles des deux sexes“ ein lebhaftes Echo in den Provinzen weckten, so bildeten sich dort ebenfalls in den grossen und kleinen Städten revolutionäre Frauenvereine. Lacour gibt die Geschichte mehrerer dieser Vereine in dem Abschnitt, den er der Claire Lacombe gewidmet hat.[1]) Die Teilnahme der Frauen der Provinzen an der revolutionären Bewegung war natürlich vor allem politischen Charakters.[2]) Aber es ist bemerkenswert, dass die Provinzlerinnen weit radikaler feministisch sind als die Pariserinnen. Die „Amies de la Liberté et de l'Egalité“ in Lyon bringen einen Antrag an den Konvent, der das Stimmrecht für die Frauen in den Urwählerversammlungen fordert. In Dijon leistete der Verein der „Amies de la République“ wichtige Dienste, wie eine Erwiderung seiner Vorsitzenden, Mme. Blandin Demoulin, auf die Angriffe der Zeitung *Les Révolutions de Paris* beweist. Diese Zeitung hatte den Frauenklubs vorgeworfen, sie seien eine Geissel der häuslichen Sitte, wegen der Zerstreuung, die sie mit sich brächten. Am beachtenswertesten in dieser Erklärung der Mme. Blandin-Demoulin ist, dass der Klub von Dijon praktische soziale Massnahmen für die armen und unglücklichen Frauen ergriff. An diesen Verein wandten sich die städtischen Beamten um Hilfe für die Gefangenen, die von den „ci-devant“ adligen Damen im Stich gelassen waren; und dieser Bürgerinnenverein ist es auch, der 15 Monate lang dreihundert arbeitslose Frauen mit Spinnen beschäftigte. Statt der Reden also hier Taten!

Einflussreich, hochgeehrt und sehr geschätzt, wenn sie in den Vereinen neben den Männern tätig sind, werden diese Frauen allein, sich selbst überlassen, lärmend, heftig, undiszipliniert, wenigstens in Paris. Zwar waren die „Républicaines révolutionnaires“ niemals sehr zahlreich; aber trotzdem führten gerade sie durch ihre Extravaganzen das Verbot aller Frauenklubs und -vereine herbei, das unter dem 30. Oktober 1793 vom Konvent im Namen des Komitees der allgemeinen Sicherheit erging. Dies Verbot bezeichnet das offizielle Ende des Feminismus während der Revolution von 1789. Der unmittelbare Anlass war ein sehr bekannter und merkwürdiger Vorgang: Am 28. Oktober fand eine Schlacht statt zwischen den damals schon wieder royalistisch gewordenen Fischweibern der Markthalle und den revolutionären Republikanerinnen unter den Galerien von Saint-Eustache, der im Hallenviertel gelegenen Kirche, in der die Republikanerinnen ihre Sitzungen abzuhalten pflegten. Die *Revolutions*

---

[1]) a. a. O. 336 ff. Sociétés populaires de femmes en province.

[2]) Bloch, Camille, *Les femmes d'Orléans* in *La Révolution*, Bd. 43, 1902, S. 493 ff.

de Paris berichten über diesen für den Feminismus so verhängnisvollen Vorgang: „Gewisse Frauen putzten sich letzter Tage mit roten Mützen heraus, zogen Hosen an, steckten Pistolen in den Gürtel, und so herausstaffiert, trieben sie sich in den Strassen von Paris herum ... Unsere sogenannten revolutionären Weibchen wollten damit debütieren, dass sie die Bürgerinnen des Marktes der „Section du Contrat Social“ für sich gewinnen wollten. Sie schlugen diesen in einem Tone, in dem man sonst zu befehlen, zu drohen pflegt, vor, ihre neue Kleidung anzunehmen. Man antwortete ihnen nicht mit Worten. Man gebrauchte „schlagendere“ Gründe, fühlbarere. In einem Wort, die Präsidentin der „Damen“ mit den roten Mützen wurde gröblich ausgepeitscht und mit Kot bedeckt unter dem Jubel einer ungeheuren Menge. Diese Volksjustiz ging nicht ohne einigen Lärm vor sich. Die „place de la Victoire nationale“ und die Umgegend waren voll sehr erregter Gruppen.“ — Am Tage nach der „Weiberschlacht“ denunzierten Bürgerinnen die „Républicaines révolutionnaires“ bei der Commune, indem sie forderten: „Bürger, wir verlangen die Abschaffung aller Frauengesellschaften, die sich als Klubs gebildet haben, weil eine Frau das Unglück Frankreichs gewesen ist.“ — Damit ist auch die Legende, dass die Männer zuerst den Feminismus der Klubs getötet hätten, zerstört; der erste formelle Vorschlag, alle Frauenklubs zu unterdrücken, ging von Frauen aus, und er wird damit begründet, dass eine Frau Marat getötet hatte!

Auf Antrag des Dichter-Deputierten Fabre d'Eglantine beauftragte der Konvent den Bürger Amar mit einem Bericht über die Vorgänge, den dieser am 30. Oktober dem Konvent vorlegte. Dieser Bericht wurde entscheidend für den Feminismus, der nicht in Wort und Tat für sich kämpfte, sondern seine Forderungen, alle Gegnerschaft ignorierend, einfach leben wollte. Lacour nennt diesen Bericht Amars ein „monument, le manifeste de l'antiféminisme montagnard“. Amar sagt darin, dass das „Comité de sûreté générale“, in dessen Namen er seinen Bericht verfasst habe, sich gefragt habe, ob Frauen politische Rechte ausüben und tätigen Anteil an der Regierung nehmen, in politischen Versammlungen beraten könnten, und dass es sich verneinend ausgesprochen habe.[1]) Indem Amar sich dann ziemlich weit auf die Frauenfrage einlässt, behauptet er, dass sich alles der politischen Tätigkeit der Frau entgegensetze: ihre moralische und physische Schwäche, ihre natürlichen Pflichten, ihr Charakter. Die Ehrbarkeit erlaube einer Frau überhaupt nicht, sich öffentlich zu zeigen und gar mit den Männern zu kämpfen. In der-

[1]) Aehnlich äusserte sich auch am Sessionsschluss vor Ostern 1914(!) die Chambre des Députés über einen Antrag, der politische Rechte für die Frauen Frankreichs im 20. Jahrh. forderte. Man sieht, es gibt nichts Neues usw. Ob Frankreichs Männer heute anders urteilen, da das so oft verlachte deutsche Gretchen an die Wahlurne tritt und ihr und dem Volke die Ausübung politischer Rechte durchaus nicht schadet?!

artigen Wendungen ergeht sich der Bericht, in dem die regierungsfreundlichen und die regierungsfeindlichen Verteidiger des politischen Privilegiums der Männer es gegen die Aspirationen der Frauen in bedeutsamer Einigkeit zu sichern suchen. Der Bericht schliesst mit der Bemerkung, wenn man beachte, dass die politische Erziehung der Männer erst im Entstehen sei, dass alle Prinzipien noch nicht entwickelt seien, und dass die Männer das Wort „Freiheit“ nur erst stammelten, so wäre das in noch höherem Grade bei den Frauen der Fall, deren moralische Erziehung gleich Null sei, und die über die Gründe noch weniger unterrichtet seien. — Diese Schlussfolgerung ist nicht allzu unrichtig, wenn man sich daran erinnert, wie die Frau des 18. Jahrhunderts im allgemeinen ohne irgendwelche moralische oder soziale Erziehung dahinvegetierte. Die Folgerung, die Amar aber aus seinem Bericht hätte ziehen sollen, hätte die Forderung einer besseren sittlichen Erziehung für die Frauen sein müssen. Aber der Gegner der Frauenbewegung dachte natürlich nicht daran. Nur ein einziger Mann aus der ganzen Versammlung, Charlier, ebenfalls der Bergpartei angehörend, erhob sich und forderte das Recht für die Frauen, sich friedlich versammeln zu dürfen, falls man nicht überhaupt bestreiten wolle, dass die Frauen einen Teil des Menschengeschlechtes ausmachten. Andernfalls müsse man ihnen das Recht zugestehen, das jedes denkende Wesen habe. Ein anderer Deputierter, Basire, versuchte die Einwürfe Charliers zu entkräften, indem er die Frauenvereinigungen für gefährlich erklärte, für verhängnisvoll für die öffentliche Ruhe, da sie der Gegenrevolution der Girondisten, deren Prozess einige Tage zuvor begonnen hatte, dienten. Der durchaus antifeministische Konvent stimmte für den Antrag Amars, nach dem die Klubs und öffentlichen Vereine von Frauen, welchen Namen sie auch immer tragen mochten, verboten wurden. So wurden am 30. Oktober 1793, dem 9. brumaire des Jahres II der ruhmreichen ersten französischen Revolution die Frauenvereine und -klubs unterdrückt, um erst am Ende des 19. Jahrhunderts wiederzuerstehen.

VIII. Ausklang.

Aber auch die Tragödie des Feminismus in der französischen Revolution hat ihren Epilog, ihr Satirspiel. Den Streit des Schriftstellers Sylvain Maréchal und seiner schönen Gegnerinnen. Maréchal hatte im Jahre 1801 ein Flugblatt veröffentlicht, betitelt *Un projet de loi portant défense d'apprendre à lire aux femmes* (!). Dies Projekt rief naturgemäss einen wahren Sturm der Entrüstung hervor, und es mögen hier wenigstens zwei der Gegenschriften genannt werden, welche die Unhöflichkeit, ja die, vom heutigen Standpunkt aus gesehen, vorsintflutliche Rückständigkeit des Verfassers hervorriefen. Mme. Gacon-Dufour erwiderte in ihrer Schrift *Contre le projet de loi de M. S. portant défense d'apprendre à lire aux femmes; par une femme qui ne se pique point d'être femme de lettres.* (Paris

an IX (1801)); und Mme. Clément, geb. Hémery schrieb: *Les femmes vengées de la sottise d'un philosophe du jour, ou Réponse à un projet de loi de M. S.*** M.***, portant défense aux femmes d'apprendre à lire* (Paris 1801). Alle drei Broschüren bieten in ihrem Inhalt wenig Interessantes. Die Titel sagen genug. Wir sind weit, weit entfernt von den Zeiten, da Condorcet ein neues goldenes Zeitalter von der Teilnahme der Frauen an den Wissenschaften, der Literatur und am öffentlichen Leben erhoffte. Und doch ist dieses „Finale" des Feminismus der grossen Revolution zeitlich weiter vom Tode Condorcets, des ersten grossen systematischen Verfechters der Frauenrechte, entfernt als von der ersten Schrift des 19. Jahrhunderts, die uns verrät, dass die Frauenfrage, die wir sich mehrfach in ihren Lebensäusserungen während der Revolution mit der sozialen Frage verknüpfen sahen, doch als Unterströmung vorhanden ist. Diese erste grosse Lebensäusserung als Bewegung im 19. Jahrhundert ist Charles Fouriers *Théorie des quatre mouvements,* die 1808 in Lyon erschien. Wie für den sozialistisch-kommunistischen Utopisten Fourier die glückliche Zukunft eines Tages einfach und naturnotwendig eintreten m u s s, mit mathematischer Notwendigkeit, selbst wenn die Menschheit es nicht wollte, so ist die Befreiung der Frauen ein Ereignis, dem die Menschheit auf ihrem Wege zu höherer Vollkommenheit nicht entgehen kann. Sie hat sich ja auch tatsächlich heute zum grössten Teile vollzogen, wenn auch nicht auf den wunderlichen, verschrobenen Wegen, die Fouriers Theorien sie einschlagen lassen wollten, und die ihnen, wie allen seinen Ideen oft das Ansehen von Halluzinationen eines Fieberkranken geben. Immerhin, Fourier verkörpert für den das Ganze überschauenden Historiker die Unterstömung. Für die Oberströmung der Zeit um 1800 ist Sylvain Maréchal typisch. Das Bürgertum, heilfroh, seinen Kopf vom Blocke der Schreckensmänner gerettet zu haben, hat anderes zu tun, als sich um „Frauenrechte" zu bekümmern: heute würden wir sagen: es „schiebt", ist Revolutionsgewinnler; ausserdem musste es alle während der Schreckenszeit versäumten Vergnügungen nachholen. Und die Frauen des Directoire und des Consulats? Man braucht nur oberflächlich sich das bürgerliche Leben dieser Zeit anzusehen, um festzustellen, dass auch sie Wichtigeres zu tun hatten: sie tanzten! Und der Consul Bonaparte drückt 1801 der Mme. de Staël sein allerhöchstes Missfallen aus und zwingt sie ausser Landes zu gehen, und der Philosoph Joseph de Maistre, ein Bruder des berühmten Dichters Xavier de Maistre, äussert in schwungvollen Wendungen in einem Briefe an seine Tochter seine Verachtung des „basbleu". —

Der Feminismus der Revolution teilt deren Schicksal: Untergang im Kleinlichen, im Hässlichen.

B e r g e d o r f b. Hamburg. E m i l i e S c h o m a n n.

Ueber Gebrauch und Formenbildung einiger französischer Verben.

(Schluss von S. 39 ff.)

Ignorer kann, mit en verbunden, intransitiv gebraucht werden: Cet ensemble . . . était donc placé sous la souveraineté du Sultan et faisait partie de l'empire ottoman. Les puissances n'en ignoraient pas. *RdP.,* XII 8, 673. . . . le traité où, personne n'en ignore, Bismarck et lord Beaconsfield apposèrent leur signature. *Annales pol. et litt.,* 18. 10. 08, 379. Dasselbe: *RddM.,* 15. 4. 15, 732.

Imaginer. Wie an apercevoir (s. o.), so soll sich auch an imaginer kein que-Satz anschliessen; es soll in solchem Falle s'imaginer genommen werden. Die Regel wird nicht immer befolgt: Imaginez que vous donnez l'aumône à un pauvre homme... *RdP.,* XI 17, 39. On a peine à imaginer qu'un tempérament comme le nôtre puisse supporter ces chaleurs. *RddM.,* 15. 8. 14, 750. — S'imaginer hat, entgegen der Grammatik, auch den Infinitiv mit de: J'ai fait tout ce qu'il fallait . . . C'est F. qui s'est imaginé de me soutenir le contraire. *Ebd.,* 1. 8. 19, 558. Le diable m'emporte si elles ne se sont pas imaginées de transformer ma maison en thébaïde! *Ebd.,* 1. 8. 18, 547.

Jurer. Im Gegensatz zu der bekannten Regel (il jure avoir dit la vérité, il jure de dire la vérité) steht im folgenden Falle der Infinitiv mit de: Le 19 mai, quand j'ouvris les yeux, j'eus l'impression qu'autour de moi le sol avait tremblé. Je me dressai... Je n'eusse point juré de n'avoir point rêvé, mais une bousculade à la porte m'instruisit qu'il y avait des nouvelles. Des obus étaient tombés sur nos abris. *RddM.,* 1. 7. 18, 180.

Se lever. Zu den von Plattner (II 3, 87 ff.) verzeichneten Verben der Bewegung mit reinem Infinitiv ist se lever hinzuzufügen: Les époux se lèvent lui baiser respectueusement la main. *RddM.,* 1. 11. 20, 82.

Marcher. Wie partir vor einem Ländernamen mit pour: Mais comme on dit qu'il y a une belle reine qui veut être témoin du combat, soyons courtois, et marchons, sans nous coucher, pour la Saxe (soll Napoleon vor der Schlacht bei Jena gesagt haben). *RddM.,* 1. 8. 11, 564.

Se mourir. Rodhe sagt (a. a. O., S. 88): L'infinitif se mourir nous paraît douteux, wozu ein französischer Philologe (*ebd.* S. 137) bemerkt: On le voyait se mourir peu à peu ne me paraît pas impossible. Ein Beispiel aus der Literatur: Le bruit se répandit que madame D. dilapidait sa fortune . . ., tandis qu'elle laissait son vieux père se mourir tout seul, dans le désert. *RdP.,* XII 15, 499.

Nommer. Neben der gewöhnlichen Konstruktion auch die mit pour: La majorité des électeurs nomme pour président définitif Grimaldi . . . . *RdP.,* XI 17, 89.

Se noyer. Die Unterscheidung zwischen se noyer (ertrinken) und se jeter à l'eau (sich ertränken) hat keine absolute Gültigkeit. Se noyer ist in der Bedeutung „sich ertränken" ungemein häufig. Vgl. die Beispiele bei Plattner (II 2, 154). Desgleichen wäre natürlich die Annahme falsch, dass se jeter à l'eau nur „sich ertränken" bedeute. Vgl. Il s'est jeté à l'eau pour sauver un petit garçon qui se noyait. — Se jeter = fallen, stürzen: Le vent avait peut-être soufflé sa lanterne et . . . il avait manqué sa direction et s'était jeté dans le torrent. *RddM.*, 15. 12. 21, 747.

S'offrir. Man sagt offrir de und s'offrir à faire qch., daneben auch s'offrir de und pour faire qch.: . . . et comme M[lle] N. s'offrait de l'aider à préparer son petit sac de voyage . . . *RddM.*, 15. 10. 11, 881. Marc s'offrit pour rester ce soir-là auprès de Ch. *Ebd.*, 1. 4. 13, 564. Ce sont partout les anciens officiers qui s'offrent pour protéger le pays. *Ebd.*, 1. 11. 18, 88.

Oser. Unrichtig ist die Angabe im Wörterbuch von Sachs-Villatte, dass oser nur ein neutrales Objekt (le, tout) zu sich nimmt: Quelquefois, quand elle risquait un mot sur ce sujet…, — car elle n'aurait point osé une question directe, — elle voyait le front de ses parents s'assombrir. *RddM.*, 1. 10. 11, 592. Elle ose la question qu'elle n'a jamais posée à personne jusque-là. *Ebd.*, 1. 11. 11, 12. Mit Recht führt also Reum oser une démarche, une entreprise in seinem *Dictionn. de Style* auf.

Ouïr. Nicht nur der Infinitiv und das participe passé, sondern auch das passé simple kommt noch öfter im ernsten Stil vor: Sans me rendre bien compte, j'ouïs que la voix de madame E. se faisait plus mélodieuse et plus tendre. *RdP.*, XII 18, 262. Pie X ouït-il quelque écho de ces critiques? *Ebd.*, XII 4, 878. Une immense acclamation, telle qu'aucun vainqueur n'en ouït jamais de semblable, l'accueillit. *Annales pol. et litt.*, 29. 5. 04.

Paître kommt transitiv im allgemeinen nur im Sinne von „abweiden" vor (paître l'herbe); sonst sagt man faire (mener) paître. Doch steht es zuweilen allein: Immobile, il regardait une jeune fille qui paissait ses moutons dans les prairies. *RddM.*, 15. 6. 20, 770. Dasselbe (paissant ses brebis) *ebd.*, 1. 8. 20, 540.

Paraître. Mit être verbunden: . . . trois volumes dont le premier est paru d'hier. *L'Illustration*, 19. 6. 09, 430. Réapparaître wird stets mit être zusammengesetzt, z. B. Du jour où notre cousin n'avait plus été menacé de quitter Paris . . ., le monde lui était réapparu sous des couleurs si pures . . ., *RddM.*, 15. 12. 11, 782.

Pardonner qn. Zu den von Plattner (II 2, 158) gegebenen Beispielen füge ich eins hinzu: Jamais, entendez-vous, je ne pourrai pardonner ni vous, ni votre mari, ni sa fille. *RddM.*, 15. 5. 15, 291.

Participe passé. Fälle regelwidriger Veränderung und Nichtveränderung: (Il) s'acharnait à lui dire quelles 'colles' on lui avait posé! *RdP.*, XII 15, 465 .... cette ville de Nancy que, longtemps, en France, on avait cru indéfendable. *RddM.*, 1. 8. 21, 540. C'est le résultat d'un mouvement commencé depuis plusieurs années, l'Amérique s'étant aperçu que la science allemande était très différente de la culture dont elle avait besoin. *Ebd.*, 15. 9. 20, 312 (se in s'apercevoir, früher auch Dativ, ist heute Akkusativ). B. nous a rejoint. *Ebd.*, 15. 5. 22, 334. Le plus drôle est que je n'ai jamais lu cette pièce. Je ne l'ai jamais vue jouer. *Ebd.*, 1. 7. 21, 24. ... et son regard fut attiré par un bouquet de roses jaunes. Il n'en avait jamais vues d'un jaune aussi doré. *Ebd.*, 1. 12. 20, 506. Je voulais seulement dire que je préférerais réserver mon jugement jusqu'a ce que j'aie entendue Mme O. *Ebd.*, 520. Il semble au Pape, qui a pris pour cela tant de précautions, qu'il n'en a pas encore prises assez. *Ebd.*, 1. 9. 14, 162. Le diable m'emporte si elles ne se sont pas imaginées de transformer ma maison en thébaïde! *Ebd.*, 1. 8. 18, 547. S'était-elle peut-être imaginée, la sotte, qu'il ne se marierait point du tout? *Rev. bleue,* 14. 2. 14. Geht tant dem Partizip voran, so schwankt der Gebrauch: C'était là une de ces constructions psychologiques comme j'en ai tant bâties dans mon existence. *RddM.*, 1. 9. 15, 8. Est-ce que je peux en prendre un, des sacs, madame? Madame en a tant reçu! *Annales pol. et litt.*, 7. 1. 06, 4. Dasselbe: *RdP.*, X 6, 270 u. XII 14, 367. Vgl. hierzu Clédat, *Gramm. raisonnée de la lang. franç.*, § 432. Passé le petit fleuve, passés les cimetières, passés les camps, nous roulons vers T. *RddM.*, 1. 10. 17, 558. Was insbesondere die Verben auf aindre (eindre, oindre) betrifft, so vgl. Löseth, a. a. O., S. 16, der mit Rodhe der Ansicht ist, dass die weiblichen Partizipien dieser Verben, also die Formen ainte (einte, ointe) aus der gesprochenen Sprache verschwinden. On a dû commencer, sagt Löseth, par s'offusquer des participes crainte, plainte, qui étaient en même temps des substantifs verbaux, et, peu à peu, on aura trouvé choquantes aussi les autres participes analogues. Du moins, en ce qui concerne plainte, un Français de ma connaissance m'a assuré que, malgré toutes les grammaires, il faut dire: elle s'est plaint; cette femme, nous l'avons plaint.

Participe présent. Verändert trotz präpositionaler Ergänzung: Mme Du Toit écrivit une lettre débordante de joie, gonflée de félicitations. *RddM.*, 1. 1. 12, 34. Aehnliche Fälle begegnen in der modernen Sprache häufiger. Vgl. Gaufinez (a. a. O.), der dafür Belege aus Zola gibt.

Partir. Ausser pour werden auch andere Präpositionen mit partir verbunden: Ils sont partis aux Etats-Unis. *Le Journal*, 19. 12. 19. Partir en Espagne. *RddM.*, 15. 10. 16, 886. Nous sortons de Lunéville le 24 août et nous partons à Einville. *Ebd.*,

15. 11. 16. 272. Partir à l'assaut. *Ebd.*, 1. 4. 15, 595. Repartir aux tranchées. *Ebd.* 1. 9. 16, 106. Partir à l'attaque. Ebd., 15. 9. 16, 258. Partir au travail. *Ebd.*, 1. 7. 11, 90. Repartir sur le front. *Ebd.*, 15. 6. 16, 878. Partir en exil. *Figaro*, 4. 10. 14. Repartir sur la ligne de feu. *Ebd.*, 29. 9. 14. Et nous voici partis vers Durango. *Rev. bleue*, 1. 8. 14. Partir vers la frontière. *L'Illustration*, 31. 3. 06, 200. Auch nach départ steht nicht immer pour: Ils comblaient le vide fait par le départ en Prusse dem blessés ou malades français. *RddM.*, 15. 10. 11, 731.

Passiversatz. Die reflexive Konstruktion statt der passiven soll nur noch bei sächlichem Subjekt erlaubt sein (ce livre se vend cher). In der alten Sprache war sie auch dann durchaus üblich, wenn das Subjekt ein persönlicher Begriff war. Vgl. Pfeiffer, a. a. O., S. 61 f. In der heutigen Sprache ist dieser Fall selten: Les assemblées des tribuns, les conseils où s'élisaient les Grands Khans, où se combinaient les grandes entreprises, tout avait lieu en Mongolie. *RdP.*, XII 8, 753.

Penser de faire qch. dürfte nur ganz vereinzelt vorkommen: Au Maroc même, la situation est hérissée de difficultés, mais hors du Maroc . . . ., nous ne penserions pas d'intervenir dans des arrangements territoriaux considérés comme raisonnables . . . . *RddM.*, 15. 8. 11, 953 (Hiatustilgung).

Préférer. Infinitiv mit de statt des reinen Infinitivs: Oh! bien sûr, j'aurais préféré de rester ici (familiäre Rede). *RddM.*, 15. 10. 18, 821. M. Anatole France toutefois ne descend point à sa salle à manger et préfère de garder le coin du feu. *Figaro*, 13. 1. 24.

Se prendre. Rodhe (a. a. O., S. 91): Se prendre . . . . comme synonyme de se mettre, est vieilli et sentimental et d'ailleurs ne se trouve guère qu'à l'aoriste (il se prit à pleurer). Auch im Präsens, Imperfekt und Perfekt findet es sich noch in der Schriftsprache: . . . . . et, découragé, je me prends à murmurer . . . . *RdP.*, XII, 2, 255. Devant cette image brutale de civilisation, on se prend à regretter le calme et l'immobilité du désert. *Ebd.*, XII 7, 528. Je me fixe, moi aussi, et me prends à murmurer . . . . *Ebd.*, XII 9, 65. De temps à autre, il se prenait à rire . . . . *Ebd.*, XII 2, 365 . . . . ne se prenait-elle pas maintenant à craindre que leur projet de location n'aboutît pas? *Ebd.*, XII 15, 504. Mais elle se prenait bientôt à plumer un poulet, à dresser le couvert . . . *Ebd.*, XII 3, 482. Je me suis pris beaucoup trop tard à m'occuper de mon plaisir. *Ebd.*, XII 17, 50. — Die Grammatik verlangt: Prenez garde de tomber, prenez garde à oder de ne pas tomber. In der Volkssprache auch im ersteren Falle à: Vous monterez l'escalier. Il est dur. Prenez garde à tomber en redescendant. *RddM.*, 15. 7. 19, 319.

Préoccuper (intransitiv): Internat ou externat? Je vois que la question préoccupe. *L'Illustration,* 7. 10. 05, 226.

Prier. Der Gegenstand, um den man bittet, darf nicht durch ein Substantiv ausgedrückt werden, sondern nur durch en und dont (je vous en prie, la seule chose dont je vous prie) oder durch den Infinitiv (je l'ai prié de venir). Eine Ausnahme bildet die Wendung je ne vois plus à vous prier que d'une chose (*RdP.,* VIII 22, 239), wofür man gewöhnlich je n'ai plus .... sagt. Ueber prier qn. de qch. in der älteren Sprache vgl. Haase, a. a. O., § 109.

Se promener. Ohne Reflexiv in der Volkssprache: Va promener, lui disait M. *RddM.,* 15. 10. 18, 827. Tu promènes, Félice? *Ebd.,* 827.

Quitter. Dem engl. to leave for (the King left London for Windsor) entspricht das französische quitter pour: Il quittait la France pour l'Amérique du Sud. *RddM.,* 1. 7. 14, 62. Le 16 octobre, un bateau quittait Jaffa pour Alexandrie. *Ebd.,* 1. 11. 14, 96. Le 5 mars, il quittait Tunis pour Gibraltar. *Ebd.* Nous allons quitter Foggia pour Naples. *Ebd.,* 1. 6. 15, 530. Puis, la semaine suivante, le caporal Th. nous quitta pour l'hôpital. *Ebd.,* 15. 7. 16, 463. A l'âge de douze ans, il quitta Paris avec sa famille pour Bogota. *Ebd.,* 1. 10. 16, 603. Le gouvernement serbe et le corps diplomatique s'apprêtent à quitter Nisch pour Monastir. *Ebd.,* 15. 5. 21, 351. On quitta le chemin pour un sentier. *Ebd.,* 15. 5. 14, 271. Magnan quitta Châlons pour Thionville à midi. *Ebd.,* 15. 8. 13, 503. La marquise G. a quitté Rome pour Paris. *Ebd.,* 1. 6. 14, 683. — Statt quitter auch délaisser: Les F., qui n'avaient le droit de songer à nulle villégiature, alors que la plupart des artistes délaissaient Paris pour la mer ou la montagne, s'apprêtaient à diner. *Ebd.,* 15. 11. 12, 241.

Se rappeler de gehört der Volkssprache an: Je me rappelle de lui. Arquillière, *La grande Famille,* II 2.

Reculer und se reculer. Die reflexive Form steht, wenn es sich um ein Zurücktreten handelt, um den richtigen Abstand von einem Gegenstand zu bekommen: S'approcher et se reculer tour à tour (z. B. bei der Betrachtung eines Gemäldes) und um jemand Platz zu machen: Il se recula pour faire place à une jeune fille. Ausserdem verlangt es die Grammatik im Sinne von „zurückprallen" (infolge einer Gemütsbewegung): Elle se recula effrayée. In diesem Falle ist aber auch reculer nicht selten: ... j'essaie de glisser quelques sous dans la main de la vieille. Elle refuse, elle recule épouvantée. *RdP.,* XII 1, 128. Les mains tendues, ils firent vers lui des gestes simultanés qui l'effrayèrent. Il recula devant ces doigts avides. *Ebd.,* XII 2, 360. L. alla vers la croisée. Il poussa les volets pleins qui la fermaient...

Il recula de surprise. Le ciel nocturne était rouge . . . (infolge einer Feuersbrunst). *Ebd.* XII 4, 857.

Se refuser. Statt des regelmässigen à findet sich auch de vor dem Infinitiv: Quant à moi . . ., je me refusais de penser aux noces. *RddM.,* 15. 6. 13, 807. Elle avait baissé les paupières: elle se refusait de les lever, de peur de voir encore l'apparition. *Ebd.,* 1. 7. 13, 50.

Regretter. Mit reinem Infinitiv: Je regrette ne pas avoir rencontré miss H. *RddM.,* 15. 9. 19, 342 (Uebersetzung aus dem Englischen).

Rejoindre (als verbe neutre): Il [le train] est plein d'officiers de tous grades et de toutes armes, — permissionnaires, la plupart, qui rejoignent. *RddM.,* 15. 12. 16, 823.

Rentrer = entrer: Notre commandant vient d'ordonner: 'au poste de plongée'; les matelots s'empressent de rentrer par l'étroite écoutille qui donne accès dans le 'ventre' du bâtiment; nous rentrons à notre tour. *RdP.,* XII 5, 589 (es handelt sich um ein Unterseeboot und um das erste Hinabsteigen). Vgl. rentrer = entrer in der Umgangssprache, z. B. Rentrons dans ce café!

Répondre. Statt des korrekteren répondre par une lettre ist auch répondre mit dem régime direct in demselben Sinne möglich: Elle répondit des lettres brèves, quelques-unes méchantes ... *RdP.,* X 4, 777. Michelet répond ce court billet: ... *Ebd.,* XI 23, 548. Pourquoi me répondez-vous toujours des balivernes? *RddM.,* 15. 6. 22, 795.

Rester (bleiben, um etwas zu tun) hat den reinen Infinitiv und à: Tu ne restes pas dîner? demanda Camille. *RddM.,* 15. 1. 15, 281. Mais tu nous restes à dîner, j'espère? *Ebd.,* 1. 7. 22, 50.

Réussir im Sinne von „gut bekommen“: Ça vous réussit de faire la guerre, dites donc. Vous avez une mine de prospérité. *RddM.,* 1. 8. 15, 496.

Sauter. Mit être zusammengesetzt: E. était ensuite sauté sur sa motocyclette et s'était rendu à la gendarmerie de M. *RddM.,* 15. 9. 19, 342. Vgl. Plattner (II 2, 195).

Savoir. Das eingeschobene que je sache kommt nicht bloss in der 1. Person des Präsens vor: Quel était donc et d'où venait ce Marcel Prévost, qui, du premier coup . . . . enfonçait les portes de la notoriété? Il n'était pas, que l'on sût, de la coterie de Médan . . . *Figaro,* 4. 2. 88 (angeführt von Scherffig, *Beitr. z. französ. Syntax,* Progr. Rg. Zittau, 1888). Der Ausdruck que je susse ni que je sache (*RdP.,* XI 20, 708) ist als Scherz aufzufassen.

Seoir. Den Gebrauch von sis beschränkt die Grammatik auf den Aktenstil. Die Form ist auch der Literatursprache nicht fremd: Ce fut à regret que le docteur dut sortir pour consoler une petite

diphtérique dans un hameau sis à plusieurs kilomètres de Sauzon. *RdP.*, X 20, 722. La chambre, sise au quatrième étage, était à peine décente. *RddM.*, 15. 3. 06, 355.

Signifier (intransitiv): Une guerre de ce genre ne signifie pas seulement par elle-même, ni par les résultats. . . .: elle montre de quoi les jaunes sont capables. *RdP.*, XII 4, 837.

Sonner mit être: Onze heures étaient déjà sonnées. *Ebd.*, X 20, 748.

Sortir. Wie se lever (s. o.) kann auch sortir den reinen Infinitiv nach sich haben: Le matin, elle sortait avec sa marraine faire des courses et des achats. *RddM.*, 1. 5. 21, 21.

Se soucier. Rodhe (a. a. O., S. 97) macht darauf aufmerksam, dass se soucier (sich kümmern) nur verneint gebraucht wird. Die Verneinung braucht nicht ne — pas zu sein; auch mit peu (moins) kann es stehen, und wenn der Sinn negativ oder einschränkend ist: Ainsi, à l'électeur paysan, qui se souciait peu de colonies, répond maintenant l'électeur ouvrier, qui en a besoin. *RdP.*, XII 4, 832. Le paysan s'en soucie moins. *Ebd.*, XII 19, 664. Mais elle se souciait bien des convenances, en ce moment! *Ebd.*, III 4, 731. Mon père ne se souciait que médiocrement d'un tel allié. *RddM.*, 15. 1. 13, 266. Il savait . . . qu'une balle est vite tirée . . .; mais il s'en souciait bien! *Ebd.*, 1. 5. 14, 33. Se souciait-il de la destination problématique de son voyage? C'était peu probable . . . *Ebd.*, 15. 1. 21, 335. Ici, tu vas, tu viens, tu crèves, qui s'en soucie? . . . C' pauvre bougre d'aveugle, qui s'en soucie? Personne n'en veut! *Ebd.*, 337. On sait ce que cela veut dire, et il est facile de prévoir où cela conduira. Mais qui s'en soucie? *Ebd.*, 15. 1. 15, 476. . . . si elle avait eu le droit de vote et s'en fût souciée, elle eût probablement été tory. *Ebd.*, 1. 9. 13, 7. Bei einschränkendem seul: Pourquoi m'a-t-elle nommé son bien-aimé, si elle devait me ravir ce titre, le seul dont le cœur se soucie? *Ebd.*, 1. 7. 14, 133. — Bejahend hat se soucier die Bedeutung „vorziehen", „Anteilnahme zeigen für": Quant à son mari, il se souciait beaucoup plus d'être un chrétien qu'un homme de haute culture. *RdP.*, XII 8, 823. Il semble que, dans toute sa carrière, il se soit beaucoup plus soucié de se créer une clientèle que de former et de conduire un parti. *RddM.*, 1. 1. 13, 230. Le lecteur américain pressé demande, surtout, des articles de journaux plutôt que des livres . . .; il se soucie de voir l'aspect réel des choses plutôt que d'en pénétrer les causes. *Ebd.*, 15. 4. 17, 895. . . . se souciant avant tout de lui seul, il songeait rarement aux autres. *Ebd.*, 1. 8. 13, 522. C'est pourquoi, tant que j'aurai une langue pour parler, je crierai aux riches leur grand devoir, qui est de se détacher de leur argent pour se soucier de leurs frères. *Ebd.* 1. 3. 15, 52. Les parents de Sylvie étaient absents, ayant tacitement délégué leurs pouvoirs et leurs devoirs de surveillance à Mme D. . .

Or, M[me] D. se souciait, sans plus, de caqueter avec votre belle-sœur Lucie. *Ebd.*, 15. 4. 12, 807.

Souscrire. Neben souscrire à cet emprunt heisst es: Souscrivons l'emprunt, souscrivez l'emprunt de guerre. *Figaro*, 29. 9. 14.

Survivre. Vous nous survivrez tous, ma bonne dame. *RddM.*, 15. 12. 21, 878 (statt à tous oder v. s. à nous tous). Plattner (II 2, 207): Früher auch survivre qn., ein Gebrauch, der in der Gerichtssprache erhalten ist.

Tâcher. Zu tâcher kann *y* als Objekt treten: Siméon le voulut consoler. Il y tâcha longtemps en vain. *RdP.*, XI 16, 766.

Tomber ist ohne weiteren Zusatz selten für unser „fallen" auf dem Schlachtfelde (Plattner VIII). Dagegen findet es sich oft im Sinne von „verwundet werden": La plupart des blessés se relèveront. Ils sont pris à temps, n'étant tombés que d'avant-hier . . . Von Verwundeten im Lazarett heisst es: La moitié sont des officiers, dont un de mes amis . . . . Il tomba des premiers, en avant de sa troupe. Dasselbe wiederholt in dem Artikel *La Guerre vue d'une ambulance* (*RddM.*, 1. 11. 14).

Venir à faire qch. ist mit dem üblichen „zufällig" nicht hinreichend bestimmt: Un matin que je m'étais attardée dans cette demi-conscience qui précède le réveil, huit heures vinrent à sonner. *RddM.*, 1. 6. 11, 506. Laure et Louise vinrent peu à peu à causer d'une manière plus intime. *Ebd.*, 15. 4. 13, 779. Commencé avec un capital de huit cent francs, l'œuvre du «Secours de guerre» en est venue à dépenser 30 000 francs par mois (hat schliesslich . . .). *Ebd.*, 1. 9. 16, 192. Elle en venait à croire qu'elle ferait mieux de lui rendre sa liberté. *Ebd.*, 15. 11. 18, 354. — Nach dem ohne Hilfsverb stehenden II. Partizip von venir scheint der Infinitiv mit pour die Regel zu sein: C'est là que des soldats, venus pour arrêter Napoléon, l'ont mis en joue. *Ebd.*, 1. 3. 15, 197. Doch folgt auch der reine Infinitiv unmittelbar auf das Partizip und wenn er von ihm durch andere Satzteile getrennt ist: Le groupe des amis venus reconduire le vieux peintre s'éloigna discrètement. *Ebd.*, 1. 12. 14, 427. Il avait accompagné sa sœur: la comtesse W., venue avec ses enfants, un peu anémiés, passer six mois en France. *Ebd.*, 1. 6. 15, 528.

Venir = devenir in der Volkssprache: Baptistine, bien sûr, en venant plus vieille elle viendra plus raisonnable. *Ebd.*, 15. 10. 18, 841.[1])

Verbformen. Die sog. temps surcomposés, die nach Haas (*Franz. Syntax*, § 447) spätestens seit dem 16. Jhd. auftreten, sind keineswegs auf die familiäre Rede beschränkt (vgl. deutsche

[1]) In der Seemannssprache der Bretagne wird arriver im Sinne von devenir gebraucht. Vgl. *RddM.*, 1. 6. 22, 588.

Volkssprache: Ich habe den Brief längst geschrieben gehabt, als er ankam), sondern werden auch in der Literatur in ernster Rede von guten Schriftstellern statt des Plusquamperfekts gebraucht: Après qu'il a eu rempli avec distinction des fonctions consulaires en Extrême-Orient, son mérite l'a fait appeler à l'Office central . . . *RddM.,* 15. 3. 15, 265. A peine l'a-t-on eu fait que . . . *Ebd.,* 15. 11. 15, 469 (Francis Charmes). Et, quand mon tour a été venu, à la fin du dîner, de saluer le Canada . . . *Ebd.,* 1. 9. 12, 70 (René Bazin). Dès que nous l'avons eu quitté . . ., il s'est mis à écrire. *Ebd.,* 86. M. Giolitti, en personne, une fois qu'il aurait eu dénoncé ou dénoué la Triple-Alliance, rien qu'en déclarant la neutralité, n'aurait pas pu ne pas faire ce qu'ont fait M. Salandra et M. Sonnino. *Ebd.,* 15. 9. 16, 475. Ausführlich behandelt diesen Gegenstand Zvěřina, *D. hyperperiphrastischen Tempora,* Herrigs *Archiv,* 62, 363 ff. — Die Formen auf é-je (z. B. donné-je) sind nicht so selten, wie es nach manchen Angaben der Fall zu sein scheint. Rabe, *D. Inversion d. Subjekts im Französ. d. 19. Jhd.,* Diss. Tübingen 1910, führt (S. 52) eine grössere Zahl davon aus neuerer Zeit an, darunter auch zwei vom Konjunktiv Präsens gebildete (croyé-je und metté-je), beide aus Balzac. Häufig sind besonders eussé-je, fussé-je, dussé-je, puissé-je, wofür Belege nicht beigebracht zu werden brauchen. Bei den Verben auf -oyer, -uyer muss in solchen Formen natürlich *y* geschrieben werden, so z. B. j'emploie — employé-je; j'ennuie — ennuyé-je. — Die folgenden Verbformen sind teils wenig gebräuchlich, teils abweichend von der üblichen, von der Grammatik vorgeschriebenen Rechtschreibung: Vouloir: Veuille, Picrate, ne pas outre mesure t'étonner . . . *RdP.,* XI 17, 164. Je ne vous demanderai jamais rien que vous ne veuilliez librement donner. *RddM.,* 1. 1. 1900, 27. A moins que vous ne veuilliez pas nous confier la maison . . . *Ebd.,* 1. 6. 08, 565. Veuillons-le! *Ebd.,* 15. 9. 15, 331. — Gésir: . . . et bientôt ta grande Allemagne gisera, broyée et pantelante, dans la boue et dans le sang. *Rev. bleue,* 15.—22. 1. 16. — Convaincre: Il est donc nécessaire d'éveiller le patient. Et nous l'éveillons . . . en le convaincant que l'esprit immortel est la seule cause . . . *RddM.,* 1. 2. 13, 552. Il convainct. *Rev. bleue,* 27. 6. 14. — Fabriquer: Ainsi la machine est en perpétuelle contradiction avec elle-même: d'une part, fabricant vite et beaucoup, elle fait nécessairement l'abondance . . . . *RddM.,* 15. 1. 13, 334. — Ciseler, épeler, museler: Le lendemain, nous allons visiter le quartier des Argentiers, qui cisèlent des objets de toutes sortes. *RdP.,* XII 13, 195. Pardonnez-moi si j'épèle mal votre nom. *Ebd.,* XII 2, 236; je musèlerais. *RddM.,* 15. 6. 22, 789. — Préférer, tolérer, gérer, céder, célébrer (Formen mit Angleichung der Schreibung an die Aussprache): Je préférerais. *Ebd.,* 1. 3. 22, 42 und 15. 3. 22, 272;

je tolèrerai. *Ebd.*, 1. 5. 21, 141; il gèrera. *Ebd.*, 15. 7. 22, 319; il cèdera. *Rev. bleue*, 4. 7. 14; on célèbrera. *Ebd.*, 19.—26. 12. 14. — Appuyer, ennuyer: Je vous appuyerai. *Ebd.*, 27. 5. bis 10. 6. 16. Cela ennuyerait les personnes présentes. *RddM.*, 15. 1. 13, 360. Ferner: Il se taît. *Rev. bleue*, 21.—28. 11. 14; qu'ils vînssent. *Ebd.*, 5.—12. 12. 14; dûe. *Ebd.*, 8.—14. 11. 14; mûes und mûs. *Ebd.* 18. 7. 14 und *RddM.*, 15. 11. 19, 300. — Sprachfehler in der Rede Ungebildeter und im Kindermund: Maman venira demain. *RddM.*, 1. 1. 15, 86; elle voira. *Ebd.*, 15. 12. 19, 730; ils ont venu. *Ebd.*, 15. 8. 15, 898; nous y avons resté deux nuits. *Ebd.*, 899. J'ai tombé. *RdP.*, XII 15, 621; il s'aura penché. *Ebd.*, 635; je suis été élevé au travail. *Ebd.*, XII 22, 405.

Voir. Aus der Volkssprache: Si ça vous allait, puisqu'on a le temps maintenant, on pourrait voir à faire la chose. *Rev. bleue*, 14. 2. 14 (= songer à).

Zum Schluss sei erwähnt, dass im Französischen bei den in die direkte Rede eingeschobenen kurzen Sätzen oft das Verbum allein genügt, während das Deutsche ein Verbum mit entsprechender Ergänzung verwendet, z. B. pleura-t-il, s'étonna-t-il (sagte er weinend, rief er erstaunt aus) usw. Die Beispiele werden ausserdem zeigen, dass die Zahl der Verben, die in die direkte Rede eingeschoben oder ihr angefügt werden, im Französischen weit grösser ist als im Deutschen: Tu ne me demandes pas pourquoi je t'ai prévenue si peu d'avance? s'étonna Gillette. *RdP.*, X 5, 119. Vous savez donc qui je suis? s'ébahit Galdéric. *Ebd.*, X 24, 804. Bon voyage et bonne récolte! souhaita l'aubergiste. *Ebd.*, XI 1, 199. J'aimerais beaucoup chasser de ces volatiles, madame, souhaitai-je. *Ebd.*, XI 19, 490. Il n'a cependant pas les moyens de courir à Paris, banqueter toutes les semaines! pleura madame Le Guenn avec un visage de détresse. *Ebd.*, 524. Hé! mon père! Voilà le baron de Cavenon qui vient! reconnut Emile. *Ebd.*, VIII 9, 44. Peuh! M. Benjamin Constant est un brouillon si fâcheux! dédaigna un chef de division aux Relations extérieures. *Ebd.*, 39. Moi, dit Omer, je sais monter à l'âne: C'est comme à cheval. Emmène-moi, mon oncle. — Et moi donc, renchérit Emile. — Patience, patience! On vous prendra. *Ebd.*, 64. Faut-il préparer du café? — S'il est bon! accepta Monique. *Ebd.*, X 8, 840. Vous partez déjà? déplora le bon Marchois. *RddM.*, 15. 12. 14, 691. Et vous? Ne voulez-vous pas voir ce que j'ai là? — Je ne suis pas bien riche. — Ce n'est pas bien cher non plus, implora la colporteuse. — Entrez donc, permit la servante. *Ebd.*, 15. 12. 17, 791. Tu es bien? s'inquiétait M[me] Ellangé. *Ebd.*, 15. 10. 11, 733. Le traité le plus douloureux de notre histoire! s'indignait Louis. *Ebd.*, 743. Est-ce vrai, hasarde une

autre, qu'après la guerre on leur rendra la vodka? *Ebd.*, 1. 1. 17, 207. Ah! voyager! ... que c'est beau! ... je voudrais voyager! — Quoi de plus simple? offrit l'obligeant baron. *Ebd.*, 1. 4. 14, 495. Cela demande réflexion, hésita Amédée. *Ebd.*, 496. Tu vois, Amédée, appuya le baron. *Ebd.* Qu'à cela ne tienne, arrangea encore le baron. *Ebd.*, 497. Voici le programme que je vous propose, traça l'obligeant baron. *Ebd.* Cela va-t-il? — Je crois bien! souscrivit May enthousiaste. *Ebd.*, 498. Maigre chère! flétrissait le joyeux Tom en dégustant noisette de pré-salé! *Ebd.*, 503. Pas si haut, sourit Jean. *Ebd.*, 507. Bravo! approuva Jean. *Ebd.*, 508. La question, trancha-t-il, n'est pas de savoir si je mourrai amiral. *Ebd.*, 510. Allons donc, excitait Latullère. *Ebd.*, 519. Monsieur a du bien? — Eh! certes, cautionna V. *Ebd.*, 15. 3. 14, 281. J'ai revu F. L. — Encore! s'émerveillait ma pauvre maman. *Ebd.*, 15. 6. 19, 777. Mais vous n'êtes pas d'ici, monsieur de Coberg? aventura-t-il. Champol, a. a. O., S. 31. Voulez-vous que je vous accompagne chez mon oncle? offrit-elle. *Ebd.*, 243. Et damè! ça les met loin! préjugea, en se levant, B., facétieux. *RddM.*, 1. 3. 20, 35. Dieu me pardonne! on dirait que vous êtes gai! — En effet, découvrit l'abbé. *Ebd.* Et du premier coup, tous les deux, admirait le propriétaire, vous avez deviné. *Ebd.*, 37.[1]) Ah! je suis content, oui! — Moi aussi, accordait, moins expansif, M. Guillaume. *Ebd.*, 15. 4. 21, 727. Je me défendrais . . . — Avec quoi? — Avec ceci. Et dessous son manteau il sortait le parapluie . . . Isidore étouffait de rire. Alors M. Guillaume lui dit: Ah! ne riez pas! Et se penchant à son oreille: Il est à épée. — Hein? quoi? s'ébouriffait de plus en plus Panteau. *Ebd.*, 748. Comment cela? riait Jrène, amusée déjà. *Ebd.*, 1. 5. 21, 10. Comment, monsieur, c'est avec votre propre tête? s'effarait M. Guillaume en pressant alors la sienne comme si cette pensée suffisait pour l'endolorir . . . (Sinn: mit Ihrem Kopf haben Sie gegen die Tür gestossen?). *Ebd.*, 15. 5. 21, 267. Comme une Indienne, elle aussi! évaluait Panteau. — Vous l'avez dit (Sinn: elle est donc aussi riche qu'une I.). *Ebd.*, 264. C'est mon meilleur enfant de chœur. — Bien vieux! bien vieux! branlait du chef M. G. *Ebd.*, 1. 6., 485. Voilà, frémit le

---

[1]) Ein paar Beispiele mögen zeigen, dass auch deutschen Schriftstellern entsprechende Ausdrücke nicht ganz fremd sind: Dass du diese Wucht und Härte der Sprache finden konntest, bewunderte sie, macht dich erst vollkommen. Emil Hadina, *Die graue Stadt — Die lichten Frauen*, S. 220. Dazu hat es wohl noch seine Weile, lachte Tante Storm. *Ebd.*, S. 49. Keine Angst, Vater, beruhigte Theo. *Ebd.*, S. 51. Nur keine Bangigkeit! tröstete der Alte. Daneben: Es war doch so schön, Theo, sagte sie tröstend. *Ebd.*, S. 30 u. 55. [Besonders Schrott-Fiechtl verwendet gern solche Ausdrucksweise — bis zum Uebermass. H. J.]

propriétaire en brandissant les papiers vers l'abbé. *Ebd.,* 15. 6. 21, 751. Par quoi commençons-nous? — Par l'affaire C., lui planta B., en pleine poitrine. *Ebd.,* 1. 7. 21, 62. Ah! Ah! s'égaya G., adoptant la gaîté, vous savez ça aussi? *Ebd.,* 65. Je veux bien, dicta B., tenter de vous sauver, mais il faut m'obéir . *Ebd.,* 67. Ne vous en troublez pas! s'empressa B. *Ebd.,* 71. Vous avez tout votre temps! prodigua B. *Ebd.,* 72. Il va beaucoup souffrir. — Qu'il souffre! ordonna l'ingénieur. *Ebd.,* 73. Il faut que je parte. — Déjà? déplora-t-il. *Ebd.,* 93. Savez-vous ce qu 'il a fait? — Mais non! trépignait le garçon. Qu 'a-t-il fait? *Ebd.,* 15. 7. 21, 335. On ne l'arrêtera pas, détacha P. *Ebd.,* 336. Eh bien! oui, mettons que . . . je vous aie troublé, peiné! — Affligé! monsieur, déçu . . . bouleversé! révolté! . . . entassa l'ingénieur. *Ebd.,* 345. Mais à supposer que j'aie été léger . . .? — Dites coupable! criminel! accusa l'ingénieur. *Ebd.,* 345. Vous avez volé! — Moi? blémit G. *Ebd.,* 347. Que maintenez-vous? s'alarma l'abbé. *Ebd.,* 348. Et je lui dirai tout. — Oh! s'indigna G. *Ebd.,* 349. Die bei weitem grösste Zahl der vorstehenden Beispiele sind dem Roman *Le Chemin du Salut* von Henri Lavedan entnommen, der offenbar eine besondere Vorliebe für derartige Ausdrücke hat.

Altona. H. Schmidt.

Das Wesen der englischen Romantik an einigen Gedichten von Wordsworth gezeigt zur Behandlung auf der Oberstufe.[1])

In der vorliegenden Abhandlung wird der Versuch gemacht, an einigen Gedichten von Wordsworth das Wesen der englischen Romantik zu entwickeln. Geschichtlich betrachtet, ist die Romantik eine Gegenbewegung gegen den überlebten Klassizismus. Von diesem ist daher auszugehen. Die Schüler sind durch die Lektüre mit den Grundzügen des französischen Klassizismus vertraut. Was für diesen gilt, lässt sich auch auf den englischen übertragen; denn der Klassizismus war eine kulturelle Strömung, die nicht auf ein Land beschränkt blieb. Seine Wiege stand in Frankreich. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. hat ihn geboren. Die Renaissance hatte ein neues Weltbild geschaffen. Während das Mittelalter das Universum durch die Brille der Kirche betrachtete, sagte sich die Renaissance von dieser Bevormundung los und baute ihre Weltanschauung auf der Beobachtung auf. Das Zeitalter der exakten Naturforschung

[1]) Die Anregung zu der Arbeit gab die Behandlung der englischen Romantik im Seminar von Prof. Deutschbein in Marburg. Als wertvolles Hilfsmittel wurde benutzt: Max Deutschbein *Das Wesen des Romantischen.* Cöthen 1921. — Die Wordsworthschen Gedichte sind angeführt nach Herrig-Förster, *British Classical Authors,* Braunschweig 1912, 39.

begann. In dem Werke Newtons, der das Universum als eine Maschine verstanden haben wollte, liegt sein Höhepunkt. Gott hat diese Maschine gemacht, aber nach der Schöpfung tritt er zurück, da er überflüssig ist; denn seine Welt ist vollkommen. Der Verstand, die Vernunft tritt immer beherrschender auf allen Gebieten des Geisteslebens auf und verdrängt die Phantasie. Wie im grossen Weltgeschehen will man für alle Zweige der Kultur allgemeine Regeln finden nach dem Vorbild der Naturgesetze. Kunst, Sittlichkeit, Religion, Dichtung, Erziehung, alles wird den Denkgesetzen der Vernunft unterworfen. Man spricht von einem „natürlichen System". Die menschliche Vernunft gilt als unbedingt unableitbar, und aus ihr sind alle Grundsätze des Denkens und Handelns zu gewinnen. Das natürliche System setzt für das menschliche Denken voraus, dass es allgemeine Wahrheiten gibt, die keiner Beweise bedürfen. Der Philosoph des natürlichen Systems war Descartes. Die Natur wird dem Menschen untertan gemacht und muss sich in ihrem Werden und Wachsen das Eingreifen des Menschen nach dem mathematisch-harmonischen Schönheitsideal gefallen lassen. Die Gärten werden nun streng geometrisch angelegt. Die Bäume werden in Pyramiden- oder Kegelform und andere kunstvolle Gebilde gezwungen. Der Park von Versailles bildete das Muster eines solchen Gartens. Sein Vorbild ahmte die ganze westeuropäische Kulturwelt nach. Der Trieb nach mathematischer Genauigkeit und Schablone wirkte vor allem ungünstig auf die Dichtung. In einer Zeit, wo nur der kühle Verstand geschätzt wurde, musste die Lyrik verkümmern. Alles Gefühlsmässige tritt zurück. Die Begeisterung wird verachtet, da man sie als formvernichtend erkannt hatte. Es galt als vornehm, alles Leidenschaftliche zu unterdrücken und im Leben wie in der Kunst sich stets der Vernunft, der Gebundenheit und Angemessenheit zu fügen. Die Poesie wurde zu einem Kunsthandwerk entwürdigt, konventionell, geschraubt und unnatürlich. Dem Absolutismus im politischen Leben steht der Absolutismus der Vernunft gegenüber. Beherrschung der Leidenschaft durch die Vernunft bildet den Grundgedanken des klassizistischen Dramas. In seinem Aufbau lehnt es sich an die Antike an, weil man dort die Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung am besten zur Durchführung gebracht glaubte. Boileau in seiner *Art poétique* wurde der literarische Gesetzgeber des französischen Klassizismus, Pope mit seinem *Essay on criticism* und Dryden mit dem *Essay on dramatic poesy* wurden seine Schüler in England. Die Stuarts lernten in der Verbannung in Frankreich das dortige Theater kennen und verpflanzten es nach England. Shakespeare, der sich nicht um Regeln kümmerte, und nur die Einheit der Handlung anerkannte, musste von der Bühne verschwinden und Dramen im cornelianischen Geschmack Platz machen. Eine Dichtung, die kein Verständnis für das Originelle hatte, die alle Gefühlsregungen streng verbannte und nur die Autori-

tät der Vernunft anbetete, konnte auf die Dauer nicht alleinherrschend bleiben.

In allen Ländern erwachte eine Gegenströmung, die der Phantasie, dem Gefühl und Freiheitsbedürfnis des Menschen wieder zu ihrem Rechte verhalf. In Deutschland war es die Sturm- und Drangperiode, in England die Romantik, die die Ketten des Klassizismus brachen und ihm ein lyrisch-musikalisch-freiheitliches Prinzip entgegenstellten. Die Bewegung war zunächst nicht einheitlich, sondern erfasste nur Teilgebiete. So spricht man von einer neuen Auffassung des Originellen, von einer Shakespearerenaissance, einem Erwachen der Volkspoesie, einem neuen Naturgefühl (Rousseau), einer neuen Theorie des Schönen, einem Zeitalter der Sentimentalität, einem Hang zum Geheimnisvollen, Schauerlichen, Mystischen. Diese nebeneinander laufenden Strömungen erfüllen die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und bahnen der Geistesrichtung den Weg, die wir als Romantik bezeichnen. Wir wollen nicht das Nach- und Miteinander dieser Bewegungen feststellen, also den Entwicklungsgang der Romantik geben, sondern deren Wesen in ihrem Höhepunkt kennen lernen. Wir wählen zu diesem Zwecke einige Gedichte von Wordsworth aus, weil dieser wegen seines volkstümlichen Denkens am ehesten von den Schülern verstanden werden wird. Auch ist er, abgesehen von einer rasch verflogenen Schwärmerei für die französische Revolution, sein ganzes Leben lang durch und durch englisch geblieben und hat sich nicht innerlich seinem Vaterland entfremdet wie Shelley, Keats oder Byron.

Im Jahre 1798 veröffentlichte Wordsworth in Gemeinschaft mit seinem Freund Coleridge die *Lyrical Ballads.* Dieses Jahr ist das eigentliche Geburtsjahr der englischen Romantik. Diese Gedichtsammlung kann mit Recht als die erste bewusste öffentliche Lossagung von dem bisherigen literarischen Geschmack in England angesehen werden.

Zu den schönsten Gedichten von Wordsworth gehört

The Solitary Reaper.

Darin gibt er ein Erlebnis wieder, das er in der Einsamkeit des Hochlandes hatte, als er 1803 mit seiner Schwester Dorothea eine Reise nach Schottland unternahm. 1807 wurde es zum ersten Male veröffentlicht. Wordsworth hörte einer Schnitterin zu, wie sie einsam auf dem Felde ein melancholisches Lied sang. Ihre Töne machten einen unvergesslichen Eindruck auf ihn. Nichts Aussergewöhnliches enthält das Bild, es ist eine Szene, wie sie jeden Tag beobachtet werden könnte, aber der Dichter hat sie mit dem eigenartigen Zauber der Poesie umwoben. Eine wunderbare Anschaulichkeit verstärkt den Eindruck des Erlebnisses. Das Lied des Mädchens wird mit einem Quell verglichen, der überfliesst und das ganze Tal anfüllt. Z. 18 wird dasselbe Bild noch einmal aufgenommen:

Perhaps the plaintive numbers flow for old, unhappy, far-off things.

Um so recht die Wirkung des Liedes in jener Einsamkeitsstimmung zu verdeutlichen, gebraucht Wordsworth zwei Vergleiche. Keine Nachtigall sang je willkommenere Töne müden Scharen von Wanderern in der Arabischen Sandwüste, eine so durchdringende Stimme des Kuckucks hörte man nie das Schweigen der See an den fernen Hebriden durchbrechen. Die Worte *sands* und *seas* sind nicht ohne Absicht gebraucht. Die Plurale verstärken den Eindruck des Weitausgedehnten und Unendlichen und erhöhen das Gefühl der Einsamkeit. Sie gehören in die gleiche Reihe wie *skies* und *heavens,* haben aber nicht den starken Gefühlswert wie diese. Der Dichter liebt Gegensätze. Mit einem Gegensatz beginnt er: Die Ruhe der Landschaft wird von dem Lied der Sängerin durchbrochen. In ganz ähnlichem Gegensatze stehen die einsame Sandwüste und der Gesang der Nachtigall einerseits und der Kuckucksruf in der Meereseinsamkeit der Hebriden anderseits. Auch *sands* und *seas* bilden einen Gegensatz.

Das Lied des Mädchens ist der Landschaft angepasst. Die unendliche Einsamkeit lastet auf ihm. So singt es *a melancholy strain* (6) und *plaintive numbers* (18). Der Dichter versteht seine Worte nicht, er ahnt nur, was der Inhalt sein könnte:

> old, unhappy, far-off things, and battles long ago
> Or is it some more humble lay,
> Familiar matter of to-day?
> Some natural sorrow, loss or pain
> That has been, and may be again?

Was hier in dem Einzelfall als Vermutung ausgesprochen wird, gibt allgemein den Inhalt der romantischen Dichtung wieder: Geschichtliches und Alltägliches bilden ihren Gegenstand. Aber dem Dichter kommt es gar nicht darauf an, bis ins Einzelne zu wissen, was das Mädchen sang. Darauf hätte der Dichter des Klassizismus Wert gelegt, der mit seinem Verstand alles sezieren will. Gerade das Ungewisse reizt den Romantiker. Es steigert den Eindruck des Geheimnisvollen und Bezaubernden. Der Dichter hat nur auf die Melodie gelauscht, nicht auf den Inhalt. Aber das Einssein und Verwobensein von Ton und Wort, verbunden mit der tiefen Ruhe der Landschaft haben in ihm die höchste poetische Stimmung erzeugt. Er steht bewegungslos und stille da und lauscht. Lang schon ist das Lied verklungen, aber in seinem Herzen schwingt immer noch die angeschlagene Saite mit. Das Lied des Mädchens war für ihn zum Erlebnis geworden. Seine Stimme ist eine Stimme aus dem Unendlichen, aus einer anderen Welt, deren Nähe er in der tiefen Einsamkeit in sich fühlte.

Dem einfachen Gegenstand entsprechend ist der Wortgebrauch. Nirgends finden wir ein Wort, das durch seinen störenden Stimmungsgehalt wie ein Missklang in unser Ohr fällt. Die Vorliebe des Dichters für volkstümliche Worte zeigt sich an dem aus dem schottischen Dialekt stammenden *Lass.* Ein langsames, ausdrucksvolles

Lesen lässt uns den wundervollen Rhythmus des Gedichtes und die Einheit von Form und Inhalt fühlen. Das durchgängige Versmass ist der vierfüssige Jambus. In Zeile 3 unterbricht ein Trochäus den einheitlichen Rhythmus, so wie die gleichförmige Ruhe der Landschaft durch die Bewegung und das Lied des Mädchens durchbrochen werden. Dasselbe wiederholt sich Vers 15: „Breaking the silence of the seas." — Auch hier sehen wir deutlich den innigen Zusammenhang von Form und Inhalt. Dem alles gleichmachenden Geschmack des Klassizismus entspricht ein solcher rhythmischer Aufbau nicht. Für den Romantiker gibt es keine Formvorschrift wie etwa für den Dramatiker des Klassizismus. Jedes romantische Gedicht verlangt eine seinem Stimmungsgehalt entsprechende Form, und diese ergibt sich unbewusst dem Dichter. Aeussere Formlosigkeit ist also innerlich bedingt. Unser Gedicht ist in Reimen geschrieben. Die englischen Romantiker lieben den Reim wegen seines melodischen Wertes. Musik und Wort werden dem Romantiker zu einer höheren Einheit. Seine höchste Vollendung fand dieses romantische Empfinden in den Wagnerschen Opern, wo Musik- und Versdrama verschmolzen sind.

Nicht minder reizvoll als das eben behandelte Gedicht sind die

Daffodils.

Auch hier liesse sich ein ganzes System der Romantik ableiten. Uns fällt wieder die grosse Anschaulichkeit des Dichters auf. Er vergleicht sich mit einer Wolke, die hoch über Berge und Täler hinzieht. Unter sich sieht er auf einmal „a crowd, a host of golden daffodils". Die Narzissen sind also für ihn etwas Lebendes. Sie wiegen sich in rhythmischer Bewegung (fluttering and dancing). Diese Ausdrücke sind typisch romantisch, ein Mittelding von Ruhe und Bewegung. Dahin gehören noch 7 und 8: shine and twinkle, 12: tossing, 14: sparkling. Der Klassizismus kennt nur die Ruhe oder das gleichmässige Fliessen.

They stretched in never ending line
along the margin of the bay.

Für die Sinne des Romantikers verschwinden die Grenzen, so wie auch der Gesang des Hochlandmädchens kein Ende zu nehmen schien. Hier liegt eine scharfe Scheidelinie zwischen romantischem und klassizistischem Schönheitsgefühl. Der Klassizismus liebt das Mathematische, die Romantik das Malerische.

Wie die Narzissen, so sind für den Dichter auch die Wogen belebt, mit denen er sie vergleicht,

but they
Out-did the sparkling waves in glee.

Das einfache Naturbild macht wieder einen nachhaltigen Eindruck auf den Dichter. „I gazed and gazed" — er starrt hin, ganz in das Bild versunken, ohne zu denken, syntaktisch angedeutet durch die Wiederholung des Verbums. Das einmalige Sehen wird zum Er-

lebnis, das später immer wieder von neuem in ihm auflebt und ihn verzückt. Die Daffodils waren für Wordsworth mehr als gewöhnliche Blumen. Sie sind etwas Lebendiges wie er selbst, ein Teil des grossen Lebendigen. Sie tanzen vor Freude und reissen sein Herz mit. Ein anderer wäre achtungslos vorbeigegangen, Wordsworth aber wird durch das Einfache gefesselt. Er sagt einmal in der *Ode an die Unsterblichkeit:*

> To me the meanest flower that blows can give
> Thoughts that do often lie too deep for tears. (Z. 202 u. 203.)

Natur und das eigne Ich treten in engste Wechselbeziehung, sie verschmelzen ineinander. Der Klassizist kennt eine solche Empfindung nicht. In seinem Stolz auf die Erhabenheit der Vernunft blickt er mit Verachtung auf die Natur, er betrachtet sich als ihren Herrn. Nicht immer hat der Romantiker dieses Einheitsgefühl mit der Natur. Bedingung für ein solches tiefes Schauen ist die Einsamkeit, in der der Urgrund der Seele sich öffnen kann.

> For oft, when on my couch I lie
> In vacant or in pensive mood,
> They flash upon that inward eye
> Which is the bliss of solitude.

Es ist eine „waking-dream"-Stimmung, ein Mittelding zwischen Schlafen und Wachen, ein Träumen. In der Einsamkeit erwacht das innere Auge des Dichters.

> that blessed mood,
> In which the burthen of the mystery,
> In which the heavy and the weary weight
> Of all this unintelligible world,
> Is lightened: — that serene and blessed mood,
> In which the affections gently lead us on, —
> Until, the breath of this corporeal frame
> And even the motion of our human blood
> Almost suspended, we are laid asleep
> In body, and become a living soul:
> While with an eye made quiet by the power
> Of harmony, and the deep power of joy,
> We see into the life of things. (*Tintern Abbey* 37 ff.)

In dieser Stimmung sieht der Dichter hinter dem äusseren Geschehen tiefere Zusammenhänge. Das ist mit *life of things* gemeint, die Ideen im Sinne Kants. Die poetische Kraft, mit der der romantische Dichter die Zusammenhänge von Mensch und Natur innerlich erschaut, ist die *imagination*. Dieser Begriff spielt in der romantischen Poetik eine grosse Rolle. In der Vorrede zu der zweiten Auflage der *Lyrical Ballads* (1800) und der Ausgabe von 1815 erörtert Wordsworth den Unterschied von *Fancy* und *Imagination*. „Die Fancy ist Laune, absichtliche dichterische Täuschung, die unbekümmert um Wahrheit und Wirklichkeit ihre eigenen Gefühle in die Dinge hineinlegt. Sie will nur das Gemüt durch unerwartete Verwandlungen der Situationen und mühelos angehäufte Bilder ergötzen.

Alles Lügenhafte schiebt Wordsworth ihr zu und nennt später in bezeichnender Weise seine weniger guten Gedichte 'poems of fancy'. Ganz anders die Imagination, die wahrheitsgetreu sieht und nur das Biegsame, der plastischen Formgebung Fähige, zu ihrem Stoffe wählt, die ihre Bilder auf die dem Objekt inhärenten Eigenschaften aufbaut und so durch ihr Wahrheitselement auf unser Gemüt wirkt. Sie ist schöpferisch, verwandelt Vielheit in Einheit und Einheit in Vielheit."[1]) Klarer als Wordsworth spricht Jean Paul Richter in seiner *Vorschule der Aesthetik* I, § 5 von Bildungskraft und Einbildungskraft und versteht unter der Einbildungskraft (= *fancy*) die Fähigkeit, die dem Gedächtnis dargebotenen Bilder willkürlich zusammenzubringen, während die Bildungskraft (= *imagination*) alle Teile zum Ganzen verbinde und neue, eigene Formen schaffe. Das Genie hat *imagination,* das Talent nur *fancy.* Das Wesentliche in der Begriffsunterscheidung ist das Schöpferische der *imagination.* Sie führt zu einem inneren Erlebnis. Durch die *imagination* wird das Lied der Schnitterin dem Dichter zu einer Stimme aus dem Unendlichen, und die Narzissen werden etwas Lebendiges, das in Freude mitreisst.

In Stimmung und Gehalt mit den beiden behandelten Gedichten verwandt ist

To the Cuckoo.

Der Dichter liegt im Grase und hört den Kuckuck rufen, ein einfaches Ereignis, das aber für ihn symbolische Bedeutung gewinnt. Der rufende Vogel ist unsichtbar, bald ist er nahe, bald klingt seine Stimme aus der Ferne. Er ist ein Geheimnis. Dieses Ungewisse ist verschiedentlich ausgedrückt: 4: a wandering voice, 8: at once far off, and near, 15: no bird, but an invisible thing, a voice, a mystery; 23: a hope, a love; still longed for, never seen. 32: der Kuckuck ein Wesen, das nur an einem „unsubstantial, faery place" leben kann.

Der Reiz des Gedichtes liegt darin, dass ein einfacher Naturvorgang, der Ruf eines Kuckucks, in dem Dichter eine Verbindung mit dem Unendlichen herstellt.

Thou bringest unto me a tale
Of visionary hours.

Der Dichter wird in seine Jugend zurückversetzt. Schon als Schulknabe lauschte so gerne dem Kuckucksruf, und damals schon rief das Lied ein mystisches Sehnen in ihm wach. „And I can listen to thee yet." Noch heute dasselbe Entzücken in ihm. Das erste Erlebnis ist ewiges Besitztum seiner Seele geworden. Auch das Lied des Hochlandmädchens trägt er noch unverklungen im Herzen, und die tanzenden Narzissen tauchen immer wieder vor seinem inneren Auge auf.

---

[1]) S. B. Fehr: *Englische Literatur d. 19. u. 20. Jhdts.* (in Walzels *Handbuch d. Literaturwissenschaft*) S. 67 u. 68.

And then my heart with pleasure fills,
And dances with the daffodils.

Fehr spricht von einem Erinnerungskultus. „Vorausblickend sucht der Dichter schon im ersten Anblick des Dinges dessen zukünftigen Erinnerungswert herauszufühlen und hält rückblickend beim späteren Schauen das alte Erinnerungsbild ans Licht empor. Was wird mir einst das jetzige Naturentzücken in der Erinnerung sein, was war es mir früher?“ (a. a. O. S. 72 f.)

Das tiefe Versenken in die Vergangenheit ist syntaktisch durch die Aktionsart des Intensivums angedeutet: 27: I do beget. Dem einfachen Gegenstand entsprechend ist die Sprache einfach. Pathos kennt der echte Naturdichter nicht. Eine frohe Stimmung herrscht über dem Bilde. „O blithe New-comer“ jubelt Wordsworth dem Kuckuck zu, sein Rufen ist ein „babbling of sunshine and of flowers“. Z. 13: „Thrice welcome, darling of the Spring,“ und er schliesst mit „O blessed Bird“.

Der Verkehr mit der Natur macht den Menschen froh.

Nature never did betray
The heart that loved her; 'tis her privilege,
Through all the years of this our life, to lead
From joy to joy: for she can so inform
The mind that is within us, so impress
With quietness and beauty, and so feed
With lofty thoughts, that neither evil tongues,
Rash judgments, nor the sneers of selfish men,
Nor greetings where no kindness is, nor all
The dreary intercourse of daily life,
Shall e'er prevail against us, or disturb
Our cheerful faith, that all which we behold
Is full of blessings. (*Tintern Abbey* 122 ff.)

Von melancholischer Stimmung finden wir nichts bei dem Dichter, der mit der Natur Zwiesprache hält. Oft wird ja von oberflächlichen Beurteilern romantisch mit melancholisch gleichgesetzt. Der Weltschmerz (mood of despair) ist etwas Ungesundes, er ist ein Erzeugnis der Kulturverfeinerung und kommt aus der Uebersättigung. Er ist keine Romantik, sondern Dekadenz, nimmt aber leicht die äusseren Formen der Romantik an und wird daher mit dieser verwechselt.

Auch die anscheinend tote Natur ist für Wordsworth belebt. In dem Sonett

Composed upon Westminster Bridge

gibt er den überwältigenden Eindruck der schlafenden Stadt wieder. Er wählt nicht die nächtliche Stadt, auch nicht die Zeit des geschäftigen Treibens, sondern die Zeit zwischen Belebtsein und Unbelebtsein. Das Vermeiden des Bestimmten und fest Umgrenzten ist wieder typisch romantisch. Die Stadt liegt in tiefster Stille da. Und nun das wunderschöne Bild: Die Stadt trägt wie ein Gewand die Schönheit des Morgens. „All bright and glittering in the smokeless air.“ Immer

finden wir die Lieblingsworte der Romantiker wieder. Das Glitzern im ersten Frühlicht ist die einzige Bewegung in dem sonst ruhigen Bild. Aber das Gefühl der Ruhe wird durch die aufgehende Sonne nicht gestört, sondern nur gesteigert. Der Fluss gleitet ruhig dahin, „at his own will“. Er hat eine Seele wie die Häuser, die zu schlafen scheinen, die Schiffe, die Türme, Kuppeln, Theater und Tempel, die ganze Stadt hat ein mächtiges Herz.

Das Gemeinsame, das die bisher behandelten Gedichte miteinander verbindet, ist die Vorliebe für das Malerische. *Picturesque* ist ein neues Wort, das Steele 1703 zum ersten Male gebraucht. Die Eingangsverse von

Lines composed a few miles above Tintern Abbey, on revisiting the banks of the Wye during a tour, July 13, 1798

lassen sich vortrefflich dazu benutzen, eine deutlich klare Vorstellung von dem Malerischen in der Romantik zu geben.[1]) Steilragende Felsen schliessen die Landschaft scheinbar ab und erwecken in uns den Eindruck von etwas Dämonischem. Sie ragen zum Himmel empor und stellen so eine Verbindung des Endlichen mit dem Unendlichen dar. So verstehen wir auch die Vorliebe der Romantiker für die gotischen Dome mit ihren aufstrebenden Türmen, Pfeilern und Giebeln, die sich in der Höhe in Nebel auflösen, sich im Ungewissen verlieren und in der Seele des Beschauers ein mystisches Ahnen der Ewigkeit aufsteigen lassen. Wordsworth sieht die Landschaft als ein Ganzes, nicht einzelne Gärten oder Häuser. Er spricht von *plots,* von Flecken, *which are clad in one green hue.* Sie lösen sich allmählich in Hain und Unterholz auf. Noch malerischer sind die Heckenreihen, es sind kleine Reihen von lustigem Gehölz, also lebend geschaut. Es ist nicht beschnitten wie in einem französischen Park. Die scharfen Umrisse der Tür sind aufgehoben, dadurch dass sie vom Grün umrankt wird. Sie wird dadurch selbst ein Stück Natur. Das Malerische sieht also nicht in Linien, sondern in Massen. Aehnlich ist es auch bei der Ruine. Die Zerstörung und Verwitterung haben die starren architektonischen Formen gebrochen. Die Mauern bröckeln, Risse entstehen. Darin setzen sich Gewächse an. Es entwickelt sich grünendes Leben. So wird das tote Bauwerk ein Stück lebendige Natur und ordnet sich der umgebenden Landschaft ein. Daher die Vorliebe der Romantiker für das Ruinenhafte.

Nahe verwandt mit dem Malerischen ist das Geheimnisvolle. Auch hiervon ein schönes Beispiel in dem Gedicht (V. 17 ff.). Ueber

---

[1]) Vgl. auch Wölfflin *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe* und Franz Schulz *Das Malerische bei Wordsworth,* Marburger Dissert. 1921.

den Bäumen steigen Rauchgirlanden auf. Man weiss nicht, woher sie kommen, ob von dem Lagerfeuer „of vagrant dwellers — or of some Hermit's cave, where by his fire the Hermit sits alone".

Die Landschaft ist scheinbar vom Leben abgeschlossen. Wordsworth sagt „wild secluded scene". Von einem Idyll ist hier nicht die Rede. Idyll hat etwas von Ruhe und Behaglichkeit an sich, entspricht dem statischen Charakter des Klassizismus, während hier Spannungen auftreten, dynamische Kräfte. Der Klassizismus hat eine Abneigung gegen das Grosse, Gewaltige, Schreckliche, z. B. Berge, den Ozean, Sturm, Winter. Milton, der durch die Schweiz gekommen war, erwähnt die Alpen gar nicht. Westmoreland, das Lieblingsland der Romantiker, bezeichnet er als „frightful country". Addison, der an Bergen und Abgründen vorbei nach Genf gereist war, schrieb, dass es ihm davon ganz wirr im Kopf geworden sei, und er freue sich, wieder in der Ebene zu sein. Die Mühseligkeit des Reisens, die Ertragslosigkeit der Berge, vor allem aber das Fehlen von Symmetrie und Ordnung, also des klassizistischen Schönheitsideals, mögen die Ursachen solcher Auffassungen gewesen sein. Die Leute haben gar nicht in der Natur gelebt. Sie haben nur in naturwissenschaftlichen Werken darüber gelesen. Daher auch kein Gefühl für das Feinere und Fernerliegende. Mondnacht und Zwielicht werden kaum erwähnt. Die klassizistische Dichtung wählt sich nur das aus, was sie ausdrücken und in feste Formen giessen kann. Für das Uebernatürliche, Unfassbare, Mystische fehlt es an Ausdrucksmitteln. Die Umwandlung des harmonischen Schönheitsgefühls des Klassizismus zu dem malerischen der Romantik ist am deutlichsten und sinnfälligsten in der Entwicklung zu sehen, die die englische Gartenbaukunst nahm. Man hörte auf, die Bäume kunstvoll zu beschneiden und liess ihnen ihren natürlichen Wuchs. Man liebte nun die gewundenen Pfade, die freien Baumgruppen, Felsen und Schluchten, Berge und Ruinen, kurz die malerische Landschaft. Dort suchen sich die romantischen Dichter ihre Lieblingsplätze, die immer wieder die gleichen alten Erinnerungen bei ihnen wachrufen.

„Five years have past" beginnt Wordsworth sein *Tintern Abbey*. Vor fünf Jahren hat er zum ersten Male dieses malerische Bild geschaut. Seitdem hat er es nicht mehr vergessen können. In Stunden der Gedrücktheit, in der Einsamkeit und auch im Lärm der Stadt hat die Erinnerung daran süsse Empfindungen geweckt, die er zunächst nur im Unterbewusstsein fühlte: „felt in blood, and felt along the heart" (V. 28). Wenn sie aber in ein klareres Bewusstsein übergehen, dann findet er durch sie seine innere Ruhe wieder. Diese Stimmung nennt Wordsworth „a blessed mood", in der die Bürde des Geheimnisvollen, das schwere und ermüdende Gewicht dieser unverstandenen Welt erleichtert wird. (Vgl. auch „bliss of solitude" in den Daffodils.) In dieser heiteren und glückseligen Stimmung

hört der körperliche Atem und die Bewegung unseres Blutes auf, wir empfinden nichts mehr vom physischen Leben, die Seele allein lebt in solchen Augenblicken.

> we are laid asleep
> In body, and become a living soul. (V. 45 u. 46.)

Was unserem körperlichen Auge sonst verborgen ist, sehen wir nun. Wir schauen in das „life of things", die tieferen Zusammenhänge des Geschehens, die Ideen. Nach Kant begreift der Verstand die Erscheinungswelt. Darüber hinaus kommt er nicht. Ideen sind Postulate der Vernunft, die aber nicht mit dem Verstande bewiesen werden können. Für die Romantiker sind die Ideen etwas Wirkliches, tatsächlich gegeben durch die eigne Erfahrung vermittels der *imagination*. Darin liegt das Schöpferische der Romantik. Wordsworth sagt: Wenn dieser Glaube auch nur eitel ist, für mich ist diese Wesensschau Wahrheit.

In Stunden der Gedrücktheit hat er gern an diese Natureindrücke, an diese wahrhaft tiefen Erlebnisse gedacht.

> O sylvan Wye! thou wanderer thro' the woods,
> How often has my spirit turned to thee! (V. 56 f.)

Der heutige Besuch und die Erinnerung an seinen früheren Aufenthalt in dieser Gegend lenken den Blick des Dichters auf die Entwicklung seines 'mind'. Damals als er noch in jugendlicher Ausgelassenheit wie ein Reh über die Berge sprang, war für ihn die Natur alles. Der brausende Wasserfall erschauerte ihn wie eine Leidenschaft, der hohe Fels, der Berg und der düstere tiefe Wald, ihre Farben und Formen hatten damals einen besonderen Reiz für ihn; sie erweckten ein Gefühl, eine Liebe, die keines weiteren Reizes bedurfte, denen der Verstand nachhelfen musste, oder irgend eines Interesses, das nicht von dem Auge entlehnt war.

Diese Zeit mit all ihrer schmerzlichen Wonne und ihrem schwindelnden Entzücken ist vorbei, die Zeit der „wild ecstacies" (138). Jetzt kommt Wordsworth mit anderem „mind" der Natur entgegen. Er hört in ihr die stille traurige Musik der Menschheit, nicht misstönend oder schneidend, obwohl von unbegrenzter Gewalt zu züchtigen und niederzubeugen. Und er fühlt etwas gegenwärtig, das ihn mit erhabenen Gedanken freudig erschauern lässt, „a sense sublime" (95), ein Ahnen von etwas Hohem, das im Licht der untergehenden Sonne wohnt, im gewölbten Meer und der lebendigen Luft, im blauen Himmel und im Geist des Menschen. Eine Bewegung und ein Geist, der alle denkenden Dinge antreibt, die Objekte alles Denkens, und durch alle Dinge hindurchrollt. Wordsworth fühlt sich eins mit dem Universum, er fühlt sich als Teil des grossen Weltgeistes. Deshalb liebt er die Matten, die Wälder, die Berge und alles, was nur auf dieser grünen Erde zu schauen ist. Denn die Natur ist ihm der Anker der reinsten Gedanken, sie ist die Amme, die Führerin, die Wächterin seines Herzens und die Seele seines ganzen Innenlebens

(„moral being"; moral bedeutet hier nicht moralisch, sondern geistig; vgl. die moralists des 18. Jhdts.). In diesen Worten legt Wordsworth sein poetisches, religiöses und philosophisches Glaubensbekenntnis ab.

Der Dichter ist von seiner Schwester Dorothea begleitet. Ihr verdankt er vieles. Als er in den Wirren der französischen Revolutionszeit den Boden unter seinen Füssen zu verlieren drohte, fand er bei ihr den inneren Halt wieder. Sie war ihm Schwester und Freundin. „My dearest Friend" nennt er sie hier und nochmals „my dear, dear Friend". Am Ende des Gedichts bekennt er, dass durch sie ihm die Landschaft wertvoller gemacht wird:

> 155 ff. — after many wanderings, many years
> Of absence, these steep woods and lofty cliffs,
> And this green pastoral landscape, were to me
> More dear, both for themselves and for thy sake.

Aus ihrer Stimme hört er die Sprache seines früheren Herzens heraus, sein früheres Entzücken liest er in dem wilden Aufblitzen ihrer feurigen Augen.

Nur eine Zeitlang möchte er in ihr schauen, was er einst war. Sie ist also eine Zauberin, die ihn zurückversetzen kann in die Gemütsverfassung seiner Jugend. Wir finden hier den Erinnerungskult wieder. Die Natur wird ihm kein Trugbild vorzaubern; denn sie belügt nicht das Herz, das sie liebt. Der Umgang mit der Natur macht den Menschen froh. Sie führt ihn von Freude zu Freude. Wer stets in engster Fühlung mit ihr bleibt, dem kann keine Bosheit der Welt etwas anhaben. Darin liegt der Grund für den Optimismus von Wordsworth, den wir schon kennen gelernt haben. Diese Mahnung soll die Schwester nie vergessen und die Erinnerung an den gemeinsamen Besuch wachhalten. Wordsworth ist unermüdlich im Dienste der Natur. Nach so vielen Wanderungen und vielen Jahren der Abwesenheit waren diese hohen Wälder und ragenden Klippen und dieses grüne Weideland ihm noch teurer geworden, sowohl um ihrer selbst willen, als auch durch die Schwester, die Natur, weil sie ihm jetzt ein anderes Lied singen kann, und die Schwester, weil sie ihn wie eine Seherin in die Vergangenheit hat schauen lassen.

Die Frau hat eine grosse Rolle in der Romantik gespielt. Sie greift tief in das Leben des Dichters ein und nimmt Anteil an seinem künstlerischen Schaffen (vgl. Chateaubriand, Shelley, Byron, die Schlegel, Tieck).

In der Stellung zur Natur liegt die grosse Scheidelinie zwischen Klassizismus und Romantik. Man kann die Stellung des Klassizisten der Natur gegenüber objektiv nennen. Das Ich ist dabei passiv. Die Natur ist gewissermassen die Vorratskammer, die dem Dichter Bilder und Gleichnisse zur Erläuterung menschlicher Handlungen nach Belieben liefert. Sein Werk ist ein ausführlicher Schönheitskatalog. Das Gegenteil wäre eine subjektive Einstellung, wo ein starkes Gefühlsleben sich nach aussen drängt und die Natur zum Resonanzboden

des eignen Ich macht. Das ist der sentimentale Mensch. Eine solche subjektive Einstellung haben die Vorläufer der englischen Romantik, z. B. Young in den *Night Thoughts*, Macpherson, auch der Wertherismus gehört in diese Reihe. Die Auffassung der Romantiker von der Natur ist eine Synthese der beiden gegensätzlichen Einstellungen. Man könnte von einer objektiv-subjektiven Betrachtungsweise sprechen. Natur und Ich verschmelzen zu einem, beide sind gleichzeitig aktiv und passiv. Die Natur offenbart dem Romantiker das Göttliche, sie ist die Stimme eines Höheren und gibt dem Menschen ein Ahnen von dem Göttlichen. Die Natur wird ein Bote zwischen dem Göttlichen in uns und der Gottheit. So ist der Ruf des Kuckucks und der Sang der Schnitterin von Wordsworth erlebt. In Ehrfurcht und Demut steht er vor dem Gewaltigen. Zwiesprache mit der Natur ist sein Gottesdienst. Aber für Wordsworth ist die Natur nicht gleich Gott. Gott ist höher, die Natur ist nur ein Organ, ein Symbol Gottes. Daher dürfen wir die Naturreligion von Wordsworth nicht einen Pantheismus nennen, der die Welt und Gott gleichsetzt, sondern müssen von einem Panentheismus reden, der Gott höher stellt als das Universum.

Das Unendliche nahe zu fühlen, ist das grösste Sehnen des Romantikers. Das Kind kennt noch keine Grenze von Endlichkeit und Unendlichkeit. Es weiss noch nichts von Vergänglichkeit und Tod. Das ist der Grundgedanke eines der besten Wordsworthschen Gedichte:

We are seven.
(aus den *Lyrical Ballads*, 1798).

. . . . A simple Child
That lightly draws its breath,
And feels its life in every limb,
What should it know of death?

Zwei seiner Geschwister sind tot, aber das kleine Mädchen hat noch ganz das Empfinden, dass sie mit ihm zusammenleben. Sie sitzt gern an ihrem Grab, stickt dort, oder singt ihnen ein Liedchen vor oder nimmt ihre Abendmahlzeit bei ihnen ein. Es wäre eine vergebliche Mühe, sie von etwas anderem überzeugen zu wollen. „We are seven" ist ihre ständige Antwort.

Die Sprache des Gedichtes ist ganz der einfachen Ausdrucksweise des Kindes angepasst, meist einfache Hauptsätze und kurze Wechselrede. Wordsworth hat nicht ohne Absicht für dieses Gedichtchen aus dem Leben des einfachen Volkes das volkstümliche Balladenmetrum gewählt, wie er überhaupt hierfür eine Vorliebe zeigt. Die erste Strophe, die die Fragestellung des ganzen gibt und vor der Handlung liegt, und die letzte Strophe, die mit Nachdrücklichkeit noch einmal das für den tiefen Gehalt des Gedichtes Wichtige heraushebt, fallen aus dem allgemeinen Schema heraus.

Das Einheitsgefühl mit dem Unendlichen wird in einem grossen philosophischen Gedicht ausführlicher behandelt.

Ode

Intimations of Immortality from Recollections of early Childhood.

Im 5. Teil sagt Wordsworth:

Our birth is but a sleep and a forgetting:
The Soul that rises with us, our life's Star,
Hath had elsewhere its setting,
And cometh from afar:
Not in entire forgetfulness,
And not in utter nakedness,
But trailing clouds of glory do we come
From God, who is our home.

In der Jugend fühlt der Mensch noch den Himmel, seine Heimat, nahe:

Heaven lies about us in our infancy!
Shades of the prison-house begin to close
Upon the growing Boy.

Allmählich verliert der Mensch diese innere Jugend. Die Umgebung, die Erde tut alles, um dem Menschen den Glanz der Ewigkeit, den er einmal geschaut hat, vergessen zu machen.

Earth fills her lap with pleasures of her own;
Yearnings she hath in her own natural kind,
And, even with something of a Mother's mind,
And no unworthy aim,
The homely Nurse doth all she can
To make her Foster-child, her Inmate Man,
Forget the glories he hath known,
And that imperial palace whence he came.

Die Sorgen und die Gewohnheiten nehmen dem Kind die Ursprünglichkeit.

Thou little Child, yet glorious in the might
Of heaven-born freedom on thy being's height,
Why with such earnest pains dost thou provoke
The years to bring the inevitable yoke,
Thus blindly with thy blessedness at strife?
Full soon thy Soul shall have her earthly freight,
And custom lie upon thee with a weight,
Heavy as frost, and deep almost as life! (V. 121—128.)

Mit Hilfe der *imagination*, der romantischen Schöpferkraft, sucht der Dichter die Einheit mit dem Unendlichen wiederzugewinnen. Der Gedanke an seine vergangenen Jahre ist für Wordsworth ein Quell dauernden Segens. Er denkt hier nicht an die Freude, die Freiheit und den einfältigen Kinderglauben, sondern an die Seherkraft des Kindes, für das alle schweren Fragen gelöst sind, an jenen glückseligen Zustand, wo die Kindesseele noch mit dem All verwoben ist.

those first affections
Those shadowy recollections
Which, be they what they may,
Are, yet the fountain light of all our day
Are yet the master light of all our seeing. (148—52.)

Diese ewige Jugend möchte sich der Dichter erhalten.

Uphold us, cherish, and have power to make
Our noisy years seem moments in the being
Of the eternal Silence: truths that wake,
To perish never. (153—56.)

Die Romantik steht und fällt mit der Jugend. Jung bleiben ist Zeichen des Genies. Die Romantiker verlieren ihre Schaffenskraft, wenn sie ihre innere Jugend verlieren. Und das Geheimnis dieser Jugend im Sinne der Romantik liegt in der *imagination*. Der Dichter sieht mit Hilfe der *imagination* in Stunden der Einsamkeit durch die weite Weltenferne hinüber nach jenem Gestade der Unsterblichkeit, wo ewige Jugend herrscht. Das ist der Gedanke in den Versen:

Hence in a season of calm weather
Though inland far we be,
Our Souls have sight of that immortal sea
Which brought us hither,
Can in a moment travel thither,
And see the Children sport upon the shore,
And hear the mighty waters rolling ever more. (161—67.)

Wegen ihres grossen Umfangs wird es nicht möglich sein, die ganze Ode zu behandeln. Man begnüge sich dann mit einer Auswahl der wichtigsten Stellen, vor allem derjenigen, die den Begriff *imagination* verdeutlichen helfen. Bei der Behandlung eines so gedankenschweren Gedichts wird der Lehrer mehr als sonst auf die geistige Höhe der Klasse Rücksicht nehmen müssen. Die Arbeit, die bei der Interpretation dieser Ode geleistet wird, ist ein Stück philosophischer Propädeutik.

Wir sind am Ende angelangt. Die abschliessende Betrachtung in der Schule wird darin bestehen, dass die wesentlichen romantischen Züge der Wordsworthschen Dichtung noch einmal zusammengestellt werden.

Die Romantik bedeutet Abkehr von den alten Idealen des Klassizismus des 18. Jahrhunderts. Das harmonische Schönheitsideal des Klassizismus wird durch das malerische der Romantik ersetzt. Wordsworth wählte einfache Vorkommnisse des täglichen Lebens zum Gegenstand seiner Dichtung und sucht sie auf dem Wege der *imagination* poetisch zu gestalten. Alle Erscheinungen sind Symbole des Göttlichen. In der Einsamkeit erlebt der Dichter die tiefste Einheit von Mensch und Universum. Der Umgang mit der Natur gibt ihm die innere Lebens- und Schaffensfreude. Ihn bindet keine Formvorschrift wie den Klassizisten, jeder Stoff trägt seine Form in sich und findet unbewusst in dem Dichterwort seinen richtigen Ausdruck.

Dem Bild der englischen Romantik, das der Schüler allmählich aus den Wordsworthschen Gedichten hat entstehen sehen, fehlen keine wesentlichen Züge mehr. Coleridge, das romantische Universalgenie, hat mehr noch als Wordsworth das Uebernatürliche und Mystische

in seine Dichtung verwoben. Shelley betrachtete die Dichtung als ein Mittel zur Weltreform. Für ihn ist das Absolute in der Schönheit verkörpert. Diese Schönheitssehnsucht wird bei Keats zu einem Verlangen nach: „in Schönheit sterben“. Die umstrittenste Gestalt der englischen Romantik ist Lord Byron. Wenn ihm auch die *imagination* im Sinne von Wordsworth fehlt, hat er doch geschickt die äussere Form der romantischen Dichtung sich zu eigen gemacht und deren Sphäre durch die Farbenpracht des Exotismus und durch exzentrisch-pathologische Motive erweitert. Die Begeisterung für das Mittelalter findet ihren höchsten künstlerischen Ausdruck in den geschichtlichen Romanen Walter Scotts, der die Technik des Schauerromans zur grössten Vollendung steigerte. Aber mit seiner Freude an Gelehrsamkeit steht er schon an der Schwelle zum Realismus.

Zum Schluss sei noch eine Frage der Konzentration des Unterrichts und der vergleichenden Literaturbetrachtung gestreift. Die an Wordsworth gewonnene Anschauung vom Wesen der englischen Romantik wird durch einen Vergleich mit verwandter Dichtung anderer Völker wesentlich vertieft. Besonders dankbar wird die Aufgabe sein, im französischen Unterricht Verlaine zu lesen Man wird viele gemeinsamen Züge zwischen den englischen Romantikern und den französischen Symbolisten finden.

Alzey (Hessen). Philipp Dexheimer.

Henry Ford.

Der Verlag von Weidmann (Gärtner) hatte besonders für die Realanstalten eine Anzahl von Bändchen bestimmt, die von modernen Entdeckern und Erfindern handeln. Diese Ausgaben wurden von den Pädagogen auch beifällig aufgenommen. So finde ich im Lektürekanon von 1902 von ihnen empfohlen: Figuier, *Les grandes inventions modernes* — *Voyageurs et inventeurs célèbres,* — Brewster, *Newton,* — *Modern travels and explorations* by Darwin, Whymper and others, — Smiles, *George Stephenson.*

Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, wie sehr die Schüler der Obersekunda durch die bei Paul Flemming in Glogau für den Schulgebrauch erschienenen und gekürzten *Mémoires* des grossen französischen Astronomen Camille Flammarion gefesselt wurden, und wie eingehend wir über seine anfänglich so verlachte und später zugegebene Ansicht diskutierten, dass es sicherlich unzählige Planeten gäbe, auf denen ähnlich wie auf der Erde Lebewesen beständen. Auch Carnegie's *Empire of business* (Teubner) wurde gern gelesen, ebenso kleine Aufsätze über Watt und Arago (Renger) sowie natürlich die inhaltlich so wertvollen Lebenserinnerungen unseres berühmten Elektrotechnikers Werner von Siemens.

Jetzt hat der Automobilkönig Henry **Ford** ein Buch über sein Leben und sein Werk herausgegeben,[1]) das sich in passenden Auszügen nach meiner Ansicht glänzend in den oberen Klassen von Realgymnasien oder Oberrealschulen bewähren würde.

Ford ist nach seinen Aufzeichnungen zu urteilen nicht nur ein genialer Techniker, der einen brauchbaren Gasmotor erfunden hat, sondern vor allem ein grosszügiger und edler Mensch. Dass er schon über fünf Millionen Automobile fabriziert hat, ist nicht so merkwürdig und wunderbar wie seine kluge Geschäftsführung und sein organisatorisches Talent, die solche Erfolge ermöglicht haben. Das Wort Grosskapitalist möchte man auf ihn gar nicht anwenden, denn es hat einen etwas üblen Beigeschmack, weil man dabei zu oft nur an den reichen Mann denkt, dem der Gelderwerb über alles geht. Dies ist aber bei Ford nicht der Fall. Dem Publikum immer billigere und dabei erstklassige Beförderungsmittel zu verschaffen und seinen Arbeitern einen anständigen Lebensunterhalt zu sichern, das steht bei ihm obenan. Er beschäftigt, wo es möglich ist, selbst Krüppel und Blinde und versucht seine Angestellten dafür zu begeistern, ihre Gedanken auf das Gedeihen und Blühen der Fabrik zu richten. Der Mindestlohn beträgt für den Tag sechs Dollar, und viele seiner Arbeiter kommen im eigenen Selbstfahrer zur Arbeitsstätte. Dazu gibt er ihnen noch häufig Land in der Nähe des Betriebes, damit sie Selbstproduzenten werden und die Fühlung mit der grossen Mutter und Allernährerin Erde nicht verlieren; für ihre Kinder gründet er Schulen, in denen sie ausser dem wissenschaftlichen Unterricht irgend ein Handwerk erlernen, für die Kranken und Erholungsbedürftigen hält er Hospitäler und Sanatorien bereit, in denen Pflegeschwestern und Aerzte sich eingehend mit jedem Patienten befassen; ja sogar Vogelkolonien hat er anlegen lassen, deren fröhliches Gezwitscher und Singen heitere Stimmung erzeugen soll. Dabei soll es gar nicht patriarchalisch zugehen, was bei dem Riesenbetrieb auch ein Unding wäre, sondern nur nach gerechten, auch dem einfachen Geist einleuchtenden Grundsätzen. Jeder Arbeiter wird seinen Fähigkeiten entsprechend beschäftigt und entlohnt bei achtstündiger Arbeitszeit und erhält beim Jahresabschluss den auf ihn entfallenden Gewinnanteil. Ford braucht keine Streiks und Gewerkschaftsführer zu fürchten, denn seine Arbeiter wissen zu genau, dass sie durch Arbeitseinstellung am meisten selber geschädigt würden.

Es ist ein Genuss, das Buch zu lesen, und ein zukünftiger Industrieller kann ausserordentliche Belehrung daraus schöpfen, was sachgemässe Methoden und richtige Arbeiterbehandlung betrifft. Das Geld ist bei Ford nie Selbstzweck; es soll neue Werte produzieren und

---

[1]) Deutsche Uebertragung von Kurt und Marg. Thesig, Leipzig, List, 1923. 8 Mk.

mehr Arbeitsmöglichkeiten schaffen, es soll Verbesserungen herbeiführen und guten Ideen zum Siege verhelfen, es soll dienen, aber nicht herrschen. So hat er aus ganz kleinen Anfängen in Detroit, wo er das erste Automobil baute, sich allmählich durch harte körperliche und geistige Arbeit, Fleiss und Zähigkeit seine überragende Stellung geschaffen. Je mehr Aufträge einliefen, desto mehr Nebenzweige mussten dem Hauptbetriebe angegliedert werden, um die Herstellungskosten ständig zu verringern. So besitzt Ford ausser seinen Fabriken auch Eisenbahnen und Bergwerke und baut neuerdings auch Luftschiffe. Seine Schlepper und Kraftfahrzeuge sind in Europa schon vielfach eingeführt, selbst in Manchester hat er eine Fabrik. Häufig wurde er wegen seiner Geschäftsethik von Kaufleuten angegriffen, die unter Geschäft nur Ausnutzung der Konjunktur, d. h. Ausbeutung des Publikums verstanden. Sie suchten durch Falschmeldungen seinen Kredit zu erschüttern, sie prophezeiten oft seinen baldigen Ruin, aber nichts von dem geschah, kein Zusammenbruch erfolgte. Im Gegenteil wuchs die Firma Ford infolge ihrer richtigen und gesunden geschäftlichen Grundsätze immer mehr und bewährte in Gefahren ihren Korpsgeist.

Ford ist keineswegs bloss Geschäftsmann, er hat für alle ethischen Werte und Freuden des Lebens ein tiefes Verständnis, er verkehrt gern mit bedeutenden Männern. Thomas A. Edison ist sein Freund. Er ist im höchsten Sinne praktischer Nationalökonom. Von der Bildung sagt er ganz mit Recht, dass sie nicht darin besteht, des Menschen Kopf mit Tatsachen anzufüllen, sondern ihn lehren soll, sich seines Gehirnes zum Denken zu bedienen. Und dieses intensive Denken nach einem immer verbesserten Verfahren, gelegentlich unterstützt durch statistische Untersuchungen, dieses Vermeiden jeder Energie- und Geldverschwendung, dieses haarscharfe Berechnen zukünftiger Bedürfnisse hat die Riesenerzeugnisse gezeitigt.

Von den neunzehn Kapiteln eignen sich nicht alle gleich gut für eine Auswahl. Von allgemeinem Interesse sind besonders die Einleitung (Mein Leitgedanke) und die letzten drei Abschnitte: Von allem Möglichen; Demokratie und Industrie; Von künftigen Dingen. Hier zeigt sich Ford nicht nur als scharfsinniger, sondern auch als humaner Denker, dem das Wohlergehen und der Fortschritt der ganzen Menschheit am Herzen liegt. Hierzu beizutragen, ist nach ihm auch die Industrie und der Handel ganz besonders berufen. Die Maschine soll in Zukunft nicht mehr den Menschen durch zu eintönige Beschäftigung abstumpfen und degradieren, sondern ihn vor körperlicher Ueberanstrengung bewahren, ihm helfen, die Naturkräfte zu seinem Nutzen auszubeuten, und ihm Zeit verschaffen, sein Menschentum zu pflegen und die wahre Kultur zu fördern.

Charlottenburg. H. Engel.

Studienreise nach Paris.

Nachdem ich mich im Jahre 1914, kurz vor Kriegsausbruch, mehr als drei Monate in Paris und Genf aufgehalten hatte, bin ich im Juni und Juli vorigen Jahres wieder sechs Wochen in Paris gewesen. Es schien zunächst, als ob mein Plan eines Studienaufenthaltes in Frankreich an einer Schwierigkeit scheitern würde, die darin bestand, das Einreisevisum zu erhalten. Es hiess, dass dieses nur zu geschäftlichen Reisen erteilt werde. Die Exposition internationale des Arts décoratifs, die von April bis Oktober dieses Jahres in Paris stattfand, und zu deren Besuch Anzeigen auch in deutschen Zeitungen aufforderten, kam mir jedoch zu Hilfe. Die französischen Konsulate in Deutschland hatten Weisung erhalten, Visen zum Besuch dieser Ausstellung zu erteilen, die — wie ich später sah — von ausländischen Besuchern nicht gerade überlaufen wurde. Das belgische Durchreisevisum (2,50 Mk.) wurde in Berlin auf Grund des französischen Einreisevisums erteilt, das ich vom französischen Konsul in Königsberg erhalten hatte. In Paris habe ich festgestellt, dass zum Besuch der weiter unten behandelten Cours spéciaux d'été der Sorbonne ein Visum auch für den deutschen Studienreisenden bequem erhältlich ist. Zurzeit erteilt z. B. das französische Konsulat in Königsberg Studienreisenden bereitwillig ein Visum für drei Monate (Preis 26,25 Mk.); zu einem Visum für sechs Monate (Preis 42,— Mk.) ist die Bescheinigung notwendig, dass man die Erlaubnis zum Studium an einer französischen Universität erhalten hat. Nach der Ankunft in seinem französischen Aufenthaltsort hat man folgende Formalitäten zu erledigen. (Auszug aus den im Ausstellungskatalog gegebenen Anweisungen.)

Tout Etranger devant résider en France plus de quinze jours et âgé de plus de quinze ans est tenu de demander une carte d'identité dans les quarante-huit heures de son arrivée.

Cette carte est délivré sur la justification de l'entrée régulière sur le territoire et sur le vu de pièces établissant l'identité. En outre, l'Etranger doit fournir cinq photographies très nettes, de face et sans chapeau, de date récente et se rapportant bien à son aspect actuel.

En fin, il doit acquitter la taxe en vigueur (provisoirement 12 francs), dont le montant sera fixé par une loi de finances. Pour l'instant, il n'est délivré que le seul récépissé en attendant la carte définitive, contre remise de laquelle l'Etranger devra verser le complément de taxe.

Il est en fin à noter qu'en cas de changement de domicile l'Etranger doit faire viser sa carte d'identité au Commissariat de Police de son nouveau domicile.

Für die jüngeren Leser, die bisher nicht zu einer Studienreise nach Frankreich Gelegenheit hatten, sei mitgeteilt, dass man sich bei dem oder gewöhnlich der concierge mit seinem Pass ausweist, die einem bescheinigt, dass man in ihrem Hause Wohnung genommen hat. Die Unterschrift dieser „Hauspolizei", bei der auch der Post-

bote die Briefe abliefert, und der man seine monatliche Kontribution von 4 bis 5 Mk. Trinkgeld zahlen muss, wird auf dem zuständigen commissariat de police nach erfolgter Prüfung beglaubigt. Mit diesem Ausweis versehen, begibt man sich z. B. in Paris zur Préfecture de police im Zentrum der Stadt, wo man nach Erledigung der oben abgedruckten Formalitäten den permis de séjour oder provisorisch den récépissé erhält. Uebrigens ist dazu noch ein Fragebogen auszufüllen, in dem sogar nach Namen und Geburtsdatum der Eltern und eigenem Hochzeitstag gefragt wird, und auf dem man zwei französische Staatsbürger als Bürgen angeben muss. Für mich bürgten die concierge und mein früherer Wirt. Im übrigen ist es dort wie bei uns: Anstehen, vergebliche Wege, Warten, freundliche und unfreundliche Beamte und Beamtinnen. Wer im Hotel Wohnung nimmt, kann sich den permis de séjour oder seine carte d'identité durch einen Hotelangestellten besorgen lassen. Dieser Weg ist für den, der erst nach seiner Ankunft eine Wohnung sucht, zu empfehlen. Auf die Dauer kommt für uns aber natürlich nur ein Aufenthalt in einer Familie in Frage (kein internationales Familienpensionat etwa!), wo man eher Gelegenheit zum Sprechen findet. Ich hatte vor meiner Ankunft durch Beziehungen die bequeme Möglichkeit gehabt, durch eine Anzeige in der Pariser Zeitung *Le Journal* eine Pension für einen Deutschen suchen zu lassen und konnte mir im Büro der Zeitung 32 Angebote abholen, darunter drei von Philologen. Die Preise schwankten zwischen 20 bis 50 Franken. Da nun, besonders in Paris selber entsprechend dem Stand des französischen Franken alle Preise (Bücher und öffentliche Verkehrsmittel, einschliesslich Eisenbahnen, ausgenommen) mit fünf multipliziert sind, ergab das für Zimmer und Pension 4 bis 10 Mk. Ich fand in der rue de Liège, die vor dem Kriege rue de Berlin hiess, ein sehr sauberes und helles, gut ausgestattetes Zimmer, für das ich einschliesslich Verpflegung 40 fr. täglich zahlte. Morgens gab es du café au lait: ein Drittel Kaffee, zwei Drittel Milch; um 12½ Uhr das reichliche und schmackhafte déjeuner mit anschliessendem Kaffee; um 7½ Uhr ein entsprechendes dîner. Zu den beiden Hauptmahlzeiten trinkt man einen billigen, schmackhaften Rotwein (eine Flasche 0,60 Mk.), den man mit Wasser mischt.

Während dieser beiden Hauptmahlzeiten und im Anschluss daran ergab sich täglich mehrstündige Gelegenheit zur Unterhaltung. Man sprach über politische Begebenheiten und Tagesneuigkeiten, über die materielle und geistige Kultur Frankreichs, über soziale Fragen, viel über die Beziehungen unserer Länder und Völker. Ich las vor und liess mir vorlesen. Man verbesserte Fehler, die ich beim Sprechen machte. Mein Wirt, ein weitgereister Kaufmann, erzählte von seinen Abenteuern. Gesellschaftsspiele und die Hauskatze ergänzten diese vie de famille. In den Stunden des Alleinseins trieb ich eifrig Zeitungs- und Romanlektüre. Aber auch sonst ergaben

sich Konversatiönchen in Menge: z. B. mit der blanchisseuse, die alle acht Tage vorspricht (man plättet nirgends so gut wie in Paris!), mit der bonne oder fille wegen Schuhreparatur, mit dem facteur, der den erwarteten Geldbrief mit den Reichsmark oder amerikanischen Dollars bringt, mit der concierge, wenn man wegen Briefen anfragt, mit dem agent de police, den auch wir Männer gelegentlich mal Sprechens halber nach dem rechten Wege fragen sollten, am Zeitungskiosk, wo man sich morgens und manchmal auch nachmittags eine Zeitung kauft.

Nun noch einmal zurück nach Köln. Ich kaufte mir am 5. Juni abends meine Fahrkarte zweiter Klasse nach Paris und ging auf den Bahnsteig: Französische Urlauber warten auf den Zug, der erst vorfahren soll. Ein Korporal will seine Familie, die zwischen Koffern sitzt, nach der Heimat verpacken; ein paar französische oder belgische Beamte in Zivil. Der Zug fährt ein. Ich finde einen Fensterplatz. Gegenüber nehmen zwei französisch sprechende Herren in Zivil Platz, dann eine französische Dame. Links von mir setzt sich ein etwas behäbiger Herr hin. Ein Deutscher offenbar. Ich gehe durch einige Wagen: keine deutschen Typen, französisches Militär und Zivil. Mit dem deutschen Herrn, einem Geschäftsreisenden einer Barmener Firma komme ich, während der Zug der Grenze zueilt, in ein Gespräch über die wirtschaftliche Lage Deutschlands. Die beiden französischen Herren gegenüber, von denen der eine auf dem Bahnhof capitaine genannt wurde, parlieren lebhaft. Wir fahren in die belgische Zollstation ein — jetzt Herbesthal. Wer Gepäckstücke aufgegeben hat, muss hinaus, um sie zu öffnen. Da höre ich im Laufe der Zeit auch deutsche Laute: Deutsche Motorfahrer, die zu einem ausländischen Rennen reisen. Also doch noch mehr Deutsche in unserm Zuge! Die Kontrolle der Abteile ist nun bis zu uns vorgedrungen. Das Durchreisevisum im Pass wird gestempelt. Man muss die Koffer öffnen. Nur keine Hast! Leibesvisitation wird nicht vorgenommen. Und die vier bis fünf Zigarren und paar Zigaretten, die ich noch „zum Abgewöhnen" in der Rocktasche habe, gehen mit durch. Zigarren oder Zigaretten in Kisten dürfen nicht durch Belgien mitgenommen und nicht in Frankreich eingeführt werden! Ich öffne meine Handtasche: Rien à déclarer, monsieur. Der Beamte fasst hier und da hinein. Vous avez tant de livres! Ich: Je suis professeur. Ich öffne den Koffer, und, um ein Durchwühlen möglichst zu vermeiden, sage ich: Il n'y a que du linge dedans, un complet . . . Der Beamte verzichtet auf Durchsuchung. Mein Gegenüber, dem ich jetzt den Rücken zukehre, leise und überrascht: Il parle français, ce monsieur! Es geht weiter.

Schliesslich wird man müde und schläft ein. Als ich erwache, steht unser Zug schon auf dem Bahnhof von Jeumont, der französischen Zollstation. Die beiden Herren gegenüber sind fort. Revision wie vorhin. Nur zieht der französische Unterbeamte auch die

Sitze vor und legt sich der Länge nach hin, um nach tabakartigen Dingen zu forschen. Einige Abteile weiter waren seine gymnastischen Uebungen auch von recht ausgiebigem Erfolge gesegnet. Es geht endlich weiter. Dunkel. Schlaf. Nach Stunden wird es hell. Ich blicke ins Kriegsgebiet hinaus, das wir durchfliegen. Die Spuren sind fast verlöscht. Nur hin und wieder in der Nähe der Bahnhöfe eine Ruine. Sonst stehen im Grün der Landschaft neue Dörfer und Städte, wie eben aus der Spielzeugschachtel aufgebaut, gleichförmig und meistens geschmacklos.

Wir nähern uns Paris. Der 300 Meter hohe Eiffelturm, dessen drittes Stockwerk in Höhe von 276 Metern einen Saal hat, der 800 Menschen fasst, ist nicht — wie sonst — von weitem sichtbar. Wir fahren durch neblige Landschaft und sind, ehe wir's noch recht ahnen, auf der gare du Nord in Paris. Ich gebe mein Gepäck auf der consigne des bagages ab. Mein Landsmann und ich stärken uns in dem Kaffeehaus, das dem Bahnhof gerade gegenüber liegt. Dann gehts durch die rue Lafayette an meiner ehemaligen Wohnung vorüber im Auto zur gare du Quai d'Orsay oder gare d'Orléans, von wo mein Reisegenosse gleich nach Spanien weiterfährt. Er steigt in die Erde hinab, um erst wieder an der gare d'Austerlitz (chemin de fer d'Orléans) im Zuge oberhalb der Erde zu erscheinen. Am ersten Abend schon war mir die Métro dank der Wohnungssuche wieder einigermassen vertraut. Nach wenigen Tagen war ich in beiden Untergrundbahnen, le Métropolitain und le Nord-Sud, wie zu Hause. Der Verkehr in den Strassen ist gewaltig, zu gewissen Zeiten sich selber ein Hemmnis. Auto und Autobus beherrschen das Bild; elektrische Strassenbahnen sind aus dem Zentrum bis auf wenige radiale Linien verschwunden. Ein Heer von Schutzleuten regelt den Verkehr der Fahrzeuge in mustergültiger Weise und mit rücksichtsloser Strenge. Ein Bild, das ich öfters sah: Da will eine Mutter oder ein Vater mit einem Kinderwagen, da wollen zwei kleine Kinder über die Strasse: Der agent de police stoppt den ganzen Verkehr, bis das junge Leben ausser Gefahr ist; er geht sogar gelegentlich mit dem Kinderwagen oder den Kleinen schützend über die Strasse. So bei der Zukunft Frankreichs; wie aber die lebende Generation lebend über die Strasse kommt, ist ihre Sache. Allerdings haben die Autoführer eine wirklich „fabelhafte“ Geschicklichkeit und nehmen auf die Fussgänger Rücksicht (Autobusführer selbstverständlich nicht). In den Autobussen, Elektrischen und Untergrundbahnen tragen die Plätze an der Vorder- und an der Rückwand der Wagen Nummern, und ein gedruckter Hinweis erinnert M. M. les voyageurs daran, dass diese Plätze nötigenfalls zugunsten der Kriegsbeschädigten geräumt werden müssen.

Man sieht Kriegsbeschädigte aber selten auf der Strasse, häufig jedoch als Museums- oder Parkwärter. Unter den Fussgängern und in den brasseries sah man zahlreiche Provinzler, die zum Besuch der Ausstellung gekommen waren. So hatte denn die französische Haupt-

stadt im Juni und Juli ein ganz anderes Gepräge als bei meinem ersten Besuch im April und Mai. Das arbeitende Paris war zwar dasselbe, aber die grands boulevards waren besonders abends geradezu provinzial. Die fremde und die Pariser Eleganz war im Gebirge oder an der See. Dennoch sah man in den Museen und in dem Stadtteil zwischen der Place Vendôme, wo die teuersten Hotels sind, der Avenue de l'Opéra und der Rue de Rivoli zahlreiche Engländer und Amerikaner. Wenn man dort am Nachmittag zwischen 4 und 6 Uhr promenierte, hörte man fast nur englisch, selten französisch sprechen. Die Anpreisungen in den Geschäften sind dort gewöhnlich englisch, die Namen der Besitzer vielfach englisch. Ich sah einen Buchladen, in dem nur englische Bücher ausgestellt waren. Franzosen haben zu mir darüber geklagt, dass Engländer und vor allem Amerikaner Frankreich auskaufen, dass viel Hausbesitz in ihre Hände übergeht. Ueberhaupt ist die Stimmung gegen die ehemaligen Kriegskameraden alles andere als kordial, während seit etwa zwei Jahren die Gesinnung besonders der Pariser Bevölkerung uns gegenüber immer günstiger wird. Ich bin nicht nur mit Höflichkeit, sondern auch von Leuten, die an mir nichts verdienen konnten, in liebenswürdiger, ja bisweilen zuvorkommendster Weise behandelt worden, obgleich oder — wie ich jetzt glaube — gerade, weil sie wussten, dass ich Deutscher war. Die Besatzungsplage scheint also auch gute Folgen zu zeitigen: Mancher lernt uns kennen und richtiger bewerten. Mit französischen Nationalisten bin ich nicht zusammengeraten. Ich habe zu meiner eigenen Aufklärung mit Angehörigen verschiedener Berufe und sozialer Stellungen Diskussionen über den Krieg und die folgende Zeit veranlasst. Hier die Quintessenz französischer Meinungen: Wir haben beide den Krieg verloren. Denn auch uns Franzosen geht es jetzt wirtschaftlich schlecht. Das französische Volk sehnt sich nach ehrlicher Verständigung mit euch; aber ihr treibt uns den Engländern in die Arme. Weshalb bezahlt ihr nicht die Kriegsschulden; wir wissen, dass Deutschland das Kapital dazu hat. Was die Entstehung der Feindseligkeiten speziell zwischen Frankreich und Deutschland anbelangt, so wird fast stets Deutschland als schuldig hingestellt. Man weist darauf hin, dass Frankreich seine Truppen zehn Kilometer von der Grenze zurückgezogen habe, um die conflagration zu vermeiden. Besser könne kein Volk seine Friedensliebe beweisen. Im übrigen gibt es Leute, die von allgemeiner Schuld aller beteiligten Regierungen und besonders der Zeitungen sprechen. Der Vertrag von Versailles bleibt nicht ohne Kritik. Der polnische Korridor wird vom Volk als ein Unding bezeichnet. Von der lange vor Kriegsausbruch erfolgten geheimen Mobilmachung Russlands weiss man dort nichts. Belgien und Lusitania werden als dunkle Punkte angesehen. Von den Elsass-Lothringern sagte man gelegentlich, dass sie selber nicht wissen, ob sie Deutsche oder Franzosen sein wollen. Früher machten sie Deutsch-

land Schwierigkeiten, jetzt Frankreich. Wies ich darauf hin, dass besonders die Ruhrbesetzung die Verständigung unserer beiden Länder gründlich verdorben und verzögert habe, so nahm man diese Tatsache stets schweigend hin.

Was die Zeitungen anbelangt, so muss festgestellt werden, dass sie — wie auch in England, laut mündlichem Bericht einer Kollegin — sich nicht so wegen ihrer parteipolitischen Gesichtspunkte beschimpfen wie bei uns. Man treibt dort Landespolitik, nicht Parteigezänk. Wer eine andere politische Gesinnung hat, wird nicht gleich für ehrlos gehalten. Nur den Kommunisten ist man ganz abhold. Politische und andere Meldungen aus Deutschland erscheinen selbstverständlich in allen Zeitungen, längere Artikel seltener. Der gesundheitlichen Ertüchtigung der Jugend bemüht man sich auch dort, Förderung angedeihen zu lassen. Deutsche Einrichtungen wie Stahlhelm, Wehrwolf, Wandervögel werden beargwöhnt.

Bücher über das Problem Frankreich-Deutschland werden offenbar nicht viel gelesen. Ich gedenke demnächst über einige hier ausführlicher zu berichten. Heute seien sie nur zitiert:

Henri Lichtenberger, *Où va l'Allemagne?* Dépot des publications de la Conciliation internationale, La Flèche (Sarthe) 1925. — F. Ortitz Echagüe (correspondant de la Nación de Buenos-Aires), *Une Enquête en Allemagne.* Préface de Charles Maurras. Editions Excelsior, Paris (1925). — Jean de Granvilliers, *L'Allemagne, comme je viens de la voir.* Les Editions de France, Paris (1925). — Viktor Margueritte, *Les Criminels,* Flammarion, Paris (1925). — Charles Bonnefon, *Histoire d'Allemagne.* Arthème Fayard et Cie, Paris (1925), 19me éd.

Streiks sind jetzt in Frankreich infolge der relativ schlechten sozialen Lage der Arbeiter häufig. Ich erlebte in Paris la grève au ralenti der Führer der Autobusse und der Elektrischen, der vergeblich ein paar Tage anhielt und den den Verkehr leitenden Schutzleuten durch das absichtlich langsame Fahren viel Aerger brachte, sowie den erfolgreichen eintägigen Streik der Briefträger. Als Dienstboten sieht man jetzt öfters Negerinnen.

Recht ausgiebig habe ich die Schätze der verschiedenen Museen studiert. Der Eintritt kostet jetzt 1 fr., also etwa 20 Pfennig. Besonders im Musée du Louvre und im Musée du Luxembourg wimmelte es von Amerikanerinnen und Engländerinnen (Herren waren sehr spärlich dabei), die sich von Führern oder Führerinnen Vorträge halten liessen. Verschiedene besonders eifrige Misses verewigten die Stereotype dieser schwindelnd schnellen Belehrung in ihren Notizbüchlein. Auch französische Provinzler stellten einen erheblichen Teil der Besucher. Im Louvre studierte ich z. B. die verschiedenen Werke von Ingres, sah mir u. a. die bekannten Kolossalgemälde von Géricault (*Le Radeau de la Méduse*) Meissonier (1814), David (*Les Sabines arrêtant le Combat*) wieder an; genoss Prud'hons *Enlèvement*

de Psyché und *Atala au Tombeau* von Girodet de Roncy Trioson; fand nach langem Suchen das Lieblingsbild vieler Pariser *La jeune Martyre* von Paul Delaroche, dem man einen andern Platz gegeben hatte. Die Ausreisserin *La Joconde,* nach ihrer Rückkehr vor dem Kriege durch eine hölzerne Barriere, jetzt durch ein absperrendes Tau gesichert, legt zwar die Hände gelassen übereinander, hat aber noch immer dies eigentümliche Lächeln im Gesicht! Selbstverständlich habe ich auch wieder die Venus von Milo bewundert. Die zahlreichen assyrischen, susischen, ägyptischen Altertümer habe ich gleichfalls studiert. — Im Musée du Luxembourg haben, wie 1914, wieder die Werke von Roger-Bloche und Carrière tiefe Eindrücke bei mir hinterlassen. Es ist dort manches Schöne hinzugekommen. An den Krieg erinnert: Ch. Sarrabezolles, *Ame de France,* die den siegreichen Frieden Frankreichs verherrlicht. Das kulturhistorische Musée de Cluny wurde auch nicht vergessen. — Das Tosen und Toben in der Bourse und das zeitweise den Strassenlärm übertönende Mordsgeschrei vor diesem Gebäude habe ich auch erlebt. Noch zwei Stunden später sauste es mir in den Ohren! — Der Leser kennt, mindestens im Bilde, die schönsten Kirchen von Paris. Ich erwähne daher nur, dass zur Zeit meines Aufenthaltes die aus gesammelten Geldern erbaute und noch nicht ganz vollendete Sacré-Cœur auf dem Montmartre eine Art Jubiläum feierte: Man hat bis jetzt an dem gewaltigen Bau 50 Jahre gearbeitet. Vom Turm dieser moscheeartigen Kirche blickte ich auf die Hauptstadt und ihre Umgebung herab. Ueberhaupt habe ich diesmal öfters vom Hügel der „République du Montmartre“ Paris beschaut. Aber auch die alten Gässchen bin ich auf- und abgeklettert und habe dabei manches Künstlerleben bedacht und dank meinem Bädeker versunkene Geschichte erlebt. Vom Montmartre aus sah ich auch abends verschiedentlich die beleuchtete Exposition internationale des Arts décoratifs und die Lichtreklame der grossen Automobilfirma Citroen [sitroen]. An der Ausstellung waren das Eigenartigste die von den verschiedenen Völkern erbauten Pavillons: typisch war für die meisten die Kubusform. Drinnen sah man, was das Kunstgewerbe der einzelnen Länder zur Gestaltung und Ausstattung der Wohnräume und zur Kleidung und zum Schmucke ihrer Bewohner hervorbringt: Wohnung, Möbel, Bilder, Statuetten, Bücher, Musikinstrumente, Kristall (z. B. Tschechoslowakei), Porzellan (z. B. Dänemark), Teppiche (z. B. Türkei), Kleidung (z. B. von Worth-Paris), Gold und Edelstein, usw. Wer hauptstädtische Läden und Museen kennt, sah allerdings nicht viel Neues. So etwas wie z. B. die wundervollen Emaux de Limoges des Louvre sah man in der Ausstellung nicht. Dennoch hat diese Uebersicht ihren Wert gehabt und wird anregend wirken. — Mitten unter dem Arc de Triomphe de la Place de l'Etoile befindet sich jetzt das **Grab des unbekannten Soldaten.** Zu Häupten flackert aus der Erde ein ewiges Feuer empor. Auf der Platte liest der Beschauer die Worte:

Ici repose un soldat français mort pour la patrie. 1914—1918. Die Männer entblössen ihr Haupt, was man in Frankreich auch tut, wenn ein Sarg oder die französische Fahne durch die Strassen getragen wird. In der Bibliothèque Nationale habe ich, mit einem Empfehlungsschreiben der deutschen Botschaft versehen, auch Zutritt erhalten. Der Beamte, der mir die Einlasskarte ausstellte, war von ausgesuchter Verbindlichkeit. Ich habe dort die Handschriften von *Aucassin et Nicolete* und der *Chansons de Marguerite de Navarre* studiert. Im Lesesaal haben die ehrenvoll langen Reihen deutscher Werke aller Zweige der Wissenschaft mein deutsches Herz mit Stolz erfüllt. In der Hauptsache habe ich jedoch in Paris das lebendige Leben und die lebende Sprache eingefangen. Hier sei noch bemerkt, dass auch in Frankreich in den Schulen der Betrieb des Englischen zugenommen hat. Es treiben dort jetzt 80 Proz. der Schüler Englisch, 20 Proz. Deutsch, gegenüber 40 Proz. Englisch und 60 Proz. Deutsch vor dem Kriege. Die Zahlen sind mir von einem Direktor genannt worden.

Zum Schluss noch etwas über die Cours spéciaux d'été an der Sorbonne. Um Missverständnisse zu vermeiden: Ich habe sie diesmal aus Gründen der Zeit und des Geldes nicht besuchen können, denn sie begannen erst am 11. Juli. Ich habe aber den Leiter dieser Kurse, Herrn Henri Goy kennen gelernt. Da gerade für den neuphilologischen Nachwuchs das Bedürfnis besteht, die französische Sprache und Kultur im Lande selber zu studieren, und da — wie ich selber bezeugen kann — der Deutsche in Paris jetzt keinen Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist, habe ich Herrn Goy in die Möglichkeit versetzt, seine Prospekte an alle deutschen Schulen zu verschicken. Die Kurse dauerten diesmal vom 11. Juli bis zum 22. August. Den Abschluss bildete eine Reise durch den Osten, Süden oder Westen Frankreichs (au choix!) vom 23. bis 31. August. Die Preise waren:

1. Enseignement du matin seulement:	
4 semaines préparatoires	**250 fr.**
2 semaines (quinzaine universitaire)	**150 „**
Total pour les six semaines	**400 „**
2. Exercices de l'après-midi	**723 „**
Promenades et excursions des samedis et des dimanches pendant la quinzaine universitaire	**338 „**
Total	**1061 „**
3. Voyage accompagné en France, un des trois itinéraires au choix (Bahnfahrt 2. Klasse, Pension 1. Klasse)	**2075 „**

Ausser diesen Cours spéciaux d'été gab es noch Cours de Vacances in den Monaten Juli bis Oktober; Monatspreis: 100 fr., für vier Monate im voraus: 300 fr. Für den Oktober war ein Kursus „La France d'aujourd'hui“ angezeigt. Wer über die nächsten Kurse Aufklärung wünscht, mag bei dem Leiter, dem Directeur du Bureau des Renseignements scientifiques de l'Université de Paris, anfragen. Anschrift: Monsieur Henri Goy, Sorbonne, Paris (5e).

Meine Heimreise führte mich über Reims. Zwei Drittel der Stadt mögen durch den Krieg in Trümmer gelegt worden sein. Jetzt ist manches neu erbaut, anderes liegt noch in Trümmern. Oeffentliche Gebäude erstehen in Sandstein langsam aus und zwischen Ruinen. Von der sehr arg zugerichteten Kathedrale ist ein Teil provisorisch für den Gottesdienst hergerichtet worden. Die Wiederherstellung, soweit sie möglich ist, wird meiner Schätzung nach mehr als ein Jahrzehnt dauern. Von Reims ging es nachts über Sedan, Longuyon, Diedenhofen, Trier (Porta nigra!) heimwärts. An einem sonnigen Sonntag fuhr ich durch die herrlichen Landschaften zwischen Eifel und Hunsrück nach Coblenz, zwischen Westerwald und Taunus nach Kassel, mich an der Schönheit deutscher Gebirge erfreuend, wie ich bei der Hinfahrt durch das Industriegebiet im Norden deutsche Technik und deutsche Arbeit bewundert hatte, vor der man auch jenseits der Grenze Achtung zeigt.

Ich habe mir diesmal manches versagen müssen, was ich mir vor dem Kriege reichlich gestattete. Damals war ich über drei Monate in französischem Sprachgebiet und kehrte über die Schweiz, Norditalien und Oesterreich heim. Diesmal habe ich selbst kleinere Ausflüge von Paris unterlassen müssen. Die Stadt Königsberg, die auch zu meiner ersten Reise beigeholfen hatte, zahlte diesmal 400 Mk., von denen bei der weiten Entfernung zwischen Königsberg Pr. und Paris weit mehr als die Hälfte für Hin- und Rückreise verbraucht wurden, und die Kosten für die Vertretung. Die Studienreise war schön, sie hat mir reichen ideellen Gewinn gebracht — und Lust, bald wieder zu reisen.

Königsberg Pr. O. Drwenski.

Ferienkursus in Lausanne.

(Erste Reihe 23. 7.—5. 8. 1925.)

Etwa zwei Drittel der Teilnehmer waren Deutsche! Ein herrlicher Ausdruck des beruflichen Interesses unseres Standes trotz schwerer wirtschaftlicher Notlage, wenn man bedenkt, dass das Zahlenverhältnis in Genf dasselbe war. Leider bedeutet die Ueberflutung einzelner Ferienkurse mit Deutschen eine gewisse Beeinträchtigung des sprachlichen Erfolges. Daher wäre es sehr zu wünschen, dass auch die Ferienkurse an den französischen Universitäten sich den Reichsdeutschen wieder öffneten.

Die Verteilung der Kursusteilnehmer auf die verschiedenen Schwierigkeitsstufen wurde vorgenommen nach der Muttersprache und auf Grund einer zweistündigen Prüfung, die in einem lautschriftlichen Diktat, dem Lesen eines lautschriftlichen und eines rechtschriftlichen Abschnittes sowie in einem kurzen Aufsatz bestand. Es wurden unterschieden: eine Abteilung für Anfänger, zwei

Stufen für Fortgeschrittene und eine Abteilung für Lehrer des Französischen (an höheren Schulen). Die Lehrgegenstände der einzelnen Abteilungen waren, abgesehen von der Abstufung nach der Schwierigkeit, dieselben: wöchentlich acht halbe Stunden Phonetik, sechs Stunden Stilistik, zwei Stunden Uebersetzung und zehn Stunden Vorlesung. Zwei Stunden Gesang waren wahlfrei.

Die phonetischen Uebungen wurden täglich zweimal halbstündig vormittags und nachmittags gehalten. Die Vormittagsübungen (ausser Montags und Sonnabends) bestanden in einem kurzen lautschriftlichen Diktat und Lautierübungen an französischen Wörtern. Wöchentlich zweimal unterlagen die phonetischen Umschriften der Durchsicht durch den Leiter. Ausserdem wurden des Morgens Stücke aus den *Lectures Variées* von Paul Passy gelesen. Nachmittagsübungen wurden eingeleitet durch ein schwieriges lautschriftliches Diktat von sinnvollem Stoff und sinnlosen phonetischen Wörtern, einer ausgezeichneten Hörübung; im übrigen waren sie der Uebung von Einzellauten und Lautverbindungen gewidmet. Die Uebungen wurden mit grosser Sorgfalt vorgenommen, namentlich mit Rücksicht auf die Erkennung von Längen, die Unterscheidung ähnlich klingender Laute, Bekämpfung der deutschen Lautgebung für die französische Sprache und der Längung auslautender Selbstlaute, richtige Lautgebung bei den Nasenlauten, richtige Aussprache von p, t und k. Der Tonfall kam in seiner Bedeutung für den französischen Satz zu kurz.

Die sechs Stunden Stilistik waren eingeteilt in zwei Stunden Gedichtbesprechung, drei Stunden Stilistik und Sprachlehre und eine Stunde Aufsatzlehre. Die Gedichtbesprechung befasste sich mit lyrischen Gedichten von V. Hugo. Sie war ganz die der französischen Schulen: 1. Mise en place, 2. Lecture, 3. Explication littérale, 4. Commentaire littéraire. Man klebte ängstlich an dem Schema, das die Gedichte dem Schüler unfehlbar verleiden muss. Für den Kursus waren es überdies Uebungen am falschen Gegenstande; denn gerade die von Hugo ausgewählten Gedichte: *Les deux Iles, Saison des Semailles, Tristesse d'Olympio,* kommen für eine Besprechung in unseren Schulen nicht in Frage. Die grammatischen Uebungen behandelten den Subjonctif, die stilistischen Uebungen schlossen sich an die Stilistik von Bailly an. Die Uebungen zum Subjonctif waren besonders lehrreich, da sie in geschickter Anordnung über einfache Fälle zu Fällen von zartester Bedeutungsabstufung führten. — Die Uebersetzungsübungen waren sehr hoch gegriffen. Es wurden Texte von Ranke, Schopenhauer und Hettner übersetzt, Texte, deren Uebersetzung ins Französische den Franzosen selbst grosse Schwierigkeiten bereitete. Immerhin konnte man methodisch aus diesen Uebungen lernen, da es nicht auf wortgetreue Uebersetzung, sondern auf die Umsetzung der deutschen Gedanken ins Französische ankam. — Die Vorlesungen waren gut.

Der gesamte Ferienkurs in Lausanne besteht aus drei vierzehntägigen selbständigen *Séries*, an deren erster ich teilgenommen habe. Die zwei nächsten bilden, abgesehen von den vierzehntägig wechselnden Vorlesungen, die Fortsetzung der ersten, aber mit z. T. anderen Lehrern. Ich habe am Schluss der ersten Serie Gelegenheit gehabt, mich mit einem der Lehrer des Ferienkursus über den Kurs auszusprechen und mir erlaubt, folgende Gedanken zu bedenken zu geben:

Meines Erachtens ist die Anspannung der Kursusteilnehmer durch den Vor- und Nachmittagsunterricht zu gross. Durch den Nachmittagsunterricht wird ausserdem die Möglichkeit, sich durch Umgang mit Franzosen in der französischen Sprechfertigkeit zu vervollkommen und ferner die für die Vorbereitung auf die Uebungen erforderliche Zeit zu sehr beschränkt. Statt der drei *Séries* zu 14 Tagen mit Nachmittagsbetrieb sollte man deren zwei von dreiwöchiger Dauer mit nur Vormittagsbetrieb stattfinden lassen. Die geringe Preiserhöhung lässt sich tragen. Der Beginn des Kursus ist mit Rücksicht auf die Schulferien aller Länder früher zu legen. Statt der sehr schwierigen geschichtlichen und philosophischen Uebersetzungsstoffe sollte man leichtere wählen und dabei den Nachdruck auf die grammatisch-stilistische Schulung legen unter Beibehaltung des Grundsatzes der freien Uebertragung. Sehr freudig wurde von dem betr. Herrn meine Anregung begrüsst, durch die Vermittlung der deutschen und schweizerischen Berufsverbände (Philologenverband und Verein schweizerischer Sekundärlehrer) einen Austausch von Sprachlehrern in die Wege zu leiten, was bei der annähernd gleichen Vorbildung der Sprachlehrer in beiden Ländern amtlicherseits auf keine Schwierigkeiten stossen dürfte.

Auch für den Sprachenbetrieb an den deutschen Universitäten hat mir der Kursus zu denken gegeben. So sehr es zu begrüssen ist, dass der theoretischen und praktischen Phonetik von der Universität eine wachsende Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, so sehr ist zu wünschen, dass die praktischen Uebungen in der Phonetik in die Hände geschulter Ausländer gelegt werden; denn kein Deutscher ist imstande, die fremdsprachlichen Laute und Sätze in einwandfrei fremdsprachlicher Lautgebung und fremdsprachlichem Tonfall zu geben. Sprechapparate sind nur ein Notbehelf. Ausserdem ist die Methodik des Lektorenunterrichts an den Universitäten zu straffen und so zu gestalten, dass sie sich möglichst eng an die neusprachliche Unterrichtsweise der höheren Schulen anschliesst und von dieser ausgehend auf den Unterrichtsbetrieb der neueren Sprachen hinführt. Die Einrichtung des Lausanner Kursus könnte dabei als Vorbild dienen. Von den Studenten wäre im Staatsexamen der Nachweis der Beherrschung der Phonetik der betr. Fremdsprache zu erbringen. Bei einer Straffung des Lektorenunterrichts im obigen Sinne müsste es möglich sein, die fremdsprachliche Klausur zu einer gewandten

d. h. freien, stilsichere. Uebersetzung oder zu einem kurzen Aufsatze auszugestalten. — Die Kursusleitung hielt für die Teilnehmer einen Arbeitssaal mit einer kleinen Handbücherei zur Verfügung. Von den dort aufgestellten Büchern sind die folgenden als Handwerkszeug unentbehrlich: El. Pradez, *Dictionnaire des Gallicismes les plus usités,* Paris, Payot. — Maurice Grammont, *Traité pratique de la prononciation franç.,* Paris, Delagrave. — Paul Passy, *Conversations franç.* — J. Bedier, P. Hazard, *Littérature franç. illustrée.* — Michaelis-Passy, *Dictionnaire phonétique de la langue franç.,* Meyer-Prior, Hannover. — Crouzet-Berthet-Galliot, *Grammaire franç.* (3 Teile), Toulouse u. Paris. — Maquet et Flot, *Grammaire franç.* — Bailly, *Traité de stylistique Franç.,* 2 Bde.; Heidelberg, Winter.

Göttingen. E. Dieterich.

Mein Studienaufenthalt in England.

Unter dieser Ueberschrift berichtet A. Knoch in dieser *Zeitschrift* (23, 289 ff.) über seine Eindrücke und Beobachtungen während seines Studienaufenthaltes in England. Seine Erfahrungen und Erlebnisse in verschiedenen Städten und verschiedenen Gesellschaftsschichten waren für ihn so enttäuschend, der sprachliche Ertrag seiner Studienreise ein so „mässiger bei der ablehnenden Haltung seiner englischen Umgebung“, dass er „jedem Neusprachler abraten“ zu müssen glaubt, „ins Ausland zu gehen, der nur seine Ferien zur Verfügung hat“. Somit wirkt der ganze Bericht sehr entmutigend für die wachsende Zahl von Fachgenossen, die es nach mehr als zehnjähriger Unterbrechung an der Zeit erachten, die alten Beziehungen zu England und den Engländern neu zu knüpfen, abschreckend aber für die vielen jungen Neusprachler, die bisher noch keine Gelegenheit hatten, englische Sprache und Kultur im Lande selbst zu studieren und nun unter grossen Opfern und mit hohen Erwartungen sich rüsten, die für sie unentbehrliche Studienreise zu unternehmen.

Denn das wird jeder, der Gelegenheit hatte, unsern neuphilologischen Nachwuchs in den Unterricht einzuführen und bei seiner Unterrichtstätigkeit zu beobachten, zugeben müssen, dass den jungen Kollegen ein baldiger und wiederholter Aufenthalt im französischen oder englischen Sprach- und Kulturgebiet dringend not tut, wenn ihre unterrichtliche Tätigkeit erfolgreich sein soll, und keiner von uns wird bestreiten wollen, dass wir alle einmal wieder das Bedürfnis empfinden, unsere Kenntnisse und Ansichten von der fremden Sprache und fremden Volksart zu erneuern.

Daher ist es im Interesse unserer Fachgenossen und zur Förderung des neusprachlichen Unterrichts geboten, den Bericht Knochs zu ergänzen und zu berichtigen, damit er nicht die Wirkung hat,

den Reiselustigen, der „den Mut zu einer Auslandsreise aufbringt (!)“, zuguterletzt wieder mut- und lustlos zu machen. Trotzdem aber möchte ich die sorgfältige Beachtung des Knochschen Aufsatzes empfehlen, einerseits, um Neulinge vor übertriebenen Hoffnungen zu behüten, und zum andern, um daraus zu lernen, wie man eine Studienreise nicht anlegen und durchführen soll.

Wenn man eine kostspielige Studienreise unternimmt, darf man es, ohne unwiderbringlichen Verlust und bittere Enttäuschung zu erleiden, nicht unterlassen, die Reise von langer Hand in allen Einzelheiten gründlich vorzubereiten, in allen Städten, die man besucht, schon von Deutschland aus persönliche Beziehungen anzuknüpfen und für gute p r i v a t e Unterkunft zu sorgen. Von dieser Vorbereitung aber ist in dem Bericht Knochs kein Wort zu finden. Er ist zunächst auf einige Zeit nach London gegangen. Wer dort in einem boarding house wohnt, darf sich nicht wundern, wenn „die ersten zwei bis drei Wochen allein darauf verwandt werden müssen, die Schranken niederzureissen, die jeder Sprachgelegenheit heute hindernd im Wege stehen“. Das war früher auch so. Denn die Gäste eines boarding house sind gewöhnlich Leute, die den ganzen Tag über im Beruf tätig sind und ihre freien Abendstunden am liebsten für sich oder mit guten Freunden verbringen, die man daher meistens nur bei Tisch sieht, um einige belanglose Worte zu wechseln, die aber nicht die Lust und oft auch nicht die Bildung haben, um Ausländer über all die Dinge, die diesen naturgemäss interessieren, zu unterhalten und zu belehren. Völlig zwecklos und verfehlt aber ist es, sich mit solchen Leuten in Erörterungen über Kriegsschuld und Kriegsgreuel einzulassen; derlei hindert obendrein noch die letzte Möglichkeit einer freundlichen Annäherung. So kann es denn kommen, dass man in London allein steht, und es ist ein schwacher Trost, sich in herrliche Kirchen und Museen zu flüchten, in denen man doch nur wieder neue Einsamkeit, wenn auch eine ‘splendid isolation’ findet.

Von seinem mehrwöchigen Aufenthalt in Eastbourne erzählt Knoch weiter nichts, als dass man „in einer grossen Jahresversammlung englischer Schulmänner sogar noch von ‘Huns’ gesprochen habe. Nun, warum hat er nicht — mündlich oder schriftlich — sein Erstaunen ausgesprochen, dass in einer offiziellen Standesversammlung von Erziehern, die doch das benachbarte Volk besser kennen sollten, dieser Ausdruck noch gebraucht werden könne, der für das auf dem Gebiete des Erziehungswesens führende Deutschland beleidigend sei. Ich bin nach meinen diesjährigen Erfahrungen überzeugt, dass ein grosser, wenn nicht der grösste Teil der Anwesenden sich auf seine Seite gestellt hätte, zum mindesten aber das Wort fernerhin in der Diskussion vermieden worden wäre.

Es wäre interessant gewesen zu erfahren, welche Aufnahme Knoch bei dem Ferienpublikum und dem ungebundeneren Leben eines Badeortes gefunden hat. Ich nehme an, dass es ihm dort ebenso

ergangen ist wie vorher in London und später in Oxford und Stratford. Denn allein, ohne Bekannte, die weitere Bekanntschaften vermitteln, ist es selbst in einem englischen Badeort schwer, den passenden Anschluss zu gewinnen, so ungezwungen das durch eine Familie geschehen kann.

Ich werde mich immer mit Freuden der schönen Wochen in Leamington Spa, einem Kurort in Warwickshire, erinnern. Die sehr freundliche Familie, bei der ich damals — im Spätsommer 1913 — wohnte, vermittelte mir nicht nur vorzügliche Anregungen, sondern auch allerlei Bekanntschaften in befreundeten Familien, in einem Tennisklub, bei Kurgästen, so dass ich den ganzen Tag bis in die Nacht hinein in höchst angenehmer und unterhaltender Weise beschäftigt war. Wir machten Ausflüge, Ruderfahrten, trafen uns im Kurgarten, im Theater, spielten, tanzten und flirteten. Und eine alte Dame ruhte nicht eher, bis ich den fröhlichsten aller englischen Tänze, den Sir Roger de Coverley, ebenso gut tanzte wie sie selbst. „Oho — höre ich sagen — das war ja eine nette Studienreise." War es auch! Denn ich habe in jenen Wochen mehr von der englischen Sprache, englischem Familienleben, englischer Fröhlichkeit, englischer Reserviertheit, englischer Gastlichkeit gelernt, als es in einem boarding house in ebenso vielen Jahren möglich gewesen wäre. — Ich rate allen jungen Kollegen, nach Leamington Spa zu gehen!

Nach Eastbourne hat Knoch Oxford besucht. Warum wurde auch hier wieder ein Hotel gewählt? Zu allem Unglück noch eines, dessen Besitzerin „beim Worte 'Germany' wie umgewandelt war und kein Wort mehr redete." Selbst wenn man in Oxford nur ein paar Tage zu weilen gedenkt, hat man bei der grossen Anzahl von Studentenwohnungen, die während der Ferien leer stehen, die Möglichkeit, eine Privatwohnung zu finden, besonders wenn man sich vorher an die entsprechenden Kreise wendet, die in Oxford, der Stadt der Ferienkurse, solche Anfragen und Bitten öfter zu beantworten und zu erfüllen haben. Gerade Oxford ist eine Stadt, deren intimer Zauber sich nur bei ganz intimen persönlichen Beziehungen erschliesst. Das habe ich selbst erfahren, als ich, nachdem ich ein College nach dem andern besucht hatte, durch meine Wirte einen feinen alten Professor kennen lernte, der, erfreut über meinen Wissensdrang, mich in den verborgenen Reiz der altersgrauen Stadt und ihre Geschichte und Bedeutung einführte.

Und dann Stratford! Sicher wird es kein Neusprachler versäumen, von Oxford einen Abstecher nach Stratford zu machen. Auch hier wäre es mit Hilfe von Kollegenkreisen oder des Verkehrsamtes (Bürgermeisteramt), das in Stratford gut und entgegenkommend arbeitet, noch heute nicht schwer gewesen, für einige Tage bei einer Familie Wohnung zu finden. Diesem Umstande wieder hatte ich es zum grossen Teil zu danken, dass mir vor Jahren der Aufenthalt in der Stadt Shakespeares zu einer einzigen beglückenden Freude wurde.

Es ist etwas anderes, mit neugierigen Touristen die denkwürdigen Stätten, die ein grosser Geist geweiht, zu „besichtigen“ oder mit einem gleichgesinnten ehrfürchtigen Menschen den Spuren des grossen Dichters zu folgen, in den winkligen Gassen, über die weiten Felder, den Fluss hinauf und hinab; ungestört den inneren Stimmen zu lauschen, im Shakespearehaus, im blühenden Cottage der armen Anne Hathaway, in der stillen Kirche; sich dann erschüttern zu lassen von Hamlet und Lear, und schliesslich im Kreise von Shakespearefreunden, den Schauspielern, die Benson damals um sich versammelt hatte, in ernsten und fröhlichen Gesprächen ausklingen zu lassen.

Weshalb ich das erzähle? Damit jeder einsieht, dass die gute englische Familie der einzige geeignete Aufenthalt für einen Studienreisenden ist. Doch, so könnte man einwenden, die Zeiten und die Menschen haben sich inzwischen geändert. Wer wird so töricht sein, das abstreiten zu wollen. Zweifellos sind die Hemmungen für einen freundschaftlichen Verkehr zwischen Deutschen und Engländern noch stärker geworden als sie früher schon waren. Aber es wäre m. E. falsch, die kühle Zurückhaltung der Engländer ganz allgemein einer deutschfeindlichen Stimmung zuzuschreiben, trotzdem diese zweifellos bei vielen besteht. Viel öfter ist diese Reserviertheit eine im englischen Charakter begründete Veranlagung, die den ungenierten Rheinländer und den sich leicht „anbiedernden“ Süddeutschen abstossen mag, dem Westfalen und Norddeutschen aber durchaus verständlich und nicht einmal unlieb ist. Diese Zurückhaltung ist eine der deutlichsten Eigenschaften des englischen Wesens. Dazu kommt noch ein Zweites: Die Engländer sind sich bewusst, um ein Wort Emersons zu gebrauchen, ‘that no race of better men exists’, und dieses Bewusstsein, das den fremdländischen Besuchern Englands schon um das Jahr 1500 aufgefallen ist, macht ihren Verkehr nicht immer angenehm oder gar warm.

Wenn man das aber weiss, und wenn das heute vielfach noch ausgeprägter ist als früher, dann muss man in der Wahl der Menschen, mit denen man zu verkehren wünscht, doppelt vorsichtig sein, dann darf man nicht in ein boarding house gehen und Freundlichkeit oder Förderung von Leuten erwarten, die nicht den geringsten Anteil an uns und unseren Studien nehmen.

In einer Familie ist das von vornherein anders, zumal wenn man eine Familie findet, die nicht gewohnheitsmässig Pensionäre aufnimmt, sondern in dem einen, eben u n s e r e n Fall aus irgend welchen Gründen, sei es, dass man denselben Beruf oder sonstwie gleiche Interessen hat oder auch aus persönlicher Anteilnahme, eine Ausnahme zu machen gewillt ist. Und schon bei den Wohnungsgesuchen ist es anzuraten, neben der Angabe des Standes und des Bekenntnisses zu erwähnen, welche Interessen man hat (musikalische z. B.), welche Ziele man verfolgt usw. Dadurch wird oft ein per-

sönliches Interesse erregt, das einem gleichgesinnte Umgebung und anregendes Zusammenleben verschafft. Ich hatte das Glück, bei meinem letzten Aufenthalt vom Ende März bis Mai d. Js. in zwei Familien untergebracht zu sein, bei einem katholischen City-Kaufmann im Nordwesten und bei einem Kollegen im Südosten Londons, die beide wetteiferten, mir in jeder erdenklichen Weise zu helfen und mir ihr Heim angenehm zu machen. Das ist ja das Schöne des Aufenthaltes in einer Familie, dass man immer eine freundliche Bleibe hat, immer Menschen weiss, mit denen man über alles und jedes plaudern und sich aussprechen kann. Denn so zugeknöpft und zurückhaltend der Engländer sonst ist, so aufgeschlossen und mitteilsam ist er in der kleinen Welt seines Zuhause. Wenn er uns einmal in sein Heim aufgenommen hat, dürfen wir einer herzlichen Gastlichkeit sicher sein. Wie weit hier das Feingefühl des Engländers in bezug auf Höflichkeit und Gastlichkeit geht, ersieht man aus einem Wort, das ich in dem Roman *Lavrengo* von Borrow fand und das mir charakteristisch genug erscheint, um es hier anzuführen: „Come, Belle, said I, I have bidden the gentleman welcome; I beseech you, therefore, to make him welcome; he is a stranger, where we are at home; therefore, even if we did wish him away, we are bound to treat him kindly."

Ist es noch nötig hinzuzufügen, dass der Gast sich nun seinerseits von der besten Seite zeigen muss? Schon deshalb, weil gerade der Deutsche sich heute mehr als je bewusst sein muss, dass „er draussen deutsche Aufklärungsarbeit zu leisten hat — nicht nur durch Reden, sondern vor allem durch sein Benehmen". Man sei also gewinnend und liebenswürdig, frisch und natürlich, selbstverständlich peinlich sauber in Wäsche und Kleidung (Sportanzug und Lodenhut lasse man getrost zu Hause!), man überrasche die Damen des Hauses oder die Kinder durch kleine Aufmerksamkeiten, mache seine Anwesenheit bei dem öfter anzutreffenden Dienstbotenmangel nicht störend bemerkbar u. dergl. m.

Wenn als Erstes und Wichtigstes die Unterkunftsfrage, die den guten oder unbefriedigenden Verlauf der Studienreise wesentlich mit beeinflusst, glücklich gelöst ist, dann bleibt ein Zweites zu tun: Da es unmöglich ist, während eines kurzen Aufenthaltes alle Seiten des fremden Volkslebens gleich gründlich kennen zu lernen, so überlege man schon zu Hause, welche Fragen man genauer studieren will. Dieses Verfahren ist in verschiedener Hinsicht von Vorteil; einmal bewahrt es uns vor einer nur oberflächlichen Kenntnisnahme der fremden Art, gibt uns im Gegenteil die Möglichkeit, wenigstens an einigen Stellen tiefer zu schürfen und gründlichen Einblick zu gewinnen, und dann macht es uns infolge der Gleichheit der Interessen leichter und dauerhafter mit Menschen bekannt, die uns durch die stetige Fühlungnahme und Besprechungen auch sprachlich fördern und nützen. Man wähle also frühzeitig nach eigenem Geschmack

die Fragengebiete aus, mache sich mit ihnen schon zu Hause möglichst vertraut und schreibe dann mit genauer Angabe von Ziel und Zweck an diejenigen Personen oder Stellen, von denen man Förderung und Unterstützung erwarten kann. Auf diese Weise entwirft man nach Eingang der Antworten einen Plan über Einteilung der Besuche, Fahrten usw. So hatte ich mir für meinen letzten Aufenthalt vorgenommen, u. a. die kirchlichen Verhältnisse und das höhere Schulwesen näher kennen zu lernen. Daher hatte ich die nötigen Beziehungen zu verschiedenen Persönlichkeiten angeknüpft, die mir auf diesen Gebieten mit Rat und Tat helfen konnten. Ich wusste z. B. genau, wann mich der Head-master der Westminster School erwartete — er stand mir am Tage des Bootsrennens in liebenswürdigster Weise Rede und Antwort über seine Ideen und Grundsätze zur Jugenderziehung und bat einen der Herren, mich durch die Klassen, Büchereien und sonstigen Arbeitsräume zu begleiten — ich wusste, wann ich nach Harrow zu fahren hatte — glücklicherweise auch noch in der Schulzeit, und zwar am speech day, an dem man als Fremder nur selten teilnehmen kann — wann mich ein master von Eton durch die alte Schule führen wollte — leider in den Ferien, trotzdem ein unvergesslicher Tag — wann ich vor Ferienschluss in St. Edmund's College, der bedeutendsten katholischen, neuerdings zu einer public school ausgebauten Erziehungsanstalt, erwartet wurde, um dort von dem erfolgreichen Reorganisator der Schule, dem President Canon Myers, in sein Werk und seine Arbeit eingeführt zu werden; ich hatte mich ausserdem an verschiedene secondary schools gewandt und die Erlaubnis des Besuches und die Zusicherung jeglicher Auskunft erhalten. Denn die vornehmen public schools geben nur ein einseitiges Bild von der englischen Erziehung, und man darf es nicht versäumen, die unsern höheren Lehransalten entsprechenden Schulen zu besuchen, mit den Lehrern zu sprechen, die Klassen bei der Arbeit zu sehen, die Schülervereine beim Sport zu beobachten, sich von den monitors und dem Head-boy von ihrer Selbtsverwaltung und Selbsterziehung erzählen zu lassen, am besten auch sich einige Zeit in einem der camps aufzuhalten, wozu es für mich leider zu spät war.

Ich wusste weiterhin, an welche Männer ich mich zu wenden hatte, die mir auf Grund ihrer langjährigen Erfahrung und ihrer zum Teil führenden Stellung Auskunft geben sollten über die vielfach diskutierten Fragen der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen, über die augenblicklichen Verhältnisse der anglikanischen Staatskirchen, insbesondere ihres rechten Flügels, über die Lage der katholischen Kirche in England, ihre Aussichten für die Zukunft, ihre Aufklärungs- und Bekehrungsarbeit unter dem bisher antikatholisch gerichteten englischen Volke, über katholische Erziehungsfragen, katholische Arbeitervereine usf.

Nur durch eine solche straffe Vorbereitung ist es möglich, die kurze Zeit gewinnbringend auszunutzen, nur durch eine solche Konzentration ist es möglich, mit Leuten und Verhältnissen bekannt zu werden, die einem den Blick für englische Fragen und Verhältnisse öffnen und weiten. Und mit Dank darf ich es sagen, dass ich überall, bei Geistlichen und Lehrern, Katholiken und Protestanten, das grösste Entgegenkommen gefunden und bereitwilligste Auskunft in wiederholten Besprechungen und längeren Besuchen erhalten habe. Ueber eine „sehr schlechte, oft ausgesprochen feindliche Stimmung" habe ich nicht im geringsten zu klagen gehabt; über das Gegenteil war ich jedoch oft überrascht. Es einte uns eben das gemeinsame Interesse.

Neben dem Studium einzelner Fragengebiete, mit denen man sich näher vertraut machen möchte, wird man natürlich nicht versäumen, die andern zahlreichen Möglichkeiten der Weiterbildung auszunutzen, die Theater, Kirchen, Museen, Parlament, Gericht u. ä. in Hülle und Fülle bieten. Gerade hier kann man öfter die Beobachtung machen, dass die deutschen Studienreisenden diese und andere Sehenswürdigkeiten allein besuchen, während es doch aus naheliegenden Gründen empfehlenswert ist, auf die eine oder andere Weise für eine englische Begleitung zu sorgen. — Wie soll man nun bei der verwirrenden Menge die richtige Auswahl treffen? Beim Theater ist das noch am leichtesten; man ersieht ja aus der Zeitung, welche Theater wertvolle Stücke aufführen. So war ich u. a. zu wiederholten Malen im Old Vic., in der Nähe des Viktoriabahnhofs, das es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch gute und billige Aufführungen Shakespeares Kunst ins Volk hineinzutragen, ferner im Haymarket, wo Hamlet mit John Barrymore in der Titelrolle eine grosse Begeisterung auslöste, im Regent Theater in King's Cross, in dem wochenlang Shaw's St. Joan in glänzender Besetzung und Inszenierung gegeben wurde, mit Sibyl Thorndike als Joan. — Von den vielen Gerichten ist besonders das Polizeigericht in Marylebone zu empfehlen, weil der dort tätige Richter (namens Wilberforce) die Aburteilung der vielerlei Vergehen mit fesselnden und geistreichen Bemerkungen begleitet, so dass man oft ein regelrechtes Praktikum über die sozialen und sittlichen Verhältnisse zu hören bekommt. — An Kirchen sollte man neben der Abbey, St. Paul's und der Westminster Kathedrale auch die kleineren Kirchen, besonders in der City, nicht übergehen, zumal die letzteren für den Philologen auch durch ihre geschichtlichen Erinnerungen von hohem Reiz sind, z. B. die Temple-Kirche, hinter dem Savoy-Hotel am Strand, mit dem Grab Oliver Goldsmiths und dem nahen Temple-Garten, in dem Shakespeare die weissen und roten Rosen pflücken lässt (*Heinr. VI.*, 1; II, 4), die Bow-Church, die Church of St. Mary-the-Virgin, in der Milton seine zweite Frau heiratete und auf deren Kirchhof ein Denkmal an Shakespeares Freunde Heminge und Condell erinnert, die Kirche St. Giles, in der Milton begraben liegt und Oliver Crom-

well getraut wurde, vor allem auch All Hallows Barking nahe am Tower, auf deren Grund schon eine Kirche stand, als Caedmon starb und Beda noch als Knabe in Jarrow war. Aus der Asche der durch Feuer zerstörten sächsischen Kirche erhob sich dann unter Wilhelm dem Eroberer die jetzige normannische, die durch die folgenden Jahrhunderte mit der Geschichte Londons eng verknüpft war und die in und nach dem Kriege der Mittelpunkt einer grossen sittlich-religiösen Bewegung geworden ist, einer Art protestantischen Bruderschaft, deren Mitglieder sich zu dem im Schützengraben gepflegten Geist bekennen, zur Kameradschaft, Opferwilligkeit und sittlichen Stärke; hier verspürt man im Gedankenaustausch mit den brethren und chaplains einen neuen Geist unter der englischen Jungmännerwelt, von dem Fernerstehende nicht viel wissen, der aber in erstaunlicher Weise um sich greift und manches Vorurteil zerstören wird. Wer sich von dem Ernst und der Bedeutung dieser und ähnlicher Dinge, überhaupt von den augenblicklichen Verhältnissen in den verschiedenen Kirchengemeinschaften ein Bild machen will, der trete bei gelegener Zeit in diese oder andere Gotteshäuser ein, wende sich an die Geistlichen, erkundige sich, frage und erzähle. Man wird ihn oft genug mit Dank entlassen und zum Wiederkommen auffordern.

Damit will ich beileibe nicht sagen, dass man nun an diese Herren herantreten soll, ohne etwas Bestimmtes zu fragen und zu sagen zu haben. Nein, man muss genau wissen, was man will, worauf es ankommt, um das Gespräch auch für die Gegenseite anziehend zu machen. Nichts ist langweiliger als leeres Ausgefragtwerden.

Um das zu vermeiden, darf man ein Drittes nicht unterlassen, das für den Philologen allerdings selbstverständlich ist und deshalb hier nur gestreift zu werden braucht: es genügt nicht, die Unterkunftsfrage zu regeln, und sich mit diesem oder jenem Fragengebiet besonders vertraut zu machen, sondern man sollte ganz allgemein seine Kenntnisse und Ansichten von Land und Leuten genauestens überprüfen und nach allen Seiten hin vertiefen, und zwar mehr als sonst durch die Lektüre englischer Dichter und Schriftsteller, durch das Studium von Fachwerken und Fachzeitschriften, durch das regelmässige Lesen einer englischen Zeitung; bei diesen Arbeiten, mit der Feder in der Hand, alle Fragen und Dinge, die einem unklar sind und über die man nähere Auskunft zu erhalten wünscht, in ein Merkbuch eintragen, damit die gewünschten Auskünfte und Belehrungen nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern planmässig eingeholt werden können.

Wer so vorbereitet seine Studienreise antritt, darf über ihren Erfolg beruhigt sein. — Glückauf zur fröhlichen Fahrt!

Münster i. W. Gustav Hagemann.

Dr. Axel Klint †.

In Stockholm ist zu Beginn v. Js. im hohen Alter Dr. Axel Klint gestorben, der lange Jahre Lehrer der neueren Sprachen am Stockholmer Staatsgymnasium war. Er ist besonders bekannt geworden durch seine französischen, englischen und deutschen Wörterbücher, die in ganz Schweden sehr verbreitet sind und von Fremden aller Nationalitäten, die in Schweden reisen, viel benutzt werden. Ausser in grossem Lexikonformat sind sie auch in Miniaturformat erschienen, um die Benutzung bequem zu machen, so noch kürzlich *Svensk-Engelsk Miniatyr-Lexikon.* Utgivet av A. Klint, Stockholm, Norstedt u. Söner. Der französischen, englischen und deutschen Sprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig, war Klint ein ausgezeichneter Kenner der Literatur des betreffenden Volkes. Er schätzte besonders die Erzeugnisse der deutschen und englischen Literatur und studierte ihre Beziehungen zueinander und zu den Werken der schwedischen und norwegisch-dänischen Literatur. Aus seiner Heimatprovinz Småland, wo sich die alten schwedischen Sitten und Gebräuche noch heute erhalten haben, brachte er lebhaftes Interesse für Volkskunde mit in die Fremde. Das Ergebnis seiner Wanderungen legte er teilweise nieder in *Fornminnes föreningens tidskrift, Stockholm,* so war z. B. *Meklenburgska och svenska ordspråk* die Frucht unserer gemeinsamen Wanderung durch Mecklenburg.

Die neusprachliche Wissenschaft hat in dem Verstorbenen einen hervorragenden Vertreter, das Deutschtum im Ausland einen eifrigen Förderer verloren.

Wismar i. Me. O. Glöde.

Aus dem Spanischen.

Dos besos tengo en el alma
que no se apartan de mi;
el ultimo de mia madre,
y el primero que te di.

(?)

Zwei Küsse werden mir im Herzen
auf ewig unauslöschlich leben:
Der letzte Kuss, den mir die Mutter,
der erste, den ich dir gegeben.

Por el mundo iba llorando
y all llegar la primavera
en donde cayó una lagrima
ha nacido una violeta.

(José Doz de la Rosa.)

Durch die Wiese ging sie weinend,
ganz durchbebt von Frühlingsbangen.
Wo die Tränen ihr entfallen,
sind die Veilchen aufgegangen.

Negros tienes los cabellos,
negras tienes las pestañas,
y negras tienes las manos;
porque nunca te las lavas.

(Carlos Cano.)

Schwarz dein Haar ist anzuschauen,
schwarz sind deine düstern Brauen,
schwarz auch Hände und Gesicht. —
Warum wäschst du sie denn nicht?

En una cajita guardo el corazon de una niña, y la caja pesa igual que cuando esteba vacia. Hannover.	(?)	Hab das Herz der Liebsten meinen in dies Kästchen fest verwahrt. Wenn ichs wiege, wills mir scheinen, dass es drum nicht schwerer ward. Kurt Nagel.

Leitsätze zu Mindestlehrplänen in Französisch und Englisch

(aufgestellt von der Berliner Neuphilologischen Arbeitsgemeinschaft).

I. Die sprachliche Durchbildung des Schülers als Voraussetzung für die Erreichung des kulturkundlichen Zieles ist diesem völlig gleichgeordnet.

II. Zur Erreichung dieses Zieles ist grundsätzlich die Anwendung der einsprachigen Methode von allen Lehrern zu fordern.

III. Sprechübungen. Der Gebrauch der Fremdsprache auf der Oberstufe herrscht vor. Das Ziel des Unterrichts muss sein, den fremden Schriftsteller in der Fremdsprache zu behandeln. Dazu eignen sich besonders historische, kulturkundliche und erzählende Werke, sowie Prosadramen. Die Behandlung schwieriger dramatischer, poetischer und philosophischer Werke darf in der Muttersprache geschehen.

IV. Bei der Auswahl der Lektüre darf die Rücksicht auf Kulturkunde und Konzentration nicht so weit führen, dass wertvolle Werke ausgeschlossen oder einer ungeeigneten Stufe zugewiesen werden.

V. Zur Befestigung der Satzlehre ist das Uebersetzen in die Fremdsprache zu pflegen. Die Einübung der Grammatik geschieht auf der Mittelstufe zweckmässig durch ein Uebungsbuch, das sich stofflich eng an das eingeführte kulturkundliche Lesebuch anschliesst und reichliche einsprachige Uebungen sowie Material zum Hinübersetzen bietet.

VI. Für die Stoffverteilung auf der Unter- und Mittelstufe sind die Richtlinien massgebend. Hervorgehoben wird, dass bis U II ein Ueberblick über die Geschichte des fremden Volkes im Anschluss an die Lebensbeschreibungen hervorragender Männer und die Darstellung bedeutsamer Tatsachen gegeben wird.

VII. Für die Reifeprüfung wird als schriftliche Arbeit abgelehnt: Uebersetzung eines deutschen Textes. — Als Aufgaben kommen in Betracht:

1. eine freie Arbeit im Anschluss an einen deutschen Text;
2. eine freie Arbeit im Anschluss an einen fremdsprachlichen Text, möglichst mit Umformung von einem bestimmten Gesichtspunkt aus;
3. eine freie Arbeit im Anschluss an Gelesenes oder Besprochenes. Doch sind 1. und 2. besonders zu empfehlen.

VIII. Bei der Knappheit der für die Oberstufe eingeräumten Stundenzahl muss die Besprechung von grammatischen und stilistischen Erscheinungen sowie die Behandlung der Wortkunde durchaus der Lektüre nachgeordnet sein. Daraus ergibt sich, dass

a) derartige Belehrungen im Anschluss an die Arbeiten und (bei passender Gelegenheit) an die Lektüre erfolgen,
b) systematische Besprechungen nur da angebracht sind, wo erfahrungsgemäss häufig Fehler gemacht werden.

Berlin. I. A.: Max Fuchs.

Der 20. Allgemeine Deutsche Neuphilologentag

findet in der Pfingstwoche, vom 26. bis 30. Mai 1926 in Düsseldorf statt. Anregungen und Anfragen sind an den geschäftsführenden Vorstand z. H. Herrn Studienrat Dr. Ewald, Düsseldorf-Oberkassel, Steffenstrasse 47, zu richten.

Literaturberichte

University of Wisconsin Studies in Language and Literature, Nr. 20. Studies by Members of the Department of Romance Languages, Series Nr. 1. Madison 1924, 238 S.

Die Studien, welche die Abteilung für Romanische Sprachen der Universität von Wisconsin unter einem Titel, dessen Umständlichkeit dem Grundsatz: Time is money wenig entspricht, veröffentlicht, zeigen das vielseitige Interesse der beteiligten Verfasser. Von den zehn Beiträgen des Heftes betreffen acht die französische, zwei die spanische Literatur, und zwar kommt die französische Literatur von der Epik der Chansons de Geste bis zu Lamartine, ja bis zu Bergson zur Sprache. Die einzelnen Aufsätze sind von sehr verschiedenem Wert.

Mit kühnem Mut unternimmt es Hugh Allison Smith, eine *Theory for a New History of the French Epic* aufzustellen. Es handelt sich zwar nicht um die ganze französische Epik, wie der Titel verstehen lassen könnte, sondern nur um die Epik der Chansons de Geste. Deren dunkle Ursprünge bringt er auf eine noch einfachere Formel als Bédier, mit dessen Lehre er übrigens nur in ihrem negativen, antigermanischen, Teile einverstanden ist. An der klerikalen Mitarbeit bei der Entstehung der Epen glaubt er nicht. Seine These ist: Put concretely, I should say that the old French epic was created and inspired, so far as we know, by the *Chanson de Roland;* that the other poems are, in general, due to the exploitation and emulation of this model (S. 12). Die *Chanson de Roland* aber sprang, als ihre Zeit gekommen war, fertig aus dem Kopfe eines genialen Dichters hervor wie Athene aus dem Haupte des Zeus: The time, the milieu were there. All that was needed was a poet of genius. Es erübrigt sich, auf eine so leichtbeschwingte These näher einzugehen.

Unglücklicherweise, oder glücklicherweise, beweist Lucy Maria Gay schon im unmittelbar folgenden Artikel: *La Chanson de Roland and la Chançun de Willame,* dass wenigstens das Wilhelmslied nicht durch Nachahmung der *Chanson de Roland* entstanden ist. Wilmotte hatte das bekanntlich in einem Artikel der *Romania* (Bd. 44, 55 ff.) behauptet. Die amerikanische Verfasserin ist ihm gegenüber zweifellos im Recht. Ich darf sie auf meinen Aufsatz *Zur Chançun de Willelme* in der *Zeitschr. f. Rom. Philol.* (1922; Bd. 42, 426 ff.) aufmerksam machen, der ihr offenbar unbekannt geblieben ist. Dort wird (S. 457 in der Anmerkung) schon ebenso wie von ihr geurteilt: „Der *Roland* ist doch nicht die erste Chanson de Geste gewesen. Er fand sein Genre und dessen Stilistik fertig vor, und die Aehnlichkeiten zwischen seinem Stil und dem der *Chançun de Willelme* und der anderen (von Wilmotte herangezogenen Epen, *Chevalerie Vivien* und *Aliscans*) beruhen nur darauf, dass die schon bereitliegenden Formeln von ihnen allen benutzt worden sind.“

La Chastelaine de Vergy von Edw. B. Schlatter bringt z. T. sehr elementare und dabei keineswegs immer zutreffende Bemerkungen zum Text dieser Erzählung.

Jeanne Harouel Greenleaf nimmt im Artikel *L'Unité de lieu dans la Cléopâtre de Jodelle* als Szene der Tragödie Jodelles eine place publique quelconque an. Auf einer Seite der Bühne sei die Entrée du clos des tombeaux zu sehen gewesen, und nicht weit von dieser ein cercueil destiné à recevoir les restes d'Antoine. Ich glaube, dass die Verf. an die szenische Vorstellung Jodelles noch zu hohe Ansprüche der Genauigkeit stellt. Jodelle bot seinen Schauspielern einfach einen Ort der Deklamation an, ohne sich um die Frage zu bekümmern, ob dieser Ort eine place publique oder etwas anderes sein sollte. An einer Seite der rudimentären Bühne befand sich ein primitiv charakterisiertes Grabmal. Das genügte vollauf für die Zwecke dieses Dramas.

Die Besprechung der beiden Aufsätze von Frank Otis Reed *The Calderonian Octosyllabic* und Cas. Douglas Zdanowicz, *Molière and Bergson's Theory of laughter* würde ein grösseres Eingehen auf Einzelheiten verlangen, als hier gewährt werden kann.

Ernest G. Atkin zeigt in *Villemain and French Classicism*, dass Villemain keineswegs der Romantiker der Kritik ist, für den er von Brunetière und anderen erklärt wurde. In der Tat ist er ein Traditionalist, dem die Kunst der Antike und des französischen 17. Jhdts. der dauernde Massstab des guten Geschmackes bleibt.

In *The intimate Poetry of Lamartine and Sainte-Beuve* bringt Maxwell A. Smith einen hübschen Vergleich zwischen der Poésie des humbles bei Ste. Beuve und andererseits bei Lamartine, wie sie sich im Jocelyn zeigt. Sainte-Beuve versuchte die Dichtung der englischen Seeschule, vor allem Wordsworths, nach Frankreich zu übertragen. Trotzdem Lamartine die Lakists vermutlich nur durch Ste.-Beuve kannte, ist er nach dem Urteil Smiths durch die Wärme und den Adel seiner Gesinnung in der Tat Wordsworth näher gekommen, als es der Natur Sainte-Beuves gegeben war.

William Fred. Giese zeichnet im langen folgenden Artikel ein Portrait *Lamartines*, das in seinem Realismus gewiss wesentlich das Richtige trifft, freilich dadurch den Freunden des Dichters und der Romantik manche Illusion zerstören wird. He never really sought and he never really found the truth. Truth is the thing he least cared for, and which he was least able to embody in his work. Das ist das Ergebnis, das der Verf. sich gezwungen sieht, aus seiner Studie zu ziehen, ein Resultat, mit dem sich die Bewunderung des schönen Wortes und der edlen Geste bei den Landsleuten Lamartines, Victor Hugos und Chateaubriands leichter abfinden mag als angelsächsische und germanische Schwerfälligkeit.

Im letzten Abschnitt gibt Joaquin Ortega eine Charakteristik des umstrittenen *Vincente Blasco Ibañez*, die aber beim Leser die Kenntnis der Werke des valencianer Romanciers voraussetzt (vgl. über ihn in dieser *Zeitschr.* 22, 110 ff. den Aufsatz von Iden).

Breslau. C. Appel.

Dietrich Behrens, Ueber deutsches Sprachgut im Französischen. [= Giessener Beiträge zur romanischen Philologie, hrsg. von D. Behrens, I. Zusatzheft.] Giessen, Selbstverl. d. Roman. Seminars, 1924. 104 S. 3 Mk.

Die Giessener Beiträge, die nur durch das Romanische Seminar (Ludwigstr. 19) bezogen werden können, sind in der Zeit ins Leben getreten, als es fast unmöglich schien, Doktorarbeiten durch den Druck bekannt zu geben. Von 1921 bis 1923 ist diese Sammlung schon auf 13 Hefte angewachsen. Die neue Reihe der Zusatzhefte will Arbeiten von Lehrern und ehemaligen Schülern des romanischen Seminars aufnehmen; sie wird durch das vorliegende Heft eröffnet. Die darin verwertete Stoffmasse umfasst etwa 1000 Wörter, die seit dem Mittelalter aus dem Deutschen ins Französische eingedrungen sind; der durch das Galloromanische gegangene Bestand an fränkischen Stämmen ist dabei nicht berücksichtigt, auch der grösste Teil der Argotwörter deutscher Herkunft ist weggelassen. Doch bleibt auch so das kulturgeschichtliche Bild noch bunt genug. Zum Teil handelt es sich um sogenannte Lehnübersetzungen, die bei der Uebernahme von Begriffen und Sachen nötig wurden (*ondulations hertziennes*), zum Teil sind es wissenschaftliche Fachausdrücke, die im Deutschen aus fremdsprachigen Stämmen gebildet worden sind (*ésthétique*), oder es sind Kulturwörter, die über Deutschland nach Frankreich wanderten (*polka*), dann wieder deutsche Bildungen, die in ihrer lateinisierten Form als gelehrte Fachausdrücke in Frankreich Eingang fanden (*Fuchsia, fuchsie*), endlich auch solche, die in der deutschen Form entlehnt worden sind (*aurochs, lied*) oder Bezeichnungen für deutsche Verhältnisse sind und als sogenannte exotische Wörter gebräuchlich sind (*margrave, Kaiser*). Der Grad der Einbürgerung und ihrer Verbreitung ist in vielen Fällen noch nicht festgestellt, und es müsste eine dankbare Aufgabe sein, das deutsche Wortgut unter diesen Gesichtspunkten zu ordnen, angefangen vom Lehnwort, das durch Angleichung und lautgesetzlichen Formenwandel sein französisches Kleid erhalten hat, bis zu dem auf dünne Oberschichten beschränkten Fremdwort, mit dem deutschen Schriftbilde, das nur phonetisch eine Einwelschung aufweist. Sowohl in der Anzahl der Lehn- und Fremdwörter wie in ihrer Volkstümlichkeit würde das Französische kaum an die entsprechenden Erscheinungen im Deutschen heranreichen und auch hierin eine viel stärkere nationale Widerstandskraft gegen fremdes Sprachgut offenbaren. Die Wege, auf denen deutsche Wörter in Frankreich eingedrungen sind, geben eine Vorstellung von den geistigen und wirtschaftlichen Einwirkungen Deutschlands überhaupt. Freie oder intellektuelle Berufe, Militär, Handel und Verkehr, Industrie und Handwerk, auch Berufslose, die sich in Frankreich aufhielten, haben in den letzten Jahrhunderten an dieser Uebertragung deutschen Sprachgutes Anteil gehabt, allerdings in ganz verschiedenem Masse. Indem der Verfasser diese Einflüsse untersucht, erwächst neben den rein sprachlichen Ergebnissen ein Bild von dem Umfange und der kulturellen Bedeutung des deutschen Elements in Frankreich und vornehmlich in Paris. Die Schätzungen bezüglich der Zahl der Deutschen in der französischen Hauptstadt gehen stark auseinander; aber auch noch die niedrigsten Ziffern werden den Leser in Erstaunen setzen. Von 1780 bis 1870 hat sich die Zahl der Deutschen in Paris etwa auf der Höhe von 40 000 gehalten und ist vor dem Weltkriege auf etwa 60 000 gestiegen. Ebenso lehrreich sind die allgemeinen Angaben über Paris als Aufenthalt oder Zufluchtsstätte deutscher Schriftsteller und Künstler, vornehmlich in der Zeit der politischen Verfolgungen, über das Leben und die Bewertung deutscher Sprachlehrer und Kinderfräuleins, über das Deutsche als Modesprache in den Jahren vor der französischen Revolution, über deutsche

Söldner im französischen Heere, über deutsche Schuhmacher in Paris (1845: 2000), Kunsttischler, Brauer, Strassenkehrer (*darmstadtois*) und andere Berufe. Wer über deutsch-französische Kulturbeziehungen arbeiten oder davon seinen Schülern erzählen will, wird in diesen Ausführungen und in den sorgfältig dazu verzeichneten Quellen vielseitige Anregungen finden. Die Arbeit kann und will natürlich den Gegenstand nicht erschöpfen; ihr Wert liegt in dem Grundsätzlichen und in ihrem reichen Anschauungsstoffe; Ergänzungen, besonders aus dem Wortschatze der Botanik, Chemie und Mineralogie (*wolframite, wolframine, wolframiate, wolframocre)* liessen sich viele geben. Ich beschränke mich daher auf einige Hinweise. Zu S. 60 *Berlin: paquet de fil arrêté, par un nœud en usage dans les fabriques de velours.* Zu S. 65. *Hanap,* ahd. *hnap, grand vase à boire.* Zu S. 86: *Vasistas* (Was ist das), *sorte de guichet s'ouvrant à volonté pour voir ce qui se passe; espèce de jalousie qu'on met aux portières des voitures.* Zu S. 96: *Wourste* ist auch *caisson d'artillerie.* Zu S. 37: Das Wort *vampire* ist sicher über Deutschland nach Frankreich gekommen. Die erste Schrift, die es verbreitete, ist eben nicht Ranfts Traktat v. J. 1734, sondern die *Besondere Nachricht von denen Vampyren oder so genannten Blut-Saugern von Putoneo,* Leipzig 1732; somit können auch in Frankreich schon in diesem Jahre *vampirisme* usw. begegnen.

Th. Engwer, Auslese französischer Gedichte. (= Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Poètes français, Bd. 7). Bielefeld, 1924. 128 S.

Die Auslese aus Engwers *Choix de Poésies Françaises* bedarf keines empfehlenden Hinweises mehr, nachdem in den letzten zwanzig Jahren von der umfänglicheren Sammlung 160 000 Abzüge verbreitet worden sind. Die neue Auslese wendet sich an alle die, die sich einen Einblick in die literarischen Strömungen besonders in die Lyrik bis in unsere Tage verschaffen wollen, vornehmlich an die höheren Schulen und die Studierenden. Während die Zeit vor 1800, abgesehen von acht Fabeln Lafontaines, nur durch knappe Proben vertreten ist, ist die Entwicklung im 19. Jahrhundert durch gut gewählte Gedichte aus der Romantik, den Parnassiens und den Symbolisten gekennzeichnet. Die *Poètes d'aujourd'hui* sind mit Francis Jammes, H. de Régnier, F. Gregh, P. Fort, Mme de Noailles, Lucie Delarue-Mardrus, A. Gide, Ch. Vildrac und G. Duhamel in ihren neuen Wegen veranschaulicht. Gerade diese Stofferweiterung wird von vielen begrüsst werden. Den Schluss der Texte bilden vier *Chansons populaires.* Die Anmerkungen in französischer Sprache, die das Wesentliche an Lebensdaten und Werken der Dichter enthalten, sind eine zuverlässige literarische Hilfe.

Im einzelnen sind einige leichte Besserungen vorzunehmen. S. XI: Gides Geburtsjahr ist 1869. S. XII: Komma weg nach *chansons!* S. 1, 24 Fragezeichen weg! S. 16, 10 *Second.* S. 4 u. 19 fehlen die Seitenzahlen, S. 63 ist die Zahl falsch. S. 27 fehlt zu *La Forêt* die Quellenangabe. S. 40, 26 *qu'un.* S. 91, 5 *filles.* S. 91, 23 *tes* (für *les*). S. 91, 29 u. 33: *ô.* S. 96, 30 Komma weg! S. 119, 20 ist nach *l'Ac. Frç.* zu ergänzen *qui lui décréta, en 1903, le grand prix de poésie pour son Ode à Victor Hugo.* S. 120, 20 *A. Gide, né à Paris en . . .* S. 120, 25—26 *Le Traité de Narcisse* erschien 1899, *Paludes 1895.* S. 123, 14 *vie privée.* S. 123, 33 *fait revivre.* S. 124, 3 v. u. *Roubaix.* S. 125, 23 *naître.* S. 126, 23 ist *et* kursiv zu drucken! S. 127, 7 *dépeindre, dans.*

Louis Tesson, Le Conjugateur naturel et rationnel. London, 23 Southampton Street, Silas Birch Ltd., 24. 61 S.

Ein Versuch, auf rein empirischem Wege vom heutigen Formenbestande aus die französischen Verben nach Gruppen zu ordnen und sie durch ein System von Zahlen als zu einer dieser Gruppen gehörig zu kennzeichnen. Der Versuch führt zu einem derartig verwickeltem Schema, dass wohl ausser dem Verfasser nur ganz wenige Leser dieser Schwierigkeiten Herr werden können und eine rein gedächtnismässige Einprägung im Stile der alten Lerngrammatik diesem Gemisch von Regeln und Ausnahmen vorzuziehen ist. Es ist eben ein müssiges Unternehmen, das französische Verb unter Verzicht auf etymologische Betrachtung und historische Lautlehre begreifen und deuten zu wollen; zum *naturel* und *rationnel* gehört eben noch das *historique.*

Breslau. Jos. Klapper.

Georges Gromaire, L'occupation allemande en France (1914 bis 1918). Paris, Payot, 1925. 501 S.

Das Buch gehört zu einer Sammlung von Denkschriften, Studien und Urkunden „pour servir l'histoire de la guerre mondiale". Um es gleich vorwegzunehmen: es dient der Geschichte sehr schlecht. Was es bringt, ist schlimmste Hohlspiegelei zur Wachhaltung chauvinistischer Hassgefühle. Aufgespiesste Säuglinge, verbrannte Greise, Augenausstechen und Bauchaufschlitzen, — alle Requisiten blutrünstiger Volksphantasie marschieren als historische Tatsachen auf. Der Verf. will das ganze besetzte Gebiet bereist und sein Material persönlich gesammelt haben. Was man ihm erzählt hat, sieht so aus: Un soldat allemand a violé une jeune fille; un sous-officier s'empara d'une femme; un jeune homme fut tué, usw., in ihrer Unbestimmtheit typische Erzeugnisse des Volksklatsches. Ein Blick in das Quellenverzeichnis: Martin-Mamy, *Quatre ans avec les barbares;* Sculfort, *Les Huns à Landrecy.* Bei solcher Einstellung nimmt nichts mehr wunder: jeder deutsche Soldat, jeder Offizier, jeder Gendarm ist mit Reitpeitsche und Ochsenziemer bewaffnet, die ganze Seiten lang auf französische Körperteile losgelasssen werden. Eigenartige kulturkundliche Schlüsse auf die Mentalität der Deutschen ergeben sich: caporalisme, brutalité, l'idée funeste des deux morales. — Bei solcher Einstellung müssen auch die rein statistischen Angaben über Räumungen, Zerstörungen, Krankheit, misstrauisch aufgenommen werden. Weniger skeptisch steht der Kriegsteilnehmer leider den Schilderungen von Trunkausschreitungen der Etappenbewohner („les combattants les décoraient du nom peu flatteur d'Etappenschweine") und der Kritik der Einrichtung von maisons tolérées gegenüber. Auch beim Kapitel der Zwangsarbeit und der Verschickungen kommen unwillkürlich Gedanken, deren schriftliche Verbreitung die Zensur der Kriegszeit zu verhindern wusste. — Alles in allem: ein unerfreuliches Buch. Unerfreulich durch seine riesenhaft vergrössernden Umbiegungen — (Tartarin als Historiker!) — unerfreulich durch die Erinnerung an wirkliche Fehler, die im besetzten Lande deutscherseits hätten vermieden werden können. Solange solche Bücher geschrieben werden, ist der Gedanke der Völkerversöhnung nicht auf dem Marsch. Sie machen nicht die Gewissen der Völker mobil, auch wenn sie sich ins Gewand der Forschung kleiden.

Danzig. Paul Roggenhausen (Rogozinski).

Prosper Mérimée, Colomba. Erklärt von O. Schmager, 4. Aufl., bearbeitet von L. Bahlsen. Berlin, Weidmann, 1925; 159 S. 1,80 Mk. Mit einem Bildnis von Mérimée und einer Karte von Korsika.

Fast in keinem Verlage neusprachlicher Schullektüre fehlt eine Ausgabe von Mérimées *Colomba,* ein Beweis, dass dieser Stoff hoch angeschlagen wird. Die vierte Auflage der Novelle im Weidmannschen Verlage unterscheidet sich von früheren durch eine erhebliche Kürzung des Textes sowohl wie der Anmerkungen, um so die Erledigung des Bändchens in einem Halbjahr auch bei der jetzt verringerten Zahl der französischen Stunden möglich zu machen. Das kann mit den 97 Seiten reinen Textes zweifellos erreicht werden, und die Kürzung ist so ausgefallen, dass die Haupthandlung und die sie tragenden Charaktere klar hervortreten. Die Ausgabe mit ihrer vortrefflichen Einleitung und den in angemessenem Umfange gehaltenen Erläuterungen ist durchaus beachtenswert und kann sich mit anderen in jeder Beziehung messen.

Souvenirs d'Enfance. A. France. P. Loti. E. Lavisse. J. Michelet. F. Mistral. Ausgewählt und erklärt von H. Betz und G. Bodart. Mit 7 Bildern, einer Karte und 2 Plänen. 2. Aufl. Bamberg, Buchner, 1924. 74+53 S. Anm. 1,40 Mk.

Die Herausgeber haben aus Originalwerken der obigen Schriftsteller Stoffe ausgewählt, die ihre Jugendjahre behandeln, Ernstes und Heiteres, aber lebenswahr, frisch und zu Herzen gehend; etwas phantastisch mutet nur die im übrigen ganz prächtige und für Jungen von 12 bis 13 Jahren besonders reizvolle Jugendgeschichte von Frédérice Mistral an. Der Stil der Erzähler ist einfach, aber für das genannte Alter passend. Dem Vorwurf, dass allzuviel seltene Vokabeln in den Geschichten vorkommen, begegnen die Herausg. durch ihre *annotations,* die neben den wünschenswerten sachlichen Erklärungen in französischer Sprache eine fortlaufende Vorbereitung sämtlicher Stücke enthalten, und dies in so verständiger Form — Vokabeln durch synonyme französische Ausdrücke umschrieben, wo diese leicht verständlich sind, sonst deutsch — dass die Bezeichnung „Eselsbrücke" für diese Art von Beihilfe jedenfalls nicht zutrifft. Der Forderung, dass von einer Uebersetzung möglichst abgesehen, der Inhalt des Gelesenen vielmehr durch französische Fragen und durch freie Wiedergabe festgestellt werden soll, wird so am besten vorgearbeitet, und die Lektüre schreitet rascher und fröhlicher fort als bei der alten Methode. Von den sieben beigegebenen Bildern ist das eine, *le Radeau de la Méduse,* dem Original entsprechend, sehr dunkel geraten und daher wenig deutlich.

Breslau. H. Gröhler.

H. de Balzac, Novellen. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsg. von E. Hartmann. Bielefeld und Leipzig 1925. Velhagen & Klasing. (= Prosateurs français. Bd. 223. Ausg. B.) VIII+77 S. Anhang 19 S. Wörterbuch 35 S.

Die Einleitung (S. III—VIII) enthält eine kurze Biographie Balzacs (1799—1850), dessen zahlreiche Werke in einer lauten, lärmenden Geschäftigkeit (*la furie balzacienne)* entstehen, bedrängt von den Anforderungen des Lebens, von Geschäften, von Gläubigern. Balzac wird der Begründer des realistischen Romans, der mit nimmersattem Verlangen nach Sachlichkeit die Wirklichkeit schildert. Sein Vorbild ist Walter Scott. Balzac ist Realist im besten Sinne, er verfällt nicht in den Fehler des Naturalismus, eine blosse Kopie der Natur geben zu wollen.

Seine Charaktere wachsen über ihre individuelle Erscheinung zu typischer Bedeutung empor. So ist Balzac nach dem Urteil Taines „le plus grand magasin de documents que nous ayons sur la nature humaine". Die hier abgedruckte Novelle *L'Interdiction* gehört zu den 'Scènes de la vie privée' und wurde 1836 veröffentlicht. Die Zeit, die Balzac hier schildern will, reicht von den letzten Auswirkungen der Revolution über die napoleonische Aera und die Restauration hinweg bis zum Ende der Julimonarchie. Er kennzeichnet seine Aufgabe mit folgenden Worten: „J'ai entrepris l'histoire de toute la société. J'ai exprimé souvent mon plan dans cette seule phrase: Une génération est un drame à quatre ou cinq mille personnages saillants. Ce drame, c'est mon livre."[1]) Die Novelle ist vorzüglich geeignet, den Schülern unserer höheren Lehranstalten ein Bild von Balzacs scharfer Beobachtungsgabe zu zeichnen, von seinem Durst nach Wirklichkeit, die den Schöpfungen seiner Phantasie festen Boden gibt. Der Richter Popinot in diesem Entmündigungsprozess des Marquis d'Espard ist eine Figur, die Schüler und Schülerinnen aufs lebhafteste interessieren wird, gerade so wie Eugénie Grandet und Le Père Goriot in den gleichnamigen Meisterwerken Balzacs. Die Figuren des unparteiischen Richters, geschickten Inquisitors und dabei äusserst wohlwollenden Popinot und seines Freundes, des Arztes Bianchon, erinnern lebhaft an Conan Doyles berühmt gewordene Gestalten Sherlock Holmes und Dr. Watson.

Der Text ist sorgfältig bearbeitet, die Anmerkungen erklären in klarer und anschaulicher Weise alle geschichtlichen und juristischen Anspielungen. Ein Verzeichnis der Anmerkungen (S. 18 u. 19) erleichtert das Auffinden. Auch das Wörterbuch bringt alles für die Vorbereitung und das Verständnis Notwendige.

Die Lebendigkeit der Darstellung und die spannende Handlung erzwingen sicher die Aufmerksamkeit der Schüler der mittleren Klassen, zumal sich ihnen sprachliche Schwierigkeiten kaum bieten.

Moderne französische Meister der Erzählung. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsg. von F. Rosenberg, Bielefeld u. Leipzig. Velhagen & Klasing, 1925. VI+74 S. Anhang 10 S. Wörterbuch 47 S. (= Prosateurs français Bd. 224. Ausg. B.)

Die in diesem Bändchen vereinigten Erzählungen zeigen alle die für den Franzosen so charakteristischen Eigenschaften der Klarheit und der Anmut der Darstellung. Die Stücke von Pierre Loti (Julien Viaud), 1850—1923 (*Une Bête galeuse*[2]) und Hugues le Roux, geb. 1860 (*Les Pas*), sind eher Skizzen als Geschichten, es sind scharf beobachtete Szenen aus dem Leben der Grossstadt. Guy de Maupassant, 1850—1893 (*Menuet*)[3]) und Anatole France (A. Thibault), 1844—1924 (*Le Petit Soldat de plomb*[4]) sind mit je einer ihrer Meisternovellen vertreten, die reizende Kulturbilder aus der von den Franzosen so gern behandelten Zeit des Rokoko und der grossen Revolution entwerfen. Paul Arène, 1843—1896 (*Le Tambour de Roquevaire* und Émile Moselly (Émile Chénin), 1870—1918, (*Nausicaa*)[5]) sind vorzügliche Vertreter der Heimatkunst.[6]) P. Arène ist der gemüt- und humorvolle Schilderer des Lebens in der Provence mit

[1]) Lettre à Hippolyte Castille, 11 oct. 1846. — [2]) Aus *Livre de la pitié et de la mort.* — [3]) Aus *Contes de la bécasse.* — [4]) Aus *L'étui de nacre.* — [5]) Aus *La Vie lorraine. Contes de la route et de l'eau, 1908.* — [6]) Diese Vertreter der Heimatkunst sind bekannt unter dem Namen *régionalistes* oder *romanciers du terroir.*

seinen eigenartigen Sitten und Gebräuchen, während E. Moselly nicht müde wird, die Reize seines vielgeliebten Lothringen zu preisen. Seine Novelle *Nausicaa*) bildet das Kern- und Zierstück der Sammlung. Mit warmem Herzen und köstlichem Humor malt er ein Genrebild aus dem ländlichen Leben seiner Heimatprovinz. Die Novelle ist vorzüglich geeignet, auch in unserer deutschen Jugend das Heimatgefühl zu stärken und ihren Sinn auf die verborgenen Schönheiten, auf das Echte und Wurzelhafte des Lebens auf dem Lande, fern von der überfeinerten Kultur der Grossstadt zu lenken.

S. IV u. V. der Einleitung bringen kurze Notizen über das Leben der sechs Verfasser der abgedruckten Novellen, von denen nur noch Hugues le Roux am Leben ist, nachdem auch Anatole France, der grösste Meister sprachlicher Gestaltung in Frankreich, 1924 gestorben ist. Es folgt S. 1—74 der sorgfältig bearbeitete Text. Auch der Anhang, der zum grössten Teil die Erklärung von Realien bringt, und das Wörterbuch erfüllen alle Bedingungen, die die Vorbereitung für den Unterricht an die Schüler stellt. Einige kleine Versehen, die mir bei genauer Durchsicht aufgefallen sind, verzeichne ich nur, um einer Neuauflage zu nützen, so Einl. S. III Z. 1 v. u. lies: Kult*u*r st. Kulter. — Einl. S. V Z. 10 v. o. ist hinzuzufügen: Anatole France, gest. 1924. Text S. 34 Z. 16 u. S. 36 Z. 26 lies: le bonheur-du-jour (kleiner Schreibtisch) st. le bonheur du jour. — S. 54 Z. 31 lies: Elle commanda au professeur de *la* suivre st. de *le* suivre. S. 65 Z. 19/20 lies: les saules t*ê*tards (Kopfweiden) st. les saules t*é*tards.

Wismar i. M. O. Glöde.

Heinrich Cunow, Politische Kaffeehäuser. Pariser Silhouetten aus der grossen französischen Revolution. Berlin, Dietz Nachf., 1925. 88 S.

Westerfroelkes Arbeit über die englischen Kaffeehäuser (s. *Zeitschr.* 24, 368) war eine gediegene wissenschaftliche Leistung; das vorliegende Büchlein ist das nicht und will es nicht sein. Es gibt nur in Form einer Reihe flott hingeschriebener Skizzen einen Ueberblick über die wesentlichen Ereignisse der grossen Revolution, wobei die Pariser Kaffeehäuser, in denen sie sich ja zum Teil vorbereiteten, besonders bedacht sind. Das gut, auch mit mehreren Bildern ausgestattete Werkchen scheint vornehmlich zur Belehrung sozialistischer Kreise bestimmt.

H. Platz u. K. Lintzen, Paul Bourget. (= Dichter des Auslandes, hrsg. v. A. F. Binz, Bd. III.) Dortmund, Wolfram-Verlag, 1925. 46 S. 1,30 Mk.

Den Hauptinhalt des Heftes bildet eine gute Uebersetzung der Novelle Bourgets *Eine Weihnachtsnacht unter der Schreckensherrschaft*, die ein bezeichnendes Beispiel für des Dichters psychologische Kunst und seine Neigung zur kirchengläubigen Frömmigkeit ist (von Lintzen). H. Platz gibt als Einleitung eine ganz kurze Lebensskizze Bourgets und würdigt seine Art mit besonderer Betonung des christlichen Gewissens in ihm. Die Schrift kann als Ergänzung der französischen Lektüre in der Schülerbücherei der Oberklassen Verwendung finden.

Jón Svensson, Nonni et Manni. Hrsg. v. A. Azinger. (= F. Schöninghs franz. u. engl. Schulbibl. Ser. III. Reformausg. 7. Bd.) Paderborn, F. Schöningh (1925). 64 S. + Wörterb. 18 S. + Annotation 4 S.

---

[1]) Siehe S. 174 Anm. 5.

Die Ausgabe dieses Büchleins mit deutschen Anmerkungen (= I. Serie, 27) hat Klapper in der *Zeitschr.* 24, 76 besprochen. Da sich die vorliegende Reformausgabe von jener nur dadurch unterscheidet, dass sie zwei Seiten Anmerkungen in französischer Sprache enthält, braucht nur auf Klappers Anzeige verwiesen zu werden. Mit Bedauern ist festzustellen, dass die dort angegebenen Berichtigungen keinerlei Beachtung gefunden haben. Sämtliche dort verzeichneten Druckfehler und sonstigen Irrtümer sind stehen geblieben.

Cervantes, Fünf Zwischenspiele. Uebertragen von J. v. Eichendorff, hersg. v. A. Potthoff. Leipzig, Schauspielverlag (1925). 144 S.

Dieses Buch ist in doppelter Beziehung beachtenswert; einmal wegen der dramatischen Werke des Cervantes, die es uns in einer neuen Form erschliesst, dann wegen des Uebersetzers, Jos. v. Eichendorff. Der Dichter des *Don Quijote* ist als Dramatiker bei uns so gut wie unbekannt. Für seine Bedeutung auf diesem Gebiete verweise ich auf den Aufsatz von Depta in dieser *Zeitschr.* 24, 339 ff. Zu den besten seiner dramatischen Werke gehören unzweifelhaft diese kleinen Zwischenspiele, entremeses, die ähnlich den Satyrspielen der Alten zwischen den Aufführungen der ernsten autos sacramentales eingeschaltet wurden. Folgende fünf sind hier dargeboten: *Die Komödie der Wunder* (el retablo de las maravillas), *Der eifersüchtige Alte* (el viejo zeloso), *Die sorgenvolle Wache* (La guarda cuidoso), *Die Höhle von Salamanka* (la cueva de Salamanca) und *Der falsche Biskayer* (entremés del Viscaino fingido) — alles kurze Schwänke, possenartig, sehr lebendig und stark realistisch, auch stofflich sehr bemerkenswert, wie Depta in dem oben erwähnten Aufsatz ausgeführt hat. — Die Uebersetzung Eichendorffs war bisher noch nicht veröffentlicht; sie fand sich handschriftlich im Nachlass. Vollständig war sie nicht, es fanden sich noch manche Lücken. Der Herausgeber hat sich bemüht, die nötigen Ergänzungen und Klärungen möglichst im Sinne Eichendorffs vorzunehmen, was ihm in allem Wesentlichen auch gelungen ist. Jedenfalls sind die fünf Stücke in dieser für uns neuen Gestalt recht gut lesbar. — Die gute Ausstattung des Buches sei noch besonders hervorgehoben.

Otto Rank, Die Don Juan-Gestalt. Leipzig, Internat. psychoanalytischer Verlag, 1924. 83 S.

Während Hans Heckel in seiner gründlichen und umfassenden Untersuchung *Das Don Juanproblem in der neueren Dichtung* (Stuttgart 1915) eine eingehende literarisch-ästhetische Betrachtung des Stoffes geboten hatte, versucht Rank eine psychologische, und zwar im Sinne der bekannten psychoanalytischen Auffassung Freunds. Allerdings geht er nicht, wie man von einem Schüler Freunds erwarten sollte, auf die Begründung der Don Juan-Gestalt vom Geschlechtstriebe her aus, aber er nimmt eine andere Lehre seines Meisters auf und zwar die vom sogenannten „Ichideal". Dieses Ichideal „ist eigentlich eine Repräsentanz der inneren Ansprüche, welche jedoch die äusseren Forderungen der Sozietät bereits zu den ihren gemacht hat" (S. 20). Das ist freilich nicht ganz klar, aber es stellt sich schliesslich heraus, dass dieses Ichideal Don Juans kein anderer als sein Diener Leporello ist. Des weiteren beschäftigt sich R. auch näher mit dem Motiv vom steinernen Gast und sucht auch dieses psychologisch zu begründen, wesentlich im Anschluss an Kleinpauls Buch *Die Lebendigen und die Toten* und an Hans Naumanns neue Lehren vom Präanimismus, zum Teil auch im Gegensatze

zu ihm. Es steckt wohl manche ganz gute Beobachtung in dem Büchlein, aber der Gesamteindruck ist doch der, dass man über die Absichten des Verfassers nicht ganz klar wird. Besonders beachtenswert sind seine Hinweise auf Edm. Rostands nachgelassenes dramatisches Gedicht *La dernière nuit de Don Juan* (erschienen 1920).

W. Hagen, Englisch-deutsches Funk-Wörterbuch. Berlin, Weidmann, 1924. 153 S.

Die Wunder des Rundfunks haben nicht nur für die Technik eine ungeheure Bedeutung gewonnen, sondern auch auf dem Gebiete der Sprache macht sich ihre Wirkung eindrucksvoll geltend. All die neuen Sachen, Vorgänge, Zusammenhänge, Erscheinungen, Apparate bis in die kleinsten Teile hinein brauchten ja neue Bezeichnungen. Alle Kultursprachen haben dadurch eine starke Bereicherung an neuen Wörtern erfahren, oder vorhandene Wörter haben neue Bedeutungen erhalten. Die deutsche Sprache hat dabei wieder einmal — leider — gedankenlos ihrem bedauerlichen Hange zur Fremdwörterei nachgegeben und zwar in solchem Masse, dass sich der dem Funkwesen Fernerstehende in dem mächtigen Wuste fremdsprachlicher Ausdrücke überhaupt nicht mehr zurechtfinden kann. Selbst die vortreffliche und ausserordentlich glückliche Neubildung *Rundfunk* samt ihren Ableitungen ist ja durch das gänzlich unklare und sprachlich falsche Gebilde *Radio* in ihrem Dasein gefährdet. Hoffentlich nützt noch etwas die kürzlich erschienene amtliche *Zusammenstellung der deutschen Fachausdrücke des Funkdienstes* im *Zentralblatt f. d. preuss. Unterrichtsverwaltung* 1925, S. 117.

Im Englischen und wohl auch in andern Sprachen ist es freilich nicht besser. Jedenfalls zeigt das oben genannte kleine *Funk-Wörterbuch*, dessen Zusammenstellung ebensosehr vom sprachlichen wie vom technischen Standpunkt aus warm zu begrüssen ist, eine Fülle der sonderbarsten Sprachgebilde, die man natürlich in andern Wörterbüchern zur Zeit noch vergebens sucht. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; aber das Büchlein ist sehr wertvoll, sowohl für die Neuphilologen, die reiche Anregungen für sprachgeschichtliche Betrachtungen daraus schöpfen können, wie für die Physiker, denen es gewiss auch hochwillkommen sein wird. Wenn es auch in der Hauptsache praktischen Zwecken dient, so wäre ein wenig Rücksicht auf philologische Grundsätze doch empfehlenswert, so etwa die deutliche und übliche Bezeichnung der Zeitwörter und gegebenenfalls der gleichlautenden Hauptwörter und vor allem die Angabe der Aussprache, die sicherlich gerade von nicht philologisch geschulten Benutzern mit grossem Bedauern vermisst werden wird. Vielleicht ist es möglich, bei einer neuen Auflage, die gewiss nicht ausbleiben wird, einen Neuphilologen als Mitarbeiter zu gewinnen.

Jack London, König Alkohol. Autobiographischer Roman. Uebersetzt von Erwin Magnus. Berlin, Gyldendalscher Verlag (1925). 302 S. Gbd. 6,— Mk.

Jack London ist ein amerikanischer Schriftsteller, der wegen seiner Entwicklungsgeschichte und seiner packenden Darstellungen amerikanischen Lebens und Wesens in seinen kurzen Geschichten, Reisebeschreibungen und Romanen, die sämtlich den Stoff aus seinem eigenen abenteuerreichen Leben entnehmen, eine Zeitlang ungeheuren Erfolg gehabt hat. Er ist 1876 geboren, war Fabrikarbeiter, Schiffer, Seeräuber, Goldgräber, Wäscher, Student, Landwirt und noch manches andere. 1898 fing er an zu schreiben und schrieb binnen 16 Jahren 49 Bücher — jeden Tag

100 Zeilen. Im November 1916 starb er ganz plötzlich, ein Opfer der Trunksucht. In dem vorliegenden Roman gibt er — nicht lange vor seinem Tode — eine künstlerisch zwar nicht eben hochstehende, aber wegen der realistischen Darstellung doch bedeutsame Darstellung seiner eigenen Lebens- und Entwicklungsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des verhängnisvollen Lasters, dem er, seit frühester Kindheit ihm verfallen, schliesslich erliegen sollte. Es ist ergreifend, mit welch rückhaltsloser Offenheit er sein Schicksal beschreibt und mit welcher Kraft er sich anfangs gegen die unheimliche Macht des Alkohols zu wehren suchte, freilich ohne Erfolg. Dass der Ton dabei mitunter ins Moralpredigen verfällt, ist kein arger Fehler. Das Buch ist jedenfalls ein psychologisch wertvolles Denkmal menschlicher Schwäche und zugleich kulturgeschichtlich — für die Verhältnisse in der neuen Welt beachtlich; es kann auch sittlich und erzieherisch wirken, und wenn es das tut, kann es auch bei uns reichen Segen stiften.

K. A. Weber, Bildungsideal und Bildungsprobleme Englands und Schottlands. Charlottenburg, Verl. „Hochschule und Ausland". 1925. 26 S.

Es steckt eine Fülle guter Beobachtungen und Gedanken in dieser kleinen, aber inhaltreichen Schrift, die dem Verf. aus einer Studienreise nach England und Schottland und aus eifriger Durcharbeitung der einschlägigen Literatur erwachsen ist. Er bespricht ausführlich die grundlegenden Erziehungsfragen in beiden Ländern und geht auch auf Einzelheiten der Lehrpläne und des Unterrichts ein, so dass man ein klares und lehrreiches Bild erhält. Vergleiche mit dem deutschen Schulwesen werden ständig gezogen. England hat das, was uns fehlt: Volle Einheitlichkeit im Bildungsziele; es ist „die Charakterentwicklung eines einheitlichen nationalen Menschen". Das ist die grosse Stärke des englischen Erziehungswesens, die ungeheure Vorzüge hat, aber auch gewisse Schattenseiten und bedeutende Einseitigkeit aufweist. — Unsern Anglisten und allen, die an grundsätzlichen pädagogischen Fragen Anteil nehmen, wird das Heft manche Anregung geben; es eignet sich auch zur Besprechung mit den Referendaren.

Willy Hellpach, Die Wesensgestalt der deutschen Schule. Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. 175 S. 5 Mk.

Das Buch setzt sich mit den brennenden pädagogischen Gegenwartsfragen, insbesondere auch mit der preussischen Schulreform auseinander. Es ist darin sehr viel von demokratischen und republikanischen Grundsätzen und Forderungen die Rede. Aber sachlich genommen überraschen viele äusserst konservative Ansichten des Verfassers, der natürlich als guter Deutscher schnell noch ein paar neue Fremdwörter prägen muss und einer verhältnismässig knapp erörterten „Demopädie" (d. h. auf gewöhnliches Deutsch „Volksschulbildung") eine eingehend und mit sichtlicher Liebe behandelte „Aristopädie", will sagen „höhere Schulbildung" gegenüberstellt. Ohne weiteres wird man es unterschreiben, dass er „Menschentum, Christentum und Volkstum" als die drei grossen Lebens- und Wirkensideale hinstellt, die heute lebendig sind; keines soll in der Schule einseitig gepflegt werden, sondern alle drei sind gleichmässig zu berücksichtigen. Für den Religionsunterricht tritt er aufs wärmste ein, und er hat ihn sogar selbst in den badischen Fachschulen eingeführt; aber die konfessionellen Schulen lehnt er ab. In bezug auf die Lehrerbildung spricht er sich für die „Einheit des Lehrerstandes" aus und verlangt demnach auch für den Volksschullehrer Universitäts-

studium unter scharfer Abwehr der von Preussen schon beschlossenen pädagogischen Akademien. Ueber die praktische Durchführbarkeit dieser Forderung und ihrer etwaigen Folgen hören wir aber doch nichts Ausreichendes. Für die Volksschule erklärt er die Aufhebung des Klassenlehrersystems und Einrichtung des Fachlehrersystems als wünschenswert. Sehr entschieden setzt er sich, mit Recht, für die sogenannte mittlere Reife ein, wobei er für die preussischen Mittelschulen manches anerkennende Wort findet. Bei der Besprechung des höheren Schulwesens wendet er sich scharf gegen die preussische Schulreform von Boelitz und Richert. Im Grunde genommen möchte er so ziemlich alles beim alten lassen. Das Realgymnasium ist und bleibt für ihn — freilich etwas umgestaltet — die beste und wertvollste Schulform. Für die neue deutsche Oberschule und die Aufbauschule hat er nichts übrig. Es steckt viel Beachtenswertes in diesem Buche, obgleich es sich auf manchen Widerspruch wird gefasst machen müssen. Das erfreulichste an ihm ist, dass eine starke, eigenartige, fach- und lebenskundige Persönlichkeit auf fast jeder Seite als Verfasser zu erkennen ist. Sie nötigt Achtung ab, auch wenn man mitunter anderer Meinung ist.

Karl Ott, Die deutsche Schule und der englische Sport. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1925. 28 S. 0,60 Mk.

In diesem Vortrage gibt Ott eine gute Gegenüberstellung des Wesens der deutschen Schule und des englischen Sports. Freilich sind bei der Darlegung des Sports auch manche Uebertreibungen mit übernommen, die dem Engländer bei dieser seiner Lieblingsbeschäftigung eigen sind. So sehr die Vorzüge und Vorteile dieser körperlichen Betätigung anzuerkennen, ihre sittlichen, sozialen und politischen Wirkungen zu schätzen sind, so geht es doch zu weit, wenn wir den Engländern nachsprechen, im Rugby-Fussballspiel sei „etwas wie der Hauch einer göttlichen Selbstoffenbarung im menschlichen Körper zu verspüren" (S. 10). Auch den wörtlich angeführten Ausspruch eines englischen schriftstellers „Alle die grossen Spieler drückten im Cricket sich selbst aus, ihre eigene unsterbliche Seele, und handhabten ihr Schlagholz wie grosse Künstler den Fiedelbogen, den Malerpinsel oder die Geige", darf man nicht ohne Kritik übernehmen. Auf die Schattenseiten des englischen Sportbetriebes wird gar nicht eingegangen. Trotzdem ist das Büchlein lehrreich, und es mag auch als ein schätzenswerter Beitrag zur englischen Kulturkunde in den Oberklassen durchgesprochen werden; aber ernsthafte Kritik muss da einsetzen und genaue Prüfung, was bei einer weiteren Nachahmung englischen Sportwesens für uns heilsam und nützlich ist und was für uns nicht passend und geeignet erscheint.

Breslau. H. Jantzen.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924.

Heft 8. Letters of Carlyle to Goethe. Selected and annotated by A. Krüper. 23 + 7 S.

„ 10. Smith, Adam. An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. Teil 1. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von R. Ritter. 25 + 3 S.

„ 13. Toepffer, Rodolphe. Le Lac de Gers. Hrsg. von J. Stehling. 14 + 1 S.

„ 14. La Fontaine. Fables. Annotés par Bertholdt. 19 + 10 S.

„ 15. Madame de Staël. Des Mœurs et du Caractère des Allemands. Hrsg. von Ph. Krämer. 12 + 2 S.

Heft 16. L a b o u r i n O f f i c e. A Modern Newspaper Reader. (Selections from the Manchester Guardian Weekly.) Ausgewählt und hrsg. von K. K ö n i g. 26 + 4 S.

„ 17. B r i t i s h P o l i c y i n E g y p t. A Modern Newspaper Reader. (Selections from the Manchester Guardian Weekly.) Ausgewählt und hrsg. von A. K ö n i g. 12 + 3 S.

„ 21. N a p o l é o n B o n a p a r t e. Proclamations (1798/99). Hrsg. von Ph. K r ä m e r. 12 + 2 S.

„ 22. N a p o l é o n. Lettres (1806/1807). Hrsg. von Ph. K r ä m e r. 11 + 3 S.

„ 23. D e v i n e t t e s. Choisies par M. M ü h l e. 9 + 3 S.

„ 31. L a J e u n e F r a n c e L y r i q u e. Hrsg. und eingeleitet von Ph. K r ä m e r. 21 + 9 S.

„ 32. C o n t e u r s N o u v e a u x. Hrsg. von Ph. K r ä m e r. 22 + 7 S.

8. Die Auswahl der Briefe ist recht glücklich, sie zeigen, wie stark der Einfluss Goethes auf Carlyle gewesen ist; besonders zu einer Zeit, als sein Innerstes von Zweifeln und Gewissensqualen zerrissen ist, und wie Goethes Dichtungen ihm „einen neuen Himmel und eine neue Erde" erschliessen. Offen bekennt er von Goethe „I always acknowledge you as my Teacher and Benefactor" in einem Briefe vom 20. August 1827. Die wichtigsten Stellen sind aus Goethes entsprechenden Briefen in den Anmerkungen angegeben und erleichtern das Verständnis. Das Heft ist sehr zu empfehlen.

10. Die Abschnitte aus Smith bringen mit feinem Verständnis die wertvollsten Stellen aus seiner Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes. Sie zeigen uns „den Gegensatz im englischen Wesen, den zwischen Denken und Handeln". Man findet in dem Heft u. a. *Of the Division of Labour, Of the Principle which gives Occasion to the Division of Labour, Of the Component Part of the Price of Commodities.* Dienlich wäre m. E. eine kurze Einführung gewesen, wie sie etwa Gade in dem Bande *Englische Welt- und Lebensanschauung* mit grossem Geschick gibt. — Die sprachlichen Anmerkungen sind sehr knapp; die sachlichen etwas ausführlicher.

13. Eine kleine, ganz vergnügliche Geschichte, die uns Toepffer als humorvollen Plauderer zeigt, der uns einen Einblick in die Natur seines Landes gibt. Druckfehler wären noch zu beseitigen.

14. Den ausgewählten Fabeln geht ein Abschnitt *La vie et l'œuvre de La Fontaine* voraus. Die bekanntesten sind zusammengestellt; sie sind für die Oberstufe gedacht und schliessen sich an das treffliche Buch von Vossler *La Fontaine und sein Fabelwerk* an. — Die Sammlung ist wegen ihrer sorgfältigen Auswahl und des guten Druckes sehr zu empfehlen.

15. Ein Auszug aus dem stark rhetorisch gefärbten Gesamtwerk *De l'Allemagne.* Der Unterschied zwischen der französischen und deutschen Geistesbildung tritt deutlich hervor, mitunter überrascht die Sicherheit des Urteils der Verfasserin über deutsches Wesen, was ihr ja bekanntlich den Hass mancher Landsleute eintrug. Immerhin ist die Lektüre des Heftes angelegentlichst zu empfehlen. Die Anmerkungen und das Wörterverzeichnis hätten kürzer gefasst werden müssen, da es doch keinem Lehrer einfallen wird, die Proben als Anfangslektüre zu nehmen. Der ersparte Raum hätte nutzbringender verwertet werden können.

16. Eine begrüssenswerte Auswahl aus einer englischen führenden Zeitung, die uns englische Verhältnisse der Gegenwart in englischer Auffassung gibt. Ich führe nur einzelne Ueberschriften an, wie *the Rise of the Labour Party, the New Parliament, Ramsay Macdonald, Macdonald's European Policy, Labour and Russia,* um die Vortrefflichkeit des Heftes zu kennzeichnen. Alles wichtige Fragen, die hier behandelt sind, die tief auch in unsere Verhältnisse eingreifen, und die doch auch dann ihren Wert behalten, wenn das „Labour Ministry" gestürzt sein sollte. Das Heft ist ebenso zu empfehlen wie Nr.:

17, das Englands Politik in Aegypten behandelt. Auch hier gebe ich einige Ueberschriften: *Ten Years of British Policy in Egypt, the Problem of Government, Zaghlul as Premier, British Interests in Egypt.* — Die angefügten *Notes* geben die unbedingt notwendigen Erklärungen.

21. Die *Proclamations* aus den Jahren 1798/99 dürften weitgehendste Beachtung beanspruchen, weil sie uns deutlich zeigen, wie es der Korse verstand, auf seine Soldaten einzuwirken und uns den Grund für die grosse Anhänglichkeit des Heeres aufdecken. Die Auswahl ist geschickt.

22. Das gleiche gilt auch für Napoléons Briefe, die in dieser ansprechenden Auswahl recht lesenswert sind und sicher dazu beitragen werden, die Erkenntnis seines Wesens auch ausserhalb des Geschichtsunterrichtes zu vertiefen.

23. Ein ganzes Heft mit *Devinettes* herauszugeben, ist an und für sich ein löbliches Bestreben; aber es scheint mir doch nicht recht in den Rahmen einer solchen Sammlung zu passen. Wenn schon ein solches Heft herausgegeben wurde, so müssten die *Solutions* auch der Reihe nach gegeben werden. Auf keinen Fall durfte aber ein so buntes Durcheinander stehen bleiben, denn das Heraussuchen der richtigen Lösung ist dem Benutzer sehr schwer gemacht worden, einige Lösungen habe ich überhaupt nicht gefunden. Viel Neues bietet das Heft auch nicht, für den Unterricht wird es sich wenig verwerten lassen.

31. Gibt sorgfältig ausgesuchte Proben des „jeune France lyrique". Zu Worte kommen Arcos, Carco, Duhamel, Garnier, Moussat, Prévost und einige andere. Kurze biographische Einleitungen machen den Leser mit dieser Gruppe von Dichtern bekannt, die eine Lyrik sich zu geben bemühen, die oft durch absichtliche sprachliche Unklarheiten gekennzeichnet und darum auch nicht ganz einfach nachzuempfinden ist. „Mais nous n'en voulons pas, nous, les jeunes, les forts et les vivants Futuristes". Mit ihrem Ruf „il faut détruire la syntax" zeigen sie, dass sie gewillt sind, neue Wege einzuschlagen, und dass es der Herausgeber unternommen hat, uns mit dieser neuen Lyrik bekannt zu machen, sei ihm hoch angerechnet. Die Anmerkungen sind recht reichhaltig, Uebersetzungshilfen werden hie und da mit gutem Recht gegeben, so dass dies kleine Heft Beachtung verdient.

32. Auch die Herausgabe der *Conteurs Nouveaux* ist eine anerkennenswerte Leistung; hier finden wir Namen wie Barrès — von dem Klemperer sagt, dass kaum ein Staatsmann oder Philosoph oder Dichter so entschieden auf das Geschlecht des Weltkrieges in Frankreich gewirkt hat — Jammes, Gide — der selbst einmal sagt „Ne me comprenez pas si vite, je vous en prie" — Romains und Philippe, einer der menschlich schönsten und rührendsten Erscheinungen in der französischen Literatur dieses Jahrhunderts (Klemperer). Das Verständnis dieser kleinen Erzählungen ist nicht immer leicht; die Anmerkungen sind gute Hilfen; es

kommt hier mehr auf das Nachempfinden als auf das rein verstandesmässige Erfassen an. Das Heft sei darum jedem Neusprachler empfohlen, der sich auf billige Weise mit moderner französischer Literatur befassen will.

Hirschberg i. Schles. Karl Schröder.

Reinhold Bauch, Literarisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur- und Geisteskunde des englischen Volkes. Dresden, Ehlermann, 1925. 282 S.

Dies neue englische Lesebuch verfolgt, wie die Einleitung sagt, die Absicht, in gedrängter Form die Bekanntschaft mit den grossen englischen Dichtern von Spenser bis Shaw zu vermitteln, um durch Einführung in das englische Schrifttum das Verständnis der fremden Kultur zu fördern. Es ist keine blosse Gedichtsammlung wie die von Gropp und Hausknecht, Aronstein u. a., sondern enthält fast zur Hälfte Abschnitte aus der Prosaliteratur, ist also mit Herrig-Försters *English Authors* (abridged edition) zu vergleichen. — Das mit Sorgfalt und Sachkenntnis verfasste Buch wird wahrscheinlich bald weite Verbreitung finden, schon deswegen, weil es in seiner Anlage, der geschmackvollen Ausstattung und dem handlichen Format ungefähr das Gegenstück zu dem in demselben Verlage erschienenen *Französischen Lesebuch* von Fr. Klincksieck ist. Es ist weniger umfangreich als Herrig-Förster und scheint mir für Schulzwecke noch geeigneter zu sein; allerdings müssten bei einer zweiten Auflage noch mehrere Forderungen erfüllt werden, damit es uneingeschränkt empfohlen werden kann. Ein Vorzug gegenüber Herrig-Förster und Klincksieck besteht darin, dass nicht nur die einzelnen Autoren getrennt durch biographische Einleitungen charakterisiert, sondern dass sie durch kurze verbindende literarhistorische Aufsätze in die Gesamtentwicklung der englischen Literatur hineingestellt werden. „Jeder Periode geht eine allgemeine Charakteristik voraus, die auch die sonstigen Zeitverhältnisse weitgehend berücksichtigt." Hierdurch würde die Benutzung eines besonderen literarhistorischen Abrisses überflüssig werden, falls — und dies wäre die erste Forderung — der Verf. sich dazu entschlösse, dem Buche eine knappe Uebersicht über die alt- und mittelenglische Literatur (Beowulf bis Chaucer) auf ein paar Seiten voranzustellen und vielleicht in den übrigen allgemeineren Abschnitten ein paar Erweiterungen vorzunehmen, so dass manche Dichter, die hier nicht durch Auszüge vertreten sind, wenigstens genannt wären. Auch ein kurzer Abschnitt über die Ursprünge des Dramas wäre wünschenswert. Hierdurch würde die Brauchbarkeit des Buches bedeutend erhöht werden. Leider ist die amerikanische Literatur gar nicht vertreten. Bei der Wichtigkeit des amerikanischen Schrifttums für das Gesamtbild der angelsächsischen Geisteswelt wäre jedoch die Anfügung eines entsprechenden Abschnittes sehr zu wünschen, und ich kann mitteilen, dass nach einer schriftlichen Aeusserung des Herausgebers mir gegenüber in einer neuen Auflage diesem Wunsch entsprochen werden soll. Was nun die Zusammensetzung des Buches betrifft, so ist es dem Herausgeber meines Erachtens im grossen und ganzen durchaus gelungen, durch Auswahl wirklich bezeichnender Stücke die Persönlichkeiten der Dichter, Schriftsteller und Philosophen wahrheitsgetreu hervortreten zu lassen und ein Gesamtbild des englischen Kultur- und Geisteslebens zu geben, wenn ich auch die Aufnahme einiger Stücke nicht billigen kann. Der Herausgeber beweist eine durchaus selbständige Stellungnahme der englischen Literatur gegenüber, und manche Stücke

wird man in anderen englischen Lesebüchern nicht finden, wie z. B. die Auszüge aus Spensers *Hymnes in Honour of Love and Beautie* und *Epithalamium,* aus Miltons *Areopagitica,* aus Swifts *Drapier's Letters,* aus Chatterton, aus Youngs *Conjectures on Original Composition,* aus Cowpers *Olney Hymns,* aus Keats' *Eve of St. Agnes,* aus Kingsleys *Alton Locke,* aus Wildes und Shaws Dramen. Dass der Herausgeber ein fortschrittlich gerichteter Geist ist, beweist die Aufnahme des Abschnittes aus *Gulliver's Travels: The Author informs his master of the causes of war among the princes of Europe* und des Auszuges aus Shelleys *Mask of Anarchy.* Zu tadeln wäre es, dass ein paar Proben allzu kurz geraten sind, und dies ist, wie mir Dr. Bauch mitteilt, darauf zurückzuführen, dass er sich veranlasst gesehen hat, zehn Proben aufzunehmen, die Helmut Hatzfeld in seinem Buch *Einführung in die Interpretation englischer Texte,* München, 1922, behandelt hat, „um dem Lehrer Gelegenheit zu geben, dies Buch nutzbar zu machen." Ich persönlich muss mich durchaus der ablehnenden Beurteilung anschliessen, die Hatzfelds Buch hier (*Zeitschr.* 23, 72 ff.) erfahren hat, und bedauere es lebhaft, für diese höchst nachlässig abgefasste, ziemlich wertlose, von Druckfehlern wimmelnde *Einführung* 4,50 Danziger Gulden bezahlt zu haben. So würde ich es begrüssen, wenn von den Abschnitten, die Bauch des Hatzfeldschen Buches wegen aufgenommen hat, der Auszug aus dem völlig wertlosen *Idiot Boy* von Wordsworth weggelassen und andere etwas erweitert würden. Auch würde ich empfehlen, statt einiger Bruchstücke grösserer Dichtungen lieber abgeschlossene kleinere Werke derselben Verfasser einzufügen. Nicht gerade aus sittlichen, aber aus ästhetischen Gründen würde ich statt der sieben Strophen der dekadenten Dichtung *Dolores* von Swinburne etwas anderes wählen. Auch müsste in der Ueberschrift gesagt werden, dass dies nur ein Auszug aus der 55 Strophen langen Dichtung ist. Swinburne hat doch Dichtungen geschrieben, die eine gesündere Kost darstellen. Irgendeine seiner Meeresdichtungen oder einige seiner unvergleichlichen roundels wären hier am Platze. Der Herausgeber stellt auf zwei Seiten die deutschen und englischen Werke zusammen, die er als „literarische Hilfsmittel" benutzt hat. Wenn einmal ein Abschnitt wörtlich übernommen worden ist, wie S. 29 über das Zeitalter Miltons, 24 Zeilen aus Delmers *English Literature,* so hätte dies wohl angegeben werden können. Im einzelnen wäre noch zu bemerken: Wenn S. 203 von Rob. Brownings Mutter gesagt wird, sie sei the true type of a Scottish gentle-woman gewesen, so finden wir z. B. bei L. Kellner, *Die engl. Lit. im Zeitalter der Königin Viktoria,* Leipzig 1909, S. 329 die wichtige Angabe: R. Brownings Grossvater mütterlicherseits war ein Deutscher namens Wiedemann aus Hamburg. Man hat mit Recht die Eigenart Brownings auf seine zum Teil deutsche Abstammung zurückgeführt. — Zu S. 218 f.: Die Präraphaelitische Brüderschaft bestand nicht aus vier, sondern aus sieben Mitgliedern, und Ford Madox Brown gehörte nicht dazu, wenn er auch ihren Bestrebungen nahestand. — Am Ende des Buches findet sich ein Glossar für die Aussprache schwieriger Eigennamen und zwölf engbedruckte Seiten mit Anmerkungen, die sachliche und sprachliche Erläuterungen enthalten. — Von den 52 Autoren des Buches sind 27 im Bilde vorgeführt. Nach welchem Grundsatz diese Auswahl getroffen worden ist, ist nicht recht ersichtlich. Warum werden nicht Bildnisse von Shelley, Keats, Thackeray, Christina Rossetti gezeigt, wohl aber von Thomas Moore, Kingsley und Oscar Wilde, die doch unzweifelhaft an Bedeutung jenen nachstehen? — An die Stelle des Bildes von

Swinburne nach der Zeichnung von D. G. Rossetti müsste unbedingt eine Photographie des Dichters treten; denn alle Kenner sind sich darüber einig, dass Rossetti, so bedeutende Bildnisse wir auch von seiner Hand besitzen, in diesem Falle völlig versagt hat. Jeder, der dies Bildnis mit den vorhandenen Photographien vergleicht, wird seine völlige Unähnlichkeit feststellen. Edmund Gosse lässt sich in seiner Swinburne-Biographie (London 1917) des näheren hierüber aus: „Die Proportionen des Gesichtes sind falsch, die Stirn ist in Höhe und Breite verkleinert, die Nase ist zu fleischig, das Kinn ist eckig und hervorstehend, statt spitz und zurückweichend. — Das Ganze gibt einen falschen Begriff seines gesamten Charakters. Wenn die Nachwelt nur dies Bild sähe, würde die Vorstellung davon, wie Swinburne wirklich aussah, gänzlich verloren gehen.“ (S. 286.) Ein solches Urteil sollte man beachten! — Möge das vortreffliche neue Lehrbuch sich in der angedeuteten Richtung weiter entwickeln!

Danzig-Langfuhr. Kurt Horn.

Hugh Walpole, The English Novel. Some Notes on its Evolution. [The Rede Lecture 1925.] Cambridge, Univ. Press. 36 S. 2 s.

Der moderne englische Roman ist so vielgestaltig, dass es bisher nicht gelingen wollte, ihn durch eine den Kern erfassende, allgemeine Begriffsbestimmung zu charaktersieren.[1]) Um so willkommener muss es sein, jenen Romanschriftsteller zu dem Thema zu vernehmen, der als Führer des „Jüngeren England“ gilt und (als einziger unter ihnen) in den eigenen Romanen eine völlig gereifte, sichere und die Form mit unfehlbarer Meisterschaft beherrschende Kunst bewährt. Naturgemäss vermeidet auch W. umfassende Formulierungen; dafür aber gibt er uns auf 36 Seiten in grossen Linien die klar und richtig gesehene Entwicklungsgeschichte des Romans von Richardson bis Aldous Huxley und die kritischen Massstäbe, die er an den „realistischen“ Roman aus den Jahren 1870—1900, namentlich bei der Besprechung von Henry James und Joseph Conrad anlegt, ermöglichen einen lehrreichen Rückschluss auf W.s eigene ästhetischen und kunsttheoretischen Ansichten. Noch mehr gilt dies von der Besprechung der unmittelbaren Gegenwart; hier erhebt er die Forderung, dass jeder Roman eine dreifache Einstellung des Dichters zu spiegeln habe: 1. Charakterschilderung und Handlung, 2. die genaue Wiedergabe der unmittelbaren Umwelt und 3. die tiefere, philosophische Bedeutsamkeit des ganzen Werkes. Nicht allzuviele Schriftsteller der Gegenwart genügen diesen Ansprüchen; gar viele begnügen sich mit der kleinlichen Wiedergabe der Einzelheiten und des Milieus, mit psychologischer Zergliederung und mit Stimmungsbildern einer mehr von augenblicklicher Eingebung diktierten Lebensinterpretation; auch ihre Technik genügt mehr den Ansprüchen moderner Fixigkeit als ernsten ästhetischen Normen. Die Wurzel dieses Uebels ist nach W. der Mangel an Ueberzeugungen und echten Idealen; der moderne Dichter ermangelt der Anerkennung eines höheren Prinzips (conviction) und des Glaubens an überpersönliche Schönheit und Adel (vision); ohne diese aber sei kein wahres Kunstwerk zu schaffen. Als rühmliche Ausnahmen nennt er: E. M. Forster, D. H. Lawrence, Virginia Woolf, Swinnerton, Sheila Kaye-Smith, Francis Brett Young, Aldous Huxley, David Garnett, Romer Wilson und Margaret Kennedy. Ihre Werke werden nach W.s Ansicht der Literaturgeschichte angehören. — Der vornehm-sachliche Stil des inhaltsreichen Vortrags macht ihn auch zur Schullektüre in der obersten Klasse der

[1]) Hierzu vgl. Schirmer *Der engl. Roman d. Gegenwart*, 1923 — Arns *Jüngstes England*, 1925 — Fehr *Vom engl. Roman d. Gegenwart* [*Arch f. d. Stud. d. n. Spr.* 48, Heft 1].

höheren Schulen geeignet; namentlich eine eingehend kommentierte Schulausgabe müsste von grossem Nutzen sein.

Prag. E. Rosenbach.

Rose Frances Egan, The Genesis of the Theory of "Art for Art's Sake" in Germany and in England. (= Smith College Studies in Modern Languages. Northampton, Mass. Vol. II, 4, 1921, Vol. V, 3, 1924.

Der Ursprung der l'art pour l'art-Theorie wird gewöhnlich den Franzosen zugeschrieben. Dass das nicht die Folge eines Rassenegoismus ist, geht daraus hervor, dass Deutsche wie Engländer im allgemeinen dieser Auffassung zustimmen. Die beiden einzigen Bücher über diesen Gegenstand sind Cassagne, *La Théorie de l'Art pour l'Art en France* und Stapfer, *La Question de l'Art pour l'Art.* Cassagne lässt die Möglichkeit ausser acht, dass der Gedanke eine ältere Geschichte und eine philosophisch fundierte Herkunft haben kann. Stapfer, der sonst weniger klar als Cassagne ist, scheint wenigstens die Möglichkeit zuzugeben, dass die Frage ständig wiederkehrt und ewig unlösbar ist. Egan, ausgehend von einem Aufsatze Lansons, der die Theorie nicht so eng begreift wie andere Franzosen, sucht zu zeigen, dass in Deutschland schon vor 1830 die Hauptelemente der späteren Theorie vorhanden waren. Sie gelangt zu recht interessanten Ergebnissen: den Ausdruck brauchte zuerst in Frankreich Benjamin Constant (1804), in England Thackeray (1839). Insbesondere legt Egan dar, welche Deutungen der Ausdruck in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr und wie um 1800 die neue Auffassung eines Kunstwerkes in Deutschland Aenderungen in der Bestimmung der Begriffe „Kunst" und „Form" im Gefolge hatte. Den Ausgangspunkt dieser Untersuchungen bildet Kant, dem sich Schiller, Goethe, Schelling, Friedrich Schlegel anschliessen. In der Entwicklung des Begriffes wird der Nachdruck nicht nur auf die Freiheit des Künstlers, sondern auch auf seine Achtung vor dem Gesetz gelegt. Die ausführliche Studie, deren Hauptergebnisse hier nur angedeutet werden können, lässt an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig; die Verf. weiss den umfangreichen Stoff auch geistig zu durchdringen. Die literarhistorische Forschung der Zukunft kann an dem Buche nicht vorübergehen.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte. Nr. 26: Heroes of Old English History (David Hume: The History of England from the Invasion of Julius Cæsar to the Revolution in 1688). 32 S. — Nr. 27: England and Ireland (Green: A. Short History of the English People). 32 S. Selected and adapted by Karl Schröder. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924.

Die beiden Heftchen bieten guten geschichtlichen Lesestoff, der sich natürlich nur für fortgeschrittenere Schüler eignet. Aus Humes epochemachender englischer Geschichte hat der Herausgeber drei Kapitel ausgewählt, die sich mit drei altenglischen Herrschern befassen: Egbert von Wessex, Alfred dem Grossen und Athelstan. So wird es wenigstens einigermassen gelingen, diese fast legendenhaften Gestalten in der Schule zu neuem Leben zu erwecken. Noch gehaltvoller und anschaulicher ist der Auszug aus Greens *Kurzgefasster Geschichte des englischen Volkes.* Was freilich sonst des Historikers Green wertvolle Eigenart ausmacht, die Einbeziehung des Gesamtlebens des Volkes in Forschung und Darstellung, die Bevorzugung der kulturellen Ereignisse vor militärisch-dynastischen, tritt hier naturgemäss nicht klar zutage. Die sorgsamen Anmerkungen sind knapp gehalten, klären aber über alles Nötige genügend auf.

Bochum. Karl Arns.

Wilhelm Buck, Formen-Uebungs-Tafeln für Französisch und Englisch. Preis jeder Tafel 11,— Mk. Iserlohn i. W., Friedr. Dossmann.

Die Formen-Uebungs-Tafeln sollen zur Befestigung der Formenlehre dienen. Es sind in der Form eines Schachbretts angelegte Tafeln von 96 Feldern für das Französische, 120 für das Englische, die an der Längsseite nach den Personen (im Englischen ausserdem noch nach Bejahung, Verneinung und Frage), an der Querseite nach den Zeiten (im Französ. auch unter Einschluss der Modi) geordnet und deren Felder mit den aufeinanderfolgenden Zahlen bezeichnet sind. Mir scheinen die Tafeln sehr praktisch und durchaus geeignet, die Formen, namentlich auch in Verbindung mit pronominalen oder substantivischen Objekten und Possessiven (I take my walk in the morning u. a.) einzuüben und abzufragen. Sie haben ausserdem den grossen Vorteil, den Kollegen den Unterricht durch Schonung der Sprechwerkzeuge zu erleichtern und können sehr gut von den Schülern selbst in gegenseitigem Frage- und Antwortspiel verwandt werden. Die Anschaffung dieser Tafeln und ihr fleissiger Gebrauch zu mündlichen wie schriftlichen Uebungen scheint mir durchaus empfehlenswert.

Berlin. Philipp Aronstein.

Kimpen, E., Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1923. V+397 S.

Für das Verständnis der Vereinigten Staaten von Amerika von heute ist vorliegendes Buch von ganz besonderer Bedeutung. Es beantwortet die Frage: Wie sind die Vereinigten Staaten geworden? In einer nahezu erdrückenden Fülle von Einzelheiten gibt der Verfasser eine überaus sachliche Darstellung zunächst der transkontinentalen Ausbeutungspolitik vom Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Als äussere Einteilung verwendet der Verfasser die einzelnen Präsidentschaften, ohne aber dabei zu berücksichtigen, dass die Präsidenten oft nicht selbst die Vertreter der Expansionspolitik gewesen sind, sondern andere Territorialfragen eine Hauptrolle gespielt haben. Von den Zeiten des Bürgerkrieges bis zum Ende des 19. Jhdts. wird die Ausbeutungspolitik bekanntlich durch die amerikanisch-britische Golfausbreitung gekennzeichnet, die im 20. Jhdt. zu der tatsächlichen Golfausbreitung Amerikas, dem amerikanischen Imperialismus geführt hat. Wenn wir die ungemein schwierige Arbeit des Verfassers durchaus anerkennen, so wäre eine grössere Zusammenfassung der leitenden Gesichtspunkte von Vorteil gewesen. Mir waren die angeschnittenen Probleme durch einen Aufenthalt in Amerika in den Jahren 1924/25 geläufig, da ich besonders praktisch die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten studiert habe. Der Fernerstehende wird jedoch Mühe haben, sich in die Einzelheiten einzuarbeiten.

Der Verfasser hat sich, wie das umfangreiche Bücherverzeichnis am Ende des Buches zeigt, nur an amerikanische Quellen gehalten. Die neuesten deutschen Forschungen, wie z. B. Luckwalls *Geschichte der Vereinigten Staaten,* sind ausser acht gelassen, auch unter den erwähnten englischen Werken vermisse ich u. a. das wichtige elfbändige Werk von F. Haitmann: *France and England in North-America*; von Einzeldarstellungen z. B. Follwells *History of Minnesota.* Ein Register hätte die Benutzung des so inhaltreichen Werkes erleichtert.

Breslau. Paul Oczipka.

M. L. Wagner, Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Leipzig, Teubner, 1924. 8⁰. VI+ 81 S.

Mit besonderer Freude begrüssen wir dieses Buch, das uns zum ersten Male in Deutschland ein zusammenfassendes Bild des spanisch-amerikanischen Schrifttums bietet. Niemand ist zu einer solchen Arbeit so berufen wie Wagner, dem es vergönnt war, in Spanisch-Amerika, an der Quelle selbst, die Strömungen dieser, weiteren deutschen Kreisen bis jetzt wenig bekannten Literatur kennen zu lernen und diese Kenntnis durch die Verbindungen und literarischen Hilfsmittel, die ihm weiterhin zur Verfügung standen, mit der ihm eigenen Gründlichkeit zu pflegen. Mit sicherem Blick und grosszügigem Griff versteht er es, auf einem geringen Raume uns klar und deutlich diese Strömungen zu zeichnen. Unter Ausschaltung des weniger Wichtigen arbeitet er die hauptsächlichen Gänge der Entwicklung heraus und weiss durch geschickte und feinfühlige Nachdichtungen (die Originale sind im Anhang beigegeben) auch das Interesse derjenigen zu wecken, die sprachlich nicht in naher Berührung mit dem Stoffe stehen. — Alle Kompendien freilich haben ihre Schattenseite: sie müssen die Materie an vielen Stellen stark zusammenpressen, können dem und jenem Schriftsteller nur ein mehr oder weniger bezeichnendes Epitheton zuteilen und müssen manchem überhaupt die Erwähnung versagen. So vermisst man in dem vorliegenden Bändchen ungern Juan Montalvo aus Ecuador, und beispielsweise von dem 1919 verstorbenen Ricardo Palma, dessen *Tradiciones* bei Calpe unter den Auspizien der peruanischen Regierung neu herausgegeben sind, hätte man gern etwas mehr gehört. Aber das sind Wünsche, wie sie bei einem Kompendium stets hier und da unerfüllt bleiben müssen; dem ganzen vorzüglichen Gesamtbilde des Büchleins tun solche unvermeidlichen Lücken keinen Eintrag.

Münster i. W. Th. Heinermann.

Alfred Bernhard, Einführung in modernes Englisch. (Mit Elementargrammatik).[1]) Unter Mitwirkung von W. H. Wells. München, Kellerer. 116 S. 1,80 Mk.

Das schön gedruckte Buch gibt zunächst eine Einführung in die englischen Laute, die durch Vorwegnahme der Besonderheiten des Konsonantismus die Einführung in die Vokale so möglich macht, dass in den Beispielworten für diese keine noch nicht erlernten Laute vorkommen. Darauf folgt in 24 Lektionen eine gute Einführung in die gesprochene Sprache, wobei besonderes Gewicht auf den kaufmännischen Wort- und Wendungsschatz gelegt ist. Der Wortschatz ist durchweg praktisch und anschaulich; er wird in Sachgruppen und Tätigkeitskreisen am Ende zusammengestellt. Mannigfache Uebungen dienen seiner Einprägung und Erweiterung, der Aussprache und der Grammatik. Soweit nicht englische Originale benutzt sind, bürgt die Mitarbeit des Münchener Lektors für die Güte des englischen Ausdrucks. Die Grammatik beschränkt sich natürlich auf Wichtigstes. Vermisst habe ich die Lautschrift bei den Vokabeln; nur selten ist sie ganz oder teilweise gegeben.

Kellerers englische Ausgaben; hrsg. von A. Bernhard u. W. H. Wells. München, Kellerer.

1. Ruskin, The King of the Golden River. 48 S.
2. Hawthorne, The Golden Touch. 29 S.

---

[1]) Für kaufmännische Schulen und Erwachsenen-Kurse.

3. C r a i k, Fortunatus. 24 S.
4/5. C a r r o l l, Alice's Adventures in Wonderland. 68 S.
6. D e f o e, Robinson Crusoe (retold and abbreviated). 46 S.
7. H a v e l o c k t h e D a n e, hrsg. von O. Mahir. 44 S.

Diese kleinen Texte sind als Lektüre z. T. für die unteren, z. T. für die mittleren Klassen der höheren Schulen gedacht und bieten im Inhalt und in der Form vorzüglichen Lesestoff. Fortlaufende Präparation der wahrscheinlich noch unbekannten Ausdrücke ist am Ende jedes Bändchens beigegeben; so können sie wirklich g e l e s e n werden.

Emil Hausknecht, T h e J u n i o r S t u d e n t. Lehr- und Uebungsbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landes- und Volkskunde für Schulen, welche Englisch als erste Fremdsprache lehren. Berlin, Herbig, 1923. VIII + 124, 1 + 44 S. 4 Tafeln.

Das Besondere dieses Werkes liegt in der aussergewöhnlichen Betonung der Anschauung; schon die Einübung der Laute geschieht an 24 Abschnitten, die die Ueberschrift tragen *Vokabellernen nach direkter Anschauung*. Hierbei ist allerdings auf eine von Laut zu Laut fortschreitende Einübung keine Rücksicht genommen. Diese 24 Abschnitte sind in Lautschrift gegeben. H. hat einige leichte Veränderungen mit der gewöhnlichen Umschrift der *Association phonétique* vorgenommen, um sie verständlicher zu machen. Die eigentlichen Uebungsstücke gliedern sich in drei Hauptabschnitte: Die Welt des Schülers, die englische Welt, Ausblick in die amerikanische Welt. Dem schliesen sich Unterrichtswendungen, Lesestücke, Gedichte und Lieder an; dazu finden wir vier Tafeln mit guten Photographien. An die Texte schliesst sich reichlicher und verschiedenartigster Uebungsstoff; nur von Hinübersetzungsstücken ist abgesehen. Der Verf. betont mit Recht den Wert der möglichst weitgehenden einsprachigen Uebungen. Die Vokabeln sind durchweg lautlich umschrieben; aber Sachgruppen vermisse ich. Die Grammatik enthält die Formenlehre; aber sie scheint mir an grammatischen Begriffen und an Systematik zu viel zu bieten. Die Deklinationstabelle S. 22 *the boy, of the boy, to the boy, the boy* ist wissenschaftlich nicht haltbar; auch wird verlangt, dass der Schüler nach ihr dekliniere. L. 5 Grammar Lesson 4,8 steht ein Beispielsatz mit dem Stellungsdativ; aber erst in L. 9 wird dieser unter dem unglücklichen Namen *verkürzter Dativ* behandelt. S. 40 ist im Gegensatz zur sonstigen Einstellung des Buches ganz im Sinne der Uebertragungsgrammatik *das Possessivum „sein“ beim Infinitiv* behandelt. Die ebenfalls S. 40 stehende Begriffsbestimmung des Perfekts ist schief. Ueberflüssig ist solche Systematik wie S. 73. S. 91 wäre eine auf sprachwissenschaftlicher Grundlage beruhende Erklärung der sog. unregelmässigen Plurale und der Plurale zusammengesetzter Substantive angebracht.

Carl Riemann, E l e m e n t a r b u c h f ü r d e n e n g l i s c h e n A n f a n g s u n t e r r i c h t an Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache. Leipzig, Teubner, 1924. XX, 142 S. — Dazu: Ergänzungslesestoffe für den Elementarunterricht. 40 S.

Dieses Buch tritt an die Stelle des von Hübner (*Zschr.* 22, 233 ff.) und Weyrauch (*ebd.*, 337) angezeigten *Elementary English* als Neubearbeitung entsprechend dem preussischen Lehrbucherlass. Das Buch ist vorzüglich, abgesehen von der Einführung in die Lautlehre, die zwar wissenschaftlich, aber nicht praktisch ist; die Beispiele sind ohne Rücksicht auf noch nicht geübte Laute gewählt und lassen sich auch kaum

zu Lese- und Sprechsätzchen zusammenstellen. Dem *Zschr.* 22 ausgesprochenen Wunsch nach landeskundlichen Texten ist besonders durch das Ergänzungsheft Rechnung getragen; der von Hübner gerügte Mangel in der Bezeichnung der Betonung bei den Vokabeln besteht noch.

E. W. Peters, Praktisches Lehrbuch des Englischen unter Berücksichtigung des nordamerikanischen Sprachgebrauchs. Bangerts Ausland-Bücherei Nr. 6. Hamburg, W. Bangert. 1924. IV + 138 S.

Der Hauptton liegt bei dem Büchlein auf dem Worte „praktisch"; das Vorwort bestätigt das. Es will auch dem ganz ohne Lehrer arbeitenden Benutzer gewährleisten, nicht bloss Englisch verstehen, sondern auch so aussprechen zu lernen, dass ein Engländer ihn versteht. Zu diesem Zweck hat P. sich besonders um den phonetischen Teil bemüht, hat sogar eine ihm aus langer Praxis erwachsene Lautschrift eingeführt mit der Absicht, eine dem Durchschnittsgebildeten leichter als die wissenschaftliche verständliche Umschrift zu gewinnen, von der aber doch der Uebergang zur wissenschaftlichen Lautschrift nicht zu schwer fällt. Auch die Ausspracheregeln sind brauchbar. Leider gibt P., wohl aus Raummangel, schon bei der zweiten Lektion die vollständige Umschrift des Textes auf und begnügt sich mit der der Vokabeln, die dann von Lektion vier ab auch noch eingeschränkt wird. Das ist ja sicher anregend zu eigener Gedankenarbeit des Schülers, aber es gibt ihm nicht das Gefühl der Sicherheit, das gerade der Selbstlernende gewinnen muss. Die Grammatik wird natürlich nur in wichtigen Punkten behandelt, aber sehr geschickt aus dem Sprachstoff entwickelt und zugleich mit dem Wortschatz durch ein- und zweisprachige Uebungen eingeübt. Bei dem Stoff störte mich anfangs die Eintönigkeit der Hof- und Familiennachrichten in den Kapp. 2—6; doch liegt in der Wiederholung ähnlicher Wendungen gerade ein Mittel zu ihrer Einprägung und zur Eingewöhnung in englisches Sprachgefühl im Gegensatz zum deutschen.

Mrs. Belloc Lowndes, The Terriford Mystery. Tauchnitz Edition Nr. 4635. Leipzig 1924. 296 S.

Wie der Titel schon zeigt, handelt es sich um einen Kriminalroman. Ein Mann gerät in den Verdacht des Giftmordes an seiner Frau, aber schliesslich stellt sich durch das Geständnis des wirklichen Mörders seine Unschuld heraus. Durch äusserliche Spannung und das geschickt erweckte Mitgefühl mit den Hauptgestalten wird der Leser über die technischen Mängel der Erzählung und die Zufälligkeiten der Entwicklung hinweggetäuscht. Eine Reiselektüre, aber nicht mehr.

William Caine, The Author of „Trixie". Leipzig, Tauchnitz. Bd. 4647. 256 S.

Das Buch hat mir, wenn es auch keinen literarischen Wert hat, ein paar vergnügte Stunden bereitet. Die drei Hauptgestalten sind sehr lebendig und scharf gesehen, wenn auch karikaturenhaft übertrieben: der schriftstellernde Archidiakonus der Hochkirche in dem Widerstreit zwischen seinem „Dichterehrgeiz" und der Rücksicht auf sein Amt; sein durchaus gewissenloses, höchst modernes Töchterlein und ihr ebenso gewissenloser, ebenso moderner Gatte. Die Handlung ist toll, geradezu burlesk; manchmal streift sie das Geschmacklos-Kinohafte. Die Sprache ist sehr modern, oft mit Slang durchsetzt und dem Stil des Ganzen glänzend angepasst.

Hirschberg i. Schl. Walther Preusler.

May Sinclair, A Cure of Souls. A Novel. Tauchnitz Edition 1924. Vol. 4633. 255 S.

Die Verfasserin erzählt, wie der Pfarrer einer englischen Landgemeinde für diese zum Unglück wird, weil er die grosse soziale Idee des Werkchristentums nicht ernst nimmt und seine seelsorgerischen Aufgaben nicht erfüllt. Ein Epikureer, bequem, genusssüchtig, verantwortungslos, selbstisch, glaubenslos, heuchlerisch, hat er kein inneres Verhältnis zu seinem Berufe. Den anstrengenden Aussendienst lässt er andere besorgen. Dem jungen Cartwright, seinem Hilfspfarrer, drängt er eine andere Stelle auf, weil er fürchtet, dass dessen Pläne und Neuerungen seine Ruhe beeinträchtigen könnten. Auch Miss Lambert, die ihn insgeheim liebt, verrichtet parish-work für ihn, aber er bringt nicht, obwohl er sieht, wie ihre Seele leidet, die Selbstlosigkeit auf, sie wegzuschicken, als sie die Entscheidung darüber in seine Hand legt, weil ihm dadurch ihre Arbeitskraft verloren ginge. Er sucht vielmehr ihre Neigung, trotz der ernsten Warnungen des Arztes, in religiöse Mystik umzuwandeln. Miss Lambert erleidet dann auch einen völligen seelischen Zusammenbruch, zumal er sich mit einer ihm seelenverwandten Matrone, Mrs. Beauchamp, verheiratet. Ein zweites Opfer seines Mangels an Verantwortlichkeitsgefühl wird Mrs. Rivers, die Frau eines vor seiner Rückkehr aus dem Auslande stehenden Obersten, die ihrem Manne während seiner Abwesenheit die Treue gebrochen hat. Als ihn diese Frau in ihrer Gewissensnot um Rat bittet, nimmt er, misslaunisch auch darüber, dass sie kurz vor seinem köstlichen Abendbrot kommt, ihr das Versprechen ab, ihrem Mann alles zu gestehen. So drängt er sie zu einem Schritt, der ins Unglück führen muss; denn sie liebt ihren Mann trotz allem und versichert, dass sie dieses Geständnis nie über sich bringen könne. So entflieht sie lieber mit dem andern. Die scharfen Vorwürfe der Schwester von Mrs. Rivers veranlassen ihn schliesslich, dem Rate seiner Frau zu folgen und den ihm verhassten Beruf, an dem er nur äusserlich hängt, aufzugeben.

In dieser wertvollen Erzählung ist das Problem der inneren Berufung sehr fein behandelt. Die Seelenschilderung ist vortrefflich. Die Erzählungskunst gibt den Charakteren eine nicht geringe plastische Anschaulichkeit. Auch ein gewisser Sinn fürs Groteske ist bemerkenswert. Das Buch, in dem auch die seelischen Erschütterungen des Krieges nachzittern, ist warm zu empfehlen.

Freiburg i. Schles. Fr. Bitzkat.

Tirso de Molina: El Burlador de Sevilla, Marta la Piadosa;
Zorrilla: Don Juan Tenorio. Teatro Español-Reihe je 1,80 Mk.
Becquer, Gustavo Adolfo: Antologia.
Gadir: A través de Alemania. 2,— Mk.
Cansinos-Assens, R.: Las Luminarias de Hanukah.
Sämtlich bei Editora Internacional, Berlin, Madrid.

In der Zahl der neuen Verlagsunternehmungen zur Förderung der spanisch-deutschen Beziehungen verdient die *Editora Internacional* eine ganz besondere Beachtung; hat sie doch, erst vor wenigen Jahren gegründet, in kürzester Zeit eine Reihe von recht bedeutsamen Bucherscheinungen gebracht. Sie hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch Herausgabe von spanischen Uebersetzungen guter deutscher Schriftsteller den spanischen Kulturkreis, der von französischer Literatur überschwemmt ist, mit den deutschen Geistesschätzen bekannt zu machen; andererseits will sie dem Mangel an spanischer Originalliteratur in

Deutschland abhelfen, indem sie gute alte und neue spanische Schriftsteller bringt. Ein schönes Ziel, durch die Verbreitung des edelsten Schrifttums von Land zu Land eine Brücke zu schlagen und dadurch auch dem deutschen Gedanken neue Weltgeltung zu verschaffen.

Schon die Gliederung in verschiedene Abteilungen lässt erkennen, was der junge Verlag in wenig Jahren geleistet hat. Den Freund der wertvollen spanischen Literatur wird vielleicht die Abteilung *Teatro Español* am meisten erfreuen; in ihr erscheinen in geschmackvollen Einbänden neben den grossen Klassikern Lope, Calderón, Tirso, Alarcón, Moreto u. a. auch die Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Die vorliegenden Bände zeigen einen erfreulich klaren und grossen Druck der Texte; jeder Band hat dazu eine literarhistorische Einleitung. Bei den Tirso-Bänden scheint mir der Herausgaber jedoch die Bedeutung gegenüber dem Gesamtwerk eines Lope oder Calderón zu überschätzen; zudem wird auch die Urheberschaft Tirsos am Don-Juan-Drama als unbestritten angenommen. Bisher in Einzelausgaben bei uns weniger zugänglich, wird Tirsos *Marta la Piadosa* als vorzügliches Charakterlustspiel und poetisches Kunstwerk die verdiente Beachtung finden.

Auf die anderen Abteilungen kann hier nur kurz hingewiesen werden: sie umfassen Politik und Wirtschaft (Nitti, Bernhard u. a.), die Medizin (Gruber, Birk u. a.), Kunst (u. a. Hildebrandt), Luxusausgaben (zunächst die unvergänglich schönen Novellen von Cervantes in der Erstausgabe von 1613), volkstümlich gehaltene Darstellungen deutscher u. a. Gelehrter über allgemein bildende Probleme der Gegenwart, eine Reihe berühmter, zuletzt erschienener Romane (u. a. von Hauptmann, Kellermann, Rosner, Ludwig), eine andere Reihe historischer Romane der Weltliteratur, eine *Colección literaria* der jüngsten Werke der erfolgreichsten spanischen und spanisch-amerikanischen Schriftsteller, darunter der Roman *Las Luminarias de Hanukah* von Cansinos-Assens, der hier in fesselndem Stile eine Episode aus der Geschichte des jüdischen Volkes in Spanien behandelt.

Besonders interessieren wird die recht geschmackvolle Auswahl und Ausgabe von Gustavo Adolfo Becquer: eine *Anthologia* seiner schönsten Erzählungen und *Rimas*, die erste Becquer-Ausgabe in Deutschland.

Schliesslich muss auch noch auf den ersten Band der *Biblioteca de la vida contemporanea* hingewiesen werden: Gadir (= Alberto de Castillo), ein Student aus Barcelona, legt hier in Briefen seine Eindrücke einer Deutschlandreise (vom Jahre 1922) nieder; er hat die wichtigsten Plätze deutschen Wirtschafts- und Geisteslebens besucht. Recht frisch und flott schreibt er von deutschen Städten, ihrer Geschichte, Kunst, dem deutschen Geistes- und Volksleben; selbstverständlich bringt er dem deutschen Geistesleben alle Liebe und Hochachtung entgegen. Für den Deutschen ist es recht interessant zu sehen, mit welchen Augen der Ausländer unser Land und Volk betrachtet und beurteilt, wo er Licht und Schatten sieht, was ihm am deutschen Leben gefällt und was sein Missfallen erregt.

Dem allgemeineren Zwecke entsprechend haben alle Werke des Verlages keine Anmerkungen sachlicher oder sprachlicher Art, sind also zunächst nicht allein für den spanischen Unterricht bei uns bestimmt. Doch wird, von spanischen Klassikern abgesehen, wohl weitaus der grösste Teil der Werke dem in der spanischen Sprache Fortgeschrittenen bei der Lektüre keine Schwierigkeiten bereiten. Zum Schluss darf wohl noch

erwähnt werden, dass alle Preise im Verhältnis zu anderen deutschen Büchern äusserst niedrig sind.

Göttingen. Alfred Günther.

Hans Ossig, Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Leipzig, Reclam. 543 S.

Für die Anfängerlektüre im Schulbetrieb mag dies Büchlein hinreichen, das trotz neuer Auflagen, wie fast alle unsere lexikalischen Hilfsmittel für das Spanische, keine zeitgemässe Auffrischung erhalten hat. Den kaufmännischen Korrespondenten wird es schon in den Anfängen seines Sprachstudiums im Stich lassen, da es ihm keine Auskunft darüber gibt, wie die Schreibmaschine, die Stenotypistin oder der Kassenschrank heisst; den Reisenden, sobald er sich nach dem Fahrkartenschalter, nach dem Gepäckträger oder dem Fahrstuhl im Hotel erkundigt. Auch einige Druckfehler müssten künftig ausgemerzt werden, so z. B. S. 542, Z. 13 l. v. o.: *viente* st. *veinte;* S. 539, Z. 9—10 l. v. o.: *re-sponsable* st. *res-ponsable.* Die Bedeutungsansätze, wenn auch nicht gerade dem neuesten Sprachgebrauch angepasst, sind im allgemeinen zutreffend, von einigen nicht sehr glücklichen Uebersetzungen, wie „Stoffwechsel = nutrición (statt metabolismo, oder, weniger gelehrt, [inter]cambio nutritivo) usw. abgesehen. Auch der pedante = „Pedant“ (statt etwa = „Bildungsprotz“) schleppt sich hier ebenso irrtümlich weiter wie in einer ganzen Reihe anderer deutsch-spanischer Wörterbücher. Die Familiensprache könnte, selbst bei der gebotenen Platzbeschränkung, etwas reichlicher berücksichtigt sein; Wörter wie „Pech“ im Sinne von „Unglück“ gehören so sehr zum eisernen Bestand der deutschen Sprache, dass man sie auch im Taschenwörterbuch erwarten darf.

Vom spanisch-deutschen Teil gilt, wie von fast allen unseren Wörterbüchern, dass das südamerikanische Spanisch darin gänzlich ausser acht gelassen ist. Zum mindesten sollte man sich, auch als blinder Anhänger des Wortschatzes der spanischen Akademie, dazu entschliessen, wenigstens die nicht unbeträchtliche Reihe von kastilischen Wörtern in unseren lexikographischen Hilfsbüchern mit irgendeinem Warnungszeichen zu versehen, die, obwohl auf der Halbinsel gang und gäbe, in Südamerika eine pejorative oder gar anstössige Bedeutung angenommen haben und den ahnungslosen Fremden (wie übrigens auch den Spanier selbst) durch ihre Anwendung in peinliche Verlegenheit bringen können. Sehr viele der häufigsten Haustiere und alltäglichsten Nahrungsmittel haben im spanischen Amerika eine vollkomen andere Bezeichnung als in Spanien; im Eisenbahnverkehr, im Warenhaus, für die Bedarfsgegenstände des Haushalts wendet der Südamerikaner gerade bei den geläufigsten Dingen Worte an, die der Kastilier nicht versteht und umgekehrt. Alle diese Dinge können selbstverständlich nicht in ihrem vollen Umfang in einem Taschenwörterbuch berücksichtigt werden. Aber da sie sich leider gerade auf die elementaren Begriffe, das notwendige Rüstzeug des Redenden beziehen, müsste man wenigstens die wichtigsten von ihnen künftig im Wörterbuch andeuten. Sonst verliert ein an sich exakt ausgearbeitetes Wörterbuch wie das vorliegende seinen Wert nur aus dem Grunde, weil es sich nicht mit der Praxis deckt.

Hamburg. Rudolf Grossmann.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Strasse 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

ZEITSCHRIFT
FÜR FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN UNTERRICHT
MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER ÜBRIGEN NEUEREN FREMDSPRACHEN

BEGRÜNDET VON M. KALUZA, E. KOSCHWITZ, G. THURAU
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN JANTZEN, BRESLAU

DEM XX. ALLGEMEINEN NEUPHILOLOGENTAGE
ZU DÜSSELDORF GEWIDMET

1926 25. BAND 3. HEFT

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN

Digitized by Google

Vorschlag zur Gründung eines Auskunftamtes für Auslandsaufenthalt.

Der Leiter des *International Relations Sub-Committee* im englischen Philologenverein, Herr Goodall, der mir in äusserst liebenswürdiger Weise half, Einblicke in das englische Schulwesen zu gewinnen, bat mich, Folgendes bekanntzugeben: Um nicht immer wieder dieselben Schulen zeigen zu müssen und deren Unterrichtsbetrieb durch allzu häufige Besuche zu belasten, möchte Herr Goodall etwa 14 Tage vor der Zeit, in der man Schulen zu sehen wünscht, schriftlich benachrichtigt werden.

Es ist gewiss ausserordentlich anerkennenswert, wenn jemand in unseren Zeitschriften die Adressen von Ausländern veröffentlicht, die ihm bei einem Auslandsaufenthalt Rat und Hilfe zuteilwerden liessen. Die Betreffenden, die den Vorzug hatten, ihre Hilfsbereitschaft öffentlich gelobt zu sehen, fanden aber dadurch oft sehr viel mehr Mühe und Arbeit, als sich mit einem herzlichen Dankeschön abgelten lässt. Bei der grossen Zahl der Neusprachler, die in den nächsten Jahren ins Ausland gehen werden, ist es darum zu erwägen, ob nicht die deutschen Philologen sich in England eine eigene Auskunftsstelle schaffen können. Ich schickte in dieser Angelegenheit folgenden Bericht an die Preussische Unterrichtsverwaltung:

„Ein kürzerer Aufenthalt im Auslande (England) ist für den Philologen nur dann von Wert, wenn eine Reihe von Vorbedingungen erfüllt ist. Die wichtigsten dieser Bedingungen scheinen mir zu sein:

1. Enges Zusammenleben mit englischer Familie: Gelegenheit, bei allen Mahlzeiten gutes Englisch zu hören.
2. Reichliche Gelegenheit, Vorträge, Vorlesungen, Theater zu besuchen.
3. a) Unterricht bei sprachlich geschultem Engländer, oder
   b) Sprachaustausch mit englischem Philologen.

Tatsache ist, dass nicht wenige Philologen mit dem Ertrage ihres Auslandsaufenthalts unzufrieden sind, weil es ihnen nicht glückt, sich während eines kürzeren Aufenthaltes diese Grundbedingungen auch nur zum Teil zu schaffen.

Mein Vorschlag geht nun dahin, dass ein nach London zu sendender Philologe beauftragt wird, allen aus deutschsprachigen Gebieten kommenden Fachgenossen in diesen Dingen zu raten und zu helfen. Ich denke mir das so:

Die Regierung (Regierungen) beurlaubt einen Fachgenossen aus seinem Amt in Deutschland, oder sie gibt von der ihr zu Auslandsstudien zur Verfügung stehenden Summe einen grösseren Teilbetrag an einen Philologen, der nicht im Amt ist (Privatdozenten, Studienassessor) unter der Bedingung, dass er als Obmann dafür sorgt, dass soweit als nur irgend möglich alle Philologen, die sich an ihn wenden, für ihren Aufenthalt Bedingungen 1—3 erfüllt finden. Es müsste dafür Sorge getragen werden, dass diese Obmannstelle immer besetzt ist und dass der jeweilige Inhaber seinen Nachfolger gründlich genug in sein Amt einführen kann, so dass die hier liegenden Wohnungslisten, Verzeichnisse von Lehrern, Sprachaustauschstudenten usw. immer auf dem Laufenden gehalten werden.

Der Einwurf, dass ja gerade die Schaffung dieser Bedingungen viel Gelegenheit bietet, Englisch zu hören und zu sprechen, englische Verhältnisse kennenzulernen, ist meines Erachtens völlig unberechtigt. Es wird unendlich viel wertvolle Zeit nutzlos verfahren und verwartet. Es ist bestimmt nicht zu befürchten, dass diejenigen, die auf diese Weise reiche Möglichkeiten zur Erlernung der fremden Sprache und zur Beobachtung fremden Volkstums finden, dadurch unselbständig werden. Es wird immer noch genügend für sie selbst zu erforschen bleiben. Anderseits ist es eine Abhilfe fordernde Tatsache, dass selbst viele von denen, die grosse Energie darauf verwenden, günstige Wohngelegenheit und reiche Studienmöglichkeiten zu finden, bei einem kürzeren Aufenthalt nicht zu dem gewünschten Ziele kommen. Trotzdem ich mich sehr umgesehen habe, fand ich erst nach Monaten und völlig durch Zufall die beste Gelegenheit, sehr billige und gute Theateraufführungen zu sehen (Vorderplatz für 1 sh 3 d), Sprachkurse für Ausländer (6 sh im Jahr), besonders gute Abendschulkurse (6 sh für Jahr und Wochenstunde).

Dieser Obmann müsste in seiner Hand haben:

I. 1. Die jeweiligen neuesten Wohnungslisten:
   a) Der Universität,
   b) des Polytechnikums,
   c) der Y. M. C. A.,
   d) der Morningpost und des Homefinders,
   e) des Deutschen Konsulats,
   f) von deutschen Behörden zusammenzustellende Liste,
   g) des Auslandsamts der Deutschen Studentenschaft,
   h) der Teachers Guild usw. usw.
2. Aus allen diesen Listen und durch Anschläge bei den Ferienkursen ist eine Zusammenstellung der wirklich empfehlenswerten Wohnungen zu schaffen mit genauen, übersichtlichen, immer auf dem Laufenden zu haltenden Angaben über die Besonderheiten jeder einzelnen Pension.

II. Verzeichnisse der Vorlesungen
   a) der Universität,
   b) der University Extensions,
   c) der Evening Schools,
   d) der Guide Lecturers in den Museen,
   e) der vielen Bildungsgesellschaften wie Y. M. C. A., Workers Union, Boy Scouts usw. usw.

III. Spielpläne der Theater, Music-Halls, Kinos, Dilettantenbühnen;

IV. Wochenpläne der jeweiligen politischen Vorträge, öffentlichen Debatten, interessanten Gerichtsverhandlungen usw.

V. Verzeichnisse von Clubs und Gesellschaften, an die Anschluss möglich ist usw.

VI. Verzeichnisse von öffentlichen Büchereien und Lesehallen.

VII. Verzeichnisse von guten Lehrern, die Privatunterricht geben, von englischen Studenten und Lehrern, die Austausch wünschen.

VIII. Nachschlagewerke, Führer, Zeitschriften usw.

Ein richtiger Obmann wird noch eine Fülle anderer Möglichkeiten finden, seine Fachgenossen zu beraten. Zu Anfang der Ferienkurse etwa könnte er einige Vorlesungen halten über 1). Welches sind die typischen Fehler des Deutschen beim Gebrauch der englischen Sprache, die sich aus der inneren Sprachform des Deutschen und aus der deutschen Artikulationsbasis ergeben? 2). Wie bringt ein kurzer Auslandsaufenthalt den grössten Nutzen? — Ueber diese Dinge kann man natürlich auch in der Heimat lesen, im Auslande aber dürften solche Ausführungen von besonderem Werte sein.

Eine kurze nationalökonomische Betrachtung darf vielleicht an den Schluss gestellt werden:

Wenn auch nur 600 Philologen in diesem Jahr im Durchschnitt je 800 Mark im Jahr ausgeben (beide Zahlen dürften zu niedrig gegriffen sein), so rechtfertigt eine Summe von 48000 Mark, die ins Ausland getragen wird, eine eingehende Prüfung,

wie dieses Kapital mit dem besten Nutzen angelegt wird. Es scheint mir eine im nationalen Sinne wichtige Frage zu sein, wie der einzelne sich am besten für ein Mindestmass an Zeit und Geld ein Höchstmass von brauchbarem Wissen und Können kauft.

Vielleicht könnte das zu gründende Amt auch die Keimzelle für eine Gründung sein, die gleiche Ziele erstrebt wie das *Institut Français du Royaume Uni.* 1—7, Cromwell Gardens, South Kensington. S. W. 7. Mit Hilfe der Deutschen Akademie in München, des Hauses der Auslandsdeutschen in Stuttgart und ähnlicher Vereinigungen dürfte gerade in London ein Arbeitsamt möglich sein, das der kulturellen Selbstbehauptung des Deutschtums auf angelsächsischem Sprachboden dient, und das in der bei geschickter Leitung schon heute durchaus möglichen moralischen Offensive für deutsche Sprache und deutsche Kultur wirbt."

Was aus diesem Bericht wurde, ist mir unbekannt. Ich wiederhole daher meinen Vorschlag öffentlich. Vielleicht nimmt sich der Neuphilologenverband dieser Angelegenheit an.

Ich habe mich vom Juli bis Dezember 1925 in England aufgehalten, noch in den letzten Monaten aber versäumte ich manchen Vortrag und manche Theatervorstellung, die ich gern besucht hätte, weil ich zu spät davon erfuhr. Während es mir zu Anfang gar nicht glücken wollte, Sprachaustausch mit sprachlich geschulten Engländern zu finden, hatte ich gegen Ende meines Aufenthaltes viele Studenten und Lehrer zurückzuweisen, die gern Austausch gehabt hätten.

Ich fand überall freundliche Aufnahme und Hilfsbereitschaft. Man sagte mir, in den letzten Monaten sei eine hundertprozentige Besserung der Stimmung den Deutschen gegenüber eingetreten. Ich fand herzliche Begrüssung bei Teilnahme an öffentlichen Debatten, und ich hatte Gelegenheit, in einer Eveningschool einen längeren Vortrag zu halten, in dem ich meine Ansicht über die Irreführung der öffentlichen Meinung in England, über Kriegsschuld, Kriegsgreuel und „The Kaiser" sehr deutlich zum Ausdruck brachte.

Dieser Umschwung in der äusseren Haltung den Deutschen gegenüber bedeutet aber keineswegs, dass „Der" Engländer aufgehört hätte, im Deutschen einen lästigen Konkurrenten zu erblicken, oder dass er wirklich die Absicht hat, von seinen

selbstischen Interessen auch nur das Allergeringste aufzugeben, etwa um den Deutschen gegenüber „gerecht" zu sein. Man hört in England noch mehr von Pazifismus reden als in Deutschland, man meint aber mit diesem Wort etwas ganz anderes als bei uns, und sowie man auf eine bestimmte Forderung kommt, zeigt sich, dass der Engländer auch unter dem Schafsfell bleibt, was er war. Man kann heute als Deutscher von Engländern tausendfach die Versicherung hören: „Diese scheusslichen Lügen über die deutschen Kriegsgreuel usw. habe ich natürlich nie geglaubt." Man wird aber eine verlegene Ausflucht hören, wenn man dann sein Gegenüber fest in den Augen behält und fragt: „Würden Sie wirklich wünschen, dass die Presse nicht in so gemeiner und verleumderischer Weise Lügen über die Deutschen verbreitet hätte, dass Sie dieses Kampfmittel Lüge, das Ihnen vor allem den Erfolg brachte, nicht benutzt hätten?" — Das englische Publikum weiss nichts von dem schändlichen Unrecht, das heute Millionen Deutscher in fremden Staaten leiden, es weiss nichts vom Bruch feierlicher Verträge und brutalster Vergewaltigung. Und das englische Publikum wird aus seiner Presse darüber nichts erfahren, selbst wenn es den *Daily Herald* oder liberale Zeitungen liest. Viel Aufklärungsarbeit könnte geleistet werden, wenn jeder der Philologen, die sich für einige Zeit im Ausland aufhalten, sich als Missionar der moralischen Offensive fühlte, die wir mit viel mehr Nachdruck und taktischem Verständnis für die Imponderabilien der fremden Volksseele führen müssten, als das bisher geschehen. Nötig dazu ist allerdings, dass jeder von diesen Missionaren sich um Kenntnis der Tatsachen bemüht, die er braucht, um auf all die immer wiederkehrenden Einwände in der Kriegschuldfrage, in der Frage des Selbstbestimmungsrechts der Völker usw. geschickt antworten zu können.

Frankfurt a. d. Oder. Georg Schmidt.

Anlage und Auswertung von Studienreisen nach England.[1])

Nach der Rückkehr von einer Studienreise nach England möchte ich versuchen, meine Erfahrungen einem grösseren Kreise

---

[1]) Der vorliegende Aufsatz erfährt eine wertvolle Ergänzung durch die Ausführungen von G. Hagemann, die im *Deutschen Philologenblatt* vom 3. 3. 1926 und in dieser *Zeitschrift* Bd. 25 (1926), 158 ff., während der Drucklegung dieser Zeilen erschienen sind.

von Fachgenossen zugänglich zu machen und mir zugleich einige Vorschläge erlauben, wie solche Reisen am besten zu veranstalten und auszuwerten seien. Meine Ausfühungen beziehen sich nur auf England, doch ist wohl bei entsprechenden Aenderungen manches davon auf alle Auslandreisen anwendbar.

Je mehr man von einem fremden Lande bereits bei der Ankunft weiss, desto mehr wird man während des Aufenthaltes lernen können, desto geringer ist die Gefahr zu voreiligen Verallgemeinerungen und falschen Schlüssen. Ohne die nötige Sprachfertigkeit, ohne eine gewisse Kenntnis der englischen Kultur und Verfassung, der Sitten und des Volkscharakters ist eine Reise nicht anzuraten. Daher halte ich es auch für falsch, Primaner und Studenten ohne eine gewisse Vorbildung hinüberzuschicken, es sei denn in Privatfamilien oder auf Schulen oder Colleges. Nicht eine recht grosse Zahl von Deutschen in England ist erstrebenswert, sondern möglichst gut Vorgebildete, denn nur diese werden wirklichen Nutzen für sich und ihr Land heimbringen.

A. Vorarbeiten.

Um die nötigen Kenntnisse zu erlangen, sind also gewisse Vorarbeiten in der Heimat nötig:

1. Sprachstudien. Mittel dazu: Vorträge im Englischen Seminar, Konversationskurse im Zentralinstitut (Universität, Orientalisches Seminar), neusprachliche Lehrgänge der Provinzial-Schulkollegien, Privatunterricht (einzeln oder in kleinen Zirkeln), ausgedehnte Lektüre von Büchern und Zeitungen.

2. Kulturstudien. Mittel: z. B. die Werke von Dibelius, Spies, Masterman (*England after War*), Price Collier (*England and the English*), Wells (*Mr. Britling sees it through*), Wildhagen (*Der englische Volkscharakter*) u. a.

3. Anknüpfung von persönlichen Beziehungen. Mittel: a) Briefwechsel mit Hilfe der International Correspondence League (3 Upper Woburn Place London WC. 1). Sie vermittelt auf Ersuchen auch Pensionsanschriften in London und in der Provinz. b) Persönliche Bekanntschaft mit den Berliner englischen Kursleitern, die dann möglichst weitere Empfehlungen vermitteln. c) Anknüpfung von Beziehungen durch Aufenthalt im deutschen Heim der Holiday Fellowship in Braunfels (vgl. *Deutsches Philologenbl.* v. 17. 6. 25, S. 401). d) Bitte an frühere deutsche Besucher Englands um Einführungsschreiben an englische Bekannte. (Für die Vereinigten Staaten hilft das Amerika-Institut, Berlin NW., Universitätsstr. 8). e) Parlamentarische Bekannte können vielleicht Einführungen an englische Parlamentsmitglieder vermitteln; am bequemsten bei Sozialisten, da diese am deutschfreundlichsten sind. f) Das Auslandsamt der

deutschen Studentenschaft vermittelt Einführungen und erwirkt Ermässigungen. g) Ueber Irland erteilen Auskunft: Prof. Brandl und Lektor Pender, Universität Berlin.

Praktische Winke.

1. Das englische Visum und die Einreiseerlaubnis werden leichter gegeben, wenn eine Bescheinigung der vorgesetzten Dienstbehörde vorgelegt wird, dass der Aufenthalt für Studienzwecke von beschränkter Dauer sein soll und dass der Reisende nach Deutschland zurückkehren wird. (Bei mehr als acht Wochen Aufenthalt besteht polizeiliche Meldepflicht.)

2. Reisewege: a) Flugzeug: Berlin-Tempelhof — Croydon 9 Std., 210 Mk., 15 kg Freigepäck. — b) Eisenbahn: Berlin—Vlissingen—Folkestone—London, oder Berlin—Hoek van Holland—Harwich—London (etwa 100 Mk.) oder Berlin—Rotterdam, dann Dampfer der Batavier Linie (etwas billiger). — c) Dampfer: Hapag und Lloyd nach Southampton (etwa 100 Mk. mit Verpflegung), oder Argo nach London, oder engl. Linie nach Grimsby (die beiden letzteren etwas billiger).

B. In England.

Während man in der Heimat in erster Linie auf das Studium von Büchern angewiesen ist, wird man während der Reise vor allem auf die Dinge achten müssen, die man nicht daheim aus Büchern lernen kann, sondern für die man persönliche Anschauung braucht. Was muss man also im Lande studieren, und welche Bildungsmöglichkeiten bietet heute ein Aufenthalt in England?

a) Sprache. Mittel: 1. öffentl. Art: Theater, Kirche, Parlament, Volksversammlungen, Strassenredner (Hyde Park!), Presse, Bücher. 2. Pensionen. Die Y. M. C. A. = Young Men's Christian Association, Tottenham Court Rd. WC. 1 London, veröffentlicht eine Liste von 100 empfehlenswerten Pensionen in London; 3. besser Familie; durch diese weitere Bekanntschaften anknüpfen. 4. Ferienkurs: Oxford, Cambridge, London University (Prof. Ripman) und University College (Prof. Jones). Am besten, obwohl nur phonetisch, wohl der von Jones in London. Vorteile: praktische Schulung von Ohr und Zunge, Ausflüge und Führungen, Anknüpfung persönlicher Beziehungen. Nachteile: Zusammentreffen mit zu vielen Landsleuten, zu grosse Länge der Kurse, z. T. auch zu teuer, etwa 100 Mk. Am besten sind solche Kurse wohl zu benutzen beim ersten Besuch in England. 5. Holiday Fellowship Ltd. (Head Offices: „Bryn Corach“ Conway, N. Wales, und 11 Lincoln's Inn Fields London WC 2.) Eine Art Volkserholungsheim-Genossenschaft mit internationalem Einschlag; sie hat neben mehreren englischen auch ein Heim in Deutschland (Braunfels). Hervorgegangen aus der Cooperative Holiday Association (College House, Brunswick Str.,

Manchester), die aber ohne internationale Tendenzen, daher z. Zt. weniger deutschfreundlich ist als die H. F. 6. Privatunterricht z. B. in Intonation, einzeln oder in kleinen Kursen, oder Instituten wie Clark und Pitman in London.

b) Kultur und Volkscharakter. 1. Kunst: Theater, Konzert, Music Halls (besser die kleineren), Kinos, Museen (in London von 3 bis 4 Uhr meist Führungen), Kirchen, Schlösser, Colleges. 2. Literatur: Bibliotheken (British Museum), Buchhändler (2nd Hand Shops in Charing Cross Rd., Fleet Str., Paternoster Row), Verleger, amtliche Veröffentlichungen im Stationary Office (Aldwich und Kingsway). 3. Erziehungswesen. Besuche an Schulen vermitteln: Mr. Twentyman, Board of Education, auf Empfehlung von der Deutschen Botschaft, Prof. Ripman, Chief Inspector of Schools (University of London, Imperial Institute Rd, South Kensington), Incorporated Association of Assistant Masters in Secondary Schools, International Relation Sub-Committee, 29 Gordon Sjuare, London (vgl. *Deutsches Philologenbl.* v. 12. 8. 25). Zentralstelle für Lehrbücher: Educational Supply Association 171 High Holborn, London WC 1, Boy Scouts' and Girl Guides' Headquarters: 25 Buckingham Palace Rd. 4. Kirche. Besuche von Gottesdiensten möglichst vieler Richtungen, auch der Sekten, der Heilsarmee und Strassenprediger. 5. Rechtswesen. Besuche von Gerichtsverhandlungen in King's Bench Division u. a. 6. Verwaltung, Heer, Flotte, Flugwesen usw.: amtliche Schriften im Stationary Office (s. o.), Whitaker's Almanack, Statesman's und Daily Mail Year Book, sowie Presse. 7. Wirtschaftsleben, Preise, Löhne, soziale Probleme (Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot) usw. — Hilfsmittel: Besuch von Versammlungen, Toynbee Hall, Settlements, Slums (z. B. Whitechapel, Poplar), Docks, Gespräche mit Arbeitern und Angestellten, Lektüre von Statistiken und Zeitungen. 8. Politik: Besuch des Parlaments, von Versammlungen, vor allem Presse, Empfehlungen an Abgeordnete. 9. Besonders wichtig: Imperiumsfragen. Häuser der Dominions in London, Imperial Institute (Kensington), Royal Colonial Institute (durch Mr. Twentyman), dort reiche Literatur. Material enthalten auch die League of Empire Review (124 Belgrave Rd, London SW 1) und die Victoria League Pamphlets (22 Eccleston Sq., London SW 1). 10. Sitten und Volkscharakter. Scharfe und vorsichtige Beobachtung in Haus und Oeffentlichkeit, in Versammlungen (Hyde Park), auf Ausflügen (Upper Thames), auf Reisen an der See, im Gebirge, beim Sport (Wettkämpfe), beim Vergnügen, bei der Arbeit. — Gesellschaftliches Leben: Rotten Row, Theater, Feste, Klubs, Reisen in die Provinz, Dialekte studieren, Unterschiede der Landschaften, Sitten und Anschauungen der Schotten, Walliser, Iren beachten. 11. Stimmung gegenüber Deutschland: Presse aller Richtungen lesen, Gespräche, Versammlungen, Stellung des

Deutschtums in den Schulen, auf Universitäten und in der Literatur untersuchen. Hauptquelle amtliche Statistiken.

Praktische Winke: Wohnung in London am besten ohne Lunch, wenn möglich in Familien; über Pensionen (s. B. a 2), Temperance Hotels. Kleidung: unauffällig, dunkel, Smoking (und Frack) nur abends, Cutaway (morning dress) nur am Tage. Sitten: Nacken steif! Tiefe Verbeugungen gelten als servil, Hackenzusammenschlagen wirkt lächerlich; lautes, hastiges, erregtes Reden, grosse Gesten fallen unangenehm auf; Damen werden sehr rücksichtsvoll behandelt, aber nicht zuerst gegrüsst. (Beim Nachmittagstee helfen die Herren.) Deutsche Musik ist ein gutes Mittel unserer Kulturpropaganda.

Reisen: 3. Klasse, wenn möglich Excursion oder Return Tickets.

Essen: in London billig bei Lyons, A. B. C., Slaters.

Politik: Taktvolle Zurückhaltung wirkt mehr als geschäftige Propaganda. Den Pazifismus in England stärken durch Betonung der deutschen Friedensliebe. Material mitnehmen über die Schuldfrage, doch vorsichtig verwenden! Gute Kenntnisse der deutschen Verhältnisse ist nötig, um Fragen beantworten zu können.

Materialsammlung: Zeitungsausschnitte und Bilder sammeln.

Allgemein: Man vergesse nie, dass man stets als Repräsentant seines ganzen Volkes betrachtet wird.

C. Nach der Reise.

1. Bericht über die Reise und die gewonnenen Eindrücke, durch den man sich selbst Rechenschaft ablegt.

2. Austausch der Erfahrungen mit anderen Reisenden, um schiefe Urteile bei sich oder bei anderen zu berichtigen.

D. Vorschläge zur Organisation und Auswertung von Studienreisen.

a) Sammlung der Berichte und Erfahrungen. Die Berichte werden im Ministerium gesammelt, nach bestimmten Gesichtspunkten kritisch gesichtet, besonders Wichtiges und Wertvolles herausgehoben und veröffentlicht. Es könnte auch ein Fragebogen verschickt werden, mit bestimmten Fragen, etwa dieser Art: 1. Frühere Besuche (Zeit, Dauer, Studien). 2. Letzte Reise: Dauer, Aufenthaltsorte, Plan der Reise, Kosten, Aufnahme, persönliche Erfahrungen. 3. Allgemeine Eindrücke und Beobachtungen. 4. Was erschien als besonders charakteristisch? 5. Für Reisende mit früherer Erfahrung: Was erschien als bemerkenswerte Neuerung? 6. Sonderstudien und deren Ergebnisse. 7. Welche Bildungsmöglichkeiten bietet z. Zt. ein Aufenthalt in England? (Mit Einzelnachweisen.) 8. Welche praktischen Winke würden Sie geben? 9. Welche sonstigen Vorschläge würden Sie machen wollen?

b) Errichtung einer Auskunfts- und Beratungsstelle für Auslandsreisen, wo Berichte eingesehen werden können, Adressen gegeben, persönliche Beziehungen vermittelt und die bestehenden Bildungsmöglichkeiten dargelegt werden.[1])

c) Vereinbarungen zwischen beiden Ländern oder den Fachverbänden, um die Studien im Lande zu erleichtern.

d) Erweiterung der bestehenden Bildungsmittel: besonders 1. Vorträge von Engländern und früheren Reisenden. 2. Praktische Kurse durch Engländer zwecks sprachlicher und kultureller Vorbereitung und Anknüpfung von persönlichen Beziehungen. 3. Vermittlung von Empfehlungen und Einführungen. 4. Reichliche Gewährung von Stipendien und Urlaub.

Der Austausch der Erfahrungen und die Erweiterung der vorhandenen Möglichkeiten hätte zu erfolgen mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes und durch enges Zusammenarbeiten von Provinzial-Schulkollegium, Zentralinstitut und den neuphilologischen Fachvereinigungen mit der Universität.

Dies wäre einer der Schritte auf dem Wege zu engerer Zusammenarbeit zwischen praktischer Schultätigkeit und wissenschaftlicher Universitätsarbeit.

Berlin-Lichterfelde. Wilhelm Franke.

Die falsche Fragestellung in dem Streit: Französisch oder Englisch als erste Fremdsprache?

Der Aufsatz von Max Förster *Englisch als erste Fremdsprache?* in dieser *Zeitschr.* 24, 42 ff. zeigt dasselbe Bild, das man bei diesem Streit in Fach- und Tagespresse heute so oft beobachten kann: Die Fragestellung ist nicht richtig, und darum kann auch das Ergebnis nicht zwingend sein. Es möge mir gestattet sein, das hier kurz darzulegen.

1. Die Frage heisst zunächst nicht: Soll Englisch oder Französisch in der höheren Schule gelehrt werden? Denn es ist heute für alle höheren Lehranstalten ausser dem Gymnasium selbstverständlich, dass beide Sprachen, Englisch und Französisch, Gegenstand des Schulunterrichts sein müssen. Wir können für das tiefere Verständnis der heutigen europäischen Kultur weder der einen noch der anderen entraten.

2. Die Frage heisst auch für die meisten Neusprachler, die beide Sprachen kennen, nicht mehr: Welche Literatur ist als Ganzes genommen für uns wertvoller, die englische oder die französische? Wir dürfen Professor Förster gern zugeben, dass die englische Litera-

[1]) Dies ist inzwischen verwirklicht worden. Leiter der Auskunftsstelle ist Oberstudienrat Dr. Levinstein, Berlin-Wannsee, Waltharistr. 10.

tur gedankentiefer ist und den Primanern grössere Schwierigkeiten bietet als entsprechendes französisches Schrifttum. Wir dürfen auch sagen, dass der englische Humor eines Dickens, Thackeray, ja eines Jerome, unserem deutschen Empfinden näher steht als etwa Daudet; dass die englische Lyrik uns mehr zu Herzen geht als die mehr rhetorisch gerichtete französische. Wir dürfen freilich auf der anderen Seite nicht verschweigen, dass wir für das Verständnis der Gedanken Lessings über das Drama die Kenntnis der Linie Corneille-Racine-Voltaire nötig haben, dass sich unsere philosophischen Begriffe durch die Beschäftigung mit Descartes erheblich klären lassen, dass für die Entwicklung der modernen europäischen Staatsauffassung die Wegbereiter und Mitkämpfer der französischen Revolution, Rousseau, die Enzyklopädisten, Montesquieu von entscheidender Bedeutung sind. Aber das alles kann nicht hindern zu erklären, dass für die Geistesbildung an sich, soweit nicht historische Gesichtspunkte dabei mitsprechen, das englische Schrifttum für unsere heranwachsende Jugend wertvoller ist.

3. Wer mehr praktisch gerichtet ist und diese geistigen Werte erst in die zweite Reihe stellen möchte, der wird vielleicht fragen: Welche Sprache brauchen unsere künftigen Auslandspioniere, unsere Kaufleute und Ingenieure nötiger? Auch diese Frage wird kaum geteilte Meinungen wecken. Wir sind darin einig, dass das Englische wegen seiner Weltgeltung weit wichtiger ist als das Französische. Also müssen wir Englisch lernen, wenn wir ins Ausland wollen. Die Frage könnte hier höchstens sein, ob für die ganz wenigen höheren Schüler, die ins Ausland kommen, die ganze Schule sich auf diesen Zweck einstellen soll.

4. Eher könnte man schon ein allgemeines Ausbildungsbedürfnis aus einem künftigen Kriegsfall herleiten (oder ist es nicht erlaubt, an solche Möglichkeit zu denken?). Dann aber ist uns „das Hemd näher als der Rock“, der Franzose näher als der Engländer, und wir werden uns im Kriege viel öfter mit eingeborenen Franzosen als mit Engländern sprachlich zu verständigen haben.

5. Durch die letzten Fragestellungen sind wir nun schon dazu gekommen, alle Zwecke als unwesentlich abzulehnen, die von aussen hereingetragen werden könnten. Das heisst, die Zwecksetzung für den neusprachlichen Unterricht kann nur aus den Zwecken der höheren Schule heraus erfolgen. An einer Stelle deutet Förster auch an, dass die Zwecksetzung etwa auf die Idee der Einheitsschule Rücksicht zu nehmen habe, und dass wenigstens in der Einheitsschule Englisch die Hauptfremdsprache werden müsse. Demgegenüber möchte ich erklären, dass die Rücksicht auf die Einheitsschule, soweit damit eine Volksschulform gemeint sein soll, für die Lehrstoffe der höheren Schule nicht anders massgebend sein kann, als dass die höhere Schule ihren Sextaunterricht auf das aufbaut, was in der Grundschule erarbeitet worden ist. Im übrigen muss die höhere Schule

sich ihre Ziele aus ihrer eigenen Wesensart heraus setzen. Da ihr Lehrgang nie wieder zu irgend einer Art von Volksschule hinführt, kann von dort aus auch kein Einfluss auf den Lehrgang beansprucht werden. Wenn anderseits später einmal ein Schüler, der zunächst die Volksschule oder die Mittelschule durchlaufen hat, noch den Anschluss an die höhere Schule finden will, so müssten in diesen Schulen oder im Anschluss an sie besondere Uebergangseinrichtungen für begabte Schüler geschaffen werden, wie das heute in den sogenannten Begabtenschulen und in den Aufbauschulen versucht wird.

Soll also die Zwecksetzung des neusprachlichen Unterrichts an der höheren Schule nur aus ihrem eigenen Wesen heraus geschehen, so ist die Frage so zu fassen: Was unterscheidet die höhere Schule wesentlich von der Volksschule? Welche neuere Fremdsprache muss deshalb an den Anfang gesetzt werden?

Die höhere Schule ist auf der Reichsschulkonferenz ohne Widerspruch ganz allgemein als diejenige Schule bezeichnet worden, die von den mehr für theoretisches Denken geeigneten Schüler besucht werden soll. Daraus ergibt sich, dass sie auf die Eigenart dieser Schüler ihren Unterricht aufbauen, ihre besonderen Fähigkeiten ausbilden soll. Da nun die höhere Schule in der Sexta sich von der Volksschule sondert, so kann und muss sie von Sexta an ihren Unterricht bewusst auf die Erziehung zum theoretischen Denken einstellen. Dazu ist aber, das gibt Förster zu, das Französische gerade im Anfangsunterricht besser geeignet. Allerdings setzt Förster das Formale dem rein Gedächtnismässigen gleich. Das trifft aber für den heutigen Sextaunterricht nicht mehr zu. Gewiss wird das Gedächtnis durch die fremdsprachlichen Wörter erheblich beansprucht, aber ein so sehr wesentlicher Unterschied zwischen Französisch und Englisch besteht hier nicht, wenngleich sich mehr englische als französische Wörter an den vorhandenen deutschen Sprachschatz anknüpfen lassen. Wir bemühen uns heute auch im französischen Unterricht, die zu lernenden Wörter nach Möglichkeit an bereits gelernte anzuknüpfen und so das Gedächtnis durch Verstandestätigkeit zu unterstützen. Gewiss ist auch die Zahl der zu lernenden Endungen im Französischen erheblich höher als im Englischen. Aber auch hier wird von Anfang an das Gesetzmässige nachgewiesen und aufgesucht und so aus der reinen Gedächtnisarbeit eine aufbauende Denkarbeit gemacht. Das wertvollste Mittel aber, zum begrifflichen Denken zu erziehen, liegt in dem Ausdruck der funktionellen Beziehungen der einzelnen Satzglieder durch ihre Endungen. Das finite Verb weist durch Person- und Zahlendung auf das Subjekt zurück, das Adjektiv und Partizip (im Französischen sogar das prädikative Adjektiv) zeigt in seiner Endung Geschlecht und Zahl des Substantivs, von dem es ausgesagt wird. Wir haben diese Beziehungen zwischen Subjekt und finitem Verb auch im Englischen, aber wegen des Fortfalls fast sämtlicher Verbendungen

sind sie nur selten äusserlich erkennbar, während das Französische auf Schritt und Tritt dazu zwingt, das Zusammengehörige zusammenzudenken, den Funktionsbegriff (wenn auch vielleicht nicht diese Bezeichnung) schon dem Sextaner in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Gerade diese reichliche Gelegenheit zur Uebung im funktionalen Denken ist es, die das Französische geeigneter macht als das Englische, die erste Fremdsprache der höheren Schule zu sein.

Ist es nicht merkwürdig, dass beim Gymnasium kaum je der Gedanke ausgesprochen wird, das Latein in Sexta solle durch eine andere Sprache ersetzt werden? Für das Gymnasium ist eben die grammatische, formale, funktionale Zucht durch den lateinischen Anfangsunterricht eine Selbstverständlichkeit, so viele Stimmen sich auch heute gegen die lateinische Literatur als minderwertig erheben. Anderseits kann natürlich das Gymnasium, eben weil es das Lateinische in Sexta hat und weil es nur eine neuere Fremdsprache zu betreiben braucht, seine Entscheidung zwischen Französisch und Englisch aus ganz anderen Gesichtspunkten heraus fällen als die neusprachlichen höheren Schulen.

Noch eins aber kommt hinzu, das die französische Sprache gerade in Sexta ganz besonders wertvoll erscheinen lässt, das ist die Möglichkeit, schon frühzeitig die Geister zu scheiden. Denn es hat sich schon bei den ersten Aufnahmeprüfungen für die Sexta herausgestellt, und wird sich immer wieder zeigen, dass die Prüfung auf Grund des Lehrstoffes der Grundschule, selbst unter Heranziehung von voraussetzungslosen Begabungsprüfungen, doch nicht voll geeignet ist, zu erkennen, welche Schüler für theoretisches Denken geeignet sind, welche nicht. Das werden wahrscheinlich schon die Versetzungsprozente der nächsten Sexten zeigen. Es stellt sich vielmehr erst im Laufe der Sexta, und zwar im wesentlichen im französischen Unterricht heraus, welche von den aufgenommenen Schülern mitkommen können. Träte dafür englischer Unterricht ein, so würde ein Schüler, der für Nachahmung begabt ist, noch einige Jahre ganz Gutes im Englischen leisten können, ehe dann bei der Beschäftigung mit der schwierigeren englischen Syntax entdeckt wird, dass er doch nicht auf der richtigen Schule ist. Als wir noch die Vorschulklassen hatten, war darin eine gewisse Vorauslese nach den Gesichtspunkten der höheren Schule möglich. Aber schon damals fiel die eigentliche Entscheidung erst in Sexta bei der Beschäftigung mit der ersten Fremdsprache. Heute, bei der undifferenzierten Grundschule, können wir darum das Französische in Sexta noch viel weniger entbehren als früher. Wenn wir nicht Latein haben können, dann müssen wir, wollen wir nicht höhere Schulen zweiten Ranges werden, das Französische in Sexta festhalten. Ich halte es deshalb für höchst beklagenswert, dass der preussische Unterrichtsminister durch die zugestandene Wahlfreiheit zwischen Französisch und Englisch eine solche Zersplitterung in das höhere Schulwesen ein-

geführt hat.[1]) Die Freizügigkeit der Schüler, die durch das allmählich vordringende Reformschulsystem im Wachsen begriffen war, hat dadurch einen schweren Schlag erhalten.

Nun aber zum Schluss noch eine andere Forderung, die den Wünschen des Professors Förster und der Englandfreunde entgegenkommt: Wenn das Französische die Anfangsfremdsprache bleibt, so hindert das nicht, dass das Englische die Hauptfremdsprache wird. Man verschiebe auf der Oberstufe und auch schon auf der Mittelstufe, soweit das irgend möglich ist, die Stundenzahl zugunsten des Englischen und gebe uns damit viel mehr Möglichkeit, in die feine englische Syntax und Stilistik (auf einer für das Verständnis geeigneteren Schulstufe) einzudringen und die Werte der englischen Literatur etwas reichlicher als bei den heutigen drei Wochenstunden den Schülern nahezubringen; man benutze auch die für wahlfreie Arbeitsgemeinschaften zur Verfügung stehenden Stunden für das Englische und gründe womöglich gar englische Literaturkränzchen oder *debating clubs,* dann wird man dem Wert der englischen Sprache und Literatur für diese Schulstufe gerecht, wie man dem Wert des Französischen gerecht wird, wenn man es in Sexta beibehält. (Försters Bedenken, dass die stärker auf abstraktem Denken beruhende französische Sprache der Durchschnittsbegabung der Zehnjährigen nicht entspreche, kann wohl für den Lesestoff der meisten Sextalehrbücher nicht gelten.)

Noch eine persönliche Bemerkung: Förster meint, wenn jemand nicht eine besondere Vorliebe für das Französische gewonnen habe, so müsse er das Englische als Anfangssprache anerkennen. Nun, ich habe, seitdem ich an der Stargarder Oberrealschule als Leiter tätig bin (seit 1911) immer nur englischen Unterricht in den Oberklassen erteilt, daneben französischen Unterricht in den unteren oder mittleren Klassen; meine ganze Liebe gilt der englischen Stilistik, Grammatik und Literatur; aber das hindert mich nicht, dem Französischen zu geben, was ihm m. E. zukommt. Es scheint aus Försters Schlussbemerkung, dass ich mich da in guter Gesellschaft befinde, denn Vossler, den Förster selbst als den heute ersten Romanisten Deutschlands bezeichnet, scheint doch das Bedürfnis verspürt zu haben, sich gegen ein Missverstehen seines Nürnberger Vortrags zu wehren und festzustellen, dass er für den Anfangsunterricht das Französische für geeigneter hält als das Englische.

Stargard i. Pomm. R. Erzgraeber.

---

[1]) Seitdem dieser Aufsatz geschrieben wurde, hat sich die Stimmung in der preussischen Unterrichtsverwaltung geändert, und man erwartet dort ein allmählich steigendes Abkehren von der Neigung zum Englischen als erster Fremdsprache, die damals hauptsächlich politischen Motiven entsprang.

Die Fremdsprachen an den Mittelschulen nach den alten und neuen Bestimmungen.

Seit dem Bestehen der Mittelschule waren die Fremdsprachen Englisch und Französisch von grosser Bedeutung für sie. Ihre Bewertung kommt in dem Erlass vom 12. März 1921 zum Ausdruck, der seit 18. Februar 1925 auch auf Mädchen-Mittelschulen Anwendung fand. Danach war erfolgreiche Teilnahme am Unterricht in b e i d e n Fremdsprachen für die Erteilung des vollen Reifezeugnisses notwendig.

Der Unterricht in Englisch erstreckte sich nach den alten Bestimmungen über fünf Schuljahre bei vier Wochenstunden in den Klassen V und IV und vier Wochenstunden für Knaben und drei Wochenstunden für Mädchen in den Klassen III bis I. Der Unterricht in Französisch als wahlfreies Fach umfasste drei Schuljahre mit vier Wochenstunden.

Mittelschüler, die nach beendigter Schulzeit in die Obersekunda der Oberrealschule, und Mittelschülerinnen, die in die I. Klasse eines Lyzeums eintreten wollten, konnten während des letzten Schuljahres die Uebergangsklasse besuchen, in der Mathematik und Französisch gelehrt wurde. Nach dieser Vorbereitung erschloss eine Prüfung ihnen den Weg in die höhere Lehranstalt.

Nach den neuen Bestimmungen vom 1. Juni 1925 (s. Weidmannsche Taschenausg. Hft. 26), ist die Berechtigungsfrage für Mittelschulen noch nicht endgültig entschieden. Zu erhoffen bleibt die „mittlere Reife“ und damit der Fortfall der Prüfung beim Uebertritt in eine höhere Schule. Wie berechtigt diese Erwartung ist, ergibt sich bei der Betrachtung der Unterschiede zwischen den alten und neuen Bestimmungen für die Fremdsprachen.

Auf das Vorhandensein solcher Unterschiede weisen die einleitenden Worte der neuen Bestimmungen hin, in denen es heisst: „Sie halten an den bewährten Grundlagen der bisherigen Bestimmungen fest, zeigen für Auswahl des Bildungsguts und der Arbeitsweise neue zeitgemässe Wege und suchen der Mittelschule den ihr im lebenden Organismus unseres Bildungswesens gebührenden Platz zu sichern.“ Ihre Bestätigung finden diese Worte in der Kennzeichnung des gesteckten Arbeitszieles, in den Anordnungen der Stoffauswahl und Stoffverteilung sowie in den methodischen Bemerkungen für die Fremdsprachen und in den Stundenplänen.

Die alten Bestimmungen forderten als Ziel: Sicherheit begrenzter grammatischer Kenntnisse, Fähigkeit, gesprochenes Englisch und Französisch richtig aufzufassen, sowie leichtere Schriftwerke dieser Sprachen zu lesen. Einige Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Die neuen Bestimmungen behalten diese Forderun-

gen bei, fügen aber hinzu: „Begrenzte Kenntnis des fremden Volkes, seiner Geschichte und seines Landes, seiner geistigen und materiellen Kultur.“ Dadurch wird die Auswahl des Arbeitsguts erweitert, das Ziel höher gesteckt.

Für die Erreichung des neuen Zieles wird dadurch Raum geschaffen, dass die bisherige Verteilung des Stoffplanes auf die einzelnen Klassen eine wesentliche Aenderung erfährt. In der sechsklassigen Mittelschule war bisher der grammatische Unterricht in Englisch als Pflichtfremdsprache auf die Klassen V bis I verteilt, die Lektüre den Klassen II und I zugewiesen. Nach den neuen Bestimmungen beginnt der grammatische Unterricht bereits in Kl. VI und findet in Kl. II einen gewissen Abschluss durch zusammenfassende und ergänzende Wiederholung der Grammatik sowie Fortsetzung der Syntax. Kl. I bringt grammatische Wiederholungen wie in II unter besonderer Berücksichtigung jener Teile der Grammatik, die den Schülern erfahrungsgemäss Schwierigkeiten bereiten. Die Lektüre beginnt schon in Kl. III und wird in II und I fortgesetzt. Für Kl. VI sind sechs Wochenstunden, für Kl. V vier bis fünf und für Kl. IV bis I drei bis fünf Wochenstunden vorgeschrieben.

Für den Unterricht in Französisch als der zweiten Fremdsprache fordern die neuen Bestimmungen, „dass an ihm nur Schüler teilnehmen, deren glattes Fortschreiten nicht zweifelhaft ist und die bereits fremdsprachlich geschult sind“. Als wahlfreies Fach umfasste Französisch bisher drei Schuljahre mit vier Wochenstunden, während die neuen Bestimmungen vier Schuljahre vorsehen mit drei bis fünf Wochenstunden. Aus der Praxis heraus müssen mindestens vier Wochenstunden gefordert werden, weil infolge der erhöhten Anforderungen und der grösseren Schwierigkeit in Grammatik und Syntax gegenüber der englischen Sprache eine längere Lernzeit für den Schüler von Vorteil wäre und der geforderten Vertiefung zustatten käme.

Die Umgestaltung der Arbeitsverteilung und die Erweiterung des Stoffplanes, die die neuen Bestimmungen mit sich bringen, gewährleisten gegen früher eine grössere Vertiefung des Unterrichts in den fremden Sprachen. Demselben Zwecke dienen die methodischen Bemerkungen. Sie legen mehr als bisher Wert auf die Selbsttätigkeit des Schülers beim Unterricht. Diese soll durch Sprechübungen auf allen Klassen geweckt und gefördert werden; denn die Unterrichtssprache soll von der untersten Klasse an möglichst die fremde Sprache selbst sein, nur im grammatischen Unterricht tritt sie zurück, und es wird betont, dass bei der Beurteilung der Leistungen die Aussprache und die Sprechfähigkeit angemessen zu bewerten sind. Es wird ferner durch Angabe des heranzuziehenden Materials für die Sprechübungen ganz besonders hervorgehoben, dass der Unterricht in der Mittelschule vorwiegend auf das praktische Leben vorbereiten soll.

Eine vielseitigere Ausgestaltungsmöglichkeit wird der Mittelschule durch die Verschiedenheit der Stundenpläne gegeben, die die neuen Bestimmungen bringen. Früher war für Mittelschulen nur ein Plan für Knaben und ein Plan für Mädchen vorgesehen. Die neuen Bestimmungen geben in Plan I einen allgemeinen Plan für Knaben, in Plan II einen Plan für Knaben mit besonderer Berücksichtigung des späteren Berufes, in Plan III einen allgemeinen Plan für Mädchen, in Plan IV einen Plan für Mädchen mit besonderer Berücksichtigung des künftigen Berufs und in Plan V einen Plan für Mittelschulen, die auch auf höhere Lehranstalten vorbereiten. In diesem ist ausser Englisch und Französisch Abteilungsunterricht in Latein vorgesehen. Die Ausgestaltung des Stoffes für Fremdsprachen wird sich bei den verschiedenen Plänen nach ihren Sonderzielen zu richten haben. Plan V ist besonders für kleine Orte bestimmt, die kein Lyzeum besitzen und daher den späteren Eintritt in ein solches oder in eine Vollanstalt über die Mittelschule erleichtern müssen.

Die neuen Bestimmungen für die Fremdsprache lassen erkennen, dass sie wesentlich zur Erfüllung der Aufgabe der Mittelschule beitragen werden, „die ihre Schüler befähigen soll, auch gesteigerten Anforderungen späterer Lebensberufe zu genügen.“

Königsberg Pr. Hedwig Wittrien.

Das deutsche „ihr“ als Fehlerquelle im Französischen.

Die Schulreform hat eine wahre Ueberschwemmung mit neuen oder Umarbeitungen von alten, mehr oder weniger bewährten Lehrbüchern gezeitigt. Jedes einzelne weist erfreuliche Fortschritte auf, die Herausgeber sind redlich bemüht gewesen, den neuen pädagogischen Gesichtspunkten gerecht zu werden. Trotzdem scheint mir allen französischen Unterrichtswerken, die ich habe einsehen können, etwas zu fehlen; sie alle treten an ihre Aufgabe heran von den Erfordernissen des Lehrers aus, keins geht umgekehrt vor, nämlich von der Einstellung des Schülers. Gewiss ist diese absolut wissenschaftliche Behandlung, die genaue Paragraphierung bei aller Kürze rühmenswert; aber braucht der Schüler nicht noch etwas anderes?

Ich greife ein praktisches Beispiel heraus: die französische Wiedergabe des deutschen Wörtchens „ihr“. Welcher Lehrer hätte nicht oft verzweifelt den immer wieder hervorbrechenden Fehlern gegenübergestanden! — Grammatik und Lehrbuch sollen gewiss nicht allein alles tun, sondern das Beste soll erst der mündliche Unterricht, d. h. der Lehrer, dazu geben. Aber grauenhaft und durchaus zwecklos scheint mir, wenn ich in einem der berüchtigten „Regelhefte“ von einem zweifellos höchst gewissenhaften Verfasser folgendes diktiert fand:

	Besitzer		Besitztum		
	Zahl	Geschlecht	Zahl	Geschlecht	
son	1	weibl.	1	männl.	in der 3. Person
sa	1	"	1	weibl.	
ses	1	"	mehrere	männl. od. weibl.	
leur	mehrere	männl. od. weibl.	1	" " "	
leurs	"	" " "	mehrere	" " "	
votre	1 oder mehrere	" " "	1	" " "	in der Form der höfl. Anrede
vos		" " "	mehrere	" " "	

So klar das für jemand ist, der die Sprache bereits kann, so verwirrend ist es für den Schüler, der sie erst lernen soll; er hat im Bedarfsfall auch gar keine Zeit, sich erst die ganze Regel vorzunehmen. Eine Erleichterung ist es schon, wenn Ploetz-Pubanz in dem sehr erfreulichen neuen Elementarbuch beifügt: „ihr = „ihnen gehörig" heisst leur", und wenn Strohmeyer den Unterschied unterstreicht: "ihr Vater" son père (= le père de Louise, ein Besitzer); "ihr Vater" leur père (le père des enfants, mehrere Besitzer). Am besten scheint mir dieser Abschnitt behandelt bei Kühn-Diehl-Bauer (Einheitsausgabe 1925 § 75): „dem deutschen „ihr" entsprechen im Französischen drei Formen: son (sa), votre (Ihr) und leur. Vergleiche: Elle quitte son père (sa mère, ses amis); Vous quittez votre père (votre mère, vos amis); Ils (elles) quittent leur père (leur mère, leurs amis). Son (sa, ses) steht mit Bezug auf einen Besitzer, leur (leurs) hat mehrere Besitzer zur Voraussetzung, votre (vos) bezeichnet den Besitz der angeredeten Person."

Tatsächlich entsprechen dem deutschen „ihr" die Formen: lui, à elle; vous; leur (leurs), votre (vos), son (sa, ses), — für den kleinen Sextanerkopf, der mit soviel Neuem befrachtet wird, eine verwirrende Auslese. Kein Lehrbuch bringt eine vollständige Zusammenstellung all dieser Fälle und eine psychologische Erklärung der einzelnen Formen, um dem Schüler aus der Qual seiner Wahl zu helfen. Und doch kann man schon von Sexta an den Unterricht erstaunlich erleichtern, wenn man nur recht auf die drei Tendenzen der Sprache in ihrer Entwicklung, nämlich den Drang nach Klarheit, nach Wohllaut und nach Bequemlichkeit, hinweist. Wie sehr besonders die Tendenz nach Klarheit und Bequemlichkeit die Sprachentwicklung beeinflusst, und wie sehr das Erkennen dieser Erscheinung auch dem kleinen Schüler das Erlernen der Sprache und Vermeiden von Fehlern erleichtert, wird gerade bei unserm Fall schnell ersichtlich werden.

Beim persönlichen Fürwort brauchen wir bei der 1. (der sprechenden) und der 2. (der angesprochenen) Person keine Unterscheidung des Geschlechts, denn beide Personen sind anwesend, also bekannt. In der 3. (der besprochenen) Person ist zwecks der Klarheit eine Unterscheidung nach Geschlechtern jedoch nötig; man weise z. B.

auf Namen hin, die für beide Geschlechter gebraucht werden(Friedel); daher „er, sie, es“ französisch il, elle. Nun sind wir Deutschen so gründlich, für das Subjekt „er“ das Possessivum „sein“, und für das Subjekt „sie“ ein besonderes, nämlich „ihr“ zu verwenden. Eine solche Unterscheidung ist aber im Grunde überflüssig, denn ehe ich ein Possessiv gebrauche, muss ich schon von dem Besitzer gesprochen haben, sein Geschlecht ist also bereits bekannt. Man knüpfe bei den Sextanern, die im allgemeinen die Ausdrucksweise der Kinderstube noch kennen, daran an, dass kleine Kinder oft unterschiedslos „sein“ gebrauchen („Schwesterchen seine Puppe, Lieschen seine Puppe“). Genau so lässt das Französische, weil überflüssig, einen Unterschied zwischen „sein“ und „ihr“ fort und kennt nur „son“ (sa, ses), wie es in der 1. und 2. Person nur mon (ma, mes) und ton (ta, tes) kennt, gleichgültig ob der Besitzer männlich oder weiblich ist.[1])

Aehnlich ist es beim Personalpronomen: der Unterschied „er, sie“, il, elle, im Nominativ ist notwendig; bei einem flektierten Kasus muss die Person bereits erwähnt sein, ein Unterschied „ihm, ihr“ und „ihn, sie“ wäre nicht notwendig. Dass im Akkusativ der Franzose trotzdem le und la unterscheidet, hat wohl seinen praktischen Grund darin, dass diese Formen als Objekte so häufig sind und durch verschiedenen Klang die Klarheit begünstigt wird. Beim Dativ aber kennt das Französische nur die eine Form lui, die er bei Bedarf durch die stärkeren, unterschiedenen Formen à lui und à elle ersetzt.

Das Wort „ihr“ als Subjekt heisst vous, das sitzt sehr bald nach den ersten Sprechübungen. Schwierig wird es für die kleineren Schüler dadurch, dass vous auch als Anrede („Sie“) gebraucht wird und „Ihr“ entsprechend auch votre heisst. Aber wie die Kinder in ihrer Muttersprache einmal gelernt haben, dass man einen Menschen in der Mehrzahl anspricht, so werden sie es im Französischen um so leichter lernen, als vous ja Pronomen der 2. Person, also direkter Plural zu tu ist. Recht viel Uebungen in der Verwendung der drei Possessisva son, leur, votre ist unvermeidlich, am besten im Konjugieren übersichtlicher Sätze (j'ai oublié mon livre, Louise a oublié son livre), aber auch von vornherein mit Hinübersetzungen. Die Lehrbücher bringen auch grösstenteils eine gute Auslese geeigneter Uebungssätze. Ein kleines und nicht zu schweres Zwiegespräch, das alle möglichen französischen Ausdrucksweisen für das deutsche „ihr“ enthält, wäre folgendes:

Monsieur, ma sœur a perdu s o n livre que vous l u i aviez donné; elle a vidé s a bibliothèque et regardé dans tous s e s tiroirs. Je vous prie, ne donnez pas v o t r e nouveau livre à moi, mais à e l l e,

---

[1]) Wo der Franzose Verwechslungsmöglichkeit sieht oder stärkere Klarheit wünscht, kann er das Possessiv son erweitern durch den Zusatz à lui oder à elle, entsprechend Spanisch su libre de èl, de ella, de Usted.

car vos livres lui font toujours tant de joie avec leurs belles illustrations. — Eh bien, mon enfant, voici deux livres; vous en aurez un chacun.

Mag man sich auf den Standpunkt stellen, die Grammatik soll knapp, streng systematisch geordnet und wissenschaftlich sein, so bringe man an den entsprechenden Stellen des Uebungsbuches psychologische Hinweise; sie bieten dem Schüler oft weit mehr Interesse und erleichtern ihm das Verständnis, wo Regeln widerwillig gelernt und — nicht angewendet werden. Zumindest im mündlichen Unterricht ist der Hinweis, warum für das Pronomen der dritten Person, im Gegensatz zu dem der beiden ersten Personen, verschiedene Formen der Geschlechter nötig sind, nicht zu entbehren. Ausserdem würde ich, um dem Schüler die Auswahl der vielen Formen für das deutsche „ihr“ zu erleichtern, bei den Uebungsspielen zum Possessivum etwa folgende Zusammenstellung für zweckmässig erachten:

das deutsche „ihr“ heisst französisch 1. als Subjekt vous, 2. als Dativ lui, verstärkt à elle; 3. als Possessivpronomen a) son (sa, ses) = le livre de Louise; b) leur (leurs) = „ihnen gehörig; c) votre (vos) = wenn es im Satzinnern gross geschrieben wird!

Berlin. H. Wunderlich.

Umschwung in der französischen Liebesauffassung?

Wer die Romane von Bourget und Prévost, von Zola und Maupassant, die *Garçonne* von Victor Margueritte und *l'Enfer* von Barbusse gelesen hat, — um nur die hervorragendsten und am meisten bekannten Schriftsteller anzuführen — der wird sich des Gefühls nicht erwehren können, dass die Liebe bei den Franzosen einen stark pathologischen Einschlag hat. „La bête humaine“, durch raffinierte Sinnlichkeit weit unter dem Tiere stehend, tobt sich in allen Lüsten aus, Männchen und Weibchen übertrumpfen sich gegenseitig im Geschlechtskampf durch Anstachelung niederster und wüstester Begierden, durch ungezügelte und oft widernatürliche Befriedigung des Sexualtriebes. Eine Atmosphäre der Unreinheit und Unkeuschheit durchwehte auch die meisten französischen Lustspiele, die bisher aus Paris von deutschen Bühnen eingeführt wurden und hier leider einen Erfolg hatten, der ihrem Werte in keiner Weise entsprach. Ohne Ehebruch war ein französisches Stück oder Roman gar nicht denkbar, und der betrogene Ehemann wurde zur Zielscheide des Spottes, ja der Verachtung gemacht. Sogar langjährige Freundschaft hielt den Trieb nicht in Schranken, wenn die Frau des Freundes begehrenswert schien. Das berühmte dreieckige Verhältnis gestaltete sich dann ganz harmonisch, wenn der Gatte nichts davon wusste oder darin einwilligte, es wurde nur dann dramatisch, wenn er seine Frau zu sehr liebte, um sie mit einem anderen zu teilen.

Jetzt ist in Berlin ein Lustspiel von Jules Romains aufgeführt worden, in dem nicht einmal die Liebe eine Rolle spielt, geschweige denn, dass ein Ehebruch darin vorkäme. Dr. Knock, der Titelheld, kauft einem armen Provinzarzt in der Touraine seine Praxis ab, die Dr. Caramelle nichts eingebracht hat, weil er zu ehrlich und zu wenig selbstsüchtig war. Er verschrieb nur allbewährte Hausmittel und suggerierte seinen Patienten geradezu die Gesundheit. Sein Kollege dagegen überzeugt auch Gesunde davon, wie leidend sie sind; er wird infolge der Leichtgläubigkeit des Publikums dadurch viel geachteter als sein Vorgänger, errichtet ein Sanatorium, das grossen Zuspruch findet, und ist in kurzer Zeit ein steinreicher Mann. Sogar der arme Caramelle, beeindruckt von dem berühmten und erfolgreichen Knock, fühlt sich schliesslich krank und begibt sich in seine Kur. Knock ist ein Typ der Aerzte, denen das Wohlergehen des Geldbeutels wichtiger ist als das ihrer Patienten und die schamlos ihre Kunden ausbeuten. Dieser Typ wir in dem Stück verspottet und an den Pranger gestellt. Verdeutscht von Otto Grautoff und im Propyläen-Verlag erschienen ist von demselben Verfasser der Roman *Lucienne*. Auch hier ist die Erotik ganz ausgeschaltet. Die Ereignisse darin sind alltäglich, sie werden nur interessant durch ihre Reflexwirkung auf die Klavierlehrerin Lucienne Clermont. Auf die Einladung ihrer Freundin, der Gymnasiallehrerin Marie Lamiez, ist sie aus Paris in die Provinz gegangen, um sich hier durch Musikunterricht ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Freundin verschafft ihr zwei Schülerinnen, Cécile und Marthe Barbelenet, die Töchter eines wohlhabenden Werkstättendirektors. Ein Verwandter Pierre Febvre verkehrt im Hause. Die autokratische Madame Barbelenet möchte ihn mit der ältesten Tochter verheiraten, die jüngere will ihn für sich gewinnen, er aber verliebt sich in die Klavierlehrerin. Er erklärt sich ihr auf einem Ausfluge. Cécile entfernt sich abends aus dem Familienkreis, um sich vom Schnellzuge zermalmen zu lassen, wird jedoch noch zur rechten Zeit von Lucienne daran gehindert, und der Roman schliesst mit einer Verlöbnisfeier. Dieser ziemlich simple Rahmen der Erzählung erhält erst rechten Inhalt durch das reiche Phantasieleben und die tiefe Innerlichkeit Luciennes. Ihre Künstlerinnatur ist psychologisch fein ausgearbeitet. Sie und ihr Verlobter sind nicht Alltagsmenschen wie die andern, sondern haben einen Zug ins Grosse und Phantastische.

Jules Romains ist das Haupt der sieben poètes unanimistes, die wegen der Aehnlichkeit ihrer poetischen Form und der Gleichartigkeit ihrer Weltanschauung auf Grund eines Buches von Romains *Vie unanime* von der literarischen Kritik diesen Titel erhalten haben. Sein eigentlicher Name ist Louis Farigoule. Er wurde 1885 zu Saint-Julien-Chapteuil im Departement Haute Loire geboren und verkehrte viel in der Abtei von Créteil an der Marne, dem Aufenthalt junger Schriftsteller, die eine Erneuerung der poetischen Form

anstrebten. Er ist ziemlich vielseitig. Er hat eine Abhandlung über die Metrik, über das Sehen ausserhalb der Netzhaut veröffentlicht; ferner viel Lyrik, Romane, Dramen und Lustspiele, die meistens in der *Nouvelle Revue française* erschienen sind.

Sein Freund Vildrac, der auch diesem Kreise Gleichstrebender angehört, weist ähnliche Züge auf. In seinen wenig komplizierten Stücken bevorzugt er einfache, ja primitive Charaktere, und die Hinneigung von Mann zu Weib wird ohne jedes sinnlich aufpeitschende Moment in schlichter Natürlichkeit wiedergegeben.

Es ist natürlich schwer zu beurteilen, ob diese Gesundung der Erotik nur eine scheinbare ist, weil man der ewigen Alkovengeschichten überdrüssig ist und nun zur Abwechslung auch einmal jungfräuliche Reinheit preist, oder aber ob ein wirklicher Umschwung der französischen Psyche in dieser Beziehung stattgefunden hat. Bemerkenswert ist es immerhin, dass der sonst so pikante Bourget in einem seiner letzten Romane *Cœur pensif ne sait où il va* das Liebesleben mit einer für einen Franzosen ganz ungewöhnlichen Tiefe und Schönheit dargestellt hat.

Es liessen sich leicht noch weitere Beispiele neuester Autoren anführen, die gleiche Wege wie Jules Romains wandeln, doch die Menge der Belege würde, wie gesagt, noch nicht beweiskräftig dafür sein, dass wir es wirklich in Frankreich mit einer neuen, vielleicht durch germanische Beeinflussung herbeigeführten vertieften ethischen Auffassung der Beziehungen der beiden Geschlechter zu tun haben.

Charlottenburg. H. Engel.

Der Ferienkurs an der Universität Genf im Sommer 1925.

Seitdem unsere Währung fest geworden, besteht für den Neusprachler wiederum die Möglichkeit, Studienreisen ins Ausland zu machen. Wie nötig diese nach einer langjährigen, unfreiwilligen Unterbrechung besonders für das richtige Verständnis des fremden Volkes und seiner Einrichtungen nach dem Kriege sind, bedarf keiner weiteren Begründung. Auch die Unterrichtsverwaltungen der einzelnen deutschen Staaten haben diesem dringenden Bedürfnis wieder Rechnung getragen und trotz des herrschenden Geldmangels den Neusprachlern bescheidene Mittel zur Gewährung von Beihilfen zu Reisen ins Ausland zur Verfügung gestellt. So wurden z. B. in Bayern — heuer zum ersten Male seit Kriegsausbruch — 12—14 Reisestipendien zu je 500 Mk. bewilligt, die mit Recht zunächst solchen Neusprachlern zufallen sollten, die bisher noch niemals Gelegenheit hatten, sich studienhalber im Auslande aufzuhalten.

Während nun England der Einreise Deutscher zum genannten Zwecke keinerlei Hindernis in den Weg legt und englische Universitäten wie vor dem Kriege zum Besuch ihrer Ferienkurse auffordern,

kann man dieses Entgegenkommen bei Frankreich nicht feststellen. Im Gegenteil, es liessen sich französische Konsulate nennen, die auch heuer noch das Einreisevisum zu Studienzwecken verweigerten. Da bleibt also jenen, die ihre französischen Sprachkenntnisse auffrischen und erweitern wollen, nichts anderes übrig, als dies in der französischen Schweiz zu tun.

Dort hatte auch dieses Jahr der bekannte und bewährte Leiter der Genfer Ferienkurse Privatdozent Thudichum zur Teilnahme an einem Vorbereitungskurs vom 1. bis 17. Juli und an Sprach- und Literaturkursen vom 18. Juli bis 29. August eingeladen. Seinem Rufe wurde wirklich zahlreich Folge geleistet, besonders von Deutschen, die weit über die Hälfte aller Teilnehmer stellten, wie sich aus nachfolgenden Zahlen ergibt. Die Gesamtteilnehmerzahl, die sich aus 24 verschiedenen Nationen zusammensetzt, betrug, um nur die am stärksten vertretenen Nationalitäten zu nennen, 324 Deutsche (174 Herren, 150 Frauen), 60 Schweizer (36 — 24), 45 Amerikaner (18 — 27), 36 Engländer (12 — 24) usw.

Die französischen Sprach- und Literaturkurse waren in drei gesonderte Abschnitte von je 14tägiger Dauer gegliedert. Da der Unterzeichnete nur die ersten zwei vom 18. Juli bis 1. bzw. 15. August besucht hat, so kann er natürlich nur über diese beiden näher berichten. Das reichhaltige Programm wies zwar äusserlich die gleiche Einteilung auf, da jeder Abschnitt ein geschlossenes Ganzes bilden sollte und auch einzeln belegt werden konnte, war aber stofflich natürlich für jeden verschieden. Es lässt sich in drei Gruppen zerlegen, nämlich 1. in praktische Uebungen (20stündig je Abschnitt), 2. in sog. conférences (9stündig) über analytische Lektüre, Stilistik und Phonetik und 3. in literarische, kunstgeschichtliche und methodologische Vorlesungen (16stündig). Da bei den Gruppen 1 und 2 auf die tätige Mitarbeit der Zuhörer besonderer Wert gelegt wurde, war es ihrer grossen Zahl wegen notwendig, sie für Gruppe 2 in 4 Sektionen abzuteilen, von denen jede wiederum in etwa 5 Gruppen zu je 10 bis 15 Teilnehmern an den praktischen Uebungen zerfiel, wobei man bestrebt war, Leute von ungefähr gleicher Vorbildung in einer Gruppe zu vereinigen. Die Leitung dieser kleinen Uebungsgruppen lag meistens in den Händen praktischer Schulmänner aus dem Genfer höheren Schulwesen, die sich redlich Mühe gaben, ihrem Aufgabenkreis gerecht zu werden. Dieser bestand hauptsächlich in Aussprache- und Vortragsübungen, in der Wiederholung einzelner Kapitel der Grammatik, in Diktaten, Wortkunde, Aufsatz-, Sprech- und Uebersetzungsübungen u. dgl. Bei der verschiedenartigen, leider nicht immer glücklichen Zusammensetzung dieser Uebungskurse — wofür übrigens weniger die Kursleitung als vielmehr die Teilnehmer selbst verantwortlich zu machen sind — war es den Leitern dieser Kurse gewiss nichts Leichtes, allen Anforderungen ihrer Hörer zu entsprechen, und es war erklärlich, wenn sich ihrer manchmal ein Gefühl der Unsicherheit

ob des zu behandelnden Stoffes bemächtigte und ihre Arbeit beeinträchtigte. Doch muss andrerseits anerkannt werden, dass sie stets bereitwilligst auf alle geäusserten Wünsche eingingen und unermüdlich zur Anfertigung von schriftlichen Referaten und Aufsätzen anfeuerten.

F. Bouchardys und B. Bouviers Vorträge über analytisch-kritische Betrachtungsweise modern-französischer Textproben, die in Händen der Zuhörer waren, wirkten äusserst lehrreich. So äusserte sich Prof. Bouvier einleitend über den Zweck solcher Uebungen, der darin gipfelt, die eigene Literatur ebenso wie die fremde kennen zu lernen. Nach seiner Ueberzeugung muss der Lehrer der neueren Sprachen die Literatur in den Mittelpunkt des Unterrichts an den höheren Schulen stellen, weil sie das Wesentliche ist, während Grammatik, Phonetik, Kenntnis der Lebensverhältnisse der Schriftsteller, Daten usw. nur Nebensachen sind, die er als matérialisme philologique bezeichnete. Nach ihm handelt es sich darum, die Ideen der Literatur herauszufinden und das Geheimnis zu entdecken, das dem Werke des Schriftstellers die Unsterblichkeit gesichert hat. Dieses Geheimnis beruht vor allem in der Erfindungsgabe und im Stil des Schriftstellers. Deshalb muss man sich bei kritischer Betrachtung literarischer Werke stets die beiden Fragen zur Beantwortung vorlegen: 1. Was will der Schriftsteller mit seinem Werke, 2. ist ihm die Verwirklichung seiner Idee gelungen und welcher Mittel hat er sich dabei bedient? Unter diesem Gesichtspunkte wurden die trefflich gewählten Texte von beiden Dozenten in feinsinniger Weise betrachtet und die Eigenart der einzelnen Schriftsteller und ihrer Werke mit Hilfe der Zuhörer scharf beleuchtet.

A. Sechehayes Erörterungen und Uebungen an Hand von Ch. Ballys *Traité de stylistique,* vol. II, boten eine gediegene Einführung in das Studium einzelner Ausdrucksmittel des heutigen Sprachgebrauches, wobei abweichend von der sonst geläufigen etymologischen Betrachtungsweise mehr das Sprachgefühl des modernen Franzosen seinen Worten, Ausdrücken und Redensarten gegenüber in den Vordergrund gerückt wurde.

G. Thudichum, der Leiter der Kurse, stellte sein Buch *Manuel pratique de diction française* in den Mittelpunkt seiner phonetischen Ausführungen. Beim Nachsprechen wiederholt vorgetragener Texte hatte der erfahrene Phonetiker reichlich Gelegenheit, auf Aussprachefehler seiner Schüler einzugehen und auf allgemeine Regeln über Bildung der Laute, über Bindung, Tonfall usw. zu verweisen. Die stets heitere, humorvolle Art dieses geschickten Praktikers gestaltete seinen Unterricht so anziehend, dass selbst seine offene, freilich berechtigte Kritik gern hingenommen wurde. Das von ihm behandelte Gebiet erfuhr übrigens eine weitere Ergänzung einerseits durch seine und M. Portiers vorzügliche Uebungen in *diction* und *exercices dramatiques* (2stündig je Abt.), ausserdem in den schon er-

wähnten praktischen Uebungen und schliesslich in äusserst häufigen phonographischen Vorführungen, die Thudichum zur Verbesserung der Aussprache und des Tonfalles fleissig anzuhören dringend empfahl. Nach seiner Anschauung dürfte der richtige Tonfall der Fremdsprache am schwierigsten für den Ausländer zu treffen sein und zu seiner Aneignung gibt es bis jetzt kein besseres Mittel als die möglichst häufige Verwendung des Phonographen im fremdsprachlichen Unterricht.[1]) Thudichum will deshalb an alle Schweizer und deutschen höheren Schulen, die bereits im Besitze eines Phonographen sind oder an Anschaffung eines solchen denken, eine Umfrage richten, ob eine Anzahl von ihm gesprochener, für den Unterricht passender Texte zum Ankauf gewünscht wird, da man nur eine Firma zur Herstellung geeigneter Platten zu annehmbarem Preise gewinnen kann, wenn ein bestimmter Absatz in Aussicht steht. Ein solches Unternehmen ist gewiss dankenswert und der Unterstützung würdig.

Dem Gebiete der klassischen Literatur hatte P. Chaponnière sein Thema *Voltaire et Genève* entnommen. Es kam dem Redner dabei hauptsächlich auf den letzten Lebensabschnitt Voltaires (von 1755 ab) an, um die glückliche Veränderung darzulegen, die sich in Voltaires Wesen seit seiner Berührung mit Genf vollzog. Es wurde gezeigt, wie er in dieser Periode zum wahren christlichen Vorkämpfer für die Menschenrechte, zum kühnen Sachwalter der Unglücklichen und Verfolgten, zum praktischen, mildtätigen Helfer der Armen und Bedrückten wurde, dessen Hauptziel von nun an darin gipfelte, die Mitmenschen gegen alle Uebergriffe der schrecklichen Justiz und unduldsamen Geistlichkeit seiner Zeit zu schützen und sie glücklich zu machen. Diese Ehrenrettung Voltaires, wenn man so sagen darf, ist Chaponnières beredten Worten wohl gelungen.

Bernard Bouviers Ausführungen über einen Ausschnitt aus der neueren Literatur *Etude sur le théâtre social en France* gehörten inhaltlich und formell zum Schönsten und Gehaltvollsten, was den Kursteilnehmern geboten wurde. Der gewandte Redner behandelte in packendem Vortrage in der Hauptsache die Entstehung, Blüte und den Verfall des théâtre libre. Nach einer kurzen Auslegung des Begriffes „social“ (sociologique), der nach seiner Meinung jeder Kunstart und von allen literarischen Formen am meisten dem Theater zukommt, versuchte er weitausholend zu charakterisieren, wie sich das klassische Theater Corneilles, Racines und Molières, das in erster Linie das Publikum unterhalten und ihm gefallen wollte, im folgenden Jahrhundert zu einem erzieherischen, moralisierenden Drama entwickelt hat, aus dem schliesslich das bürgerliche Drama hervorging. Schon Lesage hat mit seinem *Turcaret* (1709) den An-

---

[1]) Mit Th.s Anschauung über den zweifelhaften Wert der bekannten Intonationskurven D. Jones und H. Klinghardts kann man sich allerdings nicht ohne weiteres einverstanden erklären.

fang dazu gemacht und Diderot hat diese Idee weiter gesponnen. Molières Moralsatire wird nun zur sozialen Satire. Der Dramatiker geisselt nicht mehr das Laster eines einzelnen, sondern das eines ganzen Standes, die Schwächen der geltenden Gesetze usw. Und hierin ist dem Theater, wie immer, der Roman als Wegbereiter vorangegangen, vor allem neben V. Hugo H. de Balzac, der in seinen soziologischen Romanen die Gesellschaft einer Zeit malte, und noch mehr Zola in seinen Darstellungen des Lebens, wie es ist. Der geistreichste Interpret Zolascher Ideen wurde Henry Becque in seinem Stücke *Les Corbeaux* (1882), mit dem die Epoche des modernen Theaters beginnt. Der Schauspieler Antoine ist dann zum Begründer des théâtre libre in Frankreich geworden. Während nun Augier und Alex. Dumas, die Führer der freien Schule, gegen das romantische Schauspiel angekämpft hatten, rang das théâtre libre mit dem naturalistischen Drama. Aber auch die Zeit des théâtre libre sollte nur kurz bemessen sein, und auch hier zeigte der spiritualistische Roman seinen beginnenden Verfall an. Die bedeutendsten Dichter dieser Schule und ihre Hauptwerke wurden dabei einer eingehenden Betrachtung unterzogen, so unter anderm Léon Henniques *Esther Brandès* (1887), Brieux' *Blanchette* (1892), Octave Mirbeaus *Les mauvais bergers* (1897), Donnays und Descaves *Les oiseaux de passage* (1904) und schliesslich F. de Curels *La nouvelle idole* (1899), das als wirkliches Kunst- und Gedankenwerk den Cyklus des théâtre libre schliesst und gleichzeitig eine Vollendung und einen Anfang bezeichnet, nämlich den Uebergang zum théâtre contemporain. Reichliche Textproben illustrierten die kritischen Bemerkungen des glänzenden Redners.

Auch die neueste Literatur kam noch zu Wort in einem gediegenen Vortrag H. de Zieglers über einige mitten im Schaffen stehende Schriftsteller der Gegenwart, wie Jean Giraudoux, Paul Morand, André Salmon, Luc Durtain, Joseph Delteil. Einleitend verwies der Vortragende zunächst auf mehrere all diesen Dichtern gemeinsame Züge äusserer und innerer Art, wie z. B. ihre Gleichaltrigkeit, ihren Kosmopolitismus und Internationalismus, ihre verwandten philosophischen und künstlerischen Beziehungen, ihre literarischen Anfänge als Versdichter, ihr Preziösentum, dem aber das puristische Element fehlt, ihre anarchistische Einstellung gegenüber der Sprache durch ihre reiche bizarre, schwierige und sehr gewundene Stilart. Jedes einzelnen Lebens- und Werdegang wurde ausführlich geschildert, ihre Werke wurden chronologisch vollständig aufgeführt und z. T. analysiert, so z. B. Giraudoux' *Suzanne et le Pacifique, Siegfried et le Limousin;* Morands *Lewis et Irène, l'Europe galante;* Luc Durtains *Douze cent mille,* Salmons *Monstres et Choses, La Négresse de Sacré Cœur,* Delteils *Jeanne d'Arc* usw. Trotz der gedrängten Darstellung konnte der Hörer aus dem gebotenen Stoffe ein ziemlich übersicht-

liches Bild über Inhalt und Wert dieser neuesten und noch wenig bekannten literarischen Werke gewinnen.

Die kunstgeschichtlichen Vorträge des St. Gallener Prof. J. Volmar über die *Hauptmerkmale der französischen Baustilarten vom romanischen Stil bis zur Neuzeit* und vom *Stil der französischen Möbel aus der Zeit Franz I. bis zum Empirestil* zeichneten sich durch klare, verständliche Darstellung, durch reichliche Zeichnungen und durch eine Redefertigkeit des Vortragenden aus, die trotz der Kürze der Zeit den Umfang des Stoffes glänzend zu meistern verstand.

Für die methodologischen Vorlesungen waren ein Deutscher, Oberstudienrat Dr. Rossmann aus Wiesbaden, der für den leider erkrankten Geheimrat Dr. Walter eingesprungen ist, und ein Deutschschweizer, Prof. H. Hoesli aus Zürich gewonnen. Während ersterer sich allgemein über die direkte Lehrmethode, ihre Geschichte und ihre Aufgaben verbreitete, beschränkte sich letzterer auf den Unterrichtsgang des Französischen an den Züricher Schulen.

Diesen wissenschaftlichen Darbietungen stand ein Vergnügungsprogramm zur Seite, das die Kursleitung nicht minder reichhaltig und vorzüglich ausgestaltet hatte. So waren für alle freien Mittwochnachmittage und Samstage Besichtigungen in der Stadt und Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung Genfs vorgesehen, die alle geschichtlich, literarisch und landschaftlich berühmten Sehenswürdigkeiten umfassten. An mehreren Abenden fanden ausserdem Theatervorstellungen statt, zu denen Bouvier eine sachgemässe Einführung bot. Es wurden Lustspiele von Maurey, Molière, Brieux, de Curel, Augier und Sandeau ganz oder teilweise aufgeführt, und herrliche, gesangliche oder musikalische Darbietungen leiteten meist diese Unterhaltungsabende ein oder füllten einen Zwischenakt aus.

So darf man wohl mit Recht sagen, dass die Besucher dieses Ferienkurses nach jeder Richtung hin auf ihre Rechnung kamen und es nicht bereuten, Zeit und Geld ihrem Streben nach Weiterbildung geopfert zu haben. So mancher wird mit dem festen Entschluss der Heimat entgegen gereist sein, wieder einmal, sobald die Umstände es erlauben und solange Frankreich selbst für einen derartigen Besuch nicht in Frage kommt, zu einem Ferienkurs nach Genf zurückzukehren.

Hof a. d. Saale. Otto Mahir.

Der Ausdruck der Modalität in Nominalsätzen im heutigen Englisch.

I. Allgemeine Betrachtungen.

§ 1. Ueber den Gebrauch des Modus in Nebensätzen herrscht bis jetzt noch wenig Klarheit. Was in den Gram-

matiken darüber steht, ist durchaus unzureichend. Der Grund hierfür liegt darin, dass man sich unter dem Einflusse der lateinischen Grammatik nicht hat losmachen können von der Auffassung des Modus als einer „Verbalform“ und daher die Entwicklung zur analytischen Bildung der Modi, die im Englischen die herrschende geworden ist, gar nicht oder nur zum Teil gesehen hat. Es ist das grosse Verdienst Max Deutschbeins, in seinem *System d. neuengl. Syntax* (Cöthen 1917) zuerst mit dieser Anschauung energisch gebrochen zu haben, aber seine Behandlung des Modus leidet an dem Fehler allzu hastiger Verallgemeinerung. Seine Darstellung gibt eine wertvolle Anregung, aber sie bedarf in allen Punkten der Nachprüfung und Revision. Ich werde mehrfach Gelegenheit haben, auf dieselbe zurückzukommen.

Es soll im folgenden der Modus in Nebensätzen und zwar in Nominalsätzen behandelt werden. Warum die Beschränkung auf die Nebensätze? Ist nicht der Gebrauch in Haupt- und Nebensätzen derselbe? Deutschbein behauptet es und will deshalb die beiden Satzformen nicht voneinander scheiden.[1]) Verhält es sich in der Tat so? Gewiss, eine „scharfe Scheidung“ von Haupt- und Nebensätzen ist im Englischen ebensowenig vorhanden als in anderen Sprachen. Scharfe Scheidung kennt nur die Theorie, die lebendige Sprache kennt sie ebensowenig wie anderes Lebendige. Wie in anderen Sprachen gibt es im Englischen Sätze, die der Form nach Hauptsätze, aber dem Inhalte nach Nebensätze sind, weil die Vorstellung, die sie ausdrücken, von einem anderen zwar nicht ausgedrückten, aber in Gedanken vorhandenen abhängig ist. *He may come if he likes,* „Möge er kommen, wenn er will“ ist ein solcher Satz, der von einer gedachten Aufforderung abhängig ist; im Französischen wird diese Abhängigkeit auch äusserlich ausgedrückt: *Qu'il vienne s'il veut.* Solch ein Satz ist deshalb grammatisch durchaus gleichzustellen einem *I wish he may come,* frz. *je désire, je suis content qu'il vienne.* Er wäre also, obgleich äusserlich ein Hauptsatz, unter den Nebensätzen zu behandeln. Andererseits rechnen die Nebensätze nicht hierher, wo der modale Ausdruck im Nebensatze ganz unabhängig vom Hauptsatze steht. So ist es z. B. in dem Satze: It commonly happens that in the course of four or five minutes a player may have struck four or five thousand notes. „Es ist etwas Gewöhnliches, dass im Laufe von 4 oder 5 Minuten ein Spieler vielleicht 4 oder 5000 Noten angeschlagen hat.

[1]) a. a. O. S. 115: „Eine prinzipielle Trennung des Gebrauchs der Modi in Haupt- und Nebensätzen ist nicht notwendig, namentlich nicht innerhalb des Ne., wo eine scharfe Scheidung dieser beiden Satzformen infolge des parataktischen Charakters der Sprache nicht vorhanden ist und daher die Nebensätze sich im wesentlichen an den Bau der entsprechenden Hauptsätze anschliessen.“

(S. Butler, *Life and Habit* S. 3.) Hier liegt die Möglichkeit nicht im Hauptsatze, sondern im Nebensatze allein; im Deutschen setzen wir: vielleicht. Ebenso steht should, obgleich formell in einem Nebensatze, doch unabhängig, in folgendem Beispiel (ds. S. 34): I say that the term „scientific" should be applied... to the nice sensible people who know what's what rather than to the discovering class. „Meiner Meinung nach sollte der Ausdruck wissenschaftlich eher auf die netten verständigen Leute angewandt werden, die die Dinge kennen, als auf die Entdeckerklasse". Hier verstärkt das *I say that* nur den Ausdruck der Forderung im Nebensatze. Solche sehr häufigen Fälle scheiden also bei der Betrachtung des Modus im Nebensatze aus. — Ein dritter Fall ist der, dass die Modalität doppelt ausgedrückt wird, sowohl durch das Hauptverb als durch den Nebensatz. *It is possible that he may come* sagt nichts anderes als *he may come;* die Möglichkeit ist im ersten Falle nur zweimal, also stärker ausgedrückt. Ebenso ist es mit dem Ausdruck des Sollens in it is time you should go home, das dasselbe ausdrückt wie you should now go home und ähnlichen Sätzen. Das sind wohl die Fälle, die dazu verleitet haben, den Gebrauch des Modus in Haupt- und Nebensätzen gleichzustellen. Es liegt hier aber eine Abhängigkeit vor. In der Mehrzahl der Fälle ist es aber so, dass der Ausdruck der Modalität nur durch das Verb des Hauptsatzes zu erklären ist. So ist es mit should etwa in It is enough that I should be unhappy „es ist genug, dass ich unglücklich bin", oder I was disappointed that you should have chosen him as your friend „ich war enttäuscht, dass du ihn zu deinem Freunde gewählt hast", I was afraid lest I should be killed „ich fürchtete mich, dass ich getötet würde"; mit would in I wish you would leave me alone „ich wollte, du liessest mich allein", He desired that I would give him as exact an account of England as I could (Swift, *Gulliver's Travels*) „er wünschte, dass ich ihm einen so genauen Bericht über England gäbe, wie ich könnte; mit may in I desire that I may hear some further particulars „ich wünsche einige weitere Einzelheiten zu hören" oder You regard her as a sister without any wish that she might become your wife (Mrs. Shelley, *Frankenstein*), „Sie betrachten sie als Schwester ohne irgend einen Wunsch, dass sie Ihre Frau würde".

Es geht aus diesen Beispielen mit Gewissheit hervor, dass der Gebrauch des Modus in Nebensätzen sich von dem in Hauptsätzen durchaus unterscheidet und dass beide nicht gleichzusetzen sind. Wenn es in mehreren Fällen den Anschein hat, so liegt das daran, dass die Modi im Englischen vorzugsweise analytisch, und zwar mit Hilfsverben gebildet werden, die auch in bedeutungsverwandten Hauptsätzen stehen. Der Modusgebrauch in Nebensätzen ist also gesondert von dem in Hauptsätzen zu betrachten.

Dass ich mich auf die Nominalsätze beschränke, hat den rein äusseren Grund, das Thema um so besser bewältigen zu können, denn in den Relativ-(Attributiv-)sätzen und Adverbialsätzen herrschen genau dieselben Tendenzen. Unter Nominalsätzen sind alle Sätze verstanden, die an Stelle eines Nomens stehen, sei dasselbe Subjekt, Objekt, Prädikat oder stehe es adverbial als Attribut eines Substantivs. Hier wäre eine Unterscheidung zwecklos.

§ 2. Der Ausdruck der Modalität kann im Englischen auf dreierlei Art erfolgen. Die erste, die historisch überlieferte synthetische Art, der Konjunktiv, ist nur in der 3. Pers. Sing. des Präs.: if he come, have, und bei to be im Präs. (I, you, he be usw.) und im Imperfekt (I, you, he were usw.) erhalten. Nur die Form were ist in der Umgangssprache noch gebräuchlich; im Schriftenglisch werden auch die anderen Formen noch angewandt, wenn auch mit der Tendenz, allmählich auszusterben. Die zweite Art, den Modus auszudrücken, ist die temporale durch das Imperfekt. Man sagt: I wish I were at home, aber auch I wish I was at home und it is time I went home „es ist Zeit, dass ich gehe". Hier dient die Form der Vergangenheit zum Ausdruck der Nichtwirklichkeit in der Gegenwart.[1]) Das Imperfekt ist modal gebraucht. Wie erklärt sich das? Wir sehen es auch im Deutschen bei den Hilfsverben, etwa bei „sollen". Wenn ich sage „er sollte heute kommen", so drückt das aus, dass das Sollen nicht zur Verwirklichung gekommen, bloss gedacht ist. Deshalb steht auch da, wo ein Konjunktiv vorhanden ist, dieser als Form der blossen Vorstellung, des Gedachten: „er könnte heute kommen". Im Englischen besteht ein solcher Konjunktiv (abgesehen von were) nicht, und man setzt deshalb das Imperfekt in solchem Falle für eine bloss gedachte Handlung. Eine solche liegt vor einesteils bei den Hilfsverben, die auf eine Zukunft hinweisen, wie Sollen, Wollen und den Ausdrücken der Möglichkeit, andernteils bei der Abhängigkeit von Ausdrücken, die einen Wunsch oder eine Forderung enthalten. Wenn etwas auf die Zukunft Hinweisendes durch ein Tempus der Vergangenheit ausgedrückt wird, so ergibt sich daraus, dass es nicht als etwas Auszuführendes, zu Verwirklichendes gedacht wird, sondern als blosse Vorstellung.[2]) Es liegt hier eine Kreuzung von Modus und Tempus vor, ein modales Tempus, ähnlich wie im Griechischen und Lateinischen sich das Futurum mit dem Konj. Präs. eng berührt. Der

---

[1]) Vgl. auch Tobler, *Vermischte Beitr.* II, 158.

[2]) Das „modale Imperfekt" haben wir auch im Deutschen, z. B. in dem Satze „Lebte mein Vater doch!", wo die Wiedergabe des Wunsches, also einer idealen, in der Zukunft nicht zu realisierenden Vorstellung durch das Imperfekt die Unmöglichkeit der Realisierung dieser Vorstellung ausdrückt. Vgl. hierzu F. Sommer, *Vergleichende Syntax der Schulsprachen*, S. 80; Teubner, Leipzig 1921.

Konjunktiv kann dabei ausgedrückt werden, um den Charakter der blossen Vorstellung noch stärker zu betonen; das Englische verzichtet aber darauf selbst da, wo ein besonderer Konjunktiv vorhanden ist (I wish I was). Dieser modale Gebrauch des Imperfekts zeigt sich in Nebensätzen, wie: I am glad he should have come; I wish you would leave me alone; I wish this evening might be my last; you are not fit that I should live among you; society requires that the passions of individuals should be subjected, u. ä., wo überall im Hauptsatze das Präsens steht. — Die dritte und wichtigste Art, den Modus zu bilden, ist durch die Hilfsverben. Es sind die Hilfsverben may, might, should und would, die in dieser Art gebraucht werden.

§ 3. Welche Modi kann man im Englischen unterscheiden? Die ältere Grammatik unterschied nach dem Formenbestand der indogermanischen Sprache, besonders des Lateinischen und Griechischen, in allen neueren Sprachen in abhängigen Sätzen einen Konjunktiv und allenfalls einen Optativ, wozu dann noch der Imperativ in Hauptsätzen hinzukam. Das Hineinziehen anderer, besonders auch der primitiven Sprachen, in den Kreis der Beobachtung ergab eine Fülle von Modi, d. h. Möglichkeiten, die Zustände des wahrnehmenden Subjekts auszudrücken. Für jede Art der subjektiven Simmung, Zweifel, Wunsch, Ermahnung, Befehl, Möglichkeit, Frage, Verneinung, Erlaubnis, Erwartung, Zwang usw. fand man gerade in den primitiven Sprachen hier oder dort eine besondere Ausdrucksform. Wie bei der Deklination ging der Beschränkung auf wenige einfache Grundverhältnisse der Begriffe ein üppiger Reichtum an äusseren Bildungen voraus. Und nun ging man dazu über, diese Fülle der Möglichkeiten in ein System von Kategorien zu bringen und auf die Einzelsprachen zu übertragen. So findet Deutschbein im ganzen 16 Modi im Englischen, 4 Hauptmodi: Kogitativus, Optativus, Voluntativus und Expectativus, und dann noch unter jedem dieser 4 je 4 Unterarten. Natürlich kann er für diese 16 Modi keine 16 Ausdrucksarten anführen. Jede Ausdrucksart muss für verschiedene Modi stehen. He may come soll einmal Permissivus sein (er darf kommen), der unter dem Optativus als 4. Unterart subsummiert wird, einmal Potentialis, der als 3. Unterart zum Kogitativus gehören soll. Must soll einmal zum Ausdruck des Nezessarius dienen, der eine Unterart des Kogitativus sein soll, einmal gesteigerter Voluntativus sein. Eine solche Uebertragung abstrakter Begriffe auf die Sprache und im Widerspruch mit der Sprache ist ohne Wert. Wenn die Sprache etwas ausdrücken will, so schafft sie einen Ausdruck dafür; wo sie denselben Ausdruck gebraucht, besteht auch ein einheitliches Begriffsgefühl. In He may come „er darf kommen“ und This may be true „das kann wahr sein“ ist das Begriffsgefühl dasselbe, nämlich das der Möglichkeit; nur ist seine Begründung einmal subjektiv, einmal objektiv. Aehnlich verhält es

sich mit he must go und he must be mad. Und dazu sind mit diesen 16 Modi die theoretischen Möglichkeiten noch keineswegs erschöpft. Ich kann noch einen Kohortativ und Jussiv annehmen, wie im Hebräischen, und noch andere; Deutschbein selbst erwähnt noch einen Konzessivus (S. 119). Es geht aber nicht an, wie Deutschbein meint und wie er es auch bei der Behandlung der Aktionsarten getan hat, von allgemeinen Begriffen auszugehen und diese dann gut oder schlecht auf die Erscheinungen der Sprache zu übertragen. Eine „allgemeine Grammatik", von der die Einzelgrammatik ein Paradigma, ein Repräsentant sein soll,[1]) das ist eine undurchführbare Forderung, denn die Möglichkeiten der sprachlichen Bildung sind unbegrenzt und lassen sich nicht in ein System einfassen. Der einzige sichere Weg bleibt, von den einzelnen Erscheinungen auszugehen, diese zu analysieren und durch Vergleich, Gegenüberstellung und Isolierung induktiv das Gesetz zu finden, das diesen Erscheinungen zugrunde liegt.

Ehe wir dazu kommen darzulegen, welche Modi im Englischen vorhanden sind, muss noch ein anderer Punkt geklärt werden, nämlich die Frage des Verhältnisses des Modus zur Wirklichkeit. Auch hier muss ich von Deutschbeins Darlegungen ausgehen. Er sagt (S. 113): „Der Modus drückt ein deutliches Beziehungsverhältnis in dem Bewusstsein des Sprechenden aus, und zwar handelt es sich um die Beziehung des Gedachten, Gewünschten, Gewollten, Erwarteten zur Wirklichkeit, bzw. Realisierungsmöglichkeit." Und so nimmt er bei jedem Modus ein einfaches Verhältnis an, das er als $G:R = 1:1$, $1:0$, $1 < 1$ und $1 > 1$ bezeichnet. Wie verhält es sich nun damit? Der Indikativ ist der Modus der Wirklichkeit, die anderen Modi sind keineswegs solche der Nichtwirklichkeit, sondern der Vorstellung; sie drücken allein diese aus und ihren Reflex im Geiste des Sprechenden. Wenn ich sage: Je suis étonné qu'il soit venu oder I am astonished that he should have come, so wird die Realität des Gekommenseins stillschweigend unterstellt; sie steht nicht im Vordergrunde des Bewusstseins des Sprechenden und findet daher sprachlich keinen Ausdruck. Nur in einzelnen Fällen besteht ein Bewusstsein der Realisierung der Vorstellung: das ist bei Ausdrücken der Wahrscheinlichkeit, Möglichkeit, Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit. In den meisten Fällen handelt es sich vielmehr um die Gefühle, die die Vorstellung bei dem Sprechenden auslöst, nicht um deren Verhältnis zur Wirklichkeit. Man sagt: It is a fact that he has forgotten all about it „Er hat alles vergessen, das ist eine Tatsache", aber It is a most remarkable fact that he should have forgotten all about it. Das Verhältnis zur Wirklichkeit ist hier genau

---

[1]) Vergl. Deutschbeins Vortrag auf dem Neuphilologentage zu Berlin 1924: *Prinzipien u. Methoden der sprachlichen Forschung*, abgedr. in den *N. Spr.* 1925, bes. S. 9 u. 10.

dasselbe (nach Deutschbein 1 : 1), aber nicht die Tatsache steht im Vordergrunde des Bewusstseins, sondern das Erstaunen, das dasselbe erregt: daher das modale should.

§ 4. Welche Modi gibt es im Englischen? Wir gehen, wie schon gesagt, von den sprachlichen Erscheinungen aus und suchen sie zu deuten, nicht von abstrakten Ideen, um zu finden, wie weit sie in der Sprache Ausdruck gefunden haben. Hiernach kann man vier Modi unterscheiden. Den Hauptmodus bezeichnen wir im Anschluss an das Lateinische und den allgemeinen Sprachgebrauch als Konjunktiv. Es ist die „Verbindungsart“ im eigentlichen Sinne, der Modus der Abhängigkeit und steht für die blosse Vorstellung. Er wird im Englischen ausgedrückt durch den alten Konjunktiv, durch das modale Imperfekt und durch ein neues Mittel, das sich die Sprache geschaffen hat, durch das Hilfsverb should, das in dieser Verbindung seine ursprüngliche Bedeutung des „Sollens“ ganz verloren hat und zu einem verblassten Vorstellungsmodus der Unsicherheit geworden ist. Beispiele: I am glad that he should have come, ich bin froh, dass er gekommen ist; it is extraordinary that you should have seen this in the portrait (Wilde); what's so funny is that she should come yesterday and to-day (Bennett). Ausserdem sind noch drei Modi zu unterscheiden. Der erste, der ein Wollen des Hauptsatzes im Nebensatze ausdrückt, wird wiedergegeben durch *shall* (bzw. Konj. Präs.) nach einem präsentischen, *should* nach einem präteritalen Tempus. Man kann ihn als Voluntativus oder Heischemodus bezeichnen. Beispiele: It is hereby enacted that certain lands . . . shall be afforested and set apart as a hunting-ground for His Majesty (Butler) und George and his mother resolved that he should not know of the risk (*ebd.*). Ein dritter Modus ist der Potentialis, der die Möglichkeit ausdrückt und durch *may* bzw. *might* wiedergegeben wird. Beispiele: It is not impossible that the circumstance may have been favourable to the vigour of his intellect (Macaulay) und It was thought possible that Portsmouth might be the first point of attack (*ebd.*). Der vierte Modus ist der Optativ. Er drückt im Englischen aus, dass etwas dem Wunsche auch des Subjekts des abhängigen Satzes entspricht, und fordert das Hilfsverb *would* nach Präs. wie nach Prät. Beisp.: I daresay the novel will want no cutting down .. but I wish you would leave it alone for some days (Butler) oder He desired that I would give him as exact an account of the government of England as I could (Swift).

II. Der Gebrauch der Modi im einzelnen.

Der Gebrauch der Modi im einzelnen Nebensatze scheidet sich keineswegs scharf nach den Verben des Hauptsatzes. Doch ist ein Ueberwiegen des einen oder anderen Modus in bestimmten Fällen zu beobachten. Es sind nicht starre Regeln, die wir feststellen können,

wohl aber vorherrschende Tendenzen, die für den praktischen Gebrauch desjenigen, der die Sprache als fremde lernt, als Regeln gelten können.

Dreierlei psychologische Abhängigkeiten können zwischen einem Haupt- und einem nominalen Nebensatze bestehen. Es kann der Inhalt des Nebensatzes Gegenstand der Aussage oder Vorstellung des Trägers des Hauptsatzes sein, er kann Gegenstand seines Fühlens und seines Wollens sein. Auch hier ist die Grenze keine scharfe. In vielen Fällen mischt sich die Vorstellung mit dem Wollen oder Fühlen oder beide miteinander. Immerhin ist es praktisch, den Gebrauch nach diesen Gesichtspunkten zu betrachten.[1])

A. Der nominale Nebensatz ist Gegenstand der Aussage oder Vorstellung des Trägers des Hauptsatzes: Vorstellungssätze.

§ 5. a) Die Verwirklichung der Aussage oder Vorstellung wird nicht in Betracht gezogen; ein Verhältnis zur Realität findet nicht statt. Das Verhalten der sogen. Schulsprachen — wir übernehmen den praktischen und bequemen Ausdruck F. Sommers — hierzu ist sehr verschieden. Im Englischen hat sich der Gebrauch dahin festgesetzt, dass unter strenger Einhaltung der Uebereinstimmung der Zeiten in Haupt- und Nebensatz die Aussageweise des Hauptsatzes, der Indikativ, gebraucht wird. In der älteren Sprache war hier auch der Konjunktiv gebräuchlich.[2]) Beispiele finden ich noch bei Shakespeare. So heisst es in *Cymb.* I, 1, 9: I think the king Be touched at very heart.[3]) Heute aber steht durchweg der Indikativ. Man sagt: My friend writes (to) me that he has not received my letter, er habe meinen Brief nicht empfangen, und My friend wrote (to) me that he had not received my letter, er hätte meinen Brief nicht erhalten. He says he is not happy, er sei nicht glücklich und he said he was not happy er wäre nicht glücklich.

Hierbei hat das Englische infolge seiner analytischen Tempusbildung noch die Möglichkeit, wo die Handlung des Nebensatzes auf die Zukunft geht, die Abhängigkeit vom Hauptsatze dadurch zu kennzeichnen, dass sie bei dem Futur und Conditionnel immer das Hilfsverb setzt, das auch im Hauptsatze stehen würde.

Beispiele: He declares that he never shall count Haydon a friend again (I never shall . . .). Colvin, *Keats* 138. — Before quitting

[1]) Die angeführten Beispiele, alle aus der Lektüre des Verfassers stammend, bilden nur eine Auswahl der zur Verfügung stehenden und sind als solche zu betrachten.

[2]) Im Französischen war es auch so. So heisst es bei Calvin, *Ps.* XII, 3: *(Ils) pensent que ce soit une complainte* und bei Montaigne, II, 1: *Aucuns songent que nous ayons deux âmes.* Darmesteter, XVIe siècle, Paris 1883, p. 268.

[3]) W. Franz, *Shakespeare-Grammatik*, § 640.

the shop Beauchamp warned Carpendike that he should come again (I shall come . . .). Meredith, *Beauchamp's Career* I, 210. — The queen however says she will not comprise her right by referring it to any one (I will not . . .) Froude, *History* I, 139. — He told me that he thought I would suit him very well (you will suit me). Conrad, *Chance* II, 69.

§ 6. b) Der Inhalt des Nebensatzes wird als der Wirklichkeit nicht entsprechend als blosse Vorstellung gekennzeichnet. Das ist der Fall, wenn der Hauptsatz einen dem Sinne oder der Form nach negativen, fragenden oder doch zweifelnden Ausdruck enthält. Das Französische scheidet hier scharf und fordert den Konjunktiv nach verneinten, fragenden und bedingten Ausdrücken des Sagens und Denkens und solchen, die an sich schon negativen Sinn haben. Das Englische setzt in der Regel auch hier den Indikativ. Je ne crois pas qu'il vienne heisst im Englischen: I do not believe that he will come und ebenso I did not believe that he would come.

Beispiele: He does not think that the public is quite tired enough of its try. Butler, *Erewhon Revisited* 288. — They did not believe that there had been any miracle at all. *ebd.* 164. — I am by no means sure that a good many people do not think themselves ill-used. Butler, *Essays* 152.

Namentlich steht der Indikativ nach Ausdrücken des Zweifels, ob sie bejahend oder negativ sind und nach it seems.

Beispiele: If Lord Mahon lives fifty years longer, we have no doubt that . . . he will boast of the resemblance borne by the Tories of 1882 to the immortal patriots, the Whigs of the Reform Bill. Macaulay, *Essays* II, 166. — Just such a feeling for a woman he had ever dreamed of in his younger days, doubting that he would ever meet the fleshly woman to impose it. Meredith, *Amazing Marriage* II, 261. — It is indubitable that at the arrival of each fresh Forsyte child he was quite upset. Galsworthy, *Man of Property* I, 251. — I do not doubt that it was an accident. Butler, *Erewhon Revisited* 45. — It seems that he is notorious in the neighbourhood of Bridgeford. *ebd.* 266. — To himself it seemed that religion was incompatible with half measures or even with compromise. *Ebd.*, *Way of all Flesh* 233. — For all persecution he felt a fixed aversion, which he avowed on occasions when it seemed that his interest would have been promoted by dissimulation or silence. Macaulay, *History* VII, III, 4.

Doch steht auch der Konjunktiv mit should, wenn der Gedanke, dass es sich um eine blosse Vorstellung handelt, besonders betont wird, im Vordergrunde des Bewusstseins steht.

Beispiele: This shall not be that thou shouldst take my trouble on thyself. Tennyson, *Dora* 111. — The young of all animals often want help upon matters about which one would say a priori that there should be no difficulty. Butler, *Way of all Flesh* 325. — They could not understand that a single miracle should uproot the hedges of caution in the minds of the common people. *Ebd.*, *Erewhon Rev.* 114. — The idea that her nephew's wife should be drawing to herself Jone's love was intolerably humiliating. Galsworthy, *Man of Property* I, 289.

In allen diesen Fällen liegt der Ton auf der Vorstellung, wenn auch die Realität keineswegs geleugnet wird. Deshalb steht der Konjunktiv mit should auch, wenn der Nebensatz dem Hauptsatz vorangeht, ähnlich wie im Französischen der Subjonctif:

That he should have treated it seriously, furnished next the subject of cogitation. Meredith, *One of Our Conquerors* 4. — That it should have come at a time when taxation was intolerably high showed clearly that the world was ruled by a benign providence. May Sinclair, *A Cure of Souls* 10.

Endlich steht nach negativen Ausdrücken und solchen des Zweifels oder der blossen Vorstellung auch der Potentialis mit may und might, wenn die Möglichkeit der Verwirklichung bezeichnet werden soll.

I am not sure but what you may be right after all. Butler, *Ere. Revis.* 229. — I was not sure but that what Ernest proposed might be as well for any one in the end. *ebd., Way of all Flesh* 388. — It occurred to me that some rumours might perhaps have become current among Chowbuk's people. Butler, *Erewhon* 87. — He fancied that Eaerlshope might be prowling about. Black, *Daughter of Heth* I, 51. — Hitherto there had been between the six brothers no more unfriendly feeling than that caused by the doubt that the other might be richer than themselves. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 19.

§ 7. c) die Verben der Annahme, to suppose, admit, assume, grant haben in der Regel den Indikativ. Ich gebe nur einige Beispiele:

to suppose: Supposing the trick succeeds, friendly Anglo-Sovjet relations will be broken off. (*Ztg.*) — He makes the mistake of supposing that the Church was characterized by indifference to faith. Shaw, *Saint Joan.* — I suppose he will presume upon it now and do nothing, for his nature is an idle one. Butler, *Way of all Flesh* 123. — He supposed she would soon be going. Bennett, *Old Wives* II, 173. — to admit: I admit that Talbot is a mere fighting animal. Shaw, *Saint Joan* 153. — When we have admitted that the tribunal was not only honest and legal . . ., the human fact remains. *ebd.*, 53.

Ebenso ist es bei to grant, bes. granted, to assume, to suggest.

Doch steht auch der Konjunktiv mit should bzw. were, wenn der Gedanke, dass es sich um eine blosse Vorstellung handelt, im Vordergrunde des Bewusstseins steht.

So bei suppose: It is more easy to suppose that the necessary occasions cannot have been wanting (Indikativ!) than that the power which we observed should have been obtained (Konjunktiv!) without practice or memory. Butler, *Life and Habit* 56. Hier werden zwei Annahmen verglichen und zwar so, dass die erste als Tatsache aufgefasst wird, die zweite als blosse Vorstellung. Aehnlich ist es in folgenden Beipielen: "Suppose he were not sober!" She remembered these little burning eyes . . . Suppose

he is horrid to me! she thought. Galsworthy, *Country House*, 296. Die blosse Annahme steigert sich in der Einbildung der Dame zur wirklichen Tatsache; daher steht im zweiten Falle der Indikativ.

Umgekehrt ist es in den folgenden Beispielen nach granted: Granted there is such a power and granted that we should obey its will, we are the more likely to do this, the less we concern ourselves upon the matter. Butler, *Note Books* 202.

Auch der Potentialis steht, wenn auch selten, um die Möglichkeit der Verwirklichung oder der Realität der Annahme oder des Zugeständnisses zu betonen.

I could not help supposing that you might regret our connection. Mrs. Shelley, *Frankenstein* 222. — He never ventured to admit to himself that he might be all the while on a hopelessely wrong track. Butler, *Way of all Flesh* 255. — So he shrank out of sight of those whom in his boyish way he idolised, never for a moment suspecting that he might have capacities to the full as high as theirs. *Ebd.*, 160.

Aehnlich to suggest „annehmen lassen".

§ 8. d) Die Realität der im Nebensatz enthaltenen Behauptung bildet den Gegenstand der Aussage des Hauptsatzes. Das ist der Fall bei den Ausdrücken der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Gewissheit. Hier steht das Verhältnis der Vorstellung zur Wirklichkeit im Vordergrunde des Bewusstseins.

Es steht nach positiven Ausdrücken der Indikativ oder der Potentialis:

It is possible that the writer is still living. (*Ztg.*) — it is highly probable that the present administration will remain in power for some years. (*Ztg.*) — it seemed probable that the operation would occupy several days. Macaulay, *History* IX, III, 389. — it is not impossible that the circumstances may have been favourable to the general vigour of his intellect. *Ebd.*, VII, III, 5. — it was thought possible that Portsmouth might be the first point of attack. *Ebd.*, IX, VIII, 185.

Nach fragenden und negativen Ausdrücken findet sich wohl der Indikativ, der Potentialis sehr selten; in der Regel steht hier der Konjunktiv mit should.

It is possible that our consciousness arises from our experience? Butler, *Life and Habit* 97. — it is unlikely that I shall ever see them together again (*Ztg.*), — it was unlikely, that she would have been deceived a second time. Froude, *History* I, 438. — — Was it possible that she might not be going to henpeck him after all? Butler, *Way of all Flesh* 50.

Doch ist der Konjunktiv mit should die Regel. Ich gebe nur einige Beispiele:

Nach einem Präs.: it is not possible that an official organization should compete successfully with the Holy Ghost. Shaw, *Saint Joan* 60. — It is impossible that I should have done this! Bennett, *Old Wives* II, 147. — Is it possible that a man who could stand that should be one of those that should redeem Israel? *Life of Butler* II, 367. — It is not probable that a man officially executed should escape death, but that a dead man should escape from it

is more improbable still. Butler, *Fair Haven* LIII. — it seems so unlikely that the cautious Cecil, if possessed of such deadly secrets should have chosen the Spanish ambassador as depository of them. Froude, *Hist.* I, 196.

Nach einem Präteritum: it was impossible that a man with a title of his sagacity and experience should have known that a judge who suffers friends or patrons to dictate his decrees violates the plainest rules of duty. Macaulay, *Bacon* 378. — How was it possible that a lad so trained should grow in any healthy or vigorous development? Butler, *Way of all Flesh* 109. — it must have seemed highly improbable that machines should have learned to make their wants known. Butler, *Erewhon* 243. — how could it be that when the means of resistance were so ample and so easy, the movement should nevertheless have been irresistible? *Ebd.*, *Ere. Rev.* 164.

Nach positiven Ausdrücken der Möglichkeit usw. steht should nur ausnahmsweise; in jedem einzelnen Falle, wo es vorkommt, ist der Grund ein negativer Gedanke des Unterbewusstseins. So ist es z. B. in dem folgenden Falle: All the chances were that de Barral should have fallen upon a perfectly harmless, naïve, inefficient specimen of respectable governess for his daughter. Conrad, *Chaucer* I, 128. Hier ist der Untergedanke: es war aber nicht so gekommen. Für den praktischen Gebrauch scheidet also diese Konstruktion aus.

§ 9. e) Es wird über den Inhalt des Nebensatzes ein Urteil ausgesprochen, er wird zum Gegenstande der Reflexion, der Billigung, des Tadels gemacht oder es wird der Grund angegeben oder danach gefragt. Es handelt sich hier lediglich um Subjektssätze.

α) Der Indikativ steht nicht oft, nur dann, wenn das Tatsächliche betont werden soll, also nicht nach negativen Ausdrücken und auch vorzugsweise im weniger sorgfältigen Stile der Zeitungen und der Umgangssprache. Ich gebe nur wenige Beispiele:

It is creditable to Charles's temper that he never became a misanthrope. Macaulay, *Hist.* II, 1, 166. — It is unfortunate that they have refused to discuss the matter further. (*Ztg.*) — It was lucky she and Bosinny got on. Galsworthy, *Man of Property* I, 180. — It was enough that we had made a good impression. (*Ztg.*)

β) Der Konjunktiv, der Vorstellungsmodus ist die Regel. Er findet sich in seinen drei Formen:

α') Der Konj. Präs. steht nur in getragenem, gehobenem Stil.

It is better he die than that justice depart out of the world. Carlyle, *Frederik* II, 343. — Man think it essential that the Nation have commerce and export ice, and talk through a telegraph and ride thirty miles an hour. Thoreau, *Walden*. — It is expedient that one woman die for the people. Shaw, *S. Joan* 165.

Für die gewöhnliche Prosa und daher auch für den Unterricht kommt dieser Fall nicht in Betracht.

β') Das modale Imperfekt wird nach it is time gebraucht:

It is time I was at home. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 39. — Upon my word, when tailors think of winning heiresses, it's time we went back to Adam and Eva. Meredith, *Evan Harrington* 266. — It was really time that the poor old lady went. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 192.

Ich finde es auch nach it were better, aber hier scheint es einem künstlich archaischen Stile anzugehören.

"Sire," says Sir Lancelot, "my lady is asleep, and it were better, she saw not your Grace. Hewlett, *New Canterbury Tales* 58.

γ') Die herrschende Konstruktion ist should. Ich wähle aus einer Fülle von Beispielen nur einige wenige aus:

It is well we should look back upon the path which we have travelled. Butler, *Ere. Rev.* 189. — It is quite right that we should seek that God should love us. May Sinclair, *A Cure of Souls* 146. — It is necessary that I should return this morning. Bennett, *Old Wives* II, 77. — It is extraordinary, Dorian, that you should have seen this in the portrait. Wilde, *Dorian Gray* 199. — What's so funny is that she should have come yesterday and Friday. Bennett, *Riceyman Steps* 4. — It is inconceivable that he should attempt to come on board. Conrad, *Twixt Land and Sea* 117. — It was hard when a man worked as he did, making money for her . . . that she should sit there, looking as if she saw the walls of the room closing in. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 123. — How came it that Mr. MacDonald should have shattered this confidence at one blow? (*Ztg.*) — It was now high time that they should sit down (könnte auch heissen: sat down). Butler, *Ere. Rev.* 189. — What an excellent thing it was that John Baines should be at last dead and gone. Bennett, *Old W.* I, 100. — It was not to Charlotte's interest that he should marry, since he had money and furniture to leave. May Sinclair, *A Cure of Souls* 123.

Zusatz. Zu den Ausdrücken des Urteils gehören auch verdienen, wert, würdig sein und die Ausdrücke der Billigung und Missbilligung. Sie verlangen auschliesslich should.

Beispiele: Präs.: A gentle bride, as she is, is well worthy That you should sue and win her with the sword. Coleridge, *Schiller's Piccolomini* III, 5. — You are not fit that I should live among you. Shaw, *S. Joan* 223. — I feel sure . . . that he will record our grave disapproval that so promising and valuable a life should have been removed from a sphere. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 283. — Prät.: Has he, Octavio, merited of us That we should think so vilely of him? Coleridge, *Piccol.* V. 1. — Nick Frim was very wonderful, no doubt; he deserved that the Gods should recline on their gold-edged cushions above and lean out to observe him. Meredith, *Evan Harrington* 132.

B. Der Inhalt des Nebensatzes ist Gegenstand des Gefühls des Trägers des Hauptsatzes.

§ 10. a) Der Hauptsatz drückt eine Verwunderung aus. Hierzu gehören to wonder; it is wonderful, a wonder; to surprise, it is surprising; it is strange, astonishing, incredible; to be astonished, it puzzles, amazes; to think that usw.

α) Der Indikativ war in der älteren Sprache die Regel.

Shakespeare, *Merchant* III, 3, 8: I do wonder Thou naughty goaler that thou art so fond to come abroad with him at his request. Ebenso *Much Ado* I, 11, 117, *Gentlemen* I, 3, 4 usw.

In der lebenden Sprache steht der Indikativ in der Regel nur dann, wenn der Ausdruck der Verwunderung negativ, fragend oder durch einen Zusatz begrenzt ist. Dann wird die Verwunderung geleugnet, in Frage gestellt oder beschränkt, und der Nachdruck liegt auf dem Tatsächlichen. Natürlich ist dies dem Sinne nach aufzufassen; fragend-verneinte Ausdrücke gehören nicht hierher, weil sie positiv sind.

Beispiele: It is no wonder that our fine feathers moult and the majestic cocklike march which distinguishes us degenerates. Meredith, *Evan Harrington* 280. — Is it wonderful that the boy wore often an anxious, jaded look? Butler, *Way of all Flesh* 195. — It is therefore not surprising that in the 15th and 16th century — these people were regarded as practisers of sorcery. Borrow, *Zincali* 17. — It is little surprising that the latest revelations have come as a shock to the public. (*Ztg.*)

Besonders charakteristisch ist folgendes Beispiel: It is not surprising that by his advice he offended the Queen and irritated her still more against Essex. What is surprising is that he should not have perceived the necessary effect of this advice. Abbott, *Bacon and Essex,* 155. Hier stehen die indikativische und konjunktivische Konstruktion nebeneinander, und der Grund der Unterscheidung ist deutlich zu sehen. Dass der Indikativ nach positiven Ausdrücken der Verwunderung steht, geschieht nur sehr ausnahmsweise. Er ist in diesem Falle als inkorrekt zu betrachten.[1])

β) Der Konjunktiv mit should steht in der Regel nach den Ausdrücken der Verwunderung, doch im allgemeinen nicht, wenn sie negativ oder fragend sind. Ich führe nur einige Beispiele an:

What surprises me is that you should have given him permission to scramble over the wall. Bennett, *Clayhanger* II, 291. — This very thing that there should be a past to look upon is very astounding in itself. Conrad, *Chance* II, 42. — To think that even his dear aunt, the one person of his relations whom he really loved,

[1]) I wonder that no one has ever hit on this as a punishment for the dead in Hades. Butler, *Ere. Rev.* 44. Vielleicht steht hier der Indikativ, weil durch das ever die negative Tatsache besonders stark betont wird.

should have turned against him. Butler, *Way of all Flesh* 159. — She marvelled that a woman of Constance's sweet disposition should be capable of so vast and ruthless an egotism. Bennett, *Old W.* II, 274. — I am amazed that he should have remained in a state of ignorance concerning the origin of the clay. *Ebd., Clayhanger* I, 21. — It struck me as strange that the building should be nearly empty. Butler, *Erewhon* 150.

Nach wirklich negativen Sätzen, d. h. solchen, die der Form wie dem Inhalt nach negativ sind, ist der Gebrauch von should sehr selten. Ein Beispiel ist folgendes:

We cannot wonder that they should have been impatient to demolish and unable to construct, that they should have been fascinated by any specious novelty. Macaulay, *Hist.* X, III, 443.

Positiv dem Sinne nach ist dagegen der folgende Satz:

Those who read the following pages will . . . regard all idea that father was in a state of delirium not without surprise that any one should have ever entertained it. Butler, *Ere. Rev.* 4.

Hier heben sich not und without auf, und der Sinn ist bejahend.

(Schluss folgt.)

Berlin. Philipp Aronstein.

Hamlet in moderner Tracht.

Wochen lang hat *Hamlet in Modern Dress* das Kingsway Theatre bis auf den letzten Platz gefüllt, während der im Old Vic gleichzeitig in historischem Kostüm gespielte *Merchant of Venice* seine Zugkraft nur vorübergehend bewährt hat. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, dass Shakespeare sich heute in seinem Vaterlande nur noch durch Reklame und Sensation durchzusetzen vermag. Carlyle beantwortet die an seine Landsleute gerichtete Frage: 'Will you give up your Indian Empire, or your Shakespeare, you English?' für seine Person mit dem Ausruf: 'Indian Empire, or no Indian Empire; we cannot do without Shakespeare!' Aber obwohl Shakespeare das Grösste ist, was der englische Geist hervorgebracht hat, gibt es in London kein Shakespearetheater; nicht Staat, nicht Stadt sorgen für die künstlerische Aufführung seiner Werke, erfolglos bleiben die Versuche aller Privatbühnen. Shakespeare ist nicht volksbeliebt, das höhere Drama, die Kunst ist nicht volksbeliebt. Sie verträgt sich nicht mit dem imperialistischen und merkantilen Geiste eines Volkes, dessen Bildung bis in die oberen Schichten nur ein dünner Kulturfirnis ist. Es zeigt sich hier, dass die Welt des Geistigen, was die Seele reich macht, keinen Platz neben dem Reiche dieser Welt hat. Des Menschen wahres Reich aber wird in der Vollendung sichtbar auf Shakespeares Bühne. Denn bei allem Realismus seiner Kunst ist ihr Wesen die Illusion, ist ihr Gegenstand nicht das Bild des Lebens, sondern erstrebt als ihr eigentliches Ziel 'a glorious vision of life'. Keine Stätte der Schön-

heit, keinen Tempel der Dankbarkeit hat England dem Manne errichtet, von dem sich der reichste Segen über Land und Volk ergoss. Kein Verlangen danach beseelt die Millionen, die von der Hast des business getrieben in rasender Ueberstürzung zu Tube und Underground heruntereilen, Autobus oder Tram besteigen, um auf der Jagd nach dem Gelde von einem grauen Stadtteile zum anderen zu eilen. Auch sind die Instinkte des gentleman keine anderen als die der Slums. Der Erfolg des *Hamlet in Modern Dress ist* kein anderer, als ihn die religiöse Propaganda der Heilsarmee erzielt, von deren frivolen Mitteln sich der feiner empfindende Mensch mit Entsetzen abwendet. Aber nicht der Mann der Strasse, sondern was sich für fashionable hält, die den gentleman stellenden Gesellschaftsklassen besuchen das Theater. Sir Barry V. Jackson will es freilich nicht wahr haben, dass Geschäft Geschäft ist. Shaw hat in seiner Vorrede zu den *Four Pleasant Plays* weitläufig und zutreffend, mit aller Ehrlichkeit auseinandergesetzt, dass die englischen Theater Geschäfte wie alle anderen Geschäfte sind und von ihrer Kundschaft, d. h. von Zahl und Bedürfnissen des Publikums abhängen. Aber, so fährt er fort, 'a public-spirited manager . . ., with a keen artistic conscience, may choose to pursue his business with the minimum of profit and the maximum of social usefulnes by keeping as close as he can to the highest marketable limit of quality, and constantly feeling for an extension of that limit through the advance of popular culture'. Wir sind geneigt, Jackson, den Leiter des 'Birmingham Repertory', mit seinem Experiment, 'Hamlet' in neuem Lichte darzustellen, zu den 'unscrupolous managers' zu zählen, die einfach das „Maximum an Profit mit dem Minimum an Risiko“ erstreben. Nicht ehrlich genug, um klar herauszusagen, dass nicht künstlerischer Wert, sondern Sensation ein volles Haus bringt, behauptet er, dass er durch seinen Versuch im Kingsway das englische Publikum überzeugen wollte, Shakespeares Dramen seien 'really good stuff — the right thing' . . . 'We produced *Cymbeline* in Birmingham in modern costume. A workman was heard to say that for the first time in his life he really understood Shakespeare. He knew as the characters stepped on the stage who they were.' (*Observer* v. 30. 8. 1925.) Ein solches Wunder wirkte die moderne Tracht, dass der Arbeiter zum ersten Male in seinem Leben Shakespeare „wirklich“ verstand, weil er jetzt wusste, wen er auf der Bühne vor sich sah. Das also ist das Ei des Kolumbus. Hamlets tiefsinnige Weisheit, die alle Gelehrten noch nicht zu erschöpfen vermochten, begreift in Einfalt ein kindlich Gemüt, wenn S. kgl. Hoheit in Pumphosen und heller Sportbluse den dänischen Landfriedhof betritt oder bei Hofe in schwarzem Jakettanzug, wohl frisiert, erscheint. In Shakespearescher Zeit waren die Kostüme der Schauspieler nach Möglichkeit historisch oder das, was man dafür hielt. Konnte sich der Dichter, was die übrige Ausstattung anging, auch auf die nachschaffende Einbildungskraft der

Zuschauer verlassen, jedes Volk und jedes Zeitalter erhielt die charakteristischen Kennzeichen durch das Kostüm. Oftmals schreibt der Dichter ausdrücklich das Gewand seiner Personen vor. So erschien es ihm bedeutsam, den Geist von Hamlets Vater im Harnisch auftreten zu lassen. Jackson bekleidet ihn mit dänischer Militäruniform, die dank der nachtschwarzen Bühnenverdunkelung unkenntlich wurde. Königin Gertrud bittet II, 2 den gramgebeugten Sohn: 'cast thy nighted colour off' und Hamlet erwidert darauf: ''Tis not alone my inky cloak, my mother, Nor customary suits of solemn black . . .', so dass wir gewöhnt waren, den Dänenprinzen nicht anders als in feierlichem Trauergewand erscheinen zu sehen. Sir Barry wird in seiner Uebersetzung des Shakespeareschen Stückes ins Moderne dem Geiste der Dichtung dadurch gerecht, dass er seinen Hamlet ein legeres dinner jacket mit soft shirt im Gegensatz zu der unübertrefflichen Eleganz von morning und evening dress des Königs und der Hofleute vorschreibt. Der Londoner Bruder des von Sir Barry als Kronzeugen zitierten Arbeiters von Birmingham erlebte es nun, als der hochgehende Vorhang den Hof von Elsinore enthüllte, wie auch hier jeder der characters, der die Bühne betrat, in seiner Weise zum erstmaligen rechten Verständnis Shakespeares beitrug: König Klaudius durch den tadellosen Sitz von Cut und gestreifter Hose, Polonius durch den höheren Glanz seiner Lackschuhe, Laertes durch seine hellen Uebergamaschen, Rosenkranz und Güldenstern durch die Bügelfalte der Beinkleider. Wie aufgegossen passte der Königin das dunkle Gesellschaftskleid tailor made. Ophelia strahlte bei Hofe in leuchtend gelbem Crêpe de Chine. Als sie dies später mit einem bescheiden engen schwarzen Röckchen ausgetauscht hatte, erschien sie dann allerdings einem kleinen Tippfräulein nicht unähnlich. (S. *Punch.*) Vor allem aber waren die servierenden Diener sich der kulturellen Aufgabe ihres roten Frackes voll bewusst, als sie nach der Tafel Mokka und Kognak kredenzten. Nach den Aufregungen seiner Entlarvung als Brudermörder durch die „Rattenfalle“, der übrigens trefflich und in historischem Kostüm gespielten „Ermordung des Gonzago“, streckt Klaudius sich erschöpft in rotseidenem Schlafrock auf einen Diwan und stärkt sich mit Whisky — 'the really good stuff, the right thing' — und — einer Zigarette. Gespannt folgt das Publikum den Vorgängen auf der Bühne, es blitzen, dem kgl. Beispiel gehorsam, ein Dutzend Streichhölzer im Parterre auf, da ja kein Rauchverbot in Londoner Theatern den Kunstgenuss schmälert, während die Damen erleichtert zur Tüte mit Kognakbohnen greifen. — Andrerseits konnten wir aber auch Aeusserungen von Unwillen und Mienen unverkennbarer Skepsis als deutliche Zeichen des Widerspruchs beobachten. Was wir da sahen, war doch im Grunde geradezu eine Karikatur des vom Dichter Geschauten. Hamlet, der Denker und Träumer, die tiefsinnigste Schöpfung eines gewaltigen Menschengeistes, ein Sportsmann! Wem liegen

das Kontemplative, die Entschlusslosigkeit, die seelischen Hemmungen und Gewissensskrupel wohl ferner als dem realistisch denkenden, dem herzhaft zugreifenden jungen Manne in Golftracht? Ein solches Kostüm kann nimmermehr den *Hamlet* zum Gegenwartsstück machen. Zwar ist das Ewigmenschliche darin zeitlos, aber den Figuren aus dem Modejournal pflegen wir mit Recht eine Seele voller Leidenschaften abzusprechen. Sie am allerwenigsten erscheinen geeignet für Rollen, das Menschliche in seiner tiefsten Bedeutung zu offenbaren. Wir halten es auch in diesem Zusammenhange mit Shakespeare-Polonius: 'the apparel oft proclaims the man.'

London, September 1925. Friedrich Graz.

Zur Wortforschung: Rauhbein, Poggenknief, Prenter.

In der *Zeitschr. f. dtsch. Wortforsch.*, 3, S. 100, wird zu Rauhbein" aus W. Fabricius *Zur Studentensprache* zitiert: „Die Berliner Bürgerpolizei hiess um 1806 ‚die Rauhbeinigen'. (*Dürres Leben*, S. 10)". — In Max Jahns *Jugenderinnerungen Karl Friedrichs v. Klöden*, Leipzig, 1874, S. 224 heisst es: „Eine Bürgerkompanie — gewöhnlich mit dem Spottnamen der Rauhbeinigen belegt — für Militär zu halten, wäre wirklich ein Kunststück gewesen." — Im Raum 22 des Märkischen Museums zu Berlin sind fünf kolorierte Lithographien aus der Zeit um 1830, die nichtuniformierte Mitglieder der Berliner Bürgerbataillone, sogen. Rauhbeinige, darstellen. — Das sind die einzigen Belege für das Wort in dieser Bedeutung. Es geht aus ihnen hervor, dass das Wort zuerst kurz nach 1800 auftritt, einen Spottnamen für die Berliner Bürgerwehr abgibt und diese Bedeutung bis etwa 1830 behält. Wann die moderne Bedeutung: „Mensch von ungeschliffenem Wesen" zuerst auftritt, lässt sich nicht feststellen. — Woher kommt das merkwürdige Wort? Bei Shakespeare erscheint ein Wort rawboned = having no flesh on the bones, lean (Delius), fleischlos, knochig, klapperdürr (Gildemeister). „Lean raw-boned rascals! who would e'er suppose — They had such courage and audacity?" (*1. Henry VI.* Akt I, 2). Zu dieser einzigen in den Wörterbüchern verzeichneten Stelle füge ich als Lesefrüchte drei weitere aus Thackeray und Carlyle: „She drove out solemnly in their great family-coach with them and Miss Wirt their governess, that raw-boned vestal." (*Vanity Fair.*) — „Next comes boy Jack . . . He is perched on a large, raw-boned hunter, half covered by a capacious saddle" (*ebd.*). — „The rough, seamy-faced, raw-boned College-Servitor, stalking about . . ." (*On Heroes*). — Die Annahme, dass wir es hier mit einer volksetymologischen Uebertragung eines englischen Wortes ins Deutsche zu tun haben, liegt nahe: raw-boned = rauhbeinig. Parallele Erscheinungen wären leicht zu finden: rump-parliament = Rumpfparlament, to overhaul =

überholen (= ausbessern), Jack-tar = Teerjacke, to strike the flag die Flagge streichen. Auch Wortgleichungen wie wind-bag = Windbeutel, show-window Schaufenster können zur Entstehungsdeutung herangezogen werden. Schliesslich sei darauf hingewiesen, dass selbst Leute, die Englisch zu können meinen, 'good will' mit 'guter Wille' übersetzen, während es 'Wohlwollen, herzliche Gesinnung' bedeutet. Weshalb sollte also nicht jemand 'raw-boned' mit 'rauhbeinig' übersetzt und das neckische Wort in den Verkehr gebracht haben?

In der westpreussischen Volkssprache gibt es ein Wort Poggenknief = 'Taschenmesser', insbesondere stumpfes, abgebrauchtes Taschenmesser. Das Wort, das nie für andere als Taschenmesser, also nie für Tisch- oder Fleischermesser gebraucht wird, erscheint von Danzig bis Thorn, an beiden Orten sehr gebräuchlich. Es liegt ganz zweifellos Volksetymologie aus englisch 'pocket-knife' vor, vielleicht in Anlehnung an ostpr. Poggenritzer, Poggenschlitzer. (Vgl. Frischbier *Preussisches Wörterbuch,* das Poggenknief übrigens nicht erwähnt.) Das Wort hat wohl mit anderem englischen Seemannsgut seinen Weg ins Binnenland gefunden.

Aehnlich ist das Danziger Wort Prenter = 'Junge' zu erklären. (Wiedersehensszene zwischen zwei Danzigerinnen in der Fremde: „Verheiratet bin ich, und 'nen kleinen Prenter hab ich auch schon!") Es ist englisch 'apprentice'.

Danzig. Paul Roggenhausen (Rogozinski).

Bericht über die IX. Hauptversammlung — silberne Jubiläumstagung — des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes, abgehalten in München vom 1.—3. Juni 1925.

Der Uebersichtlichkeit halber sei die Tagesordnung dem eigentlichen Bericht vorangestellt; dieser umfasst die folgenden Teile: Festsitzung, Oeffentliche Sitzungen, Fachverhandlungen, Geschäftssitzungen, Buchausstellung, Gesellige Veranstaltungen, Schlusswort.

I. Tagesordnung.

Alle Sitzungen wurden in prächtigen Hörsälen der Münchener Universität abgehalten. Die auf den Einladungen mitgeteilte Tagesordnung wurde in nachstehender Weise durchgeführt:

I. Pfingstmontag, den 1. Juni 1925:

Nachm. 2½ Uhr: Eröffnung der Buch- und Lehrmittelausstellung im Englischen Seminar der Universität.

Nachm. 4½ Uhr: Geschlossene Sitzung: Geschäftliches: a) Endgültige Festsetzung der T.-O.; b) Geschäfts-; c) Kassenbericht; d) Wahl von zwei Rechnungsprüfern; e) Berichte der Ortsgruppen.

Nachm. 5½ Uhr: Oeffentliche Sitzung: Stud.-Prof. J. Steinmayer: *Russisches und abendländisches Denken und Dichten.*

II. Dienstag, den 2. Juni 1925:

Vormittags 9 Uhr: Oeffentliche Festsitzung: Oberstudienrat Dr. N. Martin: *Rückschau auf 25 Jahre B. N. V.* — *Begrüssungen.* — Oberstudienrat Dr. Rich. Schiedermair: *Die neuen Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts.* — Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg: *Die Ladinerfrage.*

12 Uhr: Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Max Förster: *Englische Literatur und bildende Kunst in ihren Wechselbeziehungen (mit Lichtbildern).*

Nachm. 4½ Uhr: Geschlossene Sitzung. — Oberstudiendirektor Dr. Fr. Bock: *Neusprachliche Lektüre und Grammatik auf den verschiedenen Klassenstufen.* — Stud.-Prof. Dr. Riedner: *Das Reformrealgymnasium.* — Aussprache über Schul- und Standesfragen.

III. Mittwoch, den 3. Juni 1925:

Vormittags 9 Uhr: Geschlossene Sitzung. Oberstudienrat Dr. Armin Kroder: *Einführung in Laut und Schrift im englischen Anfangsunterricht.* — Stud.-Prof. Dr. Molenaar: *Englisch am humanistischen Gymnasium.* — Stud.-Rat Niedermeier: *Die wahlfreien Fremdsprachen.*

11½ Uhr: Oeffentliche Sitzung: Univ.-Prof. Geheimrat Dr. Jos. Schick: *Bacons Stellung unter den Grossen seiner Zeit.*

Nachm. 4½ Uhr: Oeffentliche Sitzung: Univ.-Prof. Dr. E. Gamillscheg: *Eindrücke von meiner Studienreise in Spanien.*

5½ Uhr: Geschlossene Sitzung: Geschäftliches: a) Bericht der Rechnungsprüfer; b) Satzungsänderungen; c) Wünsche und Anregungen; d) Ort und Zeit der nächsten Hauptversammlung; e) Wahl der Vorstandschaft.

II. Oeffentliche Festsitzung.

Hierzu waren ausser den zahlreichen Tagungsteilnehmern und deren Damen viele Ehrengäste erschienen, darunter der Vertreter des Bayerischen Staatsministeriums f. U. u. K., jener Sr. Magnifizenz des Münchener Universitätsrektors, fast alle neuphilolog. Dozenten der hiesigen Hochschulen, Vorstandsmitglieder des Vereins bayer. Philologen und des Verbands bayer. Philologen, ferner Geheimrat Flierle, Geheimrat Dr. Link mit Gemahlin und Frau Geheimrat Breymann. Von ausserbayerischen Neuphilologen hatten sich ausser Univ.-Prof. Dr. E. Gamillscheg-Innsbruck (jetzt in Berlin) und Priv.-Doz. Dr. Hatzfeld-Frankfurt a. M., der Vertreter des A. D. N.-V. aus Düsseldorf, jener der Berliner Ges. f. Neu. Spr. nebst Prof. Dr. E. Jahncke aus Berlin-Charlottenburg und Prof. Grund aus Lübeck eingefunden.

Der erste Verbandsvorsitzende, O.-St.-R. Dr. N. Martin-München, entbot in der ***Eröffnungsrede*** den Ehrengästen und den aus allen Gauen Bayerns, von Tirol und von Norddeutschland herbeigeeilten Fachgenossen, sowie den Vertretern der Verlage und der Presse herzlichen Willkomm. Den seit der letzten — in Nürnberg am 6. Juni 1922 abgehaltenen — o. Tagung 21 verstorbenen Mit-

gliedern[1]) des B. N.-V. sowie den 11 während des Krieges auf dem Felde der Ehre gefallenen Verbandsmitgliedern[2]) widmete er Worte treuen und warmen Gedenkens.

Sodann zeigte er durch eine in charakteristischen Streiflichtern gegebene Rückschau, wie sehr der B. N.-V. in den 25 Jahren seines Bestehens (insbesondere seit der I. H.-V. am 19. und 20. IV. 1900) bestrebt war, sein von † Dr. Herberich aufgestelltes Arbeitsprogramm — Förderung des Unterrichts und des Studiums der neueren Sprachen sowie Pflege fruchtbarer Wechselwirkung zwischen Universität und Schule — durchzuführen. Die Mitgliederzahl ist von 34 bei der eigentlichen Gründung (am 5. IV. 1899) nunmehr auf über 500 gestiegen, ebenso sind die Berufs- und Verbandsaufgaben mehr und mehr gewachsen. Unverändert hat sich bei der Neuphilologie in Bayern zwischen den Vertretern der Wissenschaft und Praxis der Geist gegenseitigen Vertrauens erhalten, der von Anfang an des (1910 †) Geheimrats Breymann, des ersten E.-M. des B. N.-V., verdienstvolles Werk war und der besonders von den Geheimräten Univ.-Prof. Varnhagen, Schneegans, Schick, Vossler und Förster stark gefördert wurde. Wissenschaftliche Ergebnisse dieses harmonischen Zusammenwirkens sind ausser den vielen neuphil. Vorträgen die bedeutsamen Festschriften zur Tagung in München 1906 und zu der in Erlangen 1912. In praktischer Hinsicht kam dadurch u. a. die Verbesserung der Prüfungs- und Schulordnungen, die Vermehrung der Lektorate und der Reisestipendien sowie (i. J. 1908) die Errichtung neuphilolog. pädagogisch-didaktischer Seminare zustande. Bei den einzelnen Schulreformen hat sich der Verband tatkräftig bemüht, jede Beschränkung des neusprachlichen Unterrichts hintanzuhalten und insbesondere das Realgymnasium sowie in entsprechendem Masse auch die Oberrealschule und die Mädchenlyzeen mit neuphilologischem Geiste zu erfüllen. Für die Vervollkommnung der neusprachlichen Unterrichtsmethode und den

---

[1]) O.-St.-Dir. Dr. Ackermann-Nürnberg, hochverdientes E.-M. des B. N.-V., St.-Prof. Anselm-Regensburg, Prof. Dr. J. Bierbaum-Bad Kösen, Hauptlehrerin Eder-Würzburg, O.-St.-R. Dr. Fest-Augsburg, St.-Ass. Hartmann-Füssen, Hofrat Hitl-Schrobenhausen, St.-Prof. Dr. Hoser-München, O.-St.-R. Dr. Klein-München, St.-Rat Maurer-Lindau, St.-Prof. Dr. P. Merker-Münnerstadt, O.-St.-R. Dr. Modlmayr-Würzburg, St.-R. O. Muncker-Pasing, O.-St.-R. Neumeier-München, St.-Prof. Prosiegel-Coburg, O.-St.-R. Recht-Augsburg, St.-Prof. Rösle-Augsburg, O.-St.-R. Schlagintweit-München, O.-R.-R. a. D. Dr. Steinmüller, der erste neuphil. Min.-Ref. in Bay., G.-R. U.-Prof. Dr. Varnhagen-Erlangen, hochverd. E.-M. des B. N.-V., Dir. Prof. Wolpert-München.

[2]) Ass. Dr. A. Brendel-Bayreuth, G.-L. Baader-Pirmasens, R.-L. Dr. M. Goldstein-Ludwigshafen a. R., R.-L. Dr. J. Gutmann-Erlangen, R.-L. Dr. F. Heigl-Passau, G.-L. Dr. J. Jaeger-München, R.-L. J. Pfeuffer-Nürnberg, R.-L. Dr. A. Saur-Landsberg, G.-L. Dr. H. Schweinsteiger-München, G.-Prof. P. Walter-Augsburg, G.-L. Dr. A. Wihrler-München.

rechten Ausgleich zwischen formaler Geistesbildung und praktischer Auswertung wurden die Neuphilologentage auch von der Unterrichtsverwaltung als eine Quelle wertvoller Anregungen anerkannt. In engster Fühlung blieb der B. N.-V. stets mit dem nun an 3000 Mitglieder zählenden A. D. N.-V., von dessen seinerzeitigen Vorstandsmitgliedern Geh.-Rat F. Dörr und Ob.-Stud.-Rat Dr. Martin Hartmann als Paten an der Wiege des B. N.-V. standen. Als höchstes ideelles Ziel gilt dem Verbande, unsere studierende Jugend nach der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Seite für den Lebenskampf wappnen zu helfen und so dem bayerischen und deutschen Vaterland zu dienen.

Ebenso beifällig wie die Eröffnungsrede wurden alle ***Begrüssungsansprachen*** aufgenommen; hiervon seien die folgenden auszugsweise mitgeteilt.

Stud.-Prof. Dr. Tyroller: Im Namen des Staatsministeriums für Unterricht und Kultus begrüsse ich Sie alle und spreche dem B. N.-V. zu seiner Jubeltagung die herzlichsten Glückwünsche aus. Herr Staatsminister Dr. Matt ist leider nicht in der Lage, der Tagung anzuwohnen und Herr Ministerialdirektor Dr. Melber ist ebenfalls verhindert. Das Ministerium hat seit der Gründung des B. N.-V. dessen Arbeit stets mit lebhafter Anteilnahme verfolgt und gar manche brauchbare Anregung, die aus dessen Mitte kam, dankbar verwertet. Nicht ohne das Verdienst der geschlossenen bayer. Neuphilologenschaft hat die Sache des nspr. Unterrichts und damit auch das äussere Ansehen des nspr. Lehrers im Laufe der letzten 25 Jahre stete Fortschritte gemacht. Dazu darf man dem B. N.-V. und dessen Vorstandschaft von Herzen gratulieren. Gemeinsame Arbeit war die Losung des B. N.-V. während der verflossenen 25 Jahre, arbeiten müssen wir alle fürderhin. Die Stellung des Neuphilologen in unseren Tagen ist keine leichte. Wie oft wird sein Bestreben von chauvinistischen Kreisen vollständig verkannt. Da ist es nur der Wille zu rastlosem Schaffen, der uns aufrecht erhalten kann. In der Ueberzeugung, dass die Arbeit allein Werte schafft, dürfen wir mit Zuversicht zu jenem höheren Ziel emporschauen, das deswegen, weil wir als Neuphilologen uns mit der Sprache und Kultur unserer Feinde befassen müssen, nicht weniger auch unser Ziel ist: Die Freiheit und Grösse unseres Vaterlandes.

Geheimrat U.-Prof. Dr. Muncker: Im Namen des Herrn Rektors der Universität München und in Vertretung unseres Dekans der Philos. Fakultät I. Sektion, die beide heute von München abwesend sind, habe ich diese Jubelversammlung herzlich zu begrüssen. Sie gilt einem Fach, das für den ganzen Betrieb unserer Wissenschaft auserordentlich wertvoll ist; nicht bloss weil zahlreiche Studenten sich dem Studium der neueren Philologie widmen, sondern wegen seines selbständigen Wertes muss ich es hochschätzen. Gerade wir von unserer philosophischen Fakultät, die wir mitten im Betrieb der wissenschaftlichen Arbeit stehen, müssen anerkennen, dass die neuere Philologie so etwas wie eine Zentralwissenschaft ist. Wir brauchen nur eine Schrift unseres lieben G.-R. Schick anzuschauen oder zwei Sätze aus einer Vorlesung von ihm zu hören, so erkennen war, dass die englische Sprachlehre mitten in die indogermanische Sprachwissenschaft hineingestellt wird und nach 50 oder 100 Nebensprachen ausgreift, und nun gar die englische Literatur! Darf ich von meinem eigenen Wissenschaftskreise sprechen? Wie kann man deutsche Literatur verstehen, ohne dass man von englischer, französischer und italienischer

Literatur etwas weiss? Wie kann man Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach wirklich erkennen, ohne an Chrétien de Troyes zu denken oder, wer kann Klopstock nennen, ohne an Milton zu denken, wer versteht Goethe, ohne von Rousseau und Shakespeare etwas zu wissen? Solche Beispiele liessen sich leicht vermehren. Unser Romanist Vossler weist immer wieder darauf hin, dass die Entwicklung der politischen und kulturellen Verhältnisse mit der Entwicklung der Sprache und Sprachgeschichte in engstem Zusammenhange steht. Mit verschiedenen sprachphilosophischen Aufsätzen hat er noch eine weitere Brücke geschlagen von der Philologie hinüber zur Psychologie und Philosophie. Der Nachfolger unseres Schick, der verehrte Kollege Förster, wird heute eine andere Brücke schlagen von der Philologie hinüber zur Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte. So zeigen sich universelle Beziehungen mit der neueren Philologie nach allen Seiten hin.

Einen Verband, der gerade diese Wissenschaft, diese neuere Philologie fördert und in einen weiteren Entwicklungszusammenhang bringt durch den unmittelbaren praktischen Sprachunterricht in der Schule, wird die Universität nur hochschätzen und begrüssen können. Doppelt freudig wird sie ihn begrüssen, wenn er wie der B. N.-V. auf eine solange Zeit gedeihlichen Wirkens zurückschauen kann. Mögen Sie es sich wohl sein lassen in den Räumen unserer Hochschule! Mögen Sie bei der jetzigen Tagung wieder zu Beratungen und Ergebnissen kommen, die mindestens wieder auf ein Vierteljahrhundert hinaus die Beziehungen zwischen Ihrem Verband und der Sprachwissenschaft kräftig und fruchtbar machen!

Stud.-Rat Dr. Ewald-Düsseldorf begrüsst die Erschienenen im Namen der Leitung des Allg. Deutschen Neuphil.-Verbandes und wünscht der Tagung einen erhebenden Verlauf. Er gab seiner Freude über das Treubekenntnis Bayerns zum A. D. N.-V. Ausdruck und betonte, dass man im Norden des Reiches manchmal mit stillem Neid auf das Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis, Universität und Schule innerhalb des B. N.-V. blicke. In einer Zeit der Umformungen, wie der jetzigen, könnte nur aus gemeinsamer, zielstrebiger Arbeit etwas Gedeihliches erblühen. Zum Schluss lud der Redner zu dem nächsten grossen Neuphilologentag in Düsseldorf (Pfingsten 1926) ein.

Prof. Dr. Gade-Berlin sprach Worte der Begrüssung für die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Er erinnerte an die Schwierigkeiten, mit denen jeder Verband besonders während der Inflationszeit zu kämpfen hatte. Nur der Idealismus der Neuphilologenschaft habe auch dem bayer. Verband in dieser schweren Zeit das Durchhalten ermöglicht. Der neuphilologischen Lehrerschaft sei durch die neuen Lehrpläne eine schwierige, aber stolze Aufgabe gestellt worden. Mit dem guten Willen der Lehrer allein sei es aber nicht getan; eine kräftige Unterstützung von seiten der Unterrichtsverwaltungen und der Finanzminister müsse hinzukommen. Die Neuphilologenschaft müsse eine geschlossene Masse mit fest umrissenem Programm, hartem Willen und kraftvoller Organisation darstellen. In dieser Beziehung sei der rührige Bayer. Neuphil.-Verb. geradezu mustergültig und vorbildlich.

Oberstud.-Rat H. Danschacher-Fürth überbringt Grüsse und Einladung im Namen des vorbereitenden Ausschusses zur 55. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Erlangen und wünscht der Neuphilologentagung einen recht erspriesslichen Verlauf.

Nachdem der Vorsitzende für diesen Strauss guter Wünsche mit der Versicherung gedankt hatte, dass er in der zum Ausdruck gebrachten freundlichen Gesinnung einen Ansporn für das weitere Schaffen des B. N.-V. erblicke, gab er bekannt, dass eine ganze Fülle von ***Glückwunschschreiben*** und Telegrammen eingelaufen sei. Die Absender[1]) bedauern lebhaft, dass sie verhindert sind, an unserer Jubeltagung teilzunehmen, bekunden ihr Interesse an den neuphil. Bestrebungen und wünschen dem B. N.-V. eine recht gedeihliche Weiterentwicklung.

Als rührigen Mitkämpfer und Führer der Würzburger Ortsgruppe begrüsste der Vorsitzende den Oberstudienrat Dr. Rich. Schiedermair und erteilte ihm das Wort zu einem Vortrage über ***Die neuen Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts.***

Der Redner ging von dem Gedanken aus, dass die durch den Krieg veränderten Verhältnisse es uns dringend nahelegen, den Fremdsprachen mehr Gewicht beizulegen als bisher. Als die Franzosen 1871 den Krieg verloren hatten, war ihre erste Amtshandlung, der deutschen Sprache in den Schulen mehr Eingang zu verschaffen. Die Folge war, dass sie im letzten Krieg eine grosse Zahl gut deutsch sprechender Offiziere hatten. Der neusprachliche Unterricht soll aber vor allem auch dazu dienen, fremde Kultur kennen zu lernen, die realen Fragen in Politik und

---

[1]) Genannt seien hiervon: der bayer. Ministerpräsident Dr. Held, Staatsrat Dr. Schmelzle, Staatsminister a. D. Exz. Dr. v. Knilling, Regierungsrat I. Kl. Freiin M. v. Gebsattel, Regierungspräsident a. D. Exz. Dr. v. Blaul, Regierungspräsident Staatsrat v. Knözinger, Oberregierungsrat Dr. Bittinger, I. Bürgermeister Scharnagl, II. Bürgermeister Hofrat Dr. Küfner, Rechtsrat Hörburger, Oberstadtschulrat Baier, Oberbürgermeister Dr. Wild-Fürth i. B., Magnifiz. U.-Rektor G.-R. Dr. Wenger, Dekan d. philos. Fakultät G.-R. Dr. Herbig, G.-R. Dr. v. Kraus, G.-R. Dr. Rehm, G.-R. Dr. Heisenberg, Frau U.-Prof. Sieper, G.-R. Dr. Stählin-Erlangen, G.-R. Dr. Pfeilschifter f. d. Deutsche Akademie, die Mitgl. d. bayer. Landtags: Oberzollrat Giehrl, St.-Prof. Stang und Staatsanw. Stelzner, Oberstud.-Dir. Himmler f. d. Direktorenvereinigg. d. gymn. Anstalten, Oberstud.-Dir. Dr. Dostler f. d. Direktorenkonferenz d. Mädchengymn., Lyz. und Höh. Mädchensch., Oberstud.-R. Fauner und Wührer f. d. Verband bayer. Philolog.; aus Berlin: G.-R. Dr. A. Brandl, G.-R. Dr. Engwer, Prof. Dr. M. Fuchs f. d. neuphil. A.-G., Dir. Doegen f. d. Lautabt. d. Staatsbibl., ferner Oberstud.-R. i. R. Dr. Martin Hartmann-Leipzig, G.-R. F. Doerr-Heidelberg, G.-R. Dr. M. Walter und Oberstud.-Dir. Dr. Zeiger-Frankfurt a. M., G.-R. Dr. Jantzen und Oberstud.-R. Dr. Gröhler-Breslau, Prof. Kochendörfer-Stuttgart f. d. württemb. Neuphil.-Ver.; aus Oesterreich: G.-R. U.-Prof. Dr. W. Küchler und Prof. Dr. M. C. Schmid-Wien, Magnifiz. U.-Rektor Prof. Dr. Rittler, die U.-Prof. Dr. Winkler und Brunner-Innsbruck; aus der Schweiz: die U.-Prof. Dr. Bouvier und Thudichum-Genf.

Handel zu prüfen, mit anderen Worten, das Wesen der anderen Völker kritisch beurteilen zu lernen. Auch der neusprachliche Unterricht kann im besten Sinne in den Dienst des Deutschtums gestellt werden. Den einzelnen Schulgattungen müsse wieder grössere Einheitlichkeit gegeben werden durch Vereinfachung der Lehrpläne und Herausarbeitung ihrer Eigenart. Beim bayer. Realgymnasium sei dies nur möglich, wenn das Latein auf der Oberstufe als Pflichtfach zurücktrete zugunsten der Einführung in die modernen europäischen Kulturen. Sechs Jahre ausgiebigen Lateinunterrichts würden da genügen, um die Grundlage für die neueren Sprachen (einschl. Italienisch und Spanisch) zu schaffen. Die wichtigsten der neuen Aufgaben für den neuphilol. Lehrer sind: Vertiefung des Grammatikunterrichts, Ausbau des Realienunterrichts zum Kulturunterricht und Eingliederung des fremdsprachlichen Lektürenunterrichts in die Ziele der Deutschkunde. Die Lösung dieser Aufgaben ist nur unter folgenden Bedingungen möglich: Das Realgymnasium ist zum neusprachlichen Gymnasium auszubauen; die Lehramtsverbindung Deutsch, Geschichte und eine Fremdsprache ist beizubehalten; zur Fortbildung der Lehrer sind Reisebeihilfen für Auslandsaufenthalt zu gewähren und Studiensemester einzuführen. Zur Durchführung dieser Aufgaben ist vor allem die Unterstützung der Unterrichtsverwaltung notwendig. Auch die geistige Kultur erfordert Geld; der Staat könne nicht dadurch gerettet werden, dass im Kultusetat gespart werde. Der Redner schloss mit dem Wunsche, dass den Neuphilologen der Spielraum gewährt werde, dessen sie zur Lösung der neuen schweren, durch Wissenschaft und Zeitverhältnisse ihnen gestellten Aufgaben bedürfen.

Die von dem Redner erhobenen Forderungen wurden von der Versammlung durch rauschenden Beifall einmütig gebilligt. Der Vorsitzende gab besonders dem Wunsche Ausdruck, es möchten für Studienreisen und Studiensemester der Neuphilologen von den staatlichen und städtischen Unterrichtsverwaltungen Mittel in weit grösserem Ausmasse zur Verfügung gestellt werden als bisher.

Hierauf übertrug O.-St.-R. Dr. Martin den Vorsitz an das hochverdienteste Ehrenmitglied des B. N.-V., Geheimrat Dr. Schick. Er erinnerte dabei an die erhebende und unvergessliche Feier, die am 1. März 1925 dem Bannerträger der Wissenschaft wie dem hochgemuten und befeuernden Führer der neuphil. Sache in Bayern bei seinem Rücktritt vom akad. Lehramte dargebracht wurden. Dieser dankte in herzlichen Worten für die vielen Beweise treuer Anhänglichkeit, die ihm bei seiner Emeritierung zuteil geworden sind. Er versicherte, dass die Dankbarkeit dafür dauernd in sein Herz eingegraben sein werde. Er gab auch seiner Freude darüber Ausdruck, dass so zahlreiche Vertreter des Neuphilologenstandes anwesend seien und dass er fast kein Gesicht vor sich sehe, das er nicht aus seiner langen Lehrtätigkeit oder auf Grund sonstiger Beziehungen kenne. Zum Schlusse gedachte er noch in begeisterten Worten des Vaterlandes, besonders der schwerbedrängten besetzten Gebiete und des „heiligen Landes Tirol“. Er begrüsste herzlichst

den hervorragenden Vertreter der romanischen Philologie an der Universität Innsbruck, Prof. Dr. E. Gamillscheg, und erteilte ihm das Wort zu seinem Vortrage über die ***Ladinerfrage.***

Die Ladiner, d. i. die romanische Bevölkerung in Graubünden, in den Dolomiten und in Friaul, sind die letzten Ueberreste einer zusammenhängenden romanischen Sprachfamilie, die sich ehemals von den Quellen des Rheins bis an den Tagliamento erstreckte. Aus politischen Gründen haben seit einiger Zeit italienische Forscher Zweifel an der Selbständigkeit dieser Sprachfamilie, in der sie nur einen italienischen Dialekt sehen wollen, und an der Zusammengehörigkeit der Tiroler Ladiner mit den Bündner Romanen ausgesprochen. Dass diese letzteren sprachlich nicht zu den Italienern gezählt werden dürfen, wie sie politisch keine Italiener sein wollen, haben Schweizer Forscher unzweideutig dargetan. Auch die These, dass die Dolomiten-Ladiner einer anderen Sprachgruppe zuzuzählen sind als ihre Bündner Verwandten, ist unhaltbar. Vergleicht man nicht die heutige Sprachform, sondern die Sprache, die sich aus Ortsnamen in heute deutschem Gebiet für das Mittelalter erschliessen lässt, so zeigt sich Uebereinstimmung der beiden Sprachgruppen in allen wesentlichen Erscheinungen. Diese Feststellung hat auch politische Bedeutung. Italiener wollten die Annexion von Deutsch-Südtirol damit rechtfertigen, dass die Viertelmillion Deutscher südlich des Brenners Einwanderer auf alt-italienischem Boden darstellen. Abgesehen von allem anderen ist es also gar nicht italienischer, sondern ladinischer Boden, der vor mehr als 1000 Jahren die Bajuwaren aufnahm. Die Ladiner selbst aber haben noch im Oktober 1918 in einer mächtigen Kundgebung erklärt, dass sie sich nicht als Italiener, sondern als Tiroler fühlen.

In seinen Dankesworten an den Vortragenden wies Geheimrat Schick vor allem auf den streng wissenschaftlichen Geist hin, in dem das Referat gehalten war und brach eine Lanze für die peinlich genaue, alte historische Forschungsmethode. Auch rühmte er die so sympathische Art des Vortrags, der, ausgehend von einem wissenschaftlichen Einzelproblem, ein Treubekenntnis zum Deutschtum geworden sei. Sodann richtete er herzliche Worte voll Humor und Anerkennung an seinen Nachfolger auf dem Münchener Lehrstuhl für Anglistik, Geheimrat Dr. M. Förster, und gab ihm das Wort zu seinem Lichtbildervortrag über ***Englische Literatur und bildende Kunst in ihren Wechselbeziehungen.***

Prof. Förster zeigte, dass die Wechselbeziehungen zwischen der bildenden Kunst und der Literatur Englands dreifacher Art sein können: stoffliche, formal-stilistische und kulturpsychologische. Letztere Art scheint ihm sowohl vom wissenschaftlichen wie vom pädagogischen Standpunkt aus die wichtigste: nämlich zu zeigen, wie aus der psychischen Struktur einer Zeitperiode oder eines Volkes die gleichen oder wenigstens analogen Ausdrucksformen in Literatur und bildender Kunst hervorwachsen. Besonders erfolgreich ist die Anwendung dieser Betrachtungsweise auf Uebergangszeitalter, wie die Mitte des 18. Jhdts. oder die viktorianische Zeit, weil sich hier der Widerstreit und das Nebeneinanderstehen der alten und der neuen psychischen Tendenzen bei Schöpfungen der bildenden Kunst mittelst Lichtbilder anschaulich sichtbar machen lässt. So stellen Hogarths moralisierende Bilder eine solche Mischung

zwischen aufklärerischen und romantischen Tendenzen dar. Oder die eigentümliche Verbindung von realistischen und romantischen Elementen, wie sie für die viktorianische Periode charakteristisch ist, erscheint ebensowohl in den Romanen von Dickens wie in den symbolisch-religiösen Gemälden von Hunt. Was von der Zeitpsyche gilt, passt auch auf die Gesamtstruktur der Psyche eines ganzen Volkes. Der für den englischen Volksgeist so charakteristische Zug zum Festhalten am Alten zeigt sich ebenso in der Literaturgeschichte wie in der Baukunst. Jeder neue Baustil hat z. B. der englischen Kathedrale irgendein Stilelement hinterlassen. Die viereckige Form des Chores an Stelle der römisch-orientalischen runden Choralabside, die am geschichteten, mörtellosen Steinbau der altirischen Tempelzelle erwachsen war, blieb sowohl der romanischen wie der gotischen Kirche erhalten. Und die drei Türme, die für die romanische Kathedrale charakteristisch sind, übernahm in England auch der gotische Dom. Durch Verwendung von Lichtbildern im Schulunterricht könnte auf solche Weise eine wesentliche Belebung und Vertiefung des Kulturunterrichts erzielt werden.

Nachdem Geheimrat Schick für den prächtigen Vortrag mit den anschaulichen Lichtbildern wärmstens gedankt hatte, verlieh er seiner hohen Befriedigung über die so harmonisch und stimmungsvoll verlaufene Festsitzung Ausdruck und schloss mit dreifachem Hoch auf unser deutsches und bayerisches Vaterland.

III. Oeffentliche Sitzungen.

Von den drei öffentlichen Sitzungen wurde die erste von St.-R. G. Niedermaier, die zweite von G.-R. Dr. M. Förster und die dritte von O.-St.-R. Dr. N. Martin geleitet, die dem von der Versammlung allen drei Vorträgen gespendeten reichen Beifall nur Worte wärmster und dankbarster Anerkennung anfügen konnten.

1. Ueber ***Russisches und abendländisches Denken und Dichten*** sprach St.-Prof. Jos. Steinmayer-München. Der Gedankengang des Vortrags war folgender:

Der reichen Entwicklung des geistigen und literarischen Lebens, die im Abendland schon im Mittelalter einsetzt, steht in Russland bis gegen 1700 nur die christliche Idee als Wurzel des russischen Gedankens gegenüber. Erst im 18. Jhdt. beginnt der Einfluss europäischer Ideen, der aber durch die Bedürfnisse des russischen Staatsgedankens einerseits und durch die Fortbildung der christlichen Idee anderseits in Wirkung und Gegenwirkung vielfach gewandelt wurde, ein Vorgang, der besonders im Streit zwischen Westlern und Slawophilen und in russischen Romanen sichtbar wird. Die äussere und innere Entwicklung Russlands führte zuletzt folgerichtig zum Bolschewismus, in dem sich wiederum extrem abendländische und echt russische Gedankenelemente verschmolzen.

2. Der im Herzen so jung gebliebene Geheimrat Dr. Jos. Schick behandelte mit überzeugendem Enthusiasmus und wissenschaftlicher Akribie ***Bacons Stellung unter den Grossen seiner Zeit.***

Der Vortrag ging von den Wahnvorstellungen und grotesken Uebertreibungen aus, die sich in neuerer Zeit an Leben und Schaffen Bacons geheftet haben. In allen Tonarten wird er gepriesen — als "the greatest intellect of the human race"; man will ihm ausser seinen eigenen philo-

sophischen, historischen, juristischen, naturwissenschaftlichen, methodologischen Werken auch die Dramen nicht nur von Shakespeare, sondern auch von Marlowe, Greene, Kyd, Marston, Middleton, Massinger, Webster, die Werke Spensers, die Essais von Montaigne, ja sogar den Don Quijote zuschreiben! Es gibt Bücher, die ihn als Sohn der Königin Elisabeth und Erben der Krone Englands darstellen, die ihn nach seinem Scheintod und Scheinbegräbnis über 1626 hinaus in Holland leben lassen, und was dergleichen Unsinn mehr ist. Aber auch abgesehen von diesen Ausgeburten der Phantasie, lesen wir in ernst zu nehmenden Büchern nur allzuhäufig, mit Bacon beginne die neue Naturwissenschaft, er hätte zuerst die Erfahrung als oberstes Prinzip aufgestellt, seine Methode der Induktion habe die ganze moderne Forschung hervorgerufen und beherrscht. Durch den Vergleich mit drei der grössten Geister seiner Zeit, Kepler, Galilei und Shakespeare wird hier der Prüfstein an Bacon angelegt und festgestellt, was für eine Kluft zwischen diesen drei gewaltigen schöpferischen Genies und Bacons so viel geringerem Talent besteht; dass Bacon seiner Zeit nicht vorangeht, sondern dass ihm die grössten Dinge dieser glänzenden Epoche, die naturwissenschaftlichen Erfindungen, Mathematik, Astronomie, sowie die Poesie und das Drama seines eigenen Landes verschlossene Dinge waren, die weit über sein Wissen und seinen Intellekt hinausgingen, und dass das Urteil eines der Grössten, die je über Bacon geschrieben haben, das Urteil von Justus von Liebig, der ihn das Musterbild aller Dilettanten nennt, der Wahrheit am nächsten kommen dürfte. Wir Deutsche zumal täten besser, Bacon zu schliessen und die Werke Keplers zu öffnen. Es gibt keine Baconfrage mehr! Die neugegründete deutsche Akademie könnte dem deutschen Volk kaum einen grösseren Dienst erweisen, als wenn sie die grössten Denkerwerke, die je ein Deutscher ersonnen, die *Astronomia nova* und die *Harmonice mundi,* dem ganzen deutschen Volke zum ersten Male in seiner Muttersprache darbieten wollte.

3. U.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg bot einen ausserordentlich fesselnden Bericht über seine erst kurz vorher beendete fünfwöchige ***Studienreise nach Spanien,*** der vielfach abstach von dem, was man sonst über dieses Land zu hören gewohnt ist, da er nicht auf den ausgetretenen Heerstrassen blieb.

Spanien ist ein Land der unvermittelt nebeneinander bestehenden Gegensätze. Am deutlichsten ist das in Granada zu sehen. Dort wie auch in den Altteilen von Madrid bestehen noch unglaubliche Wohnverhältnisse: einstöckige Häuschen zum Teil ohne Fenster und Rauchfang. Den Höhepunkt der Armut bilden die in Stein und Lehmboden eingebauten Erdwohnungen in Südspanien. In dem Gebiet zwischen Algeciras und Cádiz sind ganze Ansiedlungen aus Strohhütten zu sehen. Folgen dieser drückenden Armut sind schwere Krankheiten; 2 Proz. der südspanischen Bevölkerung erblindet, aber selbst daraus verstehen die Leute noch ein Geschäft zu machen. Es gibt Impresarios, die Blinde herumführen, die Kirchen sind von Blinden umlagert, die Bettelei ist ungeheuer, eine grosse Plage für die Reisenden. In ihrer Gesamtheit ist die Bevölkerung aber nicht arbeitsscheu. Im Süden ist die Schulbildung äusserst mangelhaft, und es gibt Familien genug, von denen kein Mitglied schreiben und lesen kann. Die Analphabeten machen dort mindestens 60 Proz. der Bevölkerung aus. Spanien könnte das reichste Land Europas sein; es besitzt Kupferbergwerke und genug Kohle, und wenn

die Wasserverteilung günstiger wäre, könnte Spanien zur Kornkammer Europas werden. So wird aber schon seit 2000 Jahren Raubbau getrieben, ein Unheil, das durch die unglückselige Geschichte Spaniens noch verschärft wird. Die Wasserversorgung beruht noch auf den Einrichtungen, die aus der Maurenzeit stammen. Ohne staatliche Beihilfe geschieht auf diesem Gebiete nichts, hier herrscht die Willkür der Grossgrundbesitzer. Es fehlt die eiserne Hand, die der Anmassung der besitzenden Klasse entgegenarbeitet. Die Kultur ist vielfach die gleiche geblieben wie zur Zeit der Reconquista; die Bevölkerung hat sich vermehrt, ohne dass für ihre Ernährung Vorsorge getroffen worden wäre. Um in den Städten menschenwürdige Zustände zu schaffen, müsste man ganze Städte und Stadtviertel verbrennen und neu aufbauen (z. B. Granada).

Die Lasten sind ganz ungerecht verteilt. Die bebauten Teile des Flachlandes sind in den Händen des Grossgrundbesitzes; die eigentliche arbeitende Bevölkerung aber ist schlecht bezahlt, und der Reichtum fliesst in die Taschen der Grosskaufleute und Grossagrarier, die in den Städten grosse, moderne Paläste und ausserhalb prächtige Villen besitzen. So ist die Umgebung von Barcelona mit prunkhaften, aber geschmacklosen Landhäusern von Neureichen überfüllt. Der kleine Bauer muss fast 30 Proz. seiner Einnahmen als Steuer an den Staat abführen und ist deshalb fast nicht mehr konkurrenzfähig.

Die Verwaltung ist durchaus politisiert, und die Stellen sind vielfach mit Leuten besetzt, die aus politischen Gründen versorgt werden müssen. Der Mittelstand wird immer mehr proletarisiert.

Universitäten in unserem Sinne gibt es in Spanien nicht. Wird ein Lehrstuhl frei, so wird ein Konkurs ausgeschrieben, aber die Besetzung erfolgt meist nach politischen Gesichtspunkten von Madrid aus. Die eigentliche wissenschaftliche Arbeit wird in Instituten geleistet, die aus privaten Mitteln erhalten werden.

Wer in Spanien als Fremder reisen will, muss sich an die I. Klasse halten; die übrigen Wagenklassen befinden sich meist in verlottertem Zustande. Gross ist der Unterschied zwischen der Bevölkerung im Osten und im Westen. Der Katalane ist frei und ungehemmt, der Südspanier aber zurückhaltend.

Redner hält es für falsch, dem Spanischen in den Schulen den gleichen Platz einräumen zu wollen wie dem Französischen. Sucht sich der Deutsche der fremden Kultur anzupassen, so kann er der deutschen Sache in Spanien viel helfen. Ist er dazu nicht imstande, so erweist er der Heimat vielleicht einen grösseren Dienst, wenn er zuhause bleibt.

IV. Die Fachverhandlungen der geschlossenen Sitzungen.

Beim ersten bis vierten Verhandlungsgegenstand führte O.-St.-R. Dr. Martin, beim fünften G.-R. Dr. Förster den Vorsitz.

1. ***Ueber Grammatik und Lektüre auf den verschiedenen Klassenstufen*** spricht Oberstudiendirektor Dr. Bock - Augsburg. Seinen Vortrag, der sich auf vielseitige praktische Erfahrungen gründete, will er nur als Plauderei „aus der Schule für die Schule“ erachtet wissen.

Seine allgemeinen Darlegungen wenden sich gegen den letzten Satz des Punktes III der Hübnerschen Leitsätze über die gegenwärtigen Aufgaben des nspr. Unterrichts auf dem 19. deutschen Neuphilologentag

in Berlin (s. Bericht S. 63—65). Dieser Satz bezeichnete die Trennung von Lektüre- und Grammatikstunden sowie ein besonderes Uebungsbuch für die Mittel- und Oberstufe als unnötig. Man hat den Satz zwar fallen lassen; es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass er bei der nächsten Gelegenheit wieder auftaucht. Demgemäss verbreitet sich Redner über die Zweckmässigkeit der vermittelnden Methode. Die Spracherlernung vollziehe sich in der Schule unter ganz anderen Bedingungen als die natürliche Spracherlernung beim Kinde; sie sei also mehr oder weniger eine künstliche, so dass man hier seine Zuflucht zum Vergleich nehmen müsse.

Den beiden Zielen des neusprachlichen Unterrichts, der Bildung und der Fertigkeit, müsse Rechnung getragen werden; für die Fertigkeit könne man in der Schule nur den Grundstein legen. Für die Bildung gibt die Grundlage ab einmal die sprachlich formale Schulung, dann aber auch die Unterweisung nach der philosophischen, literarischen, ästhetischen, ethischen, staatsbürgerlichen und wirtschaftlichen Seite hin. Solche Erörterungen können aber nicht durch rein sprachliche Uebungen verwässert werden. Anderseits muss die rein sprachliche Schulung gründlich sein, sonst bleibt es beim Tasten. Daher erweist sich überall die Trennung der Lektürestunden von den Grammatik- oder, besser gesagt, Uebungsstunden als notwendig. Eine solche Uebungsstunde kann ja überhaupt alle Betätigungen, die der sprachliche Betrieb mit sich bringt, in sich vereinigen.

In grossen Zügen gibt dann Redner ein Bild, wie er sich die Abwicklung des Unterrichts auf der Mittel- und Oberstufe denkt. Auch da ist besonderes Gewicht auf sinngemässes Lesen und guten Vortrag zu legen. Auch hier sollte der Schüler alles erst durch das Ohr aufnehmen. Die Sprechmaschine geht mehr dem Lehrer als dem Schüler zur Hand. Die Hauptsache sei, möglichst vielen fremden Sprachstoff zu bringen und den Unterricht immer mehr in der fremden Sprache selbst sich abwickeln zu lassen. Beim Betrieb der Grammatik ist das grösste Gewicht auf den natürlichen Grund für die grammatischen Erscheinungen zu legen. Alles rein Lexikalische ist aus der Grammatik zu entfernen. Das Quellenzentrum für alle mündlichen und schriftlichen Uebungen bleibt das fremdsprachliche Musterstück. Die Uebungsstunden müssen anregend gestaltet sein und daher sei mit der Art der Uebungen abzuwechseln. Der Schriftstellerlektüre soll aber immer die ganze Stunde gewidmet sein.

Ganz frei soll sich der Unterricht auf der Oberstufe gestalten. Die schriftlichen Zielleistungen müssen in ihren Texten ihrem Zweck angepasst sein: das Diktat als Prüfstein für rasche Lautauffassung und für die Hörfähigkeit und für die Sicherheit in der Rechtschreibung wird am besten dem Alltagsleben und moderneren Stücken mit wirklich aktivem Wortschatz entnommen. Grössere Schwierigkeiten darf die Herübersetzung bieten, in der der Schüler allgemein sprachliche Gewandtheit, allgemeines Verständnis und Denken bekunden soll. Redner verwirft die Hinübersetzung keineswegs, will sie aber auf ein bescheideneres Mass zurückgedrängt wissen. Ganz falsch sei es, diese Uebung mit grammatischen Fallstricken zu übersäen. Einen freien französischen oder englischen Aufsatz können die Schüler nicht machen; schon der deutsche Aufsatz ist oft ein Angstprodukt. Redner hat dagegen recht gute Erfahrungen gemacht mit ganz kurzen, freieren Arbeiten, in denen die Schüler über irgend eine Frage ihre Meinung ausdrücken und zwar nur mit dem ihnen gegenwärtigen Wortschatz.

Auf der Oberstufe fällt der Schriftstellerlektüre der Löwenanteil zu. Ihr Umfang lässt sich bedeutend vermehren, wenn nicht alles mechanisch übersetzt, sondern nur sinngemäss gelesen und dann besprochen wird. Auch die auditive Lektüre fördert das Vorwärtskommen. Neben der vorgeschriebenen klassischen Lektüre sollen natürlich auch beste moderne Erzeugnisse gelesen werden. Musterhafte deutsche Uebersetzungen sollten den Schülern nicht vorenthalten werden. Anthologien eignen sich vorzüglich zu einem Spaziergang durch den fremden Dichtergarten. Zum Schluss bricht Redner eine Lanze für die Reformschulen und hebt die hohen Anforderungen hervor, die der neusprachliche Unterricht an die Kraft des Lehrers stellt, warnt vor Mammutanstalten und überfüllten Klassen sowie vor dem falschen Sparen an Lehrern und wünscht dem neuphilologischen Nachwuchs eine baldige bessere Aussicht für die Zukunft. (Starker Beifall.)

Auch in der kurzen Aussprache, die sich an die vortrefflichen Ausführungen knüpfte, kam allseitige Zustimmung zum Ausdruck.

2. Ueber das ***Reformrealgymnasium*** sprach ein Altphilologe, Stud.-Prof. Dr. G. Riedner-Nürnberg, auf Grund seiner sechsjährigen praktischen Erfahrung. Seinem Bericht lagen folgende Leitsätze zugrunde:

Das Reformrealgymnasium ist im Rahmen der neuen Schulordnung zu erhalten; es erfüllt die Aufgabe, Schülern, die sich in erster Linie die sog. realistische Bildung aneignen sollen, auf kürzerem Wege ausreichende Kenntnisse in der lateinischen Sprache und damit auch der antiken Kultur zu vermitteln. Es ist keine leichte Schule und macht eine starke Auslese unter den Schülern notwendig, wenn das gleiche Ziel wie am Realgymnasium erreicht werden soll. Die Anstalt erhält durch den in der 4. Klasse einsetzenden Lateinunterricht ihr charakteristisches Gepräge. Die Uebersetzungen vom Deutschen ins Lateinische sind mindestens bis in die 7. Klasse (Obersekunda) fortzusetzen. Ob das Englische für den Unterricht im Lateinischen eine gleich gute Vorarbeit leistet wie bisher das Französische, muss erst erprobt werden.

Aussprache (auszugsweise):

Oberstud.-Dir. Dr. Bock: In Bayern besteht nur ein Reformrealgymnasium. Infolge der Umstellung des Anfangsunterrichts auf das Englische kommt die formale Schulung der Anfänger zu kurz. Auch in Bayern sollte es viel mehr solche Anstalten geben, auch in kleineren Städten.

Oberstud.-Rat Dr. Martin: Preussen besitzt 124 Reformrealgymnasien, Bayern hat erst eine einzige derartige Anstalt. Es kann nicht stark genug hervorgehoben werden, dass es endlich an der Zeit ist, auch innerhalb der bayerischen Grenzpfähle diese bewährten Lehranstalten zu vermehren.

Stud.-Prof. Dr. Riedner: Viele Reformschulen an kleinen Orten dürften wohl nicht haltbar sein, weil auf die Schüler Rücksicht genommen werden müsse, die Theologen werden wollen; diese brauchen ein humanistisches Gymnasium. Er begrüsse die Verbindung von Progymnasium mit Realabteilung und umgekehrt.

Schliesslich wurde folgender Leitsatz fast einstimmig angenommen: „Weitere Reformrealgymnasien sind nach dem Nürn-

berger Muster entweder durch Angliederung an bestehende Realgymnasien und Oberrealschulen oder auch selbständig durch Umwandlung von solchen, besonders auch in kleineren Städten, zu errichten.

3. Eine vortreffliche ***Einführung in Laut und Schrift im englischen Anfangsunterricht*** bot der feinsinnig ausgearbeitete Vortrag des O.-St.-Rats Dr. A. Kroder-Augsburg, der in dieser *Ztschr. f. frz. u. engl. Unterr.* Bd. 25, Heft 4 abgedruckt wird und in fünf Leitsätzen gipfelte:

Aus der eingehenden Aussprache, die sich an diesen Bericht anschloss, sei folgendes mitgeteilt:

St.-Prof. Dr. Grashey will einen scharfen Unterschied zwischen den ersten Wochen und dem späteren Verlauf des englischen Anfangsunterrichts gemacht wissen. Er habe schon in den ersten Wochen die besten Erfahrungen mit der phonetischen Umschrift gemacht.

St.-R. Dr. Lösch-Nürnberg: Nicht zu lange Wörter kann man ruhig phonetisch umschreiben. Zuviele Hilfszeichen sind verwirrend.

St.-R. Dr. Berthold-Fürth hält die phonetische Umschrift für gut und notwendig, weil die Mehrzahl der Schüler dem visuellen Gedächtnistyp angehört; die phonetische Transskription sei eine wertvolle Gedächtnishilfe. Am besten ist es, die Verwendung der phonetischen Umschrift im Schulunterricht freizustellen.

St.-R. H. Geist-München: Die Lautumschrift ist auch dem Zwecke dienlich, den Schülern zum Bewusstsein zu bringen, dass fast alle fremdsprachlichen Laute den Deutschen gegenüber verschieden sind. Die neue Schuljahreinteilung ist für den Lautkurs sehr nachteilig.

O.-St.-R. Danschacher-Fürth vertritt den Grundsatz: „Sehe jeder, wie er's treibe!"

St.-Prof. Dr. A. Bauer-München: Es wäre begrüssenswert, wenn in allen Schulbüchern endlich ein bestimmtes Umschriftsystem verwendet würde; er erkläre sich für das Nebeneinander von Lautschrift und historischer Schrift.

G.-R. Dr. Förster-München hält es für herrlich, mit Verwendung der Transskription zu unterrichten; aber nicht alle müssten das tun. Er sei dafür, den ganzen Lautierkurs an den Zahlwörtern durchzuführen, was den Vorteil habe, dass man sofort zum Sprechen komme. Die Lautschrift der Association phonétique mache Unterscheidungen, die das Lernen erschwere.

Prof. Dr. Gade-Berlin: Der Anfangsunterricht verbrauche viel Kraft und erfordere eine ungeheure Konzentration vom Lehrer. An die Unterrichtsverwaltungen sei die selbstverständliche Forderung zu richten, dass die Zahl von 25 Schülern in einer Klasse für den englischen Anfangsunterricht nicht überschritten werden dürfe.

St.-Prof. Leininger-München erklärt sich für die Höchstzahl von 30 Schülern.

Bei der Abstimmung einigte sich die Versammlung auf die Annahme folgender *Leitsätze:*

a) In der Verwendung von Lautschrift und Lauttexten ist Freiheit zu belassen.

b) Die Möglichkeit praktischer Ausprobung verschiedener Methoden nebeneinander sollte geschaffen werden.

c) Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und Schwierigkeit des neuspr. Anfangsunterrichtes darf die Schülerzahl von 30 bei diesem Unterrichtsfach nicht überschritten werden.

4. Stud.-Prof. Dr. H. Molenaar-Neustadt a. H., ein Mitbegründer des B. N.-V., hatte einen Vortrag über *Englisch am hum. Gymnasium* angemeldet. Leider war er am Erscheinen bei der Tagung verhindert und sandte mehrere Leitsätze über die ***Neueren Sprachen am humanistischen Gymnasium,*** von denen die folgenden bekanntgegeben wurden.

a) Wenn das Gymnasium seine Aufgabe, eine wahrhaft humanistische Bildung zu vermitteln, auch ferner erfüllen will, muss es den Erfordernissen der Neuzeit mehr Zugeständnisse machen. Es ist bei der täglich zunehmenden Bedeutung des Weltverkehrs nicht mehr möglich, dass wir auf dem Gymnasium den trotz ihres hohen Bildungswertes immerhin toten Sprachen Latein und Griechisch mehr als vier Fünftel, den neueren Sprachen aber kaum ein Fünftel der für Fremdsprachen bestimmten Zeit widmen.

b) Es bleibt nur der Weg der Zweiteilung der Gymnasien von der 4. Klasse ab in Parallelabteilungen mit Griechisch und Englisch als zweiter Fremdsprache. Beide Abteilungen haben von der 6. Klasse an Französisch pflichtmässig.

c) Einem von mehr als der Hälfte der Klasse besuchten wahlfreien Sprachunterricht dürfen nicht ausschliesslich schlechte Stunden zugewiesen werden. Mindestens eine Wochenstunde muss in die 1. bis 3. Arbeitsstunde fallen.

d) Auch die Kenntnisse in den wahlfreien Fächern, insonderheit den Sprachen, sollen in den Zeugnissen zum Ausdruck kommen. Wir müssen es als eine Zurücksetzung empfinden, dass die Kurzschrift im Zeugnis bewertet wird, Französisch aber nicht.

Wegen der Abwesenheit des Referenten stand die Versammlung davon ab, in nähere Verhandlung über diese Leitsätze einzutreten. Aus der kurzen *Aussprache,* die geführt wurde, ergab sich, dass eine Mehrheit für Annahme dieser Sätze nicht zu gewinnen war; Abs. c wurde ausdrücklich abgelehnt.

5. Mit überzeugender Sachlichkeit behandelte Studienrat G. Niedermeier-München das Thema über die ***wahlfreien Fremdsprachen.*** Trotz der vorgerückten Zeit verstand er es, die grosse Zuhörerschaft zu fesseln. Der Gedankengang seiner Ausführungen war folgender:

Trotz der so oft betonten Ueberbürdung der Schüler darf nicht auf die in den wahlfreien Fremdsprachen ruhenden Bildungsmittel verzichtet werden; denn sie bieten a) wertvolle und verwertbare Kenntnisse, b) eine notwendige Abrundung des abendländischen Kulturkreises, also echte Bildung. Als Unterrichtsziel ist anzustreben, dass jeder Schüler im Anfangskurs ordentlich lesen lernt, dass er die Formen erkennt und sich mit Hilfe eines Wörterbuches in einem Text zurechtfindet. Im Oberkurs wäre an Hand geeigneter Texte ein Einblick in das Wesen, Werden und Denken des fremden Volkes zu geben, also Kulturgeschichte.

Russisch dürfte unseren Schülern am schwersten fallen; Schrift Aussprache, Betonung, Formenlehre und der ganze Sprachgeist sind östlich und uns fremd.

Spanisch ist namentlich seit dem Krieg in hoher Gunst; die Gründe hierfür sind hauptsächlich gefühlsmässig. Praktische Verwertbarkeit tritt wohl seltener ein, als erhofft wird. Die Sprache ist in Laut- und Formenlehre von vorbildlicher Klarheit und Klangfülle.

Italienisch ist die kulturell wichtigste der romanischen Sprachen. Der Kulturkreis Italiens in bildender Kunst, Musik, Literatur, Kirche und Politik ist nicht zu umfassen. — Die praktische Verwendbarkeit ist hier wohl am ehesten gegeben.

Französisch: Die Zurücksetzung dieser Sprache am humanistischen Gymnasium ist bedauerlich, weil an ihr die Schüler das Gesetz der biologischen Entwicklung auch im Sprachbetrieb sehen könnten. Die Vormachtstellung Frankreichs in Europa und im Orient sollte in ihren Ursachen aufgezeigt werden. Die Notwendigkeit nicht bloss sinnähnlicher, sondern sinn- und wortgetreuer Uebersetzungen lehren uns klassische Beispiele von Uebersetzungsfehlern des Versailler Vertrags.

In unserem Interesse liegt es, dass sich besonders die jüngeren Fachgenossen mehr als bisher mit diesen Sprachen befassen möchten.

In der *Aussprache* wurde der formalbildende und ethische Wert des Spanischen betont und auf das der Fortbildung der Lehrer dienende „Ibero-amerikanische Institut" in Hamburg hingewiesen.

Geh.-Rat Dr. Förster trat dafür ein, dass in den Wahlfächern vor allem die Lesefähigkeit der Schüler anzustreben sei. Man dürfe nicht bloss den Gesichtspunkt der praktischen Verwendbarkeit gelten lassen, sondern müsse den der Geistesbildung in den Vordergrund stellen.

Hierauf wurde beschlossen: 1. Die Wahlstunden sind in das Pflichtstundenmass des Lehrers einzurechnen. 2. Sammelkurse sind aus pädagogischen und technischen Gründen zu vermeiden. 3. Es soll die Möglichkeit bestehen, ungeeignete Schüler aus den Wahlkursen auch während des Schuljahres zu entfernen.

V. Die zwei Geschäftssitzungen.

Ueber die hierbei erledigten Angelegenheiten sei in knapper Zusammenfassung folgendes berichtet:

1. Den *Geschäftsbericht* erstattete der erste Vorsitzende O.-St.-R. Dr. Martin unter Hervorhebung der nachstehenden Punkte:

a) *Veränderungen in der Vorstandschaft* ergaben sich dadurch, dass zu Neujahr 1925 der mehrjährige verdiente 2. Vorsitzende St.-R. Dr. Rosskopf wegen Arbeitsüberlastung sein Amt niederlegte und der bisherige opferwillige Schriftführer St.-R. Steininger nach Passau befördert wurde. Durch Zuwahl wurde St.-R. Dr. Jüllich als 2. Vorsitzender und St.-R. Niedermeier als 1. Schriftführer in den Aus-

schuss berufen, dem St.-Ass. Dr. Spindler als 2. Schriftführer beigegeben wurde. Als neue Beisitzer wurden zugewählt: St.-R. Dr. Rosskopf und St.-Prof. Dr. Stumfall.

b) Die auf der letzten *o. o. Tagung in Augsburg* (am 14. VII. 1924) gefassten Beschlüsse (betr. Wiedererrichtung eines selbständigen nspr. Ministerialreferats, Reisestipendien, Beförderungsverhältnisse, Französisch — in der 4. Kl. — der Realschule, Wahlfreien nspr. Unterricht am hum. Gymnasium, Ablehnung der sg. „Freien Arbeit" als nspr. Prüfungsaufgabe an den Mädchenlyzeen) wurden nebst den Erfahrungen mit Englisch als erster Fremdsprache dem Ministerium wie dem Landtag zugeleitet und entsprechend vertreten.

c) Unsere *Wünsche und Forderungen zur Neuregelung des nspr. Unterrichts* wurden in ausführlich begründeter Sondereingabe (am 12. 5. 1925) den nämlichen Stellen übermittelt. Besonderer Nachdruck wurde gelegt auf die Erhaltung des nspr. Charakters des Realgymnasiums, auf die Errichtung weiterer Reformrealgymnasien, auf die Anfügung je einer Wochenstunde an den nspr. Pflichtunterricht der VII. und VIII. Kl. des hum. Gymnasiums und auf die Festsetzung von je 4 Wochenstunden für die zweite Fremdsprache (Französisch) in den Kl. IV, V und VI der Realschulen bzw. Oberrealschulen, ferner an den Universitäten auf die Errichtung neuer Lektorate auch für die sog. Wahlsprachen und auf die Berufung geeigneter nspr. St.-Prof. (in etwa fünfjährigem Wechsel) mit Lehrauftrag für die praktische (grammatische und stilistische) Ausbildung der Studierenden.

d) Hinsichtlich der *Reisestipendien* ist es besonders dem B. N.-V. zu danken, dass im Staatshaushalt 1902/03 zu den früher eingesetzten 3800 Mk. noch weitere 6000 Mk. (nachgesucht war um 12 000 Mk.) bewilligt wurden und so alljährlich bis 1919 je 9800 Mk. zur Verfügung standen. Während der Inflationszeit wurde trotz unseres Einspruchs der Etatstitel der „Ferienlehrgänge und Reisebeihilfen" auf die wissenschaftlichen Lehrer sämtlicher Sparten ausgedehnt. Im gegenwärtigen Staatshaushalt stehen für 1924 und 1925 je 5000 Mk. mit der gleichen Bestimmung. Der B. N.-V. hat sich nun sowohl an den Landtag wie an die Ministerien mit eindringlichen Vorstellungen und der Bitte gewendet, es möchten für jedes Jahr je 12 000 Mk. und zwar ausschliesslich als Reisebeihilfen für Lehrer der neueren Sprachen — eingeteilt in 20 Stipendien zu je 600 Mk. — eingesetzt und bewilligt werden.[1])

e) Unablässig war die Vorstandschaft bemüht, in den *Beförderungsverhältnissen* der Neuphilologen eine Besserung zu erzielen. Der von uns seit Jahren verfochtene Grundsatz „Pari passu" mit den übrigen Hauptlehrsparten wird nun endlich anerkannt, wozu die verdienstvolle Arbeit des von unserm Kollegen St.-Prof. Dr. O. Emmerig herausgegebenen *Bayerischen Philologenjahrbuchs* und der sehr interessante „Streifzug" (s. *Neues Land* Nr. 6 vom 15. 5. 1925) unseres Kollegen O. St.-R. Fauner wesentlich beigetragen hat. „Gleiche Jahrgänge, gleiche Beförderung" heisst nun die Losung. Bei den höheren und leitenden Stellen, besonders der Realgymnasien, gilt es, noch viel für unser Fach zu erkämpfen, wozu die Mitarbeit berufener Fachgenossen dringendst erwünscht ist.

---

[1]) Im Jahre 1925 wurden 15 Reisestipendien zu je 500 Mk., also im ganzen 7500 Mk. verteilt; 60—70 Gesuche waren eingelaufen. Das grosse Bedürfnis nach Stipendien kann also nicht bestritten werden.

In der *Aussprache* über den sehr beifällig aufgenommenen Geschäftsbericht wurde hauptsächlich die unabweisbare Notwendigkeit der Vermehrung der neuspr. Reisebeihilfen betont. Da seit 1915 keine Stipendien mehr verteilt wurden und die Zahl der neuspr. Lehrer an bayerischen staatlichen Anstalten im Vergleich zum Jahre 1902, wo seitens der Unterrichtsverwaltung 9800 Mk. als Mindestbetrag für diesen Zweck als nötig erachtet wurde, um mehr als das Doppelte gestiegen ist, so müsse sich das auch bei diesem Etatstitel des Staatshaushaltes entsprechend auswirken. — G.-R. Förster trat dafür ein, man möge auch in Bayern ausser der Schaffung ausreichender Reisestipendien dafür Sorge tragen, dass neuphilologische Lehrer nach einer gewissen Zeit auf ein Jahr zur Universität beurlaubt werden, wo sie neue Anregungen empfangen können. — G.-R. Schick hob die günstigen Erfahrungen hervor, die man in Amerika schon seit langem mit dem sogen. „Sabbatjahr" gemacht habe. Etwas Aehnliches sei auch für die Neuphilologen erwünscht und notwendig.

Einmütig wurden dann folgende drei Entschliessungen gefasst:

a) Zur Befriedigung der vordringlichsten Bedürfnisse ist es unerlässlich, dass vom Ministerium in den jährlichen Staatshaushalt mindestens 21000 Mark für 30 neuphilologische Reisebeihilfen zu je 700 Mk. eingesetzt werden.

b) Von grösseren Städten, die höhere Unterrichtsanstalten unterhalten, sollen für jede derartige Anstalt jährlich wenigstens zwei neuphilologische Reisebeihilfen zu 700 Mk. bewilligt werden.

c) Jeder an einer höheren Schule tätige Neuphiloge soll nach einer Reihe (von etwa sieben) Jahren unter Fortbezug seines Gehaltes zu einem Studiensemester an einer Universität beurlaubt werden.

2. Von den ***Berichten der Ortsgruppen*** gelangt der folgende Auszug zum Abdruck:

a) Bericht der (1901 gegr.) *Ortsgruppe München.* Vorsitzender: St.-Prof. Endres; Kassenwart: O.-St.-Dir. Dr. Manger; Schriftführer: St.-R. Eberl.

Seit 1923/24 zeigte sich wieder eine regere Teilnahme am Leben der Ortsgruppe, deren Veranstaltungen durchschnittlich von 50 Mitgliedern besucht waren. Die wichtigsten Versammlungen waren folgende: 9. 5. 24. Literarische Gedenkfeier (im Palais Prinz Ludwig Ferdinand) von Lord Byrons Todestag (19. 4. 1824). 26 9. 24. — Chr. L. Poehlmann: *Spracherlernen auf psychologischer Grundlage.* — O. St.-R. Biehlmaier: *Praktische Erfahrungen mit dieser Methode.* — 22. 10. 24. O. St.-R. Dr. N. Martin: *Bericht über den 19. D. N.-T. in Berlin.* — 3. 12. 24. O. St.-R. Dr. F. Beyer: *Lautsprache-Lautschulung-Lautschrift-Rechtschreibung.* — 27. 2. 25. O. St.-R. Dr. N. Martin: *Nspr. Unterricht und neue Schulordnung* (Diskussionsabend). — 1. 3. 25. Eindrucksvolle Abschiedsfeier für G.-R. Dr. Schick, die ungemein stark besucht war.

b) Bericht der (1901 gegr.) *Ortsgruppe Nürnberg-Fürth-Erlangen.* Vorsitzender: O. St.-R. Danschacher; Mitgliederzahl: 72. Im Berichtsjahre 1924/25 fanden 10 Zusammenkünfte statt, die durchschnittlich von 25—30 Mitgliedern besucht waren. Dabei sprach Prof. Dr. Pirson-Erlangen über *La vie intellectuelle et morale de la France d'avant-guerre,* O. St.-R. Dr. Leykauff über den *Berliner Neuphilologentag,* Dr. Bertholdt über *Die Lübecker Tagung.* Zweimal fand eine gemeinschaftliche Fahrt nach Erlangen zur Besichtigung der Neuerwerbungen des romanischen und englischen Seminars, einer Ausstellung französischer Originale (Callot) und zu einer Führung durch die Universitätsbibliothek statt. — Der Tod von O. St.-Dir. Dr. Ackermann († 21. 3. 25) war für die Ortsgruppe ein schwerer Verlust.

c) Bericht der (1906 gegr.) *Ortsgruppe Würzburg.* Mitgliederzahl: 33. Der Vorstand setzt sich aus O. St.-R. Dr. Schiedermair, U.-Prof. Dr. Franz und U.-Prof. Dr. Hämel zusammen. In den Sitzungen wurden brennende Fragen (Stellung des Französischen gegenüber dem Englischen) besprochen, Berichte über Tagungen (Berlin) erstattet sowie wissenschaftliche Probleme (Dante; Charakter der spanischen Literatur) erörtert. Nach aussen war die Ortsgruppe insofern sehr rührig, als ihre drei Vorstände bei der Erlanger Tagung im Herbst 1925 als Redner auftraten.

3. Zwei Vorschläge von ***Satzungsänderungen*** wurden einstimmig angenommen. Hiernach wird in § 2 der B. N.-V.-Satzungen als Jahresbeitrag 3 Mk., für Pensionisten 1 Mk. und für St.-Ass. i. V. 50 Pf. (einschliesslich der Zugehörigkeit zum A. D. N.-V.) festgesetzt. In § 3 bei der Vorstandschaft steht künftig 1. und 2. Schriftführer (statt Schriftführer) und sieben Beisitzer (statt zwei).

4. Der vom Kassenwart St.-Prof. L. Pohl am 30. Mai 1925 abgeschlossene ***Kassenbericht*** buchte 3385,91 Mk. Einnahmen und 1397,24 Mk. Ausgaben; hieraus ergibt sich ein Aktivrest von 1988,07 Mk. Davon sind ausser den unmittelbaren H.-V.-Kosten noch zu bestreiten: die Beiträge an den A. D. N.-V. und Druck sowie Versand des gegenwärtigen Tagungsberichtes. Es ist zu erwarten, dass auch dann noch ein Barbestand von einigen hundert RM. in der Kasse verbleibt.

Die bei Beginn der H.-V. gewählten *Rechnungsprüfer,* St.-Prof. Deisenrieder-Freising und O.-St.-R. Dr. Zettner-Bayreuth, welche die Kasse an der Hand der Bücher und Belege genau nachgeprüft hatten, erklären, dass sie alles in bester Ordnung befunden haben; sie beantragen, den Kassenwart unter Dank für seine grosse Mühewaltung zu entlasten. Dies geschieht unter einmütigem Beifall und besonderer Anerkennung dafür, dass es Prof. Pohl gelang, die auch für unsere Verbandskasse recht schwierige Inflationszeit so glücklich zu überwinden.

5. ***Neue Ehrenmitglieder*** des B. N.-V. Wegen ihrer besonderen Verdienste um die neuphilologische Sache wie auch um die des B. N.-V. wurden auf Grund einmütigen Beschlusses der Jubiläumsversammlung zu Ehrenmitgliedern ernannt:

G.-R. o. ö. U.-Prof. Dr. Max Förster, a. o. U.-Prof. Dr. Gottfr. Hartmann,[1]) o. ö. U.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg-Innsbruck, seit W.-S. 25/26 in Berlin, G.-R. Friedr. Dörr-Heidelberg, O.-St.-R. i. R. Dr. Martin Hartmann-Leipzig, G.-R. Dr. Max Walter-Frankfurt a. M., G.-R. Dr. Theodor Link-Würzburg, O.-Stud.-Dir. Dr. Franz Bock-Augsburg, O.-St.-Dir. Klaus Gerbes, G.-R. Dr. Bruno Herlet-Würzburg, O.-St.-Dir. Dr. Karl Manger, O.-St.-R. i. R. Dr. Georg Buchner, O.-St.-R. i. R. Dr. Heinrich Gassner-Nürnberg, O.-St.-R. i. R. Dr. Andr. Rosenbauer-Regensburg.

6. ***Die nächste H.-V. des B. N.-V.*** soll an *Pfingsten 1927* in *Würzburg* stattfinden. O.-St.-R. Dr. Schiedermair hatte namens der dortigen Ortsgruppe die mit Freuden angenommene Einladung überbracht.

7. Bei der ***Neuwahl des Ausschusses*** betonte der erste Vorsitzende, O.-St.-R. Dr. N. Martin, dass es an der Zeit sei, ihn abzulösen, nachdem er als Vorstandsmitglied des B. N.-V. schon seit 1902, seit 1904 als zweiter und seit 1906 als erster Vorsitzender ununterbrochen tätig gewesen sei. Von seiten der Versammlung und besonders durch den Mund der E.-M. Geheimräte Dr. Schick und Förster wurde dem ersten Vorsitzenden Dank und Anerkennung für sein „vieljähriges verdienstvolles Wirken und die geradezu vorbildliche Leitung“ mit dem dringenden Ersuchen gezollt, den Vorsitz beizubehalten. Unter der Voraussetzung, dass alle übrigen Vorstandsmitglieder durch deren treue und kollegiale Mitarbeit[2]) der

---

[1]) Den zwar hochbetagten — fast 75jährigen — aber geistig noch recht frischen Gelehrten, der auch bei dieser Tagung wie bei den meisten früheren eifrig mitgewirkt hatte, entriss uns der Tod am 4. Juli 1925. An seinem Grabe auf dem Waldfriedhof zu München wurde der wohlverdiente Lorbeer des B. N.-V. niedergelegt. — 1892 hatte er sich an der Münchener Universität für romanische Philologie habilitiert und lehrte in fruchtbringender Weise besonders auf seinem Spezialgebiet: Rätoromanisch und Italienisch.

[2]) Dabei wurde mit herzlichem Dank des 2. Vorsitzenden St.-R. Jüllich gedacht, der besonders als Leiter des Empfangs- und Presseausschusses sehr viel mühsame Arbeit übernahm und so zum Gelingen der Tagung wesentlich beitrug. Ebenso wurde nochmals dankbare Anerkennung dem Kassenwart St.-Prof. Pohl sowie den beiden Schriftführern St.-R. Niedermeier und St.-Ass. Dr. Spindler gespendet, denen St.-Ass. Dr. Wilhelm bei Aufnahme des Tagungsprotokolls schätzenswerte Hilfe leistete. Beim Empfangsausschuss bewährten sich als wackere Helferinnen die St.-Assessorinnen Lore Sonntag und Alice Schmidt sowie die Sprachlehrerin Fanny Hössl.

bisherige Erfolg zustande gebracht wurde, ihr Amt beibehalten, erklärte sich der erste Vorsitzende bereit, auf seinem Posten zu bleiben. Auf Grund einmütigen Zurufs wurde die Vorstandschaft in folgender Zusammensetzung wiedergewählt:

a) *Geschäftsführende Vorstandschaft:*

O.-St.-R. Dr. N. Martin, 1. Vorsitzender, Tengstr. 11/$_3$ (F. 34385); St.-R. W. Jüllich, 2. Vorsitzender, Kurfürstenplatz 4/$_3$; St.-Prof. L. Pohl, Kassenwart, Kaulbachstr. 77/$_0$, P.-Sch.-Ko. Nr. 16609; St.-R. G. Niedermeier, 1. Schriftführer, Zentnerstr. 21/$_0$; St.-Ass. Dr. R. Spindler, 2. Schriftführer, Brüsselerstr. 14/$_2$.

b) *Beisitzer:*

St.-Prof. Dr. A. Bauer, St.-Prof. J. Endres, O.-St.-R. J. M. Fauner, O.-St.-Dir. Dr. K. Manger, St.-Prof. Dr. L. Richter, St.-R. Dr. K. Rosskopf, St.-Prof. Dr. B. Stumfall, O.-St.-R. Danschacher (Fürth i. B.) O.-St.-R. Dr. R. Schiedermair (Würzburg).

a) und b) in München, wo nicht eigens anders angegeben.

VI. Neuphilologische Buch- und Lehrmittelausstellung.

Um das Zustandekommen dieser Ausstellung hat sich unter Leitung des O.-St.-Dir. Dr. Manger der rührige 2. Schriftführer St.-Ass. Dr. R. Spindler in hervorragender Weise verdient gemacht; sein (hier gekürzter) Bericht lautet folgendermassen:

Zum Ausstellungszweck wurde von G.-R. Dr. Max Förster dem B. N.-V. das Englische Seminar der Universität freundlichst zur Verfügung gestellt. Etwa 15 neuphilologische Verlage des Deutschen Reiches wurden eingeladen, sich an der geplanten Buchausstellung zu beteiligen; 12 Verlage sagten ihre Teilnahme zu, nämlich: Buchner-Bamberg, Diesterweg-Frankfurt a. M., Elwert-Marburg, Kellerer-München, Lindauer-München, Meyer-Prior-Hannover, Oldenbourg-München, Renger-Leipzig, Teubner-Leipzig, Velhagen u. Klasing-Bielefeld, Weidmann-Berlin, Winter-Heidelberg. Das Auspacken und Ausstellen der Bücher übernahm die Münchener Buchhandlung Buchholz. Die Ausstellung war von den Verlagen äusserst reichhaltig beschickt worden, 4 Verlage (Diesterweg, Kellerer, Meyer-Prior, Velhagen u. Klasing) hatten sogar eigene Vertreter entsandt. Besonders waren es neben den neuesten Lehrbüchern für moderne Sprachen diejenigen Neuerscheinungen der letzten Jahre, die der Forderung kulturkundlicher Fortbildung entgegenkamen, welche das Hauptinteresse der Besucher fesselten (so etwa Dibelius *England,* Roeder, *Englischer Kulturunterricht,* Krüper, *Deutschkunde im englischen Unterricht,* Glaser, *Frankreich*); daneben solche, die sich mit der Methodik des neuphilologischen Unterrichts beschäftigten (so Aronstein, *Methodik des Englischen Unterrichts,* Otto, *Methodik und Didaktik des nspr. Unterrichts*); auch nach technischen Wörterbüchern war die Nachfrage lebhaft, sowie nach Werken, die die spanische Sprache und Literatur behandelten (so Hämel, *Spanische Literaturgeschichte,* Pfandl, *Spanische Kultur und Sitte*).

Grosses Interesse erweckten die Literaturgeschichten von Fehr, Legouis-Cazamian und Strowski. Der Besuch der Ausstellung war sehr gut; Kataloge und Prospekte waren in reicher Anzahl vorhanden.

VII. Gesellige Veranstaltungen.

Die Vorbereitung und Durchführung dieser in einfachem Rahmen gehaltenen Veranstaltungen wurde von der Münchener Ortsgruppe übernommen, deren Vorsitzender St.-Prof. Endres, unterstützt von St.-Prof. Dr. Wiehl und St.-R. Eberl, seine Aufgabe vortrefflich löste.

Beim *Begrüssungsabend* (im Kartensaale des Hofbräuhauses) hiess der Ortsgruppenvorsitzende die zahlreich Erschienenen auf humorvolle Art willkommen. Den von Frau Dr. Lohmann verfassten Prolog sprach Stud.-Assessorin Alice Schmidt voll ursprünglicher Frische. Frau Delius sang „mit sieghaftem Sopran“ spanische Volkslieder und mehrere tiefsinnige, ernste Lieder von Fräulein Philippine Schick, von der Komponistin selber — der Tochter unseres G.-R. Dr. Schick — am Klavier meisterhaft begleitet. O.-St.-R. Dr. Kroder und Sohn spielten vierhändig am Klavier eigenartige amerikanische Weisen. — Ein *gemeinsames Mittagessen* fand im Wittelsbacher Garten statt, bei dem O.-St.-R. Dr. Martin den Trinkspruch auf den Jubelverband ausbrachte. Prof. Dr. Gade dankte in launiger Ansprache der gastlichen Isarstadt, G.-R. Dr. M. Förster feierte mit zündender Rede die Damen und G.-R. Dr. Schick die Vorstandschaft des B. N.-V. Am gleichen Abend fand zu Ehren unserer Jubiläumstagung eine *Festvorstellung im Residenztheater* statt, bei der Goethes *Geschwister* und Shakespeares *Komödie der Irrungen* eine flotte und packende Aufführung erlebten.

VIII. Schlusswort.

Nach Ausweis der Teilnehmerliste war die arbeitsreiche Jubiläumstagung von 135 Neuphilologen (darunter 39 Kolleginnen) besucht; 17 Fachgenossen haben ihre Frauen mitgebracht, so dass die stattliche Zahl von 152 eingeschriebenen Festteilnehmern erreicht wurde. Durch die im Geiste vornehmer Verständigung und einträchtigen Zusammenhaltens geführten Verhandlungen wurde frische Begeisterung in unserem Arbeitskreise hervorgerufen. Es ging damit der eine von G.-R. Dr. Alois Brandl, dem Führer des letzten D. N.-T., in seinem warmen Begrüssungsschreiben geäusserte Wunsch offensichtlich in Erfüllung. Inwieweit sich sein anderer Wunsch — es möge unsere Arbeit und die grosse Aufgabe der Neuphilologen in den Regierungskreisen recht gewürdigt werden — bei uns in Bayern verwirklicht, steht dahin. Wir können nur hoffen und wünschen, dass besonders die bei dieser H.-V. über neuphilologische Reisebeihilfen, Studiensemester und Reformrealgymnasien gefassten Beschlüsse geneigte Berücksichtigung finden mögen.

Aufrichtiger Dank sei indes dem Bayerischen Unterrichtsministerium dafür zum Ausdruck gebracht, dass es s. Zt. die Direktorate der höheren Lehranstalten ermächtigte, den an unserer Tagung teilnehmenden Lehrern hierfür Dienstbefreiung zu gewähren, und dass es als seinen besonderen Vertreter den Stud.-Prof. Dr. Tyroller abordnete, der unsern sämtlichen Versammlungen mit grossem Interesse beiwohnte. Ebenso sei auch an dieser Stelle dem Stadtrate der Landeshauptstadt München dafür gedankt, dass aus städtischen Mitteln eine namhafte Spende zu der Jubiläumstagung zur Verfügung gestellt wurde.

Ein besonderer Zug der diesmaligen H.-V. war, zumal bei den ausgezeichneten Vorträgen des U.-Prof. Dr. Gamillscheg, die wiederholte Bekundung des Gefühls innigster kulturgemeinschaftlicher Verbundenheit mit unseren Stammesbrüdern in Tirol. Im übrigen legten auch die Vorträge der U.-Professoren G.-R. Dr. Schick und G.-R. Dr. Förster wieder davon lebendiges Zeugnis ab, wie sehr wissenschaftliche Erkenntnisse gerade den neuspr. Schulunterricht befruchten können und wie freudig und eifrig hier Universität und Schule, Wissenschaft und Praxis zusammenarbeitet.

München. N. Martin.

Johannes Gärdes †.

Am 4. März 1926 starb der Oberstudienrat an der Auguste Viktoria-Schule in Liegnitz Dr. Johannes Gärdes fern von der Stätte seines Wirkens in seiner Heimat Bremen. Gärdes, am 15. Februar 1876 geboren, war ein hervorragender Neuphilologe, einer der besten in Schlesien. Er verfügte über ein erstaunliches Wissen und ungewöhnlich reiche Kenntnisse, die er sich in langer Studienzeit in Lausanne, Genf, Paris, Tübingen, Berlin und Kiel und auf ausgiebigen Reisen in Frankreich und England erworben hatte und unablässig mit regstem Eifer vertiefte. Seine Stärke lag im lebendigen Unterricht. Er war ein ausgezeichneter, anregender, erfolgreicher Lehrer, dem zuzuhören immer ein Genuss war. In den obersten Klassen des Oberlyzeums und der Studienanstalt, in der Ausbildung junger Lehrerinnen und Referendarinnen hat er sein Bestes geleistet. Seine grüblerische Natur, seine fast übermässige Gründlichkeit haben ihn leider nicht viel zu literarischem Schaffen kommen lassen. Er schrieb 1904 seine Dissertation *W. Scott als Charakterzeichner in „The Heart of Midlothian“* (Kiel) und gab 1923 in *Teubners kleinen Auslandstexten* das vortreffliche 11. Heft *The Romantic Triumph* heraus. Weitere Pläne, mit denen er sich trug, liessen Krankheit und Tod nicht reifen. Für die *Zeitschrift* hat er eine Reihe gediegener und ausführlicher Besprechungen in den Bänden 13 und 15—20 beigesteuert.

Seine Freunde werden ihn nicht vergessen!

Breslau. H. Jantzen.

Französische und englische Ferienkurse 1926.

Französische Ferienkurse finden in zwei Reihen an der Sorbonne statt. Die erste dauert vom 25. Juli bis 8. August, die zweite vom 22. August bis 5. September. Uebersichtspläne mit Angabe der Vorlesungen, Uebungen, Reisen und Pläne übersendet auf Wunsch der Direktor Henri Goy, Paris V, Sorbonne, Rue des Écoles.

Der englische Ferienkursus für Ausländer an der Universität London dauert vom 16. Juli bis zum 12. August. Nähere Auskunft erteilt The University Extension Registrar, University of London, London, SW 7.

Französische Ferienkurse in Genf vom 5. Juli bis 28. August. 4 Reihen zu je 14 Tagen. Anschrift: Genf, Secrétariat de l'Université.

Französische Ferienkurse in Lausanne vom 15. Juli bis 28. August. 3 Reihen zu je 14 Tagen. Anschrift: Lausanne, Université, Secrétariat.

Literaturberichte.

Otto Forst-Battaglia, Die französische Literatur der Gegenwart, 1870—1924. Wiesbaden, Dioskuren-Verlag, 1925. 493 S.

Man darf heute nicht mehr sagen, dass es uns an Uebersichten über die neueste Literatur Frankreichs fehle. Abgesehen von den beiden kürzlich abgeschlossenen grossen illustrierten Literaturgeschichten von Lanson und Bédier-Hazard, die von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage führen und gerade die neueste Literatur auch mit unverkennbarer Liebe berücksichtigen, haben wir z. B. das *Tableau de la Littérature française au XIXe Siècle et au XXe Siècle* von Fortunat Strowski, dessen neueste Auflage bis 1924 ergänzt ist; wir haben die *Histoire de la Littérature française contemporaine (1870 à nos jours)* von René Lalou (die freilich mehr eine Sammlung suggestiver Aphorismen als eine klare Darstellung der Literaturentwicklung bietet); in Deutschland ist in Walzels *Handbuch der Literaturwissenschaft* der Abschnitt über die romanische Literatur des 19. und 20. Jhdts. Heiss übertragen und wird natürlich die französische Literatur der neuesten Zeit ohne Zweifel besonders berücksichtigen. Die *Littérature française au XIX et XX Siècle* von Le Goffic, 1922, das *Panorama de la Littérature contemporaine* von B. Fay, 1925, und andere französische Werke sind mir noch unzugänglich geblieben. Jetzt erhalten wir auf 400 und einigen Seiten eine Darstellung des letzten Halbjahrhunderts französischer Literatur von Forst-Battaglia.

Die erste und zugleich schwierigste Aufgabe einer solchen Darstellung ist, die unendliche Fülle ihres Stoffes in eine gewisse Ordnung zu bringen. Man kann entweder eine möglichst genaue chronologische Anordnung der Gesamtliteratur erstreben, oder man kann die Entwicklung der einzelnen Literaturformen verfolgen, oder man kann die führenden Persönlichkeiten in den Vordergrund rücken, oder man kann nach leitenden geistigen Strömungen suchen. Es ist interessant, das Verfahren der einzelnen Verfasser zu vergleichen. Offenbar hat sich allen eine gewisse Elasitizität der Disposition als notwendig erwiesen.

Immerhin kommt etwa bei Strowski die Bedeutung der Persönlichkeit überwiegend zur Geltung, strebt Lalou nach strengerer chronologischer Folge usw. Bei Forst-Battaglia ist die Zugehörigkeit zur literarischen Gattung entscheidend. Freilich beginnt er mit drei allgemein orientierenden Kapiteln: Der Widerstreit vom Traditionalismus und Antitraditionalismus als Inhalt der französischen Literaturgeschichte; Die literarischen Schulen seit 1870; Die Bedingungen und Voraussetzungen des literarischen Schaffens in Frankreich. Aber sie umfassen zusammen nur 22 Seiten (deren Inhalt wir hier nicht bewerten wollen). Dann folgen in vier grossen Abschnitten: 1. Philosophie, Kritik, Geschichte; 2. das Drama; 3. die erzählende Prosa; 4. die Lyrik. Der Umfang dieser Abschnitte gibt zu erkennen, dass erzählende Prosa mit 150 und Lyrik mit reichlich 130 Seiten entschieden bevorzugt sind gegen das Drama mit 52, und vor allem gegen die wissenschaftliche Prosa mit 35 Seiten. Diese letzte kommt entschieden zu kurz fort gegenüber ihrer Bedeutung für das geistige Gesamtleben der Nation. Charakteristisch ist, wenn es S. 51 von Renan heisst: „Die Literaturgeschichte nimmt von ihm nicht anders Notiz, als um die seltene Kunst seiner Erzählung und die Anmut seines Stils zu preisen", und wenn er hier mit 13 Zeilen abgetan wird, wie übrigens mit einer gleichen Zahl von Zeilen auch Hippolyte Taine. Dass beide Schriftsteller an zahlreichen anderen Stellen des Buches noch genannt werden, zeigt nur, wie wenig richtig ihre Behandlung an diesem Hauptorte ist, wie denn auch das über Renan S. 26 f. Gesagte zu den übelsten Aeusserungen des Buches gehört.

Die Untereinteilung der Hauptabschnitte gibt zu manchen Bedenken Anlass. Der Roman z. B. wird unterschieden als 1. der naturalistische, 2. der idealistische, 3. der regionalistische, 4. der psychologische Roman. Ist der naturalistische Roman Zolas nicht auch immer ein Milieuroman, der seinerseits als Untergattung 2d des idealistischen Romans auftritt, und ist der Milieuroman stets ein idealistischer Roman? Steht der psychologische katholisch-konservative Roman Paul Bourgets 4c dem idealistischen philosophisch-soziologischen Roman 2a gegenüber? usw. Die Unsicherheit, welche die so spezialisierte Gattungs-Disposition in das Buch hineinträgt, wird noch vermehrt durch die mit ihr notwendig verbundene chronologische Unruhe, die den Verf. zwingt, immer wieder zu den Anfängen seines Zeitabschnitts zurückzukehren.

Bei diesen Mängeln des Buches zu verweilen war notwendig, weil die Einwände gegen sie Grundsätzliches betreffen. Andererseits soll sowohl der Reichtum des Inhalts hervorgehoben, wie auch anerkannt werden, dass man von Inhalt und Bedeutung der verzeichneten Werke weit mehr Tatsächliches erfährt als etwa bei Lalou. Als Repertoire der neuesten Literatur stehe ich nicht an, wenigstens für deutsche Leser, dem Buch von Forst-Battaglia weit grössere Nützlichkeit zuzusprechen als dem viel gerühmten französischen Buch.

Seine Urteile im einzelnen zu beurteilen, werden wir am besten der Zukunft überlassen. Die heute übliche Ueberschätzung von manchen Erscheinungen der modernen französischen Literatur, auch Claudels, müssen wir jetzt hinnehmen, bis zuerst die Franzosen deren Werke in ihrer Verworrenheit und Affektiertheit als dem Genre ennuyeux angehörig klassifiziert haben werden. Der Anfang hierzu ist bereits ersichtlich.

Breslau. C. Appel.

Marie de France, Lais. Hrsg. von Karl Warnke. Mit vergleichenden Anmerkungen von Reinhold Köhler, nebst Ergänzungen von Joh. Bolte und einem Anhang *Der Lai von Guingamor,* hrsg. von Peter Kusel. 3. verb. Aufl. Band 3 der *Bibliotheca Normannica* von † Hermann Suchier. Halle, Niemeyer, 1924. XII + CLXXXIV, 344 S.

Als Goethe die Lais der Marie de France gelesen hatte, urteilte er im Jahre 1820: „Ebenso (wie die Geschichte der Johanna von Orleans) werden die Gedichte Mariens von Frankreich durch den Duft der Jahre, der sich zwischen uns und ihre Persönlichkeit hineinzieht, anmutiger und lieber.“ Er benützte damals die 1819 erschienene französische Ausgabe von B. de Roquefort. Inzwischen ist auch eine deutsche Ausgabe von Karl Warnke entstanden, die jetzt bereits in der dritten Auflage in die Welt hinausgeht.

Der eigentlichen Wiedergabe der kritischen Texte der Lais geht eine 184 S. lange wissenschaftliche Abhandlung voran. In ihr bringt Warnke zunächst die wenigen wirklich feststehenden Einzelheiten aus dem Leben der ältesten französischen Dichterin. Anschliessend legt er die Versuche des österreichischen Gelehrten Emil Winkler und des englischen Historikers John C. Fox dar, die Persönlichkeit Maries historisch festzulegen. Die Ansicht von Fox ist noch am wahrscheinlichsten, entbehrt aber auch noch ausreichender Beweise. — Ein weiterer Abschnitt der Einleitung handelt von den vermutlichen Werken Maries. Drei Werke sind durch die Nennung ihres Namens im Vor- oder Nachwort als von ihr verfasst überliefert: ein Buch Versnovellen (*Lais*), eine Sammlung von Fabeln (*Esope*) und ein Gedicht vom Fegefeuer des heil. Patricius (*Espurgatoire*). Der italienische Gelehrte Ezio Levi hält Marie sogar für die Verfasserin des Eneasromans, eine Hypothese, die Warnke mit Recht in längerer Darlegung zurückweist. Entgegen seiner früheren Ansicht hält Warnke jetzt aber den *Lai Guingamor,* allerdings nicht überall in der Hs. S. bedingungslos echt überliefert, für ein Werk Maries und fügt ihn daher im Anhange des Buches in der Bearbeitung von Peter Kusel bei. Ferner gibt er die Theorien über die Reihenfolge der wirklich von Marie stammenden Werke wieder und schliesst die Gründe für seine eigene Ansicht darüber an: *Lais* (vor 1167), *Fabeln* (um 1180) und *Purgatoriumgedicht* (nach 1189). In längerer Ausführung spricht er dann über die bretonischen Lais im allgemeinen. Trotz vieler entgegengesetzter Ansichten ist wohl die kleine Bretagne als ihre Heimat anzunehmen. Sie wurden zur Harfe oder Rote ursprünglich in bretonischer, dann auch in französischer Sprache vorgetragen. Bretonisch-französische Spielleute brachten sie nach Frankreich und nach dem normannischen England. Sie dienten nur zur Illustrierung der von den Spielleuten erzählten Abenteuergeschichten.

Ein fünfter grosser Abschnitt des Buches handelt von den erzählenden Lais (*lais narratifs*), deren Hauptvertreterin Marie ist. Ausführlich wird über den Begriff „lai“ in ihren Gedichten gesprochen, wo sie das Wort mehrfach erwähnt. Als die Grundlage für diese Art von Lais sind mündliche Erzählungen anzusehen. Anderer Ansicht über ihre Herkunft ist Lucien Foulet, dessen Laistheorie — die Lais der Marie de France sollen poetische Behandlungen von selbständigen Geschichten aus alten Zeiten sein, die mit den bretonischen Harfenliedern nur den Namen gemeinsam haben — Warnke in kurzen Umrissen, allerdings mit einem sie ablehnenden Schlussurteil, wiedergibt.

Der Hauptteil B der Einleitung handelt dann von der Ueberlieferung der Lais der Dichterin. Der Verf. bespricht die überliefernden französischen Hss., ferner die altnordische Uebersetzung und schliesslich die englischen Bearbeitungen. Darauf folgt eine sehr sorgfältige Untersuchung über das Verhältnis der französischen Handschriften zueinander und zu der altnordischen Uebersetzung. — Hauptteil C bringt schliesslich eine Kritik der Sprachformen der Hs. H., die vor allem den kritischen Texten zugrunde gelegt ist. Den Abschluss der Einleitung bilden die über 80 Seiten langen *Vergleichenden Anmerkungen* von R. Köhler, die durch Zusätze von Joh. Bolte und Walther Suchier ergänzt sind.

Die nun folgenden kritischen Texte der zwölf Lais der Marie (*Guigemar, Equitan, Fraisne, Bisclavret, Lanval, Les Dous Amanz, Yonec, Austic, Milun, Chaitivel, Chievrefueil, Eliduc*) mit dem ebenfalls von ihr gedichteten vorangehenden Prolog umfassen 224 Seiten des Buches. Die Anordnung der Lais ist in der durch Hs. H. gegebenen Reihenfolge geschehen. Die reichlich beigegebenen Varianten sind in Sinn- und Lautvarianten geschieden. Anmerkungen über grammatische Eigentümlichkeiten, verdorbene Stellen der Hss. oder verschiedene Lesungen der Gelehrten sind in grosser Zahl zum Vergleich beigefügt. Ein äusserst sorgfältig aufgestelltes Wörterverzeichnis und ein ausführliches Verzeichnis der Eigennamen erhöhen die Verwendbarkeit des Buches für Seminarübungen an der Universität oder für das Einzelstudium. Schliesslich verdient das sehr gediegene Buch aber auch in den Kreisen der bereits im praktischen Schuldienst stehenden Romanisten sorgfältige Beachtung, da sicherlich mancher von ihnen die Lais der Marie de France trotz der meisterhaften Uebersetzung von Wilhelm Hertz in seinem *Spielmannsbuch* gern wieder einmal im Urtext lesen will.

Wahlstatt b. Liegnitz. Fritz Stelzer.

Karl Vossler, Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg, Winter 1925. 267 S. Geb. 10,50 Mk.

Es kann nicht die Aufgabe dieser kurzen Besprechung sein, den an Gedanken und Ausblicken überreichen Band inhaltlich auch nur annähernd erschöpfend darzustellen; nur die grundsätzliche Stellung des Verf. zu den Fragen der Sprachphilosophie kann hier angedeutet und in der Bedeutung für die grammatische Forschung beleuchtet werden.

Das Werk beginnt mit einer Grundlegung, in der die Denkvoraussetzungen umgrenzt werden: Abkehr von Herbarts wesenlosem Seelenbegriff, wie er in H. Pauls *Prinzipien der Sprachwissenschaft* erkenntnishemmend weiterwirkt; Bejahung des Metaphysischen im Sprachlichen; Versuch, von der Selbstbeobachtung im Sprechvorgange und von der Erfassung des Wesens der Sprache her eine Metaphysik in Umrissen zu schaffen. Der Sprechvorgang wird als Ablauf von Fühlen, Denken, Sprechen, Hören, Verstehen, Antworten gefasst und darauf die für des Verf. Metaphysik entscheidende These gegründet, dass der Sprechvorgang auch unter Vielen Selbstgespräch einer Person bleibt, die ihre Rollen spielt und sich in Setzung, Gegensetzung und Zusammenklang der Gegensätze in höherer Einheit wesenhaft selbst darstellt; dass in dieser inneren Sprache die menschliche Natur sich selbst zum Bewusstsein kommt; dass diese Natur in den Formen der seit der Urzeit immer stärker durch Unterschiede des Gebrauchs sich voneinander entfernenden Volkssprachen von Person zu Person Beziehungen herstellen kann, weil alle Einzelwesen in metaphysischer Einheit im Weltgeist ruhen und

daher identisch sein müssen. Sprache als Aeusserung dieser metaphysischen Zuversicht ist somit wesentlich Religion, allerdings nicht fähig, Religion zu vermitteln, da das religiöse Meinen losgelöst vom seelischen Boden des Sprechenden keinen Gewissheitsanspruch mehr haben kann, da alle Worte nur schlechter Ersatz für das Erlebnis, für Gefühl, Tat oder Erkenntnisse sind, während anderseits solche Erlebnisse sich doch wieder spontan gegen den Willen des Sprechers im Worte verraten. Aus seelischem Wandel erklärt sich der Sprachwandel; das sucht der Verf. an dem Uebergange des klassischen Lateins über die Vulgärsprache zum Romanischen zu verdeutlichen; also müsse es auch für die syntaktische Forschung möglich werden, sich aus der Beobachtung des Formwandels der Wortsymbole zur philosophischen Deutung der Volksseele zu erheben. Denkform und Lautform sind wie Kern und Schale; es ist unzulängliche Spielerei, einen äusseren historischen Ablauf der Sprachentwicklung festzustellen, ohne die bewegenden Kräfte des Geistes erschaut zu haben; es ist müssige Arbeit, den schaffenden Geist in die Normen von Naturgesetzen einfangen zu wollen; es ist unmöglich, Gesetze des Sprachgebrauchs oder Gründe für ihn zu finden. Im Sprechen berühren sich Denken und Leben; Nationalsprachen sind Darstellung der geistigen Art, der Natur des Volkes in der Hülle des Sprachgebrauchs. Die angeborene Sprache ist daher die einzige, in der der Mensch denken und fühlen kann; wer sie preisgibt, wird charakterlos. In der Muttersprache verteidigt der Mensch sein nationales Gewissen; Nationalsprachen sind echte Darstellung des nationalen Wesens, also Stil des Volkes; Fach- und Kunstsprachen (Esperanto) sind stil- also seelenlos. Die Stilkunde der Nationalsprache hat zu erforschen, nicht, was im Augenblicke sprachlich richtig ist, sondern, was der Seelenform entsprechend Sprachgebrauch werden will; Stilkunde als Wissenschaft ist nicht registrierend, sondern zukunftweisend. Volkspoesie ist die in Umfang und Ausdruck der Gedächtniskraft des Volkes angemessene und sich im natürlichen Sprachgefühl des Volkes erschöpfende Kunst, Spiegel des Volkssprachstils, doch oft mit Blickrichtung nach einer höheren Lage. Die Kategorien der Grammatik und die Wortsymbole der Dichtung sind nur verschiedene Darstellungsarten der einen inneren Sprachform, der geistigen Bewegtheit des Sprechenden. Die Sprache wird im Begrifflichen der Interessensprachen lebensfern. In der Uebersetzung soll die innere Sprachform durch das Gewand unseres eigenen Nationalstils zu uns reden. Das ist bei der Einheit der Menschheit im Weltall denkbar, führt aber praktisch oft zur Entäusserung des Persönlichen beim Uebersetzer oder zur Neuschöpfung. Es ist denkbar, dass ein Fremdwort die innere Sprachform des übernehmenden Volkes besser wiedergibt, als es ein einheimisches Wortsymbol vermöchte; etwa das Wort 'kolossal'. Wie in diesem Worte ist in vielen Fällen das Pathos, die Emphase fähig, abgegriffenes Sprachgut neu zu beleben und im Bedeutungsgehalt zu wandeln. Im wissenschaftlichen Sprachgebrauche wird im Gegenteil der Anschauungs- und Gefühlsgehalt bewusst ausgeschaltet; hier bildet sich in der Loslösung aus dem empirisch-sinnlichen Gebrauche erst wahrhaft Sprache, autonome Geistigkeit. Im Gegensatze dazu könnte man in dem gefühlsbetonten, aus Anschauung und Phantasie genährten Sprechen der alltäglichen Prosa die Wesenszüge der Poesie aufdecken. In der sich ständig am Erlebnis umbildenden Wortgestalt muss der Etymologe die innere Sprachform zu erschauen verstehen, wenn er Wesen und Gang des Wortwandels erhaschen will.

Das ganze Buch, obwohl teilweise aus früheren Aufsätzen zusammengebaut, liest sich wie aus einem Gusse; die Fülle der Gesichte, der rhythmische Ablauf der Ideen, die lebensvolle Anschaulichkeit der Bilder, der klare nationale Grundton, die Vollendung der Sprache, alles nimmt Geist und Sinn so gefangen, dass man sich willig vom Strome der Beweisführung bis zu Ende tragen lässt. Darin liegt die Macht des Buches; es ist Leben; es ist der Geist des Verfassers in seiner Totalität; es weckt Leben und muss alle Erörterung auf lange Zeit befruchten. Aber es wird, und soll gewiss auch nicht unumstritten bleiben. Das Buch ist ein eindrucksvolles Zeichen für das Wiederaufleben metaphysischer Denkarbeit. Es ist ein kühnes Wagnis, aus dem Blickwinkel der Sprachbetrachtung heraus eine (oder die!) Metaphysik aufzubauen, die volle Autonomie ohne Unterstützung von der Seite der anderen Wissenschaften her beansprucht. Wer es ablehnt, in metaphysischer Spekulation Begrifflichkeit und Intuition zu verschmelzen, wer vor allem Hegelsche Philosophie, den Weltgeist Hegelscher Darstellung und das dialektische Emporsteigen zu ihm, also Voraussetzung und Methode sich nicht zu eigen machen kann, wird dem Hauptziele des Buches, dem Systematischen, dem metaphysischen Schauen gegenüber unempfänglich bleiben müssen und sich darauf beschränken, einzelne Einsichten und Ausblicke, an denen das Werk ja überreich ist, zu geniessen; er wird natürlich auch in diesem Falle das Werk wie jedes in sich geschlossene weltanschauliche System als ästhetisches Gebilde bewundern können. Und wird, auf dass die persönliche Beziehung des Lesers zum Autor noch mehr an Leben gewinne, gegen manches Einseitige vielleicht lebhaften Einspruch laut werden lassen. So ist, um einen Gedanken hervorzuheben, das harte Urteil über die seelische Gehaltlosigkeit des mittellateinischen Schrifttums handgreiflich falsch. Stellte sich doch in der Zeit der Geltung des Mittellateinischen die europäische Seele allein in dieser Sprache anschaulich dar, nicht in den kümmerlichen Aeusserungen der Vulgärsprachen, die gar kein geeignetes Instrument dazu sein konnten, bevor sie sich an dieser doch recht lebendigen Gelehrtensprache emporgebildet hatten. Beeinträchtigen können solche Einzelheiten den Genuss kaum, den das funkelnde Geschmeide dieses gedanklichen und sprachlichen Kunstwerks dem Leser bis zu Ende gewährt.

Gustave Merlet, Mécène. Un ministre sans portefeuille. Hrsg. von Wilhelm Schneidewin. Norden, H. Braams, 1924. 32 S.

Wer sich in Deutschland über Maecenas unterrichten will, greift heute entweder zu W. Vollbrechts Abhandlung *Maecenas*, Gütersloh 1901 (Gymnasialbibliothek 34. Heft) oder zu G. Goetz' Jenaer Rede 1902. Wer stilistische Feinheiten sucht, braucht nicht zu dem vergessenen Merlet zu greifen, der in Frankreich einst als *critique ingénieux au style un peu précieux* galt. Was er vor 60 Jahren in seinen *Portraits d'hier* (1863) über Maecenas zu sagen wusste, ist überholt. Wer seinen Schülern französische Lektüre nahebringen will, wird mit bedeutenderen und wertvolleren Autoren stärkere Gegenliebe finden. Wozu der Herausgeber sich also der Mühe unterzogen hat, ist nicht erfindlich. Die Entdeckerfreude über das Buch, das „vor nicht langer Zeit uns zufällig zuhänden" kam, wie es in der in fehlerhaftem Deutsch verfassten Vorbemerkung heisst, kann es doch nicht allein verschuldet haben. Das Heftchen ist „dem Gymnasium gewidmet".

Breslau. Jos. Klapper.

André Lamandé, Ton pays sera le mien. Paris, Bernard Grasset, 1925. 246 S. 7,50 fr.

Der Roman, der für die Länder diesseits wie jenseits des Rheines zeitgemäss genannt werden kann, enthält mehr, als die Reklameaufschrift *Une Allemande amoureuse* vermuten lässt. Es wird die Frage aufgeworfen: Können Deutsche und Franzosen friedlich miteinander auskommen und sich miteinander verständigen? Die Antwort lautet bejahend, in dem Sinne jedoch, dass das deutsche Wesen nachgeben muss und im französischen aufgeht. Die Assimilationsfähigkeit der französischen Rasse triumphiert über ein deutsches Mädchen, das aus Liebe von Mensch zu Mensch im Rheinland eine Verbindung mit einem sergent d'infanterie der Besatzungstruppe eingegangen ist und nun in ihr neues Heim an der Dordogne als Hausfrau einzieht. Der Sieg, so liest man zwischen den Zeilen, wird durch die Ueberlegenheit der französischen Kultur erfochten. Wozu die Gewalt der Waffen? — So handelt es sich hier zwar nicht um ein kriegerisch-chauvinistisches, sondern eher pazifistisches Literaturerzeugnis, das aber echt französischen Geist atmet.

In der Nacht vor ihrer Ankunft in der neuen Heimat nimmt sich Dorothée zwar vor, den kleinen Pierre, ihr Söhnchen, zu einem tüchtigen Deutschen im Sinne ihrer Vorfahren, einer adligen Soldatenfamilie, zu erziehen. Aber nur sechs Monate lang ist ihr Wille stark genug, sich ausschliesslich vom Verstande leiten zu lassen und ihr Leben nach diesem Plane durchzuführen, indem sie sich ganz der Pflege des Kleinen widmet. Dann ist ihre Energie zu Ende. Herz und Gemüt verlangen nach ihrem Recht. Sie versucht zu fliehen. Der ältere Bruder ihres Mannes, ein Schwerkriegsbeschädigter, führt sie jedoch zurück, und in durchaus versöhnlichem Geiste und ohne das Vorurteil der anderen bittet er sie, ihr Empfinden nicht wie bisher gewaltsam und mit echt deutschem Stolze zurückzudrängen. Er fordert sie auf, nicht mehr eine Fremde im fremden Lande zu bleiben, sondern mit den Bewohnern Fühlung zu nehmen, sie zu verstehen und ihre Sitten und Gebräuche zu achten. — So gelingt allmählich das Assimilierungswerk. Auch als Jacques und Pierre nach zwei Jahren bei einem Autounfall umkommen, kann Dorothée es nicht über sich gewinnen, das Land zu verlassen. So fest hat sie im fremden Boden bereits Wurzel geschlagen. Sie bleibt. Die französische Kultur triumphiert, wie sie gerade dort in der Gascogne seit Beginn der Zivilisation über den keltischen Ureinwohner, den römischen Kolonen, den maurischen Eroberer, den lombardischen Juden und den englischen Eindringling triumphiert hat.

Goldberg Schles. O. Anders.

Dr. Behrens u. **Magd. Karstien,** Geschütz- und Geschosslaute im Weltkrieg. Eine Materialsammlung aus deutschen und französischen Kriegsberichten. Roman. Seminar. Giessen 1925. (= Giessener Beitr. z. Roman. Philol., hrsg. v. Behrens, II. Zusatzheft.) 79 S. 2,70 Mk.

Wir sind anscheinend, wenigstens in Deutschland, hinreichend weit vom letzten Kriege entfernt, um allerlei Fragen, die diesen betreffen, im ganzen leidenschaftslos erörtern zu können. Dass auch eine mit dem Kriege so wenig in Beziehung stehende Wissenschaft wie die Philologie in ihm Neuland entdecken kann, beweist die vorgenannte Abhandlung, deren französischen Teil der Giessener Universitätsprofessor D. Behrens zusammengestellt hat, während seine Tochter das während des Krieges gesammelte Material aus deutschen Berichten beigesteuert hat, so zwar, dass beide Quellen in ziemlich gleicher Stärke fliessen. Die Verfasser

teilen zunächst schallmalende Ausdrücke mit, die den Zweck haben, den Lesern eines Kampfberichtes eine möglichst deutliche Vorstellung von den Eindrücken zu vermitteln, die die Schreiber von den vernommenen Geschütz- und Geschosslauten gehabt haben. Sie unterscheiden einfache Geräusche, wie z. B. deutsch *bau, patsch, tack, peng, bum, hui,* frz. *clac, tac, pan, rran, boum,* und mehrfache, von den gleichen oder von verschiedenen Geschützen und Geschossen erzeugte: *ratata, bauz-bum-krack,* frz. *tic tac, zing boum* und viele andere. Ein zweiter Abschnitt spricht von schallbezeichnenden Verben und Nomina, und von diesen könnte man eine wirkliche Bereicherung des Wortschatzes der beiden Sprachen erwarten. Hier sind von 73 deutschen Ausdrücken ungefähr zehn als neuartig zu bezeichnen: *bubbern, flitschern, gellern, juchen, kesseln, kletschen, pumpern, rattern, sirren, tacken* (davon einige in anderer Bedeutung schon vorhanden); von 50 französischen finde ich sieben nicht in den landläufigen Wörterbüchern: *aboler, buquer, crissement, gicler, heurler, hululer, hululement* (ein Variante von vorhandenem *ululation*). Doch wird man auch diesen Neubildungen kaum ein Fortleben voraussagen können. Sie sind zu einer bestimmten Verwendung geschaffen, an ihre Stelle würden, sollte die Gelegenheit es erfordern, wieder Neuschöpfungen treten, und wenn dann wirklich eines der alten Wörter wiederkehrte, so wäre es reiner Zufall. Sprachpsychologisch wertvoll ist vielleicht die Beobachtung, dass die deutschen Berichte reicher an Neubildungen sind als die französischen, sowohl auf dem Gebiete der Geräusche wie auf dem der lautmalenden Verben. Dem psychologischen Gebiete gehört auch der dritte Abschnitt der Arbeit *Vergleiche* an; er wird auch dem Nichtphilologen reizvoll und lesenswert erscheinen; auch hier sind die deutschen Kriegsberichte „kühner, malerischer und ausgeführter" als die französischen. — Die Verf. möchten mit ihrer Abhandlung „zu weiteren Sammlungen anderer am Weltkrieg beteiligter Nationen anregen, um so für allgemein linguistische Betrachtungen eine tragfähigere Grundlage zu gewinnen".

Breslau. H. Gröhler.

Moderne französische Lyrik (Auswahl). Für den Schulgebrauch hrsg. von J. Schmidt. Leipzig, Renger, 1925. X+116 S. [= Frz. u. engl. Schulbibliothek, hrsg. von Pariselle u. Gade. Reihe B. Band 37.]

Die vorliegende Sammlung soll eine knappe Uebersicht geben über die französische Lyrik von der Ecole parnassienne bis zu den Zeiten vor dem Krieg, etwa bis zum Jahr 1912. Die *École parnassienne* beginnt etwa um 1850, nachdem die Revolution von 1848 den Ideen Comtes zum Durchbruch verholfen hat. Sie ist durch 23 führende Geister vertreten, wie Gautier, Lisle, Prud'homme, Coppée, Daudet, France, Richepin, Rostand, Baudelaire u. a. (S. 1—29). Um 1880 tritt eine Reaktion ein gegen die metallischen Formen und die spröde Philosophie der Parnassiens. Auf die positivistische Plastik des Parnass folgt die verträumte Musik des Symbolismus. Unter den *Symbolistes* (S. 29—52) nehmen Verlaine und Rimbaud den Hauptplatz ein, doch sind auch Mallarmé, Moréas, Régnier, Merrill, Vaucaire, Marsolleau vertreten. Die folgenden Dichtergruppen, die unter dem Namen *Vers-Libristes et Modernes* (S. 53—74) zusammengefasst sind, sind von den Symbolisten schwer zu trennen. Vertreten sind Kahn, Viellé-Griffin, Mauclair u. a., während besonders Ghil fehlt. Die *prose rythmée* vom Ende des Jahrhunderts ist vertreten durch P. Fort. Die Gruppe von Varlet bis Hertz — u. a.

Mercereau, Deubel, Maudin, Allard, Duhamel, Romains — gehört zum schönsten der ganzen Sammlung. Unter den Belgiern (*Les Belges* S. 78—86) ragt der in Deutschland weit bekannte Verhaeren als eine hochbedeutende Dichtergestalt hervor, ausser ihm sind vertreten Rodenbach, Mockel, Maeterlinck, Lerberghe. Bei den Chansons des *Chat noir* (*les Chat-Noiristes:* Bruant und Botrel, S. 75 u. 76) haben wir es mit Dichtungen ausserhalb der Literatur zu tun. Die chansonniers benennen ihre Gruppen meist nach ihrem cabaret. Aus dem Chat noir entstehen als Ableger Chien noir, Éléphant, Âne rouge, Carillon, Roulotte usw.

Vervollständigt wird die Ausgabe durch deutsche Uebersetzungen einiger bedeutenden Dichtungen durch unsere besten Lyriker (S. 87—90), eine Verslehre (S. 91—93), durch Angaben über die Verfasser (S. 94—101) und durch Anmerkungen (S. 102—116), die meistens sprachliche Schwierigkeiten erklären.

Die Sammlung erhebt keinen Anspruch darauf, etwas Abgeschlossenes zu sein. Sie vermittelt aber im grossen und ganzen die Kenntnis der modernen Lyrik Frankreichs. Eine ganze Reihe von Gedichten sind in Deutschland noch völlig unbekannt, und mit den reichen Proben aus Verlaine und Rimbaud hat der Herausgeber etwas besonders Willkommenes geboten.

Die ausgewählten Dichtungen eignen sich ganz besonders für die oberen Klassen der Vollanstalten und werden auch in den Lyzeen gern gelesen werden. Sie entwerfen ein anschauliches Bild von der neuesten französischen Lyrik.

Wismar i. M. O. Glöde.

Emil Ludwig, Napoleon. Berlin, Rowohlt, 1925. 695 S. 10 Mk., gbd. 14 Mk.

Methode und Stil dieses Buches sind die gleichen wie in dem dreibändigen Goethewerk desselben Verfassers. Es nimmt somit ebenso wie jenes auf seinem Gebiete eine gänzlich eigenartige Stellung innerhalb der gewaltigen Napoleonliteratur ein; eigenartig insofern, als in der Darstellung kaum je ein Datum genannt und auf die Vorgänge, die im Leben des Kaisers mit die wichtigste Rolle gespielt haben, auf seine Schlachten, nur ganz flüchtig eingegangen ist. Dagegen ist das Psychologische, das eigentlich Menschliche mit einer fabelhaften Schärfe herausgearbeitet. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft sich der Verfasser in das innerste Wesen seines Helden hineinzuarbeiten und einzufühlen verstanden hat und mit welch packender Deutlichkeit und Klarheit er es darzustellen weiss. Freilich hilft ihm dabei sein wichtigstes Kunstmittel ausserordentlich gut, Napoleon möglichst viel selbst reden zu lassen. Wohl die Hälfte des umfangreichen Bandes oder noch mehr besteht aus Selbstzeugnissen, die der ungeheuren Masse der Briefe, Tagebücher, Schlachtenberichte und politischer Schriftstücke des Kaisers entnommen sind. Aber die selbständige Leistung des Verf. kommt dabei durchaus nicht zu kurz. Er weiss dieses beispiellose Menschenschicksal wie ein Drama mit hinreissendem Spannungsgehalt zu gestalten. In fünf Akte ist es gegliedert. Ihre Ueberschriften sind symbolisch; sie lauten: *Die Insel* (Jugendgeschichte bis zur Vermählung mit Josefine), *Der Sturzbach* (Der Aufstieg bis zur Ernennung zum ersten Konsul), *Der Strom* (das Jahrzehnt der grössten Macht; von Marengo bis zur Geburt des Sohnes 1811), *Das Meer* (der Abstieg; von Russland bis zur Gefangensetzung), *Der Fels*

(St. Helena und das Ende). Glänzend, aufreizend, erschütternd, rollt sich die Tragödie vor uns ab, nur durch sich selbst wirkend. Nur Napoleon selbst ist der Held, nur sein Verhältnis zu den Seinigen ist wesentlich. Die andern — mit Ausnahme der Verwandten, die genauer gezeichnet sind — sind mit voller Absicht nur in Umrissen angedeutet, auch die grossen Generale, freilich so geschickt, dass auch ihre Bilder klar hervortreten. — So wird das Buch, von dem der Verf. selbst rühmt, es sei kein Satz Erfindung in ihm, mit Ausnahme der Selbstgespräche, eine ausgezeichnete Ergänzung zu alten Napoleonbiographien, so stark fesselnd, dass man kaum davon loskommt, die 700 Seiten in einem Zuge herunterzulesen. Es ist eine neuartige Leistung, ein Versuch, die rein biographische Methode Plutarchs mit der Carlyles zu verschmelzen, das rein Geschichtliche mit dem Psychologischen unter überwiegender Bevorzugung des letzteren zu vereinen, ein Versuch, der mir durchaus geglückt erscheint. Das Wesen des Mannes, die inneren Gründe für sein Werden und Wachsen und für seinen Untergang werden daraus wundervoll klar. Man lernt aus ihm Napoleon, den oft und lange Unverstandenen und Unverständlichen, wirklich begreifen. — Die Ausstattung ist ausgezeichnet; 21 trefflich gelungene Bilder Napoleons, die zum Teil bisher nicht oder nur wenig bekannt waren, schmücken das Buch, das alten Fachgenossen warm empfohlen werden kann. Auch für reife Schüler ist es geeignet, vor allem auch deshalb, weil es eine Fülle staatsbürgerlicher Weisheit enthält.

Kurt Hielscher, Italien. Baukunst und Landschaft. Geleitwort von W. von Bode. Berlin, E. Wachsmuth (1925). XIII+304 S. Gr. 4°. Gebd. 24,— Mk.

Die *Orbis Terrarum*-Bände des Verlages Wachsmuth, zu denen dieses Werk gehört, sind hervorragende Meisterstücke deutscher Buchkunst. Der wundervolle Band über Deutschland ist bereits in 75 000 Stücken verbreitet. Für unsere Zwecke, für den kulturkundlichen Unterricht im Deutschen, in der Geschichte und Erdkunde und auch in den fremden Sprachen ist der vorliegende Band über *Italien* ein ganz vorzügliches Hilfsmittel. Auf 304 Seiten bringt er in herrlichen, ungemein wirksamen und künstlerisch vollendeten Wiedergaben eine reiche Auslese des Schönsten und Bedeutsamsten, was Kunst und Landschaft Italiens bieten und zwar zum guten Teil nicht in der herkömmlichen, allgemein bekannten Form, sondern in neuer eigenartiger Auffassung. Es ist ein hoher Genuss, diese köstlichen Bilder immer und immer wieder zu betrachten, und wo irgendwie Gelegenheit ist, — sie wird sich oft finden — sollte man unsere Schüler damit bekannt machen. Noch öfter werden in unseren Fächern zu benutzen sein der Band über Spanien, der schon vorliegt, und die Bände über England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, auf die wir nach Erscheinen noch näher eingehen werden.

Karl Wildhagen, Der englische Volkscharakter. Seine natürlichen und historischen Grundlagen. Leipzig, Akadem. Verlagsgesellsch., 1925. 224 S. 4,50 Mk.

Seit dem Kriege ist mehrfach der Versuch gemacht worden, dem englischen Volkscharakter auf die Spur zu kommen, ihn zu erfassen und darzustellen. Aber in solcher Weise, wie W. es tut, ist es noch nicht geschehen. W. geht seinem schwierigen Problem mit grosser Gründlichkeit zu Leibe, mit echt philologischer Genauigkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit und — für einen deutschen Gelehrten selbstverständlich

— mit vollster Unparteilichkeit. So halte ich denn sein Buch für sehr beachtenswert und anregend. Aber so sehr auch alle diese Eigenschaften zu bewundern sind, letzten Endes wird doch kaum ein Deutscher — vielleicht auch kein Engländer — beweisen können, ob er den rechten Weg und die wahrhaft zutreffende Lösung gefunden hat; denn es erscheint fraglich, ob ein solches Problem überhaupt rein wissenschaftlich lösbar ist. Aber wie dem auch sei, jeder Deutsche, insbesondere jeder Neuphilologe und Historiker, kann sehr viel daraus lernen, und das ist die Hauptsache. Sein Ziel ist, nach Möglichkeit alle Umstände klar herauszuheben, die mitgewirkt haben, den englischen Volkscharakter zu bilden und so zu gestalten, wie er jetzt ist, oder uns zu sein scheint. Die — allerdings noch stark umstrittene — Rassenfrage spielt da eine wesentliche Rolle, nicht minder die geschichtliche Entwicklung des Volkes, die geographische Lage des Landes, die Neigungen und natürlichen Veranlagungen seiner Bewohner, ihre religiöse Beschaffenheit. Alles das wird sorgsam und klar erwogen, untersucht und zusammengearbeitet. Als eine Vorarbeit zu diesem Buche ist des Verf. ältere kleine Schrift *Die treibenden Kräfte im englischen Bildungswesen* anzusehen, die bereits *Zeitschr.* 24, 177 besprochen ist. Als Anhang ist dem vorliegenden Buche — sehr dankenswert — ein Abschnitt aus der Lebensgeschichte des hl. Thomas Becket von Canterbury beigegeben, in dem der am Ende des 12. Jhdts. schreibende William Fitzstephen sich eingehend über die sportlichen Neigungen und Betätigungen der Londoner seiner Zeit äussert. In den Anmerkungen ist die gewaltige Stoff- und Quellenmasse, die der Verf. verarbeitet hat, gewissenhaft verzeichnet. Leider ist die Darstellung nicht immer glatt und ansprechend. Nichtphilologen, die sich W. ausdrücklich auch als Leser wünscht, werden nicht eben erfreut sein, wenn sie sich gelegentlich durch Sätze hindurchwinden müssen, die über eine Seite lang sind. Solche Ungetüme finden sich z. B. S. 38/9 (32 Zeilen lang), S. 72/3 (28 Zeilen) und S. 77/9 (gar 42 Zeilen). Das sind aber nur die schlimmsten. Bei einer neuen Auflage wäre eine stilistische Durchsicht sehr zu empfehlen.

W. Roth, Englische Sprache und Literatur. (= Dünnhaupts Studien- und Berufsführer, Bd. 10.) Dessau, Dünnhaupt, 1925. VI + 138 S. 1,50 Mk.

Während es für das Studium der deutschen Philologie eine ganze Reihe brauchbarer Führer gibt, sind solche für die neueren Sprachen nur wenige vorhanden und jetzt veraltet, was auch für Vietors einst recht gute *Einführung* gilt. Das vorliegende Buch beschränkt sich ganz auf das Englische, ist völlig neuzeitlich eingestellt und berücksichtigt gleichmässig praktische und äusserliche wie innere und wissenschaftliche Fragen. Der Verf. beginnt mit der Besprechung der für den künftigen Anglisten geeignetsten Vorbildung, wobei er die Oberrealschule als ungünstig bezeichnet, weil sie kein Latein lehre oder nur unzureichenden wahlfreien Unterricht biete; dem Gymnasium, das doch immer noch das Englische z. T. völlig vernachlässigt, macht er daraus aber keinen Vorwurf. Dann bespricht er die Berufe, die für den Anglisten in Betracht kommen: Studienrat, Bibliothekar, Universitätslehrer, geschäftliche Berufe (Journalist, Schriftsteller, Verlagsredakteur). Auch über die Wirtschaftsführung des Studenten spricht er und erteilt Ratschläge über die Wahl der Nebenfächer. Dann folgt ein *Wegweiser für die Studentenzeit* mit kurzen Charakteristiken der Universitäten und der bedeutendsten

Professoren und Fingerzeigen für den Studiengang, für Wahl und Besuch der Vorlesungen und Uebungen, für die Doktor- und Staatsprüfung.

An diesen praktischen Teil schliesst sich der wissenschaftliche. Nach einer Uebersicht über Bibliotheken und Bibliographie folgt ein Ueberblick über die Entwicklung der Anglistik, dann ein sehr reichhaltiges Literaturverzeichnis (Quellenwerke, Lesebücher und Anthologien, Textausgaben, Darstellungen zur Sprach- und Literaturgeschichte und Realienkunde, Literatur der wichtigsten Nebenfächer, Zeitschriften). Dieser Abschnitt geht einerseits weit über das zunächst unmittelbar Notwendige weit hinaus, anderseits kann er fachliche bibliographische Grundrisse doch nicht ersetzen. Den Abschluss bildet eine mächtige Zahl (332) *Studienfragen*, in denen der Verf. versucht, das ungeheure Gesamtgebiet systematisch in Form der jetzt so beliebten Querschnitte so zu erfassen, dass der Prüfungskandidat sich einen ausreichenden Ueberblick über das möglicherweise Verlangte verschaffen kann. Mag man über diese letztere Anlage denken, wie man will, sie hat doch manches für sich und steht schon dadurch, dass sie nur Fragen und Stichwörter, aber keine Antworten enthält, weil über den mit Recht verpönten Repetitorien oder Einpaukbüchern, wie denn überhaupt das ganze Buch wegen seiner praktischen Einrichtung recht brauchbar und empfehlenswert ist. Es eignet sich sehr wohl dazu, dass es der Fachlehrer solchen Reifeprüflingen, die sich der Anglistik widmen wollen, in die Hand gibt, damit sie sich über die gewaltige Fülle des Stoffes und das Wesen des Gebietes unterrichten können. Wenn mancher dadurch abgeschreckt wird, ist das ja kein Unglück.

Für eine künftige Auflage füge ich ein paar Bemerkungen an. Zunächst wäre zu wünschen, dass die Unzahl überflüssiger Fremdwörter gehörig vermindert würde. Verf. scheint den jetzt üblichen und amtlichen Ersatz für obligatorisch und fakultativ (pflichtmässig und wahlfrei) gar nicht zu kennen; kompliziert, primitiv, puristische grammatische Terminologie, Simplifizierung, reproduzieren, fundamental, speziell und andere schöne Blüten dieser Art sollten auch fallen. Bei manchen allgemeinen Aeusserungen ist grössere Vorsicht zu empfehlen. So ist die Trennung der Anglisten von den Anglistinnen (S. 3, 4) sehr unfreundlich und ausserdem unrichtig; die Studentinnen sind nicht Konkurrenten, sondern künftige Mitarbeiter und Fachgenossen der Studienräte. Dass es jetzt mehrere Privatdozentinnen und Professorinnen für Englisch gibt, ist dem Verf. wohl entgangen. Den Lehrberuf als „den dornigsten, entsagungsvollsten und körperlich aufreibendsten akademischen Beruf“ hinzustellen (S. 5), sollte ein wirklicher Lehrer nicht tun; denn andere betrachten ihn als den schönsten, wertvollsten, anregendsten und ergiebigsten, und das ist wohl das richtige. Die Schullektüre ist doch durchaus nicht immer primitiv (S. 5); s. Shakespeare, Seeley, Philosophisches usw. Leute, die den Lehrberuf als „Sinekure“ ansehen (S. 6), sind doch nicht ernst zu nehmen und gehören nicht in dieses Buch. Die Aussichten für Neusprachler sind schon jetzt nicht mehr schlecht, die Neugründung von Schulen stockt nicht mehr (S. 8). Der Ausdruck „schöne Literatur, um nicht zu sagen Belletristik“ (S. 12) ist unverständlich. Zu den Literaturverzeichnissen eingehend Stellung zu nehmen, ist unmöglich. Allgemein sei bemerkt, dass mir recht vieles überflüssig erscheint; weniger wäre hier mehr gewesen. Anderseits möchte ich etliche neuere Werke nicht entbehren, die hier fehlen, so etwa manches über Amerika, Kaluzas *Chaucerhandbuch*, Gundolfs *Shakespeare-Ueber-*

setzung, die *Shakespeare-Wörterbücher* von Kellner u. Onions, das kleine aber treffliche *Dictionary* von Fowles and Fowles. Dagegen ist ein veraltetes Buch wie Sokols *Altenglisch* ganz unangebracht. Die Angaben über Saxo Grammaticus stimmen nicht. 1901 hat Herrmann keine Erläuterungen zu ihm geschrieben, sondern nur seine Uebersetzung, die ebenso wie die meinige (auch 1900/01) nicht zu entbehren ist, da studierende Anglisten den schweren Saxo meist nicht gut lesen können; der Saxo-Kommentar Herrmanns erschien erst 1922. Unsere *Zeitschrift* ist S. 119 ungenau angeführt, und wenn sie auch vor 25 Jahren im Gegensatz zur Reformbewegung begründet wurde, so trifft heute die Spitzmarke „Antireform" durchaus nicht mehr zu. Unter den ausländischen Zeitschriften hätte ich die norwegische *Edda* noch mit genannt, unter den deutschen die *Literatur*, das frühere *Literarische Echo* nicht weggelassen. Die Aufzählungen der *Sammlungen* ist unzureichend; die wichtigen Göttinger Beiträge fehlen, ebenso die früheren Breslauer, die Würzburger, Münsterschen, Giessener. Die griechische Form Ulfilas st. Wulfila ist im Deutschen anscheinend nicht tot zu kriegen.

Alles in allem ist dieser Studienführer ein Buch, das den Studierenden auf jeden Fall dringend zu empfehlen ist; für weitere Auflagen aber ist eine sorgfältige und bessernde Durchsicht dringend geboten.

A. Krüper, Die arbeitsunterrichtliche Ausgestaltung des neusprachlichen Unterrichts (= Handbuch d. Arbeitsunterrichts f. höh. Schulen, hrsg. v. A. Jungbluth, Heft 7). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. VIII+76 S. 2,40 Mk.

Krüper hat uns schon eine sehr brauchbare *Deutschkunde im engl. Unterricht* geschenkt (s. *Zeitschr.* 24, 463) und legt jetzt dieses gute und anregende Büchlein über die Anwendung des Arbeitsschulverfahrens im neusprachlichen Unterricht vor. Allerdings muss ja gesagt werden, dass jeder Sprachunterricht immer, gleichviel nach welcher besonderen Methode, mehr oder weniger Arbeitsunterricht gewesen ist; denn das Endziel ist und war ja doch stets, die Selbsttätigkeit der Lernenden im Sprechen oder Schreiben anzuregen, zu fördern und einen möglichst hohen Grad von Fertigkeit in der Handhabung der Sprache zu erreichen. Dass man das sehr verschieden machen kann, ist klar, ebenso, dass sich die Reformmethode da grosse Verdienste erworben hat. K. sucht nun den modernen Bestrebungen in dieser Frage gerecht zu werden und gibt, was am wichtigsten und wertvollsten ist, eine Fülle von Beispielen und einzelnen Darlegungen, wie die Behandlung einzurichten ist. Er beginnt mit der Besprechung des Anfangsunterrichts und weist dabei eingehend auf die von der ersten Stunde an zu übende Selbsttätigkeit des Schülers hin, die in phonetischen Beobachtungen, möglichst früher eigener Anwendung der Sprache, Umformungen, Bildbesprechungen, Reihenübungen, Sprechen und Schreiben bestehen kann. Für die Gestaltung des grammatischen Unterrichts werden auch gute Fingerzeige gegeben, u. a. für die Erklärung des Konjunktivs, des Futurs, für den Vergleich verschiedener Sprachen, für Stilbetrachtung, die die Schüler selbständig anstellen können (S. 26 ff.). Sehr lehrreich, aber doch wohl schon zu weitgehend ist die von ihm gewünschte Vergleichung englischer Texte mit guten französischen Uebersetzungen oder umgekehrt (S. 28). Zahlreich und wertvoll sind auch seine Hinweise im Kapitel über die Aneignung und Pflege des Wortschatzes, auf die zweckmässige etymologische Gruppierung der Wörter, auf die Ausnutzung des Wortschatzes für die Kulturkunde und zwar nicht nur nach den Formen, sondern auch nach dem

Bedeutungswandel. Bei den schriftlichen Arbeiten tritt er nicht so sehr für die bisher am meisten gepflegten Uebersetzungen, als für die freien Arbeiten verschiedenster Art ein, namentlich auch für Nacherzählungen nach vorgelesenem fremdsprachlichen Texte. Bei den eigentlichen Aufsätzen warnt er mit Recht vor überspannten Forderungen, wie sie sich nicht selten, etwa in dem Buche von A. Curtius über den französischen Aufsatz finden. Am eingehendsten behandelt er die Lektüre, weil diese am wichtigsten ist. Er wendet sich gegen zu vieles mechanisches Uebersetzen, empfiehlt vernünftige, sinnvolle Vorbereitung und gelegentliche dramatische Vorführungen, betont die Notwendigkeit einer sachgemässen Auswahl des Stoffes, lehnt einen starren behördlichen Kanon ab, gibt Ratschläge für wertvolle Konzentration der Lektüre, fordert die starke Berücksichtigung der allgemeinen und geistesgeschichtlichen Bedeutung der behandelten Schriftwerke, das Eingehen auf politische, staatsbürgerliche, philosophische Gesichtspunkte. Im Schlussabschnitt kommt er noch auf die grösste Hauptsache, den neuphilologischen Lehrer zu sprechen. Mit vollem Rechte betont er, dass zur Erreichung der neuen Ziele die Universität bei der Vorbildung der Lehrer ganz erheblich anders einstellen müsse als bisher. Auch für die praktische Ausbildung der Referendare müsse noch sachgemässer gesorgt werden.

Das Buch ist den Fachgenossen aufs wärmste zu empfehlen. Sind auch seine Gedankengänge nicht durchweg neu, so sind sie doch in hohem Grade anregend. Es gibt keine voll ausgeführte neue Methodik, aber es ist eine wertvolle Ergänzung zu den vorhandenen Methodiken, und jeder wird bei der Durcharbeitung noch etwas hinzulernen können, auch wenn er dies und jenes anderer Meinung sein sollte als der Verfasser. — An Einzelheiten bemerke ich nur ein paar Kleinigkeiten. S. 40 steht *νιχη* st. *νικη* S. 54: dass sich die literargeschichtlichen Strömungen am besten in der rein lyrischen Dichtung widerspiegeln, ist in dieser scharfen Form nicht zutreffend. S. 55: Bei der Bewunderung ausländischer „Helden“ darf die notwendige kritische Belehrung unter keinen Umständen fehlen, so vor allem etwa bei Raleigh, Drake, Clive, Hastings. S. 64 l. im französischen Texte 1. Z. *rendu* st. *renda*. S. 65: Für staatsbürgerliche Belehrung ist das Inselbändchen *Great Political Documents of the USA.* (*Pandora* 52) äusserst brauchbar; überhaupt wären im Abschnitte über die Lektüre häufigere Hinweise auf geeignete neuzeitliche Schulausgaben, wie z. B. Teubners *Auslandstexte*, gewiss vielen sehr willkommen gewesen.

R. Gaupp, Amerika und wir. Ein Wort an jedermann, insbesondere an Erzieher. Stuttgart, Mimir-Verlag, 1924. 24 S. 0,20 Mk.

Der sehr allgemeine Titel des Heftchens lässt nicht erraten, um was es sich darin handelt. Es beschäftigt sich mit der Alkoholfrage und empfiehlt wärmstens das amerikanische Verfahren des Verbotes alkoholischer Getränke als einzig wirksames Mittel gegen die ungeheuren Schäden des Alkoholgenusses. Dass das Verbot in Amerika noch vielfach umgangen werde, mache dabei nicht viel aus, im wesentlichen werde das gewünschte Ziel doch erreicht.

Der deutsche Realschulmännerverein und die preussische Schulreform. Vorträge, gehalten auf der Hauptversammlung des Vereins in Hildesheim am 21. II. 1925. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 48 S.

Es ist gut und lehrreich, dass diese Vorträge, die sich alle mit der Neuordnung, wie sie in der preussischen Denkschrift angekündigt sind, auseinandersetzen, noch veröffentlicht worden sind. Das hat nicht nur

geschichtlichen, sondern auch praktischen Wert, weil darin eine Reihe sehr wichtiger Fragen gründlich behandelt wird. Der Inhalt des Heftes ist folgender: J. Ellenbeck schreibt die Vorgeschichte der Hildesheimer Verhandlungen, die ja bekanntlich der Unterrichtsverwaltung viel beachtenswerten und auch brauchbaren Stoff geboten haben. Dabei fällt uns armen Ostmärkern wieder einmal schmerzlich auf, dass der engere Vorstand des angesehenen Vereins nur aus Fachgenossen aus dem Westen besteht, während der Osten, in dem doch zum Teil andere Verhältnisse vorliegen, gar nicht bedacht ist. — W. Vilmar behandelt *die preuss. Schulreform und das Frankfurter Reformsystem,* indem er warm für die Erhaltung des Reformgymnasiums und die freie Gestaltung des Unterrichts auf der Oberstufe eintritt. — P. Becker betrachtet *die preuss. Schulreform und das Realgymnasium,* W. Lietzmann *die preuss. Schulreform und die Oberrealschule.* Alle Beiträge sind gediegen und gedankenreich. Becker meint, dass die Zukunft dem Realgymnasium und der Oberrealschule gehören, das Gymnasium weiter zurückgehen, die deutsche Oberschule in der Entwicklung stecken bleiben wird. Vielleicht hat er damit recht. Das Heft gibt eine sehr anregende Grundlage für die Besprechung der Reformfragen mit den Referendaren. Am Schlusse sind noch die von der Versammlung angenommenen Leitsätze abgedruckt.

Gertrud Ferber, Berthold Ottos pädagogisches Wollen und Wirken. (= F. Manns Pädagog. Magazin. 1024.) Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1925. 118 S. 1,80 Mk.

Wie man auch zu Berthold Otto stehen mag, es ist auf jeden Fall dankbar zu begrüssen, dass wir einmal eine zusammenfassende Darstellung seiner Ansichten und seines Wirkens erhalten. Die Verf. hat sich mit Fleiss und Liebe ihrer Arbeit unterzogen. Sie betrachtet zuerst im Anschluss an seine zahlreichen Schriften Wesen und Wert seiner Unterrichtsformen, unter denen die Berücksichtigung des kindlichen Spiels, der Gesamtunterricht und seine „Unterrichtsnormen“ als besonders wichtig erscheinen, und schildert dann, zum guten Teil auf Grund eigener Anschauung, seine Unterrichtspraxis mit Ausblicken auf die Zukunft. Die *kritische Würdigung* seiner Bestrebungen bildet den Abschluss des lehrreichen Heftes, und ein sehr reichhaltiger Anhang zeichnet noch Ottos Lebens- und Entwicklungsgang; erst durch dessen Kenntnis wird vieles von seinen Anschauungen recht verständlich. Auch ein Verzeichnis seiner Schriften ist beigegeben.

Marie Steinhaus, Helen Parkhursts Dalton-Plan und seine Verwendung in England. (= Neuere Pädagogik im Ausland, hrsg. vom Zentralinstitut f. Erziehung u. Unterricht.) Langensalza, J. Beltz, 1925. 85 S.

Wer das Arbeitsschulverfahren schätzt, wird diese Schrift mit besonderer Anteilnahme lesen. Die Amerikanerin H. Parkhurst hat vor etwa 20 Jahren ein Unterrichtsverfahren erfunden, in dem sie das Klassensystem aufgibt und durch ihren Dalton Laboratory-Plan den Schülern Gelegenheit bietet, sich ohne Rücksicht auf das Alter in eigener, möglichst freier Tätigkeit zunächst den Gebieten und Fächern zuzuwenden, für die sie die grösste Neigung haben. Es ist etwa das, was wir freie geistige Tätigkeit und Arbeitsschulverfahren nennen. Mehr Anklang als in ihrer Heimat fand H. Parkhursts neue Methode in London, wo seit etwa fünf Jahren in verschiedenen Schulen nach ihr gearbeitet wird. Wie das im einzelnen geschieht, muss man in der Dar-

stellung der Verf. selbst nachlesen. Manches ist gewiss ganz zweckmässig, aber in vielem scheinen wir mit unseren Verfahren doch weiter zu sein. Wenn auch der Lehrer stark zurücktreten soll, so spielt er doch, wenigstens nach meinem Eindruck, noch durchaus die führende Rolle. Die Ausführungen der Verf. beruhen auf eigenem Augenschein und sind sehr eingehend, aber leider z. T. in recht unbehilflichem Deutsch abgefasst.

Hanna Link, Der Einfluss des Mannes auf die Mädchenbildung. (= Entschiedene Schulreformer, hrsg. von P. Oestreich, Heft 45.) Leipzig, E. Oldenburg (1925). 44 S. 0,80 Mk.

Eine recht lesenswerte, verständige und einsichtige Arbeit einer klugen, feinfühligen und mutigen Frau, die es wagt, die im Titel angegebene Frage in bejahendem Sinne zu beantworten, und ihre Stellungnahme eingehend psychologisch und pädagogisch begründet. Wenn Männer derartige Meinungen äusserten, hat man sie meist des Eigennutzes geziehen, als ob sie nur darum kämpften, sich ihren Anteil an der Mädchenbildung zu wahren, weil das Mädchenschulwesen eine erhebliche Anzahl guter Stellen bietet, und es ist noch gar nicht lange her, dass das allgemeine Feldgeschrei der Frauenbewegung lautete: Die Mädchenschule nur den Frauen. Die Fachgenossinnen, die noch auf diesem Standpunkt stehen, mögen einmal vorurteilslos diese Ausführungen lesen. Mir scheinen sie durchaus den Kernpunkt der ganzen Frage zu treffen und überzeugend zu wirken. Und die männlichen Lehrkräfte an Mädchenschulen, besonders die jungen Amtsgenossen, können sehr viel daraus lernen. Dass die Verf. am Schlusse zu der Forderung kommt, dass der Frau auch ein Anteil an der Knabenschule gebühre, wird heute wiederum noch ziemlich unerhört vorkommen; im Grunde aber hat Hanna Link recht, und gegen ihre Beweisführung lässt sich nichts sachlich Ausschlaggebendes einwenden.

Erziehungsprobleme der Reifezeit. Vortragsreihen für Erzieher und Eltern. Hrsg. von H. Küster. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1925. VIII+156 S. Gr. 8°. Gebd. 5,60 Mk.

Es ist dringend notwendig und sehr erfreulich, dass jetzt endlich die schwierigen Probleme des Jugend- und Reifealters auch von den Pädagogen ernstlich beachtet und untersucht werden. An die trefflichen Bücher von Spranger und Stern reiht sich nun als neuestes das oben genannte Sammelwerk, das einer pädagogischen Woche in Cassel vom Oktober 1924 seinen Ursprung verdankt. Eine Reihe Fachleute von Schule, Universität und Verwaltung hat sich zusammengefunden, um die in jüngster Zeit wissenschaftlich gewonnenen Erkenntnisse der Welt der Lehrer und Erzieher bekannt zu machen und nahe zu bringen. Der damalige Kultusminister Boelitz hielt die Eröffnungsrede, in der er allgemein auf die Wichtigkeit der behandelten Fragen hinwies. Der Vizepräsident des Casseler Provinzialschulkollegiums Borbein gibt einen guten Ueberblick über die Frage *Die Jugend und wir*, indem er sorgfältig und mit dem geübten kritischen Blicke des erfahrenen Jugendfreundes und Erziehers die Gedankengänge und Bestrebungen der Jugendbewegung verfolgt und die Beziehungen der Jugend zu ihrer Umwelt beleuchtet. Selbstverständlich ist für ihn das Ergebnis, dass er eine besondere, in sich abgeschlossene Jugendkultur nicht geben könne, sondern dass eine gedeihliche Entwicklung der Gesamtkultur unseres Vaterlandes nur möglich sei, wenn die Jugend und wir, d. h. die Erwachsenen, in

gegenseitigem Verstehen Hand in Hand gehen und arbeiten. — Der Hamburger Psychologe W. Stern steuert sodann drei sehr wichtige Beiträge bei. Im ersten untersucht er die *Grundlinien des jugendlichen Seelenlebens*, im zweiten die *Sugggestion und Suggestibilität in Kindheit und Jugendalter*, im dritten *Erotik und Sexualität der reifenden Jugend*. — Universitätsprofessor und Jugendrichter W. Hoffmann in Leipzig betrachtet die nicht seltenen *Pubertätskrisen* und das Verhältnis von *Jugend und Recht* in fein durchdachten Ausführungen. — Regierungsrätin Käthe Goebel erörtert die wichtige Frage *Jugend und Beruf*, während der Leiter des Jugendamtes in Cassel, H. J. Haarmann zeigt, wie der *Kampf gegen die Gefährdung und Verwahrlosung Jugendlicher* geführt wurde und geführt werden sollte. — In *Krankhafte seelische Zustände im Kindes- und Entwicklungsalter* führt Professor Th. Ziehen in Halle vom medizinischen Standpunkt aus ein.

Die Veröffentlichung dieser Vorträge ist dankbar zu begrüssen. Am wichtigsten für den Lehrer und Erzieher sind die Beiträge von Stern und Ziehen, ohne dass damit der Wert der anderen herabgesetzt werden soll. Jedem Lehrer ist die ernste Durcharbeitung dieses Werkes dringend ans Herz zu legen, denn ein grosser Teil der alltäglichen Missgriffe im Schulleben ging und geht noch auf einfache Unkenntnis des seelischen Behabens der Jugendlichen, besonders in der Reifezeit, zurück. Wer sich gründlich in diese unendlich wichtigen Fragen vertieft, wird vieles verstehen und besser beurteilen lernen, als es bislang noch im allgemeinen der Fall ist. Jeder Lehrer, vor allem aber der junge Nachwuchs, müsste sich dieses Werk, ebenso wie Sprangers *Psychologie des Jugendalters* möglichst vollkommen zu eigen machen.

Breslau. H. Jantzen.

J. S. Collis, Shaw. London, J. Cape, 1925. 5 s.

Diese in England beifällig aufgenommene, jüngste Shaw-Monographie wird allen denen willkommen sein, die eine kritische Auseinandersetzung mit Shaws letzten Werken (*Back to Methuselah, St. Joan*) wünschen, welche von den früheren Biographen naturgemäss noch nicht besprochen sind. Ein besonderer Vorzug des neuen Werkes liegt in dem Umstande, dass Collis, gleichfalls ein Ire, die in den Dramen oft so raffiniert verhüllte, innerste Wesensart seines grossen Landsmanns mit intuitiver Sicherheit erfasst und nacherlebt und darin, dass ihm der Dichter auch durch den persönlichen Verkehr als Mensch und Denker vertraut ist. Da Shaw überdies den Text der Monographie unter dem Striche mit Ergänzungen und Richtigstellungen begleitet, so dürfen wir das Werk als die autoritativste Veröffentlichung über Shaw betrachten, die wir bis jetzt besitzen. C. betont überall die folgerichtige Entwicklung des späteren Shaw aus seinen Jugendwerken und gliedert seinen Stoff nach folgenden Gesichtspunkten: Der Mystiker. Der Naturphilosoph. Der Satiriker. Der Agitator. Der Dramatiker. Seine Dramentechnik. Die Lebensechtheit seiner Charaktere. Stil und Sprache. Der Zusammenhang seiner Gedankenwelt mit Nietzsche, Ibsen, Tolstoj und W. Morris. Der Shaw des persönlichen Umgangs.

Diese Schlagworte sprechen für die umfassende Gründlichkeit des Buches; was ihm aber seine besondere Note verleiht, das ist die geistsprühende Lebhaftigkeit des an Shaws eigener Prosa geschulten Verfassers und die massvolle Zurückhaltung, mit der er für seinen Dichter wirbt. Ueberschwengliche Bewunderung ist durchweg vermieden, der Verf. scheut auch zuweilen vor rückhaltloser Kritik nicht zurück. Dem

deutschen Leser werden auch die tiefschürfenden Analysen der wichtigsten Werke, wie *Man and Superman, Major Barbara, Candida, Heartbreak House, Back to Methuselah* ein willkommener Führer in die Ideenwelt des Dichters sein. Dem lebensvollen, persönlichen Buche darf wohl auch bei uns eine grosse Verbreitung vorausgesagt werden. Möge sich auch ein Verleger finden, der eine deutsche Uebersetzung wagt. Jedesfalls gehört Collis' Shawbuch in die Hand jedes Lehrers der modernen Literatur und in die der Regisseure an den grösseren Bühnen Deutschlands.

Prag. E. Rosenbach.

P. Geyl and **E. Kruisinga**, England in the Nineteenth Century. Vol. I (1815—1860). Utrecht, Kemink en Zoon, 1924. 192 S.

Das Buch ist in erster Linie für holländische neuphilologische Lehrer bestimmt. Es bietet eine Auswahl aus verschiedenen englischen Historikern, Memoiren, Reden, Briefen, sowie gelegentlich solche aus dem Roman des 19. Jahrhunderts. Auch andere poetische Quellen werden benutzt, um eine bedeutsame geschichtliche Epoche zu illustrieren. Für die Schlacht bei Waterloo, welche die bis 1860 reichende erste Hälfte der Epoche einleitet, ist eine starke Szene aus Hardys grandiosem dramatischen Epos *The Dynasts* ausgesucht. Das Zeitalter Georgs IV. und Wilhelms IV. beleuchten Proben aus Thackeray, *The Four Georges* und Charles Grevilles *Diary*, dasjenige der Königin Viktoria Stellen aus ihren Briefen und aus dem Buche *Queen Victoria* des hervorragenden modernen Historikers Lytton Strachey usw. Das Werk zeugt von einer gründlichen Kenntnis der englischen Geschichte und Literatur des 19. Jahrhunderts. Auch dem deutschen Neusprachler kann es wertvolle Dienste leisten als Ergänzung zu Herrig-Förster, vielleicht sogar versuchsweise als Ersatz dafür. Die Primaner würden aus der Lektüre ein anschauliches Bild des Englands von 1815 bis 1860 erhalten.

Französische und englische Schullektüre. Hrsg. von Mohrbutter und Neumeister. Bd. 63 u. 65. Kiel, Lipsius u. Tischer, 1924.

1. **What Boys and Girls like to read** (Instructive Lessons). Edited for the use of schools with notes and glossary by A. Mohrbutter. 60 Seiten.

2. **Masterpieces of English Prose** (The Victorian Age). Edited for the use of schools by R. Neumeister. 79 S.

Der Titel der ersten Sammlung ist nicht ganz glücklich gewählt. Ich glaube nicht, dass unsere Knaben und Mädchen alle diese "instructive lessons" mit gleichem Interesse lesen werden. Zu „belehrend" sind das vierte Kapitel *Nature's Gifts to England* und das sechste Kapitel *The Suez Canal.* Viel anschaulicher sind trotz ihres lehrhaften Charakters die beiden Skizzen *A Day at a Public School* und *India's Little Folks at Play.* Sehr gut hingegen gewählt sind die der englischen Geschichte entnommenen Erzählungen von Cromwells Jugend, der Pulververschwörung, der Pest und dem grossen Feuer in London, der Entstehung der Nationalflagge, dem Tode Viktorias. Zu trocken erscheint mir die Geschichte über Eduard VI., den "Boy-King". Die unter dem Titel *Patriotism* vereinigten Erzählungen scheinen mir zu einseitig ausgewählt, wenn man schon über den Stoffkreis der englischen Geschichte hinausgeht. Trotzdem bleibt genug Lesenswertes übrig für die Jugend, die der abwechslungsvolle Inhalt zum grössten Teil gewiss fesseln wird.

Die zweite Sammlung, eine Fortsetzung der *Serious and Merry Stories*, enthält eine Reihe von Geschichten und Kapiteln aus den besten

Autoren des viktorianischen Zeitalters. Ausser Scott, Dickens, Thackeray, Kingsley, Marryat findet man nur einen Amerikaner: Nathaniel Hawthorne. Jeder der Autoren ist in der ziemlich ausführlichen lehrreichen Einleitung vertreten. Die Namen bürgen schon dafür, dass hier nur wertvoller Lesestoff geboten wird, der sich etwa für die im dritten Lernjahr Stehenden eignen dürfte und zwar gleicherweise für Knaben wie für Mädchen. Das besonders Anziehende daran ist, dass hier Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts nebeneinander stehen.

Bochum. Karl Arns.

W. Ellmer und **A. H. Sander**, Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe C (für Englisch als erste Fremdsprache). I. Elementarbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1924. VI + 74 S.

In den Beispielen des Aussprachekursus ist auf das Vorkommen noch nicht erlernter Laute nicht Rücksicht genommen; phonetische Belehrung ist mit Absicht, aber nicht mit Recht weggelassen; sie lässt sich auch in der Sexta nützlich verwenden. Die Texte der 24 Lektionen sind gut; sie bieten lebendiges Englisch und einen von der nächsten Umgebung des Schülers ausgehenden anschaulichen Wortschatz, so dass sie sich als Grundlage für Sprechübungen gut eignen. *Exercises* dienen der Anbahnung dieser Uebungen und der Einübung grammatischer Erscheinungen; sie sind absichtlich nur als Anleitung gedacht. Deutsche Texte sind beigegeben, wenn das auch vielen nicht nötig erscheinen mag. Die Vokabeln sind vollständig umschrieben; Sachgruppen sind nicht zusammengestellt. Die Grammatik ist durchaus ausreichend, strebt schon gelegentlich nach psychologischer Begründung (X, 2); aber das Deklinationsschema *the boy, of the boy, to the boy, the boy,* wäre besser als unwissenschaftlich, ja irreführend, weggeblieben.

K. Käb und **A. Wetzlar**, Lehrgang der englischen Sprache für Gymnasien und Realgymnasien. Teil I. München, Oldenbourg, 1923, VII + 139 S. 1,50 Mk.

Mit Rücksicht auf die bayerischen Lehrpläne ist das Buch für Englisch als erste neuere Fremdsprache gedacht. Deshalb will es im Wortschatz an die lateinischen und deutschen Kenntnisse des Schülers anknüpfen; dem dient auch der Anhang S. 111, in dem lautliche Entsprechungen zwischen Englisch und Deutsch zusammengestellt sind.

Die in der Lautlehre verwendeten Beispiele nehmen keine Rücksicht auf noch nicht erlernte Laute; die beigedruckten Verweise auf spätere Uebungen sind dafür kein Ersatz. Die Texte sind inhaltlich leider nicht lebendig und fesselnd genug, erst recht nicht, wenn man bedenkt, dass sie für grössere Schüler bestimmt sind; die Verf. haben sich von der Rücksicht auf die formale Leichtigkeit zu ausschliesslich leiten lassen; teilweise sind es Texte zu Violets Sprachplatten. Der Wortschatz ist nicht durchweg völlig oder teilweise umschrieben; einige Sachgruppen sind zusammengestellt. Die *Exercises* sind zu sehr auf Hinübersetzung und grammatischen Drill gestellt. Moderner Unterrichtsmethode, bei der die Sprache möglichst direkt dargeboten wird, kommt also das Buch nicht entgegen. Die Grammatik enthält die vollständige Formenlehre.

Brieg, Bez. Breslau. Walther Preusler.

Adolf Gottschalk, England und die Engländer. Ein Lesebuch für Fortgeschrittene. Leipzig, Aug. Neumann, 1925. 236 S.

Da dieses Lehrbuch als Erweiterung zu G.s *Englischem Lehrgang für Volkshochschulen* angezeigt wurde, habe ich es gleich nach seinem

Erscheinen in einem Abendkursus ausprobiert, wo es sich als geeignetes Hilfsmittel für volkstümliche Belehrung bewährt hat. Es gibt zunächst einwandfreien Aufschluss über die üblichen Realien. Besonders lesenswert sind die Kapitel über die Abstufung der Kolonien und die Schulen. Noch höher schätze ich die rein kulturkundlichen Abschnitte ein: Emerson (*The Question of Race*), Spencer (*Patriotism*), Wyatt (*Charity*) und die drei besten Stücke des Buches: H. G. Wells (*The Workman of the New Generation*), W. Irving (*Rural Life in England*) und W. H. Wells (*The Colonies and the Mother-country*). Diese Stücke werden am besten zur Erreichung des im Vorwort gesteckten Zieles dienen, im Deutschen ein besseres Verständnis für die englische Volksseele zu erwecken, als er es vor dem Kriege besass. Hätte sich das deutsche Volk die Gedanken des zuletzt genannten Aufsatzes rechtzeitig zu eigen machen können, so wäre es vor dem Irrtum bewahrt geblieben, dass die nur noch lose mit dem Mutterlande verbundenen Dominions England in einem europäischen Kriege im Stiche lassen würden. Die Auswahl der Verfasser kann man im allgemeinen billigen; doch macht man sich nach Dickens' Schilderung von der Sonntagsheiligung des modernen Engländers einen falschen Begriff. Auf geschichtliche Aufsätze und Gedichte hätte der Verfasser in einem Buche, von dem man Aufklärung über das heutige England erwartet, meiner Meinung nach verzichten können. Mängel in Einzelheiten, die einer Erstauflage anzuhaften pflegen, zu rügen, ist nicht Aufgabe dieser Besprechung. Sie lassen sich in privatem Meinungsaustausch leicht abstellen. Die Anmerkungen sind ganz auf Sacherklärungen eingestellt; das durchgehends mit Aussprachebezeichnung versehene ausführliche Wörterverzeichnis genügt jedem Bedürfnis.

W. Lühr und **W. Grünewald**, Six Officials round a Table. Einführung in die englische Sprache für Militär- und Beamtenschulen und zum Selbstunterricht. Braunschweig, Westermann, 1924. 2. Aufl. 123 S.

Schon in meinem Aufsatz über den *Fremdsprachlichen Unterricht in der Heeresfachschule* (*Zeitschr.* 23, 97 ff.) habe ich dieses treffliche Buch empfohlen. Dadurch, dass es seine Stoffe aus dem privaten und dienstlichen Leben der unteren und mittleren Beamten entnimmt, schafft es sich unter dem sonst so gleichmässigen Heere der sprachlichen Lehrbücher eine Sonderstellung. So befinden sich unter den 18 Lektionen nicht nur die übliche Einführung in die alltäglichen Geschehnisse, sondern Lektionen wie: *At the Central Station, An attempt at bribery, At the Lost Property Office, A railway accident,* u. a., die den Polizei- und Eisenbahnbeamten, namentlich der von Engländern und Amerikanern viel besuchten Grossstädte, die unentbehrlichsten Ausdrücke zum dienstlichen Verkehr mit solchen Fremden geben. Der gemütliche Humor der Verf., der besonders in den Skizzen vom Urlaub und dem Mittagsschläfchen Meisterstücke bietet, wird nicht verfehlen, die erwachsenen Schüler rasch mit ihrer ungewohnten Arbeit auszusöhnen. Die Lesestücke, die fast ausschliesslich Zwiegespräche sind, zeigen uns die Verf. als Meister der Umgangssprache. Durchgehende, moderne Aussprachebezeichnung erleichtert dem Lernenden die häusliche Wiederholung. Daraus dass die Grammatik auf 20 Seiten zusammengedrängt ist und jeden Rest von Gelehrsamkeit über Bord wirft (Abstrakt = gedachtes Ding), ist die Erfahrung der Verf. im Erwachsenenunterricht zu erkennen. Recht brauchbar mögen die gekästelten Schemata zur Einübung der Pronomina und Tempora sein,

ferner hübsche Uebungen über *while* und *during*, *in* — *into* und *at*, und andere anregende Mittel, Sprachstoff zu befestigen und Sprechfertigkeit zu erzielen.

Hirschberg (Schles.). W. Domann.

Karl Brinkmann, Englische Geschichte 1815—1914. Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik und Geschichte, 1924. 212 S. 5,— Mk.

Symptomatisch scheint es mir zu sein, dass gerade jetzt Bücher über Caesar (Brandes) und den Caesarismus (Gundolf) erscheinen, und ebenso dass die englische Geschichte auch in Deutschland so viele Bearbeiter findet. Es ist dies ein Zeichen dafür, wie sehr geniale Führernaturen verlangt und erhofft werden. In England werden sie durch äusserste Ausbildung der Willenskräfte geradezu gezüchtet, wie Dibelius in seinem ausgezeichneten Werke über England nachweist. Schule und Universität pflegen den Geist der Einordnung und die systematische Auslese der zukünftigen politischen Führer. Um das Riesenreich zusammenzuhalten und die Teile, die über alle Erdteile zerstreut sind, mit dem Mutterlande möglichst zu verschmelzen, dazu gehören Männer mit grossem Horizont und von weitem Ausmass der Kenntnisse und Fähigkeiten. Da wir in politischer Beziehung viel von den Engländern lernen können, so ist es kein Wunder, dass nach dem Weltkriege Forscher von Ruf sich der Aufgabe gewidmet haben, den Ursachen angelsächsischer Weltherrschaft nachzugehen. Friedrich Brie und Schulze-Gävernitz haben den britischen Imperialismus studiert ebenso wie Felix Salomon, der ausserdem noch kürzlich eine englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart herausgegeben hat (1923). Hübner hat den englischen Parlamentarismus behandelt (1918), Brodnitz und Levy die englische Wirtschaftsgeschichte (1918) und auch Karl Brinkmann hatte sich vor dem Erscheinen des obengenannten Buches durch seine England betreffenden Studien[1]) bereits einen Namen gemacht. Erwähnt seien noch die englische Verfassungsgeschichte bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria von J. Hatschek, deren Veröffentlichung allerdings noch in den Krieg fällt (1915), und H. Levys soziologische Studien über das englische Volk (1920).

Brinkmanns Geschichte hat viele Vorzüge, die gewiss von dem Historiker sehr gewürdigt werden. Dazu gehört der grosse wissenschaftliche Apparat, das gründliche Quellenstudium besonders englischer Memoiren. Er hat eine ungewöhnlich reichhaltige, am Ende des Buches alphabetisch zusammengestellte Literatur verarbeitet, auf die er in Randnoten fast auf jeder Seite hinweist. Er führt die Erzählung von dem Abschluss der Napoleonischen Kriege bis zum Weltkrieg, von der Vollendung der parlamentarischen Regierungsform bis zum Aufbau des Weltstaatenbundes. Naturgemäss ergeben sich die drei Abschnitte: Reformzeit, Höhe des Viktorianischen Zeitalters, Imperialismus. Während die Unterabteilungen der ersten zwei Kapitel Titel führen, die auf den behandelten Inhalt hindeuten, wie z. B. „Sozial- und kirchenpolitische Neuerungen“ oder „Der Beginn der kolonialen Bundesstaatsbildung“, trägt das letzte Kapitel als Ueberschrift mit vollem Rechte nur die Namen Disraeli, Gladstone, Salisbury, Lloyd George, denn in der Periode des Imperialismus bestimmt der leitende Staatsmann Innen- und Aussen-

---

[1]) Grundriss "England" im Handbuch der Staatengeschichte, Artikel über England im Politischen Handwörterbuch.

politik in ziemlich selbstherrlicher Weise. Ganz wie Salomon weist auch Brinkmann darauf hin, dass „die Geschichte des neueren England von der seines Weltreiches untrennbar ist und die grossbritannische Insel nur den Kräftemittelpunkt in dem ungeheuersten Gebilde des modernen Imperialismus bildet".

Der Historiker wird davon entzückt sein, in wie tiefgründiger Weise er die Verschiebung der parlamentarischen Machtverhältnisse schildert, die allmähliche Umgestaltung des Staates und der Bevölkerungsschichten, die Schmiegsamkeit und Anpassungsfähigkeit der jeweiligen Führer und selbst des Adels gegenüber den Bedürfnissen des Tages, wie er die wesentlichen und charakteristischen Züge dieser Führer und ihrer Unterorgane herausarbeitet und die riesige Arbeitsleistung der Regierungsmaschinerie beleuchtet, in der demokratische und aristokratische Elemente so glücklich amalgamiert sind.

Brinkmanns Werk ist ein Buch für Fachgelehrte und Diplomaten. Den Laien wird zunächst die Ueberfülle von Namen verwirren und abschrecken, die Zoll- und Finanzfragen werden ihn kalt lassen, die ewigen Kämpfe zwischen Whigs und Tories, zwischen katholischen Iren und der Regierung werden ihn auf die Dauer ermüden, denn alles dreht sich bei Brinkmann mehr oder minder um die politische Macht im Innern und ihre Auswirkung nach aussen. Dann ist sein Buch nicht leicht zu lesen. Es finden sich oft Perioden von zehn bis sechzehn langen Zeilen. Hier könnte bei einer Neuauflage mancher stilistische Eingriff nichts schaden. Die eingeschachtelten oder nachhinkenden Relativsätze, die unaufhörlichen Appositionen und nachgestellten Attribute machen den Stil schwerflüssig und den Inhalt schwer verständlich. Das breite Publikum dürfte zur Belehrung wohl lieber zu Dibelius, Salomon oder Brandenburg (*Entstehung eines Weltstaatensystems, Ullsteins Weltgeschichte,* Bd. 6) greifen, weil hier in volkstümlicher und ansprechender Form das Wissenswerte geboten wird, während Brinkmann kulturelle Fragen und äussere Kriegsereignisse nur so weit behandelt, als sie zur Politik in unmittelbarer Beziehung stehen.

Charlottenburg. H. Engel.

Eden Phillpotts, Cheat-The-Boys. A Story of the Devonshire Orchards. Tauchnitz, Bd. 4640. 1924. 342 S.

Wer zu dieser Erzählung greifen wollte, um während der Lektüre fortgerissen und innerlich aufgewühlt zu werden, wird das Buch vielleicht gar nicht zu Ende lesen. Es herrscht ein ruhiges Gleichmass des Tones vor, und die Erzählung ist auf behagliche Breite angelegt. Der Hauptreiz liegt vielmehr in der Seelenmalerei der Heldin und der grossen Linie des Geschehens, die ganz allmählich den Leser in ihren Bann zwingt.

Das Lebensschicksal einer schönen, jungen, etwas gewissenlosen, aber eigentlich nicht schlechten Frau, die mit der Liebe spielt und daran scheitert, ist das Thema des Buches. Gilyan verlobt sich mit Warner Lidstone, ist aber darauf bedacht, die Heirat hinauszuschieben. Da kommt Harold, der Vetter ihres Verlobten, der in London ein Zigarrengeschäft hat, zu Besuch, um seine schwachen Lungen in der frischen Landluft zu kräftigen. Dieser Mann wird ihr Schicksal, denn sie erkennt, dass sie nur ihn lieben kann; sie hintergeht ihren Verlobten und unternimmt scheinbar einen Selbstmordversuch, um Warner zu zeigen, dass sie keinen anderen Ausweg sieht. So will sie ihn zwingen, auf sie zu verzichten. Die Täuschung gelingt, Harold kann nun offen um sie werben, Warner gibt sie schweren Herzens frei. Sie folgt Harold nach London, ist sehr

glücklich, *cheats the boys,* indem sie mit den Kunden des Geschäfts kokettiert, was aber dem ehelichen Verhältnis keinerlei Abbruch tut. Aber Harold wird plötzlich schwer krank; langem Leiden zieht er den Freitod vor. Gebrochen und fast mittellos kehrt Gilyan nach Hause zurück. Warner, der sich seelisch erholt hat, hat inzwischen Betsy gewonnen. Aber noch steht er im Banne Gilyans. Da Betsy sieht, dass ihm diese Frau mehr ist, verzichtet sie auf ihn, und wieder bricht Warners Glück zusammen. Zwar, der Weg zu Gilyan ist jetzt frei, aber sie kann Warner nicht mehr glücklich machen: eine tiefe Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit hält ihre Seele gefangen. Vergebens versucht Betsy, das Schicksal zu zwingen und die beiden zusammenzuführen. Alles scheint noch einmal gut zu werden, aber zum zweiten Male gilt, Warner gegenüber, der Name *cheats the boys,* diesmal freilich in einem noch viel tragischeren Sinne.

Es würde den Reiz der Spannung aufheben, wollte ich diesen 5. Akt, auf den alles abzielt, hier enthüllen. Gerade das Unbestimmte des Ausganges, der erst auf der letzten Seite gegeben wird, ist mit ein Hauptreiz der Erzählung. Die eigentliche Bedeutung des Buches aber liegt in der Seelenmalerei, denn der Leser wird veranlasst, von sich aus grübelnd in die Tiefen menschlichen Seelenlebens hinabzusteigen, um den rätselhaften Zug, ohne den die geistige Physiognomie dieser Frau nicht zu denken ist, zu ergründen.

Freiburg i. Schles. Friedrich Bitzkat.

Mrs. W. K. Clifford, Eve's Lover and other Stories. Tauchnitz Edition, vol. 4644, Leipzig, 1924. 287 S.

Wie schon der Haupttitel des Bandes andeutet, bewegen sich die meisten der 15 Geschichten mehr oder weniger um glückliche und unglückliche Liebe, um Liebschaften und Liebesabenteuer; die Geschichte eines verrückten Hundeliebhabers und ein drolliges Missverständnis zwischen einer reisenden englischen und amerikanischen Dame vervollständigen die geschickte und abwechslungsreiche Sammlung.

Der Inhalt ist durchweg harmlos und gleichzeitig fesselnd; das einfache, leicht dahinplätschernde Salongeplauder eignet sich vorzüglich, um langweilige Stunden zu vertreiben. Recht angenehm berührt einen die ausgesprochene Vorliebe der Verfasserin für die germanischen Bestandteile der englischen Sprache und die leichtbewegliche Anmut, mit der sie diese „männlichen“ Elemente bei der Wiedergabe des „zarten“ Stoffes handhabt, nötigt Bewunderung ab. Als Reiselektüre oder für eine Unterhaltungsbücherei sehr geeignet und zu empfehlen!

Glatz. L. Oblinger.

P. G. Wodehouse, Ukridge. Tauchnitz, Bd. 4651. Leipzig, 1924. 280 S.

Ukridge ist ein leichtes Unterhaltungsbuch in zwanglosem Umgansenglisch. Mit viel Humor werden in einer Reihe spannender Begebenheiten die Versuche eines Berufslosen vorgeführt, Geld, viel Geld auf möglichst mühelosem Wege zu „verdienen“. Die häufigen Fehlschläge seiner zielbewussten Pläne können ihn nicht entmutigen, immer wieder heckt er eine neue „grossartige“ Idee aus und setzt den Leser über ihr Gelingen in Spannung. Zu etwas Rechtem bringt er es freilich nie infolge der Tücke des Schicksals, und doch sehen wir ihn schliesslich glücklich verlobt mit einem wohlhabenden jungen Mädchen aus besten Kreisen. Die Hochzeit steht in Kürze bevor. „Hoffentlich kommt nicht wieder etwas dazwischen“, denkt man beim Schliessen des Buches. Trotz

der grössten Gegensätze im einzelnen wirkt es im ganzen genommen wie Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts*, aus deutscher Waldromantik in die moderne englische Erwerbswelt übertragen.

Breslau. Irmgard v. Ingersleben.

Félix María de Samaniego, Auswahl aus seinen Fábulas, mit Einl. u. Anmerkg. hrsg. von Richard Ruppert y Ujaravi. (= Neuere span. Schriftsteller IV.) Heidelberg, Groos, 1924.

Der Lektor des Spanischen in Giessen hat hier die noch heute in Schule und Haus heimischen ansprechenden Fabeln des Fabulisten Samaniego deutschen Lesern in einer vortrefflichen Auswahl zugänglich gemacht. Natürlicher und in der Schilderung einfacher als sein Zeitgenosse Iriarte ahmt S. hauptsächlich die Fabeln von Phaedrus, Aesop und Lafontaine nach. Ein Vergleich mit den bekanntesten Fabeln des Franzosen, z. B. *La Lechera, La Cigarra y la Hormiga, La Zorra y la Cigüña* zeigt eine ganz andere Bearbeitung des gleichen Stoffes. Versform und schöne, reine, einfache Sprache sind als eigenes Verdienst anzusprechen. Der Vorwurf sklavischer Nachahmung ist demnach nicht gerechtfertigt. Von seinen 157 Fabeln bringt die Auswahl über 90, die zur Erleichterung des Verständnisses mit Erklärungen (in Fussnoten!) versehen sind. Leider ist hier durch Darbietung auch dem Anfänger geläufiger Vokabeln des Guten oft zu viel getan, andererseits sind seltenere Ausdrücke nicht erklärt worden (z. B. S. 17: hacer mella) oder ungenügend ohne Erläuterung der Grundbedeutung (z. B. S. 21: habrá cucaña como..). Die Erklärung von *hacer tortilla* gehört schon zu S. 24, 10. — Auch die Zeichensetzung wäre vielleicht noch nachzuprüfen z. B. S. 8: *Un león vencido por el hombre* lies Z. 15: Una lucha, en que, valiente, . . . und Z. 18: Otro león, que el cuadro vió!

Berlin. Fr. Tinius.

Ludwig Pfandl, Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst. Kempten, Kösel und Pustet, 1924. XV+288 S.

Ein hervorragendes Werk zur Kultur- und Geistesgeschichte des spanischen Volkes! Das jetzt in Deutschland so lebendige Streben, durch Lektüre und Studium des spanischen Schrifttums ein klares Bild von der Struktur der spanischen Volksseele aus der Habsburgerzeit zu erhalten, hat Pfandl mit diesem Meisterwerk mächtig gefördert. Auf Grund eines umfassenden Studiums jener Zeit hat er in elf Kapiteln die Ergebnisse seiner Forschungen niedergelegt, und damit all das scheinbar tote Quellenmaterial zweier Jahrhunderte lebendig werden lassen.

Nicht als ein *siglo de oro*, sondern als eine *edad de oro* fasst Pf. den Zeitabschnitt vom Regierungsantritt Philipps II. bis zum Tode Calderóns (etwa 1550 bis 1680); denn damals war „Spanien als Volk von Dichtern, Gottsuchern, Gelehrten und Künstlern... bis in die letzten Jahrzehnte seines politischen und nationalen Niederganges Führer und Vorbild Europas, unerreicht an innerer Geschlossenheit, an Reichtum der Formen und Grösse der Ideen". Unter dem Begriff Kultur versteht er „die Umwelt", den *ambiente*, die äusseren und inneren, die materiellen und geistigen Lebensbedingungen, aus denen dichterische und künstlerische Schöpfungen entstanden sind.

In den ersten Kapiteln behandelt der Verf. die habsburgischen Könige von Philipp II. an und ihr Regierungssystem, in meisterhaften Strichen weiss er die eigenartige Bedeutung oder Bedeutungslosigkeit der Herrscher zu kennzeichnen. Philipp II. erhält hier eine gerechte Würdi-

gung nach seinem Wollen und seinem Können; als Regent die Verkörperung des spanischen Idealismus, als Mensch ein edles Vorbild von Anspruchslosigkeit, Pflichtbewusstsein und unbeugsamem Rechtsgefühl, dazu ein eifriger Förderer der Künste und exakten Wissenschaften. Wie für Philipp, so verlangt er auch für die Inquisition eine gerechte Beurteilung aus den Zeitverhältnissen heraus; nach ihm war sie ein königliches, staatliches Gericht zur Ueberwachung des Buchdrucks und der Büchereinfuhr sowie zur Ueberwachung der gläubigen Seelen und damit gegen Juden, Mauren und die lutherische Reformation gerichtet. Im Anschluss daran legt er dar, worin der Inquisition von der Geschichtsklitterung späterer Zeit Unrecht geschehen ist, ohne dass er seine Augen vor den offenen Missständen jener Einrichtung verschlösse, die mit ihrem nationalen Charakter bei der unlösbaren Verbundenheit von Staat und Kirche durchaus berechtigt war, wenn nicht Staat oder Kirche oder beide zusammen zugrunde gehen sollten. Ein besonderes Kapitel widmet Pf. den verschiedenen Schichten der spanischen Gesellschaft, der Geistlichkeit, dem Adel, dem Bürgerstand, den *Letrados* und den Studenten, den Soldaten, Bauern, der spanischen Plebs mit dem maurischen Element und den Zigeunern, dem Verbrechertum und zuletzt dem weiblichen Geschlecht. — In einem anderen Abschnitt legt er die Wurzeln des stark ausgeprägten nationalen Hochgefühls dar: einen Adels-, Rasse-, Glaubens-, Eroberungs- und Bildungsstolz. So berechtigt dieser Stolz auch für das Spanien jener Jahrhunderte sein mochte, so barg er doch auch viele Schwächen in sich und liess recht bald üble Folgen aufkommen: eine weit verbreitete Arbeitsscheu und eine übertriebene Einschätzung des Ehrgefühls. Recht eingehend hat der Verf. auch die vielfach falsch verstandene Religiosität des spanischen Volkes untersucht; dabei unterscheidet er das religiöse Leben des Alltags, das Leben an Festtagen und das religiöse Innenleben der grossen Volksmasse, ein unerschütterliches Festhalten an der römisch-katholischen Glaubenslehre, dem Spanier zugleich eine heilige Herzenssache. Die höchste Vollendung des religiösen Innenlebens findet er in der Ekstase und in der Mystik. Natürlich war die Zeit auch dem Aberglauben wie der Zauberei und dem Teufelsspuk ergeben. Als starken Gegensatz zum religiösen Idealismus bekundet das Jahrhundert, und zwar in allen Schichten des Volkes, einen rohen Realismus in der Moral. — Auch die Bildung und den Unterricht hat Pf. in seinen Betrachtungskreis bezogen und liefert treffende Charakteristiken von den Volks- und Jesuitenschulen, den Universitäten, dichterischen Wettkämpfen und literarischen Bräuchen und äussert sich über das Urheberrecht, den Vertrieb von Büchern, die Entwicklung des Buchdrucks ebenso wie über die Erscheinungsformen lyrischer und dramatischer Dichtungen und die *Relaciones*, die als Vorboten späterer Zeitungen angesprochen werden müssen. — Ein recht gefälliges anschauliches Bild gibt der Verf. im 10. Kapitel über das tägliche Leben. Er lässt uns hier teilnehmen an den öffentlichen Schaustellungen und Belustigungen, an den Prozessionen, *Autos da fe* und Trauerfeierlichkeiten jener Tage. Wir erfahren weiter, wie es im Theater aussah und wie es hier und bei den Stierkämpfen zuging, wir hören vom Eifer der Wettkämpfe, von der fröhlichen Ausgelassenheit der Fastnachtszeit und anderer Volksfeste. Wir lernen das Volk kennen bei Spiel und Sport, bei Musik und Tanz, bei den Unterhaltungs- und Glücksspielen, beim Reiten, Fechten und Jagen. Zuletzt vernehmen wir von Nahrung und Kleidung nicht weniger als von den Formen der Umgangssprache. Natürlich sind kultur-

kundliche Quellen und Belege hier und da zur stärkeren Betonung herangezogen und literarische Stellen verwertet worden. — So konnte Pf. nach der wirklich erschöpfenden Darstellung des *ambiente* der zwei Jahrhunderte im Schlusskapitel Idealismus und Realismus zusammenfassend und zugleich noch vertiefend eine Untersuchung über das Wesen der spanischen Volksseele anstellen und die hierfür wesentliche Doppelseitigkeit der genannten geistigen wie gefühlsmässigen Richtungen stark beleuchten. Gerade bei dieser Darstellung wird dem Nichtspanier manches, das ihm bei der Lektüre klassischer Schriftwerke fremdartig vorkam, begreiflich. Auch die Kunst hat Pf. als Literarhistoriker, der die Erkenntnis des Volks- und Zeitgeistes als höchstes Ziel seiner Wissenschaft ansieht, in längeren Betrachtungen bei den Hauptvertretern jener Zeit untersucht und nachgewiesen, in welchem Masse sie die spanische Volksseele ihrer Zeit verkörpern: bei dem Idealisten El Greco, bei Murillo, der Idealist und Realist zugleich, nach jenem spanisches Wesen und Empfinden am besten auszudrücken verstand, bei dem ganz und gar unspanischen Velázquez, der den Portugiesen und Italienern näherstand. Unter demselben Gesichtspunkte werden als echte Spanier angesprochen Jusepe de Ribera, Valdés Leal, Zurburán; auch für die Malerei und Holzplastik wie für die Baukunst wird das Vorhandensein jener glücklichen Mischung der Gedanken und Gefühlsgegensätze nachgewiesen. Durch Beigabe einer grossen Zahl von vorzüglichen Kunstdrucktafeln in Schwarz-Weissreproduktion ist dem Leser Gelegenheit gegeben, die Ausführungen im einzelnen zu verfolgen und nachzuprüfen. Als krönenden Abschluss seiner Darstellung legt Pf. seine Auffassung vom Sinn des Don Quijote und des Schelmenromanes dar. Was das Buch im Anhang noch an Beigaben bietet, ist nicht minder des Lobes wert: zunächst kulturgeschichtliche Texte, darunter wertvolle urkundliche Belege, z. B. Eindrücke und Stimmungen vom Besuch des Escorial und andere Reiseberichte, ausführliche Schilderungen von Stierkämpfen der habsburgischen Zeit, ein Faksimile eines Cervantes-Autogramms, das Testament Murillos u. a. m. Recht sorgfältig ist die Bibliographie, als besonderer Teil des Anhanges, gearbeitet; sie enthält reichhaltige literarische Nachweise zu den einzelnen Kapiteln, gelegentlich mit kritischen Urteilen; für jene Zeit liegt uns hiermit also ein zuverlässiger Ratgeber bei Einzelforschungen vor. Ein genaues Personen- und Sachregister erleichtert das schnelle Aufsuchen. Einen besonderen Schmuck des Werkes bilden die 43 vorzüglichen Kunstdrucktafeln, die neben Porträts berühmter spanischer Maler Darstellungen zur Sitten-, Ideen- und Kunstgeschichte jener Zeit liefern.

Es bedarf nach der Darlegung des reichen Inhaltes keines weiteren Wortes über die Bedeutung dieses Werkes für das Verständnis der Literatur und des spanischen Geisteslebens im klassischen Zeitalter. Aber auch der zünftige Historiker wird an Pf. nicht vorübergehen können, vielmehr manches Urteil über Charakter, Sitten, Gebräuche und Geschichte des spanischen Volkes ändern müssen. Für den Kultur- und Sittenforscher stellt das Werk eine wahre Fundgrube von wertvollen Tatsachen und zum Teil neuen Erkenntnissen dar.

Göttingen. Alfred Günther.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben. Frankfurt, Diesterweg, 1923, 1924.

Bd. **63: Fernán Caballero.** Cuentos populares andaluces, escogidos y anotados por Th. Heinermann. 54 S. Anotaciones 24 S. — Bd. **66: Antonio de Trueba y la Quintana,** El cura de

Paracuellos y otras narraciones populares, escogidas y anotadas por Th. Heinermann. Con la colaboración de D. Amado Alonso. 68 S. Anotaciones 27 S. — Bd. **67: Pedro Antonio de Alarcón,** El Capitán Veneno. Comentario y vocabulario por E. Vogel. 77 S. El autor y su obra + Comentario 32 S. — Bd. **72: Auswahl spanischer Gedichte,** hrsg. von J. Schmidt. 116 S. Anmerkungen 24 S.

Die spanischen Bändchen von *Diesterwegs Neusprachlichen Reformausgaben* schliessen sich in ihrer ganzen Ausführung den französischen und englischen Vorgängern an; nur Bd. 72, geschmackvoll in Ganzleinen gebunden, bietet sich mit Einleitung Kommentar in deutscher Sprache dar.

Bd. 63, 66 und 67 bringen Schulausgaben von Texten, die in Original und Uebersetzung schon lange in Deutschland zugänglich waren. Fernán Caballero (= Cecilia Böhl von Faber, 1796—1877), die bekannte Sammlerin des dichterischen Volksguts Andalusiens, erscheint mit vier Märchen — u. a. einer Fassung des Tischleindeckdich-Stoffs — und einer Volksszene, die in ihrer anschaulichen Lebendigkeit besonders anspricht (sämtlich aus den *Cuentos populares andaluces*). Die einleitenden Unterhaltungen der Schriftstellerin mit Märchenonkel und -tante konnten ruhig fortbleiben, zumal der Text auch an anderen Stellen gekürzt wurde. — Eine spanische Ausgabe der Hauptwerke Fernán Caballeros findet sich bei Hiersemann (früher Brockhaus), Leipzig, eine deutsche bei Schöningh, Paderborn. — — Trueba (1819?—1889), der Volksdichter des Baskenlandes, ist mit fünf Erzählungen aus den *Narraciones populares* vertreten (auch deutsch erschienen; spanisch bei Brockhaus, jetzt vergriffen); neben der Titelerzählung ragt *Las dudas de San Pedro* hervor. — — Von P. A. de Alarcón (1833—1891) legt der Aachener Lektor E. Vogel, der sich seit langem um die Verbreitung spanischen und katalanischen Schrifttums in Deutschland bemüht, *El Capitán Veneno* in leicht gekürzter Form vor, den er in seiner *Einführung in das Spanische für Lateinkundige* (Bonifaciusdruckerei, Paderborn, jetzt 2. Aufl.) schon einmal im Urtext herausgegeben hatte. Ein Meisterwerk der Erzählungskunst, das als originelle Abwandlung eines alten Themas (*El desdén con el desdén*) durch die dramatisch bewegte Handlung und die geschliffene Sprache des Dialogs bis zuletzt in starker Spannung hält.

Die Einleitungen sind knapp und anspruchslos; die Anmerkungen, die das Französische zum Vergleich heranziehen, vertragen eine Erweiterung und Vertiefung. In Bd. 63 und 66 können unnötige Wiederholungen, selbstverständliche Hinweise (z. B. die dauernde Kennzeichnung der Diminutivformen auf *-ito, -ita*) und umständliche Erläuterungen fehlen; der Kommentar zu Bd. 67, der aus der Erklärung des Textes in öffentlichen Uebungen erwachsen ist, lässt in den ästhetischen Abschnitten Kürzungen zu; das lange *Don Quijote*-Zitat (zu 24, 27) ist überflüssig. Einzelheiten (Akzent- und Druckfehler zusammengefasst): Bd. **63**: Fälle wie *saber de todo, enseñar de todo* (Anm. zu 14, 16) lassen sich nicht ohne weiteres den reinen Partitivkonstruktionen zurechnen (vgl. Meyer-Lübke, *Rom. Synt.* § 364). Druckfehler im Text: häufig *I* statt *l*; in den *Anot.:* zu 10, 15; 11, 9; 11, 28; 13, 13; 15, 4; 17, 29; 21, 16; 41, 6; 47, 15—18; 53, 21. Bd. **66:** Das deutsche Beispiel „mit Kind und Kegel" für „frases parecidas que están formadas eufónicamente, sin verdadero sentido" (Anm. zu 53, 14) ist längst erklärt

(Kegel = „uneheliches Kind"). Druckfehler im Text: S. 5, 8; 6, 30; 19, 3 u. 7; 23, Ueberschr.; 32, 16 u. 17; 35, 23; 40, 6; 51, 8; in den *Anot.* zu 1, 26 u. 61, 1; 14, 4; 31, 3. — — Bd. 67: Anm. zu 66, 23; *¡Caminos, canales y puertos!* wird in seiner eigentümlichen Verwendung als Interjektion in dem erregten Capitán durch das voraufgehende *camino* (66, 21) ausgelöst. Druckfehler im Text: S. 3, 23; 11, 30; 28, 25; 29, 15; 45, 16; 46, 31; 76, 2; in den *Anot.*: S. 1, *nació*; zu 4, 29; 14, 31; 43, 17; 44, 9; 61, 19; 63, 18; 64, 30; 67, 8. Verschiedentlich fehlt die Zeilenangabe.

Bd. 63 und 66 sind inhaltlich und sprachlich die rechte Lektüre für junge Anfänger; Bd. 67 kommt durch die starke Dialogisierung dem Verständnis reiferer Leser entgegen.

In Nr. 72 sind auf stark 100 Seiten Proben aus der ganzen spanischen Literatur vom *Cid* bis zu Ruben Darko, Antonio Machado und J. Ramón Jiménez samt einer Verslehre und einem Anhang von Fabeln und Volksliedern (drei mit Noten) zusammengedrängt (I. Bis zum 15. Jhdt.; II. 16. Jhdt.; III. 17. bis 19. Jhdt.; IV. 20. Jhdt.). Schon rein äusserlich betrachtet, ist es ein Missverhältnis, dass von den 100 Seiten auf Zorilla mit einer Verslegende allein 16 S., auf den Duque de Rivas 8 S. entfallen, während z. B. Garcilaso de la Vega und Quevedo sich mit je einer Seite begnügen müssen, und Dichter wie der Marqués de Santillana, Juan de Mena, Jorge Manrique, Guevara, um nur ein paar Namen aus der I. Periode herauszugreifen, oder wie Gaspar Nuñez de Arce (1834—1903), welcher der gelesenste Lyriker Spaniens gewesen sein soll, ganz leer ausgehen. Wenn der Herausgeber sich etwa den französischen und englischen Anthologien bei Velhagen und Klasing als bewährten Vorbildern angeschlossen hätte, wäre er nicht zu der Ansicht gekommen, dass „die Sammlung schon so reichlich dick geworden ist". Oder hatte der Verleger ihm die Hände zu stark gebunden? Aus der vorliegenden Auswahl lässt sich jedenfalls keine rechte Vorstellung von der Entwicklung der spanischen Dichtkunst, auch nicht in ihren Höhepunkten, gewinnen. Der Herausgeber kann allerdings darauf hinweisen, dass „die Sammlung eine gewisse Kenntnis dieser Literatur voraussetzt", also ein solches Ziel gar nicht erstrebt. Was sollen in dem Rahmen dann aber Proben aus dem *Cid*, der *Danza de la muerte*, der in den *Amadis* eingeflochtenen Lyrik? Auch wer in einer solchen Sammlung keine Spiegelung der Kultur- und Geistesgeschichte sehen will, wird den Standpunkt des Herausgebers doch ablehnen, da wir auch auf diesem Teilgebiet die Kenntnisse mit den Schülern erarbeiten und von den Dichtungen zur Persönlichkeit der Verfasser, zu ihrer Zeit und ihrer Umwelt vordringen wollen. Mit diesen grundsätzlichen Einwendungen soll natürlich nicht bestritten sein, dass hier dem deutschen Leser eine Reihe von Perlen aus der spanischen Poesie leicht zugänglich gemacht sind. In ihrer Art — insbesondere als Schulbuch — mag es auch „wohl die erste spanische Gedichtsammlung [sein], die in Deutschland erscheint", doch war eine Erwähnung der *Autológia Española* (*Colección de poesias liricas* ordenada por C. Michaëlis. I. parte: *Poetas de los siglos XV—XVIII.*), Leipzig, Brockhaus, 1875, am Platze, deren Fortsetzung leider ausgeblieben ist. Hoffentlich ist es zugleich die letzte, die in unzureichender Form in die Hände der Schüler kommt.

Inkonsequenzen wie 11,4 zwischen der Schreibweise im Text (*conorta*) und in den Anmerkungen (*cunorta*) oder auch in den Anmerkungen selbst: *bonança* (17,5) — *lozano* (17,15) wirken störend. Auch wenn sie wie

ressurrección (17,2) — *resurrección* (17,11) oder wie *déjame* (S. 111, Z. 15) — *déxame* (Z. 19), *aunque* (Z. 22) — *anque* (Z. 24) wohl auf die Vorlage zurückgehen, die übrigens in keinem Falle angeführt wird, war Einheitlichkeit im gleichen Text das Gegebene. Ueberhaupt hätte ich in einem Schulbuche die älteren Texte in der Schreibweise den modernen angepasst, für letztere aber allenthalben die neueste Form gewählt. Jedenfalls bedurfte die abweichende Akzentsetzung bei Zorrilla eines Wortes der Erklärung. Verschiedentlich stellt sich die lässige Zeichensetzung dem Verständnis hemmend in den Weg. — Von den dürftigen „literarhistorischen Angaben" abgesehen, bieten die Anmerkungen bloss eine sehr lückenhafte fortlaufende Präparation mit manchen ungenauen Erläuterungen (z. B. 49, 10 „sombrero bedeutet auch die Grandenwürde"), im Zusammenhang nicht passenden Wortbedeutungen (z. B. 52,6 mi[e]s Saat st. Ernte; 92,14 pabellón Zelt st. Fahne, Flagge; 94,12 clave [m.!] Schlüssel, Instrument st. Klavier; 99,17 gustoso zufrieden st. angenehm), falschen Interpretationen und Uebersetzungen: z. B. 11,24 f. syn mansilla abogada *die unbefleckt empfangen hat* st. *Unbefleckte* (d. h. unbefleckt *Empfangene*), *Fürsprecherin;* 11,27 f. faz esta maravilla, señalada entspricht hoc insigne miraculum (Komma zu streichen! Herausg.: señalada die Auserwählte); 12,6 melesina de coydados = remedium curarum (Hg.: coydados < cogitatos Sorgenvolle). 42,7 aunque wenn nicht etwa st. wenn auch; 111,24 tá = sea st. está, denn gemäss Z. 22 steht hier nach aunque der Indikativ. Was will der Herausg. mit 22,21 catar kosten; anfangen von einer Rache und 42,17 pedernal Katzenstein sagen? Die etymologischen Hinweise, die ganz an der Oberfläche bleiben, sind z. T. missverständlich, ungenau oder überholt: z. B. 9,21 fagades < faciatis; 10,3 fincar < *ficticare?; 10,16 ca denn (franz. car < qua re); 11,15 rroyseñor <luscinia. Aspan. dexar neben dejar, goso neben gozo usw. geben wohl in den seltensten Fällen lautliche Unterschiede wieder. Zu 27,23 tritt das bekannte Dantewort: Nessun maggior dolore Che ricordarsi del tempo felice Nella miseria (*Inf.* V, 121 ff.) in folgender Verkleidung auf: nes un mayor (dolor) que recordarse del tiempo felice en la misera! Auch bei nicht zusammenhängenden Texten empfiehlt es sich, Erklärungen an der Stelle zu geben, wo das Wort erstmalig vorkommt (z. B. *do* 10,1 st. 34,5); bei freien Uebersetzungshilfen, die hier z. T. überflüssig und wenig treffend sind, sollte die Grundbedeutung nicht fehlen (z. B. 108,16 *desembarazo* Freude); wenn die gebräuchlichen Hilfsmittel versagen, sind nähere Angaben geboten (106,9 *ahechado* dickkörnig — 112,19 *triar* roden). Druckfehler, die in dem beigegebenen Verzeichnis nicht berichtigt sind, finden sich im Text: S. 44,25; 46,3; 47,21; 50,17 u. 18; 62,16; 74,22; 80,26; 82,22; 84,14; 87,26; 88,8; 100,16; 103,16 u. 22; 110,16; 115,28. u. 31. — 116,39. b u. 40. u. 2. f. Anmerkungen: S. 1: *1094;* zu 9,17 u. 21 u. 26; 12,27 *Imagen;* 17,29; 24,26; 25,15; 30,22; 33,17; 38,9; 40,9; 48,5; S. 15,29.: Espronceda;; zu 75,24; 100,5; S. 21,41.: *obtuve*; zu 103,15;. Häufiges *i* st. *í*, *on* st. *ón*, inkonsequente Schreibungen obenerwähnter Art, fehlende oder falsche Seiten- und Zeilenangaben und Zeichen u. dgl. sind dabei nicht berücksichtigt.

Da „die Dringlichkeit der vorliegenden Sammlung" die knappe Behandlung der Verslehre erklären soll, möchte man annehmen, dass der Herausgeber auch zur Bearbeitung der *Anmerkungen* nicht die nötige Zeit gefunden hat; in ihrer jetzigen Form sind sie nicht geeignet, den Schülern als Muster einer Qualitätsarbeit zu dienen.

Honnef (Rhein). H. Neunkirchen.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Strasse 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt

Literaturberichte

Mit einer Prospektbeilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

ZEITSCHRIFT
FÜR FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN UNTERRICHT
MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER ÜBRIGEN NEUEREN FREMDSPRACHEN

BEGRÜNDET VON M. KALUZA, E. KOSCHWITZ, G. THURAU
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN JANTZEN, BRESLAU

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG 1680

1926 25. BAND 4. HEFT

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN

Kulturkundlicher Unterricht mit Hilfe von Verlaine und Storm.[1]

Die Gegner der auf der Grundlage der *Richtlinien* zurzeit in Preussen durchzuführenden Neuordnung des höheren Schulwesens setzen sich wesentlich aus zwei Gattungen zusammen. Die einen lehnen die *Richtlinien* als Ganzes ab, weil sie sie grundsätzlich für verkehrt halten und lieber an dem alten Schulbetrieb festhalten wollen als etwas Neues, noch Unerprobtes einführen; die anderen erkennen wohl an, dass die *Richtlinien* manche guten Gedanken in sich bergen, doch sie bezweifeln ihre Durchführbarkeit in der rauhen Praxis des Schullebens. Diese Bedenken sind nicht leicht zu nehmen; in der Tat stellen die *Richtlinien* hohe Ziele auf, doch noch sind wir uns in vielen Beziehungen nicht über die Wege klar, die uns zu diesen Zielen führen können. Das gilt ganz besonders für den neusprachlichen Unterricht. Es gilt daher, wenn anders wir die hohen Ziele, die uns gesteckt, erreichen und nicht müde Verzicht leisten wollen, die Wege zu suchen, die uns die Erfüllung unserer Arbeit erlauben. Hier soll der Versuch gemacht werden zu zeigen, wie es vielleicht möglich ist, jene eine Forderung zu erfüllen, dass der neusprachliche Unterricht durch den Vergleich des fremden Wesens mit dem deutschen zu einem vertieften Verständnis für die Eigenart des eigenen Volkes führen soll.

Ein solcher Versuch wird in der Schule nie durch abstrakte Gegenüberstellung deutscher und fremder Wesensart gelingen können; solch deduktives Vorgehen wird — vor allem aus jugend-

[1]) Dieser Versuch entstand aus Seminarübungen, die Prof. Dr. Wechssler, mein verehrter Lehrer, im Wintersemester 1925/26 im Romanischen Seminar der Universität Berlin über Verlaine abhielt. Auf seine praktische Durchführb[illegible] hin ist er von mir in meinem neusprachlichen Unterricht in der Oberprima der Westend-Schule zu Charlottenburg erprobt worden.

psychologischen Gründen — auch auf dem Feld der Kulturkunde nur zu Misserfolgen führen. Auch der kulturkundliche Unterricht wird, wie der Sprachunterricht, auf keinen Fall deduktiv vorgehen dürfen; auch bei ihm ist wesentlich die induktive Methode am Platze. Man wird daher auch im kulturkundlichen Unterricht immer wieder vom einzelnen, anschaulichen Zeugnis der Kultur ausgehen müssen und versuchen, seinen geistigen Sinn in gemeinschaftlicher Arbeit zu ergründen und zu erfassen. Verhältnismässig schwer wird allerdings im Unterricht die Gegenüberstellung dramatischer oder epischer Werke der deutschen und der fremden Literatur sein; nur schwer wird sich an ihnen die Gegenständlichkeit der deutschen und der fremden Auffassung von Mensch, Leben und Welt deutlich machen lassen. Günstigere Bedingungen bietet die Lyrik. Hier ist es möglich, jeweils zwei übersehbare und so voll anschauliche Zeugnisse deutscher und fremder Wesensart einander gegenüberzustellen und die Schüler auf induktivem Wege zu einer Erfassung der wesentlichen Unterschiede und ihrem tieferen Verständnis zu führen. Was hier als Möglichkeit behauptet wird, soll in seiner Durchführbarkeit durch die Gegenüberstellung zweier Gedichte von Verlaine und von Storm zu erweisen versucht werden.

Es handelt sich um zwei Gedichte, die dem gegenständlich gleichen Erlebnis Ausdruck zu geben versuchen, der Erinnerung des alten Mannes an den ersten Kuss, den ihm einst die Jugendgeliebte schenkte. Von Verlaine ist es das Gedicht: *Nevermore* (aus seiner ersten Gedichtsammlung *Poèmes saturniens*):

Souvenir, souvenir, que me veux-tu? L'automne
Faisait voler la grive à travers l'air atone,
Et le soleil dardait un rayon monotone
Sur le bois jaunissant où la bise détone.

Nous étions seul à seule et marchions en rêvant,
Elle et moi, les cheveux et la pensée au vent.
Soudain, tournant vers moi son regard émouvant:
Quel fut ton plus beau jour? fit sa voix d'or vivant,

Sa voix douce et sonore, au frais timbre angélique.
Un sourire discret lui donna la réplique,
Et je baisai sa main blanche, dévotement.

— Ah! les premières fleurs, qu'elles sont parfumées!
Et qu'il bruit avec un murmure charmant
Le premier «oui» qui sort de lèvres bien-aimées.

In der Besprechung dieses Gedichtes, der selbstverständlich eine peinlich genaue Uebersetzung zur Klärung des Wortsinnes

vorauszugehen hätte, müsste zunächst versucht werden, seinen eigentümlich antithetischen Aufbau aufzuweisen. Schroff ist der trüben, müden Herbstlandschaft der ersten Strophe mit ihren gelblichen, verhaltenen Farben, die nur eine dunkle Drossel durchstreicht, das heitere, lachende Bild des Frühlings in der vierten Strophe gegenübergestellt, voll von dem Duft der ersten Blumen und dem leisen Flüstern des Baches. Wirkungsvoll unterstützt die Klangmalerei der Laute die scharfe Gegensätzlichkeit der Bilder. Den dunklen u-, o- und a-Lauten der ersten Strophe steigen die hellen e- und i-Laute der vierten Strophe entgegen. Von hier aus wäre es wohl möglich, darauf hinzudeuten, wie wichtig für den geistigen Ausdruck des Franzosen die Kunst der Antithese ist; unschwer liessen sich Beispiele dafür heranbringen, beruht doch nahezu jeder französische Aphorismus auf der knappen, geschmackvollen Gegenüberstellung zweier gegensätzlicher Gedanken.

Auffällig für einen Deutschen ist das Gespräch, das sich, eingekeilt zwischen die beiden gegensätzlichen Bilder, zwischen den beiden Liebenden entspinnt, und das, jedenfalls für uns Deutsche, mit seiner „réplique" die Einheit lyrischer Stimmung zerstört. Auch hierin zeigt sich die eigentümliche Art des Franzosen, der Klarheit im „dispute", in der „discussion", im Wortstreit erstrebt, der sich innerhalb des gesellschaftlichen Daseins vollzieht, während der Deutsche, wenn er um Offenbarungen ringt, sich zurückzieht in die Einsamkeit, um mit sich allein zu sein im All, und im Monolog seine Innenwelt entfaltet. Auch hier liessen sich leicht Beispiele genug heranziehen; so könnte man z. B. jene seltsame Tatsache erwähnen, dass im französischen Drama der Monolog so gut wie ganz fehlt, während er doch im deutschen Drama oft den Angelpunkt der ganzen Handlung darstellt. So schaltet Kleist in seiner Uebersetzung von Molières „Amphytrion" zwei, wenn auch nur kurze Monologe ein.

Wenn wir in Verlaines Gedicht bereits die antithetische Art des Aufbaus und die Einschiebung einer „discussion" als eigentümliche französische Züge aufweisen konnten, so lässt sich dazu noch die seltsam kühle Art der Auffassung hinzufügen. Streng ist alles persönliche Bekennen zurückgehalten; klarer, ruhiger Geschmack beherrscht und ordnet den Aufbau; ein stark höfisch-eleganter Ton wird angeschlagen, der das Ganze durchdringt. Alt-herkömmliche Gesten, wie verhaltenes Lächeln und vornehmes Küssen der weissen Hand, sind dafür sinnbildliche

Handlungen. Zurückgedrängt ist jegliches unmittelbare, ursprüngliche Gefühl und Bekenntnis; alles ist in strenge Formen gebannt. So ist es zu erklären, dass trotz der hohen Kunst Verlaines, die sich in diesem Gedicht zeigt, das Ganze uns als lyrisches Gedicht doch kalt lässt und uns nicht im Innersten packt, so sehr es uns auch durch seine künstlerische Form und Gestalt gefallen mag.

Ganz anders ergeht es uns, wenn wir jenes Gedicht Theodor Storms lesen, das, genau wie Verlaines Gedicht, von der Erinnerung des alten Mannes an den ersten Kuss handelt:

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz,
Doch blieben meine Armo leer;
Der Stimme Zauber, der du sonst
Nie widerstandest, galt nicht mehr.

Was jetzt dein Leben füllen wird,
Wohin du gehst, wohin du irrst,
Ich weiss es nicht; ich weiss allein,
Dass du mir nie mehr lächeln wirst.

Doch kommt erst jene stille Zeit,
Wo uns das Leben lässt allein,
Dann wird, wie in der Jugend einst,
Nur meine Liebe bei dir sein.

Dann wird, was jetzt geschehen mag,
Wie Schatten dir vorübergehn,
Und nur die Zeit, die nun dahin,
Die uns gehörte, wird bestehn.

Und wenn dein letztes Kissen einst
Beglänzt ein Abendsonnenstrahl,
Es ist die Sonne jenes Tags,
Da ich dich küsste zum ersten Mal.

Es klingt wohl hier in Storms Gedicht zu Anfang jene Antithese von Gegenwart und Vergangenheit an, die den gesamten Aufbau des Verlaineschen Gedichtes in einer grossen Gegenüberstellung beherrschte, doch von den gegensätzlichen Spannungen, die sich durch die zwei ersten Verse ziehen, findet die leidende Seele ihre Lösung vom Aufklingen des Ewigkeitserlebnisses am Ende der zweiten Strophe aus. Von da aus wird der Gegensatz Gegenwart — Vergangenheit durch das rasche Aufsteigen einer dritten Vorstellung, der Zukunft, überwunden. Schon in der dritten Strophe ist die antithetische Zerschneidung des Lebens überwunden; Einheit der lyrischen Stimmung erwächst aus der Verschlingung der Zukunft in die Vergangenheit durch die Gegenwart hindurch. Die zwei letzten Strophen bringen nur noch eine sich mmer mehr vertiefende Fortführung, ein immer tieferes Klingen

bis in des Lebens letzte Lösung, den Tod, hinein. So geht von der Ganzheit des Gedichtes eine unerhörte Kraft des Stimmungszaubers aus, zugleich mit einer ergreifenden Musikalität des geistigen Sinns in seiner allmählichen Entfaltung von Spannungen zu ihrer Aufhebung, von dem Gegenübersein von Antithesen zu ihrer Synthese. Wie so in dem antithetischen Aufbau des Verlaineschen Gedichtes sich eine geistige Grundhaltung des Franzosentums ihren eigentümlichen Ausdruck schuf, des Franzosentums, das dazu neigt, die Antithesen des Lebens zu erkennen und sie als etwas nun einmal so Gegebenes hinzunehmen, so ist dem gegenüber jener dialektische Aufbau des Stormschen Gedichtes Sinnbild des deutschen Geistes, der wohl auch im Leben Antithesen erkennt, doch sich nicht mit ihrem Dasein zufrieden gibt, da es ihn immer wieder weitertreibt zu einer Aufhebung der Gegensätze in einer höheren Einheit, die selbst nur auch Ausdruck der tieferen, verborgenen Einheit des Lebens ist. So steht in den Gedichten Verlaines und Storms der empirisch-psychologischen Weltansicht des Franzosentums die ethisch-metaphysische des Deutschtums deutlich aufzeigbar und erlebbar gegenüber.

Kein Wortewechsel zerbricht in Storms Gedicht die tiefe Einheit der lyrischen Stimmung; sein Gedicht ist vielmehr nur ein ununterbrochen dahinfliessender Ausbruch einer einsamen Seele, die, ganz auf sich allein gestellt, sich ihr inneres Leben in einer Art von Selbstgespräch zur Bewusstheit erhebt und so zur Ueberwindung innerer Spannungen gelangt. So wird das ganze Gedicht der Ausdruck einer innerlichen Entwicklung im tiefen Seelengrunde eines leidenden Menschen, der sich aus Unseligkeit des Leidens zur Bejahung des Lebens erhebt. Aus dieser Entwicklungseinheit seelischen Erlebens, deren Ausdruck das Stormsche Gedicht ist, vermochte sich seine lyrische Stimmungseinheit zu entfalten; das Gedicht Verlaines stellt hingegen, eingerahmt von den Gegensätzen des Herbst- und Frühlingsbildes, einen Wortwechsel in seinen Mittelpunkt, der aber auch nur das blosse Gegenübertreten zweier Menschen gibt und in keine seelischen Tiefen hinabführt. Dieser starren Unbewegtheit der Verlaineschen Welt steht die innerliche Entwicklungsbewegtheit der Stormschen gegenüber.

Ein innerliches Bekenntnis leidenden Menschentums ist Storms Gedicht, in dem sich einfach und natürlich seelisches Leben auszusprechen versucht. In seiner Einfachheit und un-

mittelbaren Menschlichkeit vermag es uns im Innersten zu ergreifen und zu bewegen. Alles bloss Formelhafte ist aus ihm verbannt; nichts von dem höfisch-eleganten Ton des Verlaineschen Gedichtes ist in ihm zu spüren. Statt der Gesten bei Verlaine finden wir hier die einfach-natürlichen Urhandlungen liebender Menschen, das Ansherzziehen, das Indiearmeschliessen, den einfachen Kuss. Schlichte Natürlichkeit durchwaltet das ganze Gedicht und gibt ihm ein eigentümlich volksliedartiges Gepräge, wie wir Deutsche es als ein wesentliches Kennzeichen echter Lyrik zu empfinden gewohnt sind. Die Deutschen haben immer wieder in den Zeiten, wo sie ihr eigenes Wesen zu erfassen und zu entwickeln strebten, versucht, Natur und Kunst, mögen sie sich auch zu fliehen scheinen, in einer höheren Einheit zu vereinigen, und das ist Storm in seinem Gedicht gelungen. Französische Kunst hingegen hat jedoch in nahezu allen Epochen ihrer Entwicklung danach gestrebt, die Natur der Kunst zu unterwerfen; ihr war die Natur blosser Stoff für ihr Werk. Dem Deutschen ist die Natur in aller ihrer Einfachheit ein heiliger Wert, weil er bereits in der Natur die Offenbarung Gottes schaut. Die Liebe zur Natur ist jedem Deutschen etwas unmittelbar Gegebenes, ist eines seiner Urerlebnisse; der Franzose hingegen fühlt sich in der ungepflegten Natur nicht wohl; er besitzt zu ihr kein inneres Verhältnis. So ist der Pantheismus, der in jedem Deutschen, meist in der Form des Panentheismus, als wirksames religiöses Erlebnis aufweisbar ist, dem echten Franzosen unverständlich, ja hassenswert.

Was hier durch die gegenüberstellende Betrachtung eines französischen und eines deutschen Gedichtes versucht werden sollte, bestand darin, zu zeigen, dass es möglich ist, auf diese Weise Erkenntnis der verschiedenen Geistesart der Franzosen und der Deutschen in wesentlichen Zügen zu erzeugen und dadurch zu einem vertieften Verständnis unserer eigenen Volksart zu führen. Es sollte hiermit nur ein Weg unter vielen anderen aufgezeigt werden, der mir besonders für den Schulunterricht gangbar erscheint. Ich weiss genau, dass jeder solche Versuch immer nur zu begrenzten Ergebnissen zu führen vermag. Der von mir aufgezeigte Weg scheint mir hier gewisse neue Möglichkeiten zu eröffnen. Natürlich wird die Art und Weise der Gegenüberstellung jeweils von der besonderen Eigenart der gewählten Gedichte abhängen; wir dürfen nicht versuchen, die innere Gesetz-

mässigkeit der Sache durch ein starres, bloss logisches Schema ersetzen zu wollen. Jede Gegenüberstellung wird sich in jeweils durch das gegebene Gegenständliche bestimmten Grenzen bescheiden müssen; jede Gegenüberstellung wird jeweils nur einige besondere Seiten der verschiedenen Volksart fassen und zum Verständnis bringen können; jede Gegenüberstellung gleicht einem Laufgraben, der gegen eine belagerte Festung vorgetrieben wird. Je mehr Laufgräben, um so besser.

Doch sei zum Schluss eine Voraussetzung nicht verschwiegen, die bisher stillschweigend übergangen worden ist. Nur der Lehrer wird den hier beschriebenen Weg mit seinen Schülern gehen können, dem die verschiedene Wesensart des deutschen und des französischen Menschen bereits selbst aufgegangen ist. Der Blinde taugt nicht zum Führer, und ebensowenig der Lehrer, der nicht sehen gelernt hat. Die bisherige Universitätsbildung der Lehrer an den höheren Schulen konnte uns nicht jene Erzieher zum Deutschtum geben, derer wir heute bedürfen. Doch noch scheint man nicht eingesehen zu haben, dass die Neuordnung des höheren Schulwesens, wie sie in Preussen nach den *Richtlinien* versucht wird, eine entsprechende Neuordnung der Universitätsvorbildung der Lehrer und der Staatsprüfung unbedingt erfordert.

Berlin. Paul Hartig.

Der Humor Daudets und Gottfried Kellers,
betrachtet an *Tartarin de Tarascon* und den *Leuten von Seldwyla.*

Der Humor eines Menschen stellt eine besondere Art der Lebensanschauung dar. Der ernst veranlagte lebt mit den Dingen; der humorvolle über ihnen. Steht man mitten im Geschehen, so sehen Zänkereien wie Kämpfe aus; ist man weit entfernt, erscheinen Kämpfe wie Zerrereien. Aus der Luft betrachtet bilden die Menschen einen Ameisenhaufen, und auch das Mühen der Grossen wirkt wie ein zweckloses Hin- und Herschiessen, also lächerlich. Das Weinen wird zum beruhigten Ernst, das Lächeln zum befreiten und befreienden Lachen. Das Hohle ärgert nicht mehr, sondern wirkt komisch, und im Bild des Ganzen hat es noch seinen berechtigten Platz. Und so umfängt der Künstler das Ganze mit verstehender Liebe. Die von ihm geschaffenen ernsten Personen scheinen ihn zu beherrschen, die humoristischen sind deutlich Schöpfungen seiner Hand.

Jede humoristische Weltanschauung hat ihr eigenes Gepräge. Daher zeigen auch die humorvollen Lebensbetrachtungen tausenderlei Schattierungen. Doch sollen hier nicht alle möglichen Arten des

Humors, sondern nur die tatsächlichen Abweichungen zwischen zwei Humoristen dargestellt werden. Da es sich um zwei grosse Künstler handelt, ist der Zweck nicht Rangordnung, sondern schärferes Umreissen der Eigenart eines jeden. Die Zahl der Aehnlichkeiten und Unterschiede kann nicht das Wesentliche sein. Immerhin kann man heterogene Dinge nicht ohne Zwang vergleichen. Bei flüchtiger Betrachtung zeigt sich folgende Vergleichsbasis. Beide Dichter sind die grössten humoristischen Erzähler zweier benachbarter Kulturnationen im 19. Jhd., die sich oft gegenseitig beeinflusst haben und ungefähr gleichwertig sind. Sie bringen beide Erbgut mit aus der Romantik, die in Frankreich später einsetzt; dafür ist Daudet jünger. Beide sind in den Realismus hineingeboren; doch gelten sie in den literarischen Schulen als Aussenseiter. Die zu vergleichenden Werke haben sie am Anfang ihrer reifsten Zeit geschrieben. Es ist klar, dass man bei wichtigen Abweichungen an die Verschiedenheiten der beiden Nationen denkt. Insofern ist diese Darlegung zugleich ein kleiner Beitrag zu der schwierigen Aufgabe, das Wesen der beiden Völker zu bestimmen.

Tartarin de Tarascon entsprechend stellen nun *Die drei gerechten Kammacher* — auch *Spiegel das Kätzchen, Kleider machen Leute, Der Schmied seines Glücks* — eine einzige komische Entwicklung dar, während bei den andern Seldwyler Geschichten nur komische Episoden vorhanden sind. Es wird zweckdienlich sein, dem französischen Werke (*T*) besonders das eine deutsche, *Die Kammacher (K)*, gegenüberstellen und die andern jeweils mit heranzuziehen.

Welches ist denn das Bedeutende, um das es sich handelt, das sich dann hier als nichtig erweist? Tartarin erstrebt Ruhm durch heroische Taten; die Kammacher ein ehrbares, gerechtes Leben. Da springt zugleich ein Hauptunterschied in die Augen. Wenn Daudet die Ruhmsucht hier ins Lächerliche zieht, will er nicht verallgemeinern; denn Ruhm durch irgendwelche grosse Taten ist für die Franzosen immer das höchste Ziel gewesen, und Daudet war selbst sehr empfänglich dafür. Keller dagegen war durch Lob in den grössten Zorn zu bringen. Er spricht daher in seinen Humoresken nicht von den an sich zu lobenden Taten, sondern von ihrem Gegenteil: hier von der „blutleeren" Gerechtigkeit, in *Spiegel* von sadistischer Lust an dunklen, gemeingefährlichen Taten. Die *K* und *T* sind jedenfalls beides moralische Satiren. Die angezogenen ethischen Werte sind von höchster Bedeutung für den Menschen überhaupt und für die Völker der Dichter besonders charakteristisch. Der stark politische, demokratische Keller kämpft für ein auf Gerechtigkeit gegründetes Gemeinwesen, ohne welche, wie er sagt, eine Gemeinschaft überhaupt nirgends bestehen kann. Um treibende Kräfte im sozialen Leben der Bürgerschaft, der Kleinstadt, handelt es sich meist bei ihm, was zugleich bezeichnend für die zweite Hälfte des 19. Jdts.

ist. Daudet geht nicht von Ideen aus, die er am Charakter des Südfranzosen darstellt, sondern dieser Charakter, von dem er ausgeht, stellt die Verkörperung seiner Ideen dar und enthält zugleich Charakterzüge aller Menschen. Was bedeutet das für den Humor? Der Humor Kellers ist reicher an Ideen und infolgedessen ernster, der Daudets ist leichter. Auch hier äussern sich wohl Verschiedenheiten der Völker; denn dieser Unterschied ist grundlegend und wird sich in allen Einzelheiten zeigen. Jeder kennt aus eigener Erfahrung den Kampf zwischen idealem Streben und realer Beschaulichkeit, wie er in Tartarin tobt, die fatalen, aber nicht immer unangenehmen Hindernisse, die der Leib dem Geiste in den Weg stellt. Nicht so klar ist jedem, dass die löblichen Eigenschaften der Sparsamkeit, der Bescheidenheit, des Fleisses, der Duldsamkeit nur Wert haben, wenn sie der Gemeinschaft dienen, aber zur Auflösung dieser führen müssen, wenn sie der kleinlichen, rein egoistischen Gewinnsucht feiger Seelen entspringen. Das Tartarin-Problem — eigentlich kein Problem, sondern eine Schilderung — ist individualistisch, was nach Volkelt für den Humor günstiger sein soll. Die Kellerschen Probleme, wirkliche, auf die Spitze getriebene Probleme, sind gesellschaftsphilosophischer Art. Der positive Teil der Ideen ist meist zu suchen. Denn hier ist Weg und Ziel der Personen falsch, bei Tartarin nur der Weg. Diese in bezug auf die Ideen des Dichters verwickeltere Art der Darstellung in den *K* bedeutet für den Ausdruck des Humors und seine Wirkung bestimmt eine Erschwerung gegenüber *T*.

Als komische Handlungen soll in beiden Werken scheinbar Wertvolles durch seine Wertlosigkeit selbst ad absurdum geführt werden. Je geschlossener die Handlung, desto wirkungsvoller der komische Eindruck, desto grössere Möglichkeiten, kräftigen Humor zu entwickeln. Der Eingang beider Erzählungen ist bezeichnend für die Verfasser. Hier und dort erfährt der Leser sofort, dass der Wertanspruch der Helden zu Unrecht besteht. Die Dichter lassen also nicht wie die derbe Komik den Scheinwert effektvoll zerplatzen, sondern sie lassen den Leser mitherrschen über ihre Geschöpfe: eine wertvolle Grundlage für den Humor. Daudet weiht den Leser in feiner Ironie ein durch das Wort „l'intrépide Tartarin"; Keller in fast brutaler Art durch eine entrüstete moralische Epistel, in der er das bissige Beiwort „gerecht" erklärt. Doch tut er es in so launiger Art, dass die vernichtende Bitterkeit genügend gemildert ist. Keller fasst die Idee seiner Erzählungen gern in Sprichwörtern zusammen oder entwickelt die Grundlagen der Handlung im ernsten Berichterstatterton. Die Handlung ist also von vornherein klar, die letzten dichterischen Absichten sind aber hinter ihr und hinter Schnurren zu suchen. Umgekehrt bei Daudet: seine Absicht, das krampfhafte Heroentum am typischen Fall geistreich zu ironisieren, ist bald zu erkennen, nicht aber eine Handlung. Keller ist Erzähler, Daudet Plauderer. Der Deutsche ist i. a. für Abhandlungen, der Franzose für Essais.

Als Ziel seines Humors gelten Daudet die Zustandsschilderungen: das Haus mit seinem nüchternen Aeussern und heroischen Innern, der Garten mit seinen sogenannten Riesenbäumen, die Waffensammlung, Tartarin selbst. Alles abgeschlossene kleine Bildchen, die schliessen könnten, wenn nicht durch Nebenbemerkungen eine Fortsetzung vorbereitet wäre. — Endlich eine Tat: der Held als primus inter pares auf der Kleinjagd. Eine kleine Spannung: das Wild fehlt. Mützen sind geringer Ersatz; das Reale, das Gelage muss trösten. — Tartarin als grosser Sänger stellt eine Abschweifung von der eigentlichen Handlung dar. Endlich in breiter Ausladung die Vorbereitung der Haupthandlung: Tartarins Vorrang in der Stadt und sein Kampf gegen eingebildete Gegner. Sie selbst wird in Fluss gebracht durch Tartarins unvorsichtigen Ausspruch vor den Schaubudenlöwen: „Das wäre ein Jagdziel"!

Entgegen dieser stimmungsmässigen Vorbereitung der Haupthandlung in Etappen mit selbständiger Bedeutung und gleichartiger, graduell etwas abgestufter Komik geht Keller in den *K* direkt auf das Ziel los. Er schildert kurz das Kammachergewerbe, eingehender den Charakter des Jobst und seinen Plan, das Geschäft anzukaufen. Dann gehts in behaglicher Breite dem Höhepunkt zu. Das Schwergewicht liegt auf dem komischen Ausspinnen der Charaktere. Selbständige Episoden werden nie gebildet.

Schürzung des Knotens dadurch, dass drei Gleichgeartete demselben Ziel zustreben. Erhöhung der komischen Wirkung durch ein Unterziel in Gestalt der Jungfer Bünzlin, deren Hand zur schnelleren Erreichung des Hauptzieles dient. Komische Spannungen, ob der Bayer oder der Sachse der Glückliche sein wird. Brüske Herbeiführung der Entscheidung durch den Meister. Schliesslich der Wettlauf, die köstlichste, grotesk-komische Erfindung und zugleich der Höhepunkt der Handlung.

Die *K* stellen also eine fortlaufende Kette sich steigernder komischer inhaltlicher Zusammenhänge dar. Im *T* ist dagegen die eigentliche Handlung von nüchterner Einfachheit. Nebensächlichkeiten, wie Abreise, Ueberfahrt, Ankunft, bilden wieder komische Szenen für sich. Der Höhepunkt ist durch ein Liebesidyll in zwei ähnliche Teile zerlegt und dadurch in seiner Wirkung geschwächt. Die Ueberbrückung ist sehr lose. Die Vorbereitung des zweiten und entscheidenden Höhepunktes geschieht abermals durch zwei abgesonderte kleine Handlungen: die Begegnung mit dem blinden Löwen und dem Pantherjäger Bombonnel. Als das Scheinziel erreicht und der blinde Löwe tot ist, ist die Handlung noch nicht beendet; denn die Entscheidung über den Ruhm Tartarins steht noch aus. Vorher wird durch zwei komische Situationen, besonders die wirkungsvolle auf dem Minaret, das Liebeszwischenspiel beendet. Dann folgt unerwarteterweise die Anerkennung von Tartarins Leistung durch seine Heimat. Sein Ziel ist erreicht.

In den *K.* ist das erreichte Ziel, Züs Bünzlin, zugleich die grösste Strafe für den einen „Gerechten“. Die beiden andern werden völlig vernichtet. Höhepunkt, Katastrophe, Schluss bilden bei Keller eine einzige dramatisch bewegte Handlung. Die andern komischen Erzählungen sind hierin weniger straff. Sie „retten“ nach dem Höhepunkt die wertvollen Personen und strafen die Bösewichter *(Spiegel, Liebesbriefe, Kleider machen Leute).*

Infolge dieser Führung der Handlung wirkt der Humor in *T* beschaulicher, unterhaltsamer, harmloser, entbehrt des Ernsten, Wuchtigen, Erschütternden, neigt zum Malenden, Zierlichen, Kleinlichen. Die *K* stellen in dieser Beziehung fast das Gegenteil dar.

Abschweifungen vom Komischen finden sich bei beiden Dichtern. Sie schaffen dadurch Ruhepunkte innerhalb der komischen Auflösung und dämpfen die Komik. Daudet schildert Marseille und Algerien; Keller stellt moralische Betrachtungen an. Dieser ist ernster, schwerfälliger, ist Pädagoge; jener ist Maler-Dichter. Man denkt an Pestalozzi und die französischen Impressionisten.

Bestimmend für den komischen Eindruck ist vor allem die Zeichnung der Personen; denn *K* und *T* sind Charaktersatiren. Daher sind sie gewichtig und bedeutungsvoll; humoristische Personen findet man ausser dem Dichter nicht. In der Hauptsache liegt objektive Komik vor, d. h. der Gegenstand hat kein Bewusstsein seiner Komik (Volkelt, *Syst. d. Aesth.* II, 432 ff.). Tartarins Charakter ist einfach und klar. Er ist Don Quijote und Sancho Pansa in einer Person. Der Reiz der Erzählung besteht nun in den komischen Verwicklungen dieser zwei Hauptcharakterzüge, des Kampfes zwischen Idealem und Realem. Infolge dieser doch etwas logisch durchdachten (echt französisch!) Verkörperung von menschlischen Haupteigenschaften unter Weglassung der t ä g l i c h e n L e b e n s ä u s s e r u n g e n lebt ein Tartarin nicht. Die Kammacher könnten aufstehen und wandeln. Umgekehrt: Tartarins gibt es viele; einen Kammacher wahrscheinlich nicht, weil ein so genau dargestellter Mensch ein zweites Mal kaum vorkommt. So ist letzten Endes doch die einheitliche Handlung bei Keller mehr Mittel zum Zweck als die zerpflückte bei Daudet. Beide verschmähen Romanspannungen. Jener lenkt den Blick auf die feineren Charakterzüge; dieser auf Vorgänge und Bilder.

Keller stellt i. a. den satirisch gezeichneten Personen solche mit entgegengesetzten Eigenschaften gegenüber (Pineiss-Spiegel usw. usw.). Diese positiv dargestellten Menschen mit einigen komisch-humoristischen Zügen beherrschen die Erzählung. Dadurch wird die Satire greller, aber in der Allgemeingültigkeit eingeschränkt. Das Niederdrückende im Gesamteindruck wird infolgedessen abgeschwächt.

Im *Schmied seines Glückes* und in den *K* — ebenso wie im *T* — beherrschen die satirisch-komischen Hauptgestalten allein die Szene. Dadurch wird die komische Wirkung z u n ä c h s t allgemeiner,

gründlicher, einseitiger, niederdrückender. Der Schluss im *Schmied seines Glückes* mildert wieder dieses Gefühl.

Wo Licht und Schatten an einer Person haften (*T, K, Schmied*) lassen sich grössere Feinheiten an ihrem Charakter entwickeln. Die für Komik und Humor eigenartigen Gefühle der Billigung und Missbilligung beziehen sich auf einen Punkt und sind straffer zusammengefasst. Ob sie nur nach- oder auch noch nebeneinander bestehen, hängt davon ab, ob der ganze Charakter sich als hohl erweist oder nur einzelne Eigenschaften. Bei Tartarin liegt der Fall wieder klar. Durch die kleinbürgerliche Gesinnung werden Ruhmbegier und Kraftvortäuschung in Nichts aufgelöst. Der ganze Charakter ist in Frage gestellt. Doch bleibt der Grössenanspruch ohne praktische Bedeutung für Held und Mitmenschen (vgl. dagegen Napoleon!) und geht über das vom Durchschnittsmenschen verlangte Mass an Grösse hinaus. Ferner ist die kleinbürgerliche Gesinnung an sich nichts Schlechtes. Weiterhin werden — entsprechend dem grossen Gegensatz der Veranlagung — die guten Eigenschaften, wie Ehrgefühl, Begierde nach romantischem Erleben, starkes Phantasieleben, Selbstbewusstsein usw., nicht vollständig aufgelöst durch die verderblichen, wie Unerfahrenheit, Nichtskönnen, Dummheit, Selbsttäuschung usw. Ein gewisser guter Kern bleibt, nämlich Naivität, Gutmütigkeit, Rührseligkeit, selbst ein gewisses Mass von Fertigkeit, Umsicht, Schlauheit, Mut und Selbsterkenntnis. Dass Tartarin dem besseren Bürgerstande angehört, gibt dem Werke schon eine solidere Grundlage. Es ist um so nötiger, als sein Verhältnis zum praktischen Leben nicht gezeigt wird. Bei Keller ist es umgekehrt. Der Scherz Tartarins mit dem Muezzin macht ihn zur humorvollen Figur, was er nicht ist und nicht sein soll. Das beweist wieder, dass Daudet komische Situationen schaffen will, aber nicht Charaktere psychologisch zergliedert. Keller stellt gerade Charaktere und zwar der mittleren und niederen bürgerlichen Kreise mit entsprechenden Mitteln zu drastischer Wirkung hin. Die Eigenschaften seiner Helden äussern sich meist im praktischen Handeln in der Gemeinschaft und sind bei den Kammachern sittliche Mängel der schwersten Art. Selbst die scheinbar guten Eigenschaften dienen nur zur Erreichung niedriger Ziele. Und bei alledem hat Keller noch Komik und Humor entwickelt!

Wie das Charakterbild der Kammacher reichhaltiger ist als das Tartarins, so sind auch die wenigen Nebenfiguren mit ein paar Strichen deutlich unterschieden. Züs Bünzlin ist der Komparativ der Kammacher. Die Tarasconeser dagegen unterscheiden sich wenig von Tartarin, dessen gute Seiten dadurch hervorgehoben werden, dass ihm der nüchterne Barbassou, der falsche Prinz und der Muezzin gegenübergestellt werden. Diese Personen sind selbst nicht komisch, sondern geben einen Massstab für die komische Verirrung. Der Meister der Kammacher, die Seldwyler, die fein differenziert sind,

und die übrigen Nebenpersonen sind komisch gezeichnet. Dadurch wirkt der Schatten auf seiten der Kammacher nicht gar so dunkel, anderseits gewinnt man keine Klarheit über den Abstand zum Normalen.

Diesen in jeder Beziehung festzustellen, ist zur Analyse des komischen Eindrucks unerlässlich. Soweit es sich um die Verhältnisse in Algerien handelt, ist vorher eine Orientierung notwendig, wodurch die komische Wirkung geschwächt wird. In den Hauptsachen hat sich Daudet an die Wirklichkeit gehalten. Die Feststellung: „Quant aux lions, c'est fini,“ kommt sehr spät und zwar erst bei Tartarins Aufschneiderei: „Si j'en ai beaucoup tué, monsieur.“ Ausserdem gab es damals noch einige im Atlas. Aber Daudet kommt es nicht auf die grossen Irrtümer, sondern auf die kleinen Missgriffe an. Bisweilen muss er auf die falsche Einstellung Tartarins hinweisen, z. B. „(A Alger) pas un Teur! . . . Il n'y avait que lui.“ Und so gleitet er mittels der ihm eigenen Ironie von der Wirklichkeit über die leichte Uebertreibung zum Unwirklichen. Die Gartenanlage z. B. soll dem Erleben entnommen sein; das Mützenschiessen wäre möglich, aber nicht im Ernst, und die Vorgänge mit dem Kamel sind am stärksten übertrieben.

Keller ist in der psychologischen Darstellung seiner Personen vielleicht strengerer Realist als Daudet. Seine vielen Einzelbeobachtungen entnimmt er häufiger den Vorkommnissen des täglichen Lebens. Bei bedeutenderen Zügen der Handlung setzt er sich mit grösserer Unbekümmertheit über das Mögliche hinweg, teils der stärkeren Komik, teils der eindringlich zu predigenden Lehre wegen. Der Wettlauf der Kammacher wäre bei Daudet unmöglich. Wenn die Abweichungen von der Wirklichkeit bei Daudet und Keller als ernsthafte Handlungen der Personen gelten, wirken sie leicht sinnlos. Die mehr lächerlich-bedeutungsloseren Vorgänge bei Daudet vermögen eher noch auf die Absicht des Dichters zu verweisen als die willkürlich-bizarren bei Keller, die infolge ihrer Verschmelzung mit der Handlung nur direkte Bedeutung zu haben scheinen. Die naheliegende Absicht Daudets, den gutmütigen südfranzösischen Maulhelden zu zeichnen, stärkt die schwache Komik; der für die Einzelvorgänge verborgene Ernst Kellers gibt der überstarken Komik den festen, ernsten Hintergrund.

Der satirische Geist der Erzählungen zeigt ähnliche Unterschiede. Ausser den Personen kritisiert Daudet vor allem die Zustände in Algerien, z. B. den verderblichen Einfluss der Zivilisation auf die Einwohner, die verrottete, umständliche Gerichtsbarkeit, usw. Einiges ist nur lose mit dem Inhalt der Erzählung verbunden und nicht einmal komisch eingekleidet. In diesem Falle ist die Satire zwar wegen der geistreichen Darstellung anziehend geblieben, wirkt aber wenig künstlerisch. Das heisst, auch das Interesse hat sich für uns gemindert, weil es sich um frühere Missstände in der Kolonie

eines fremden Landes handelt. Die Satire ist sachlich gehalten. Sie vermeidet übertreibende Kränkungen, ohne zu beschönigen, und wählt nur bisweilen drastischere unmittelbare Hinweise. Eine klare Stellungnahme zur Kolonialpolitik fehlt. Kellers Satire richtet sich fast immer gegen allgemein menschliche Züge: kleinliche, niedrige Gesinnung, Verbohrtheit, schmutzige Gewinnsucht usw. In Besonderheiten verfällt er mitunter, wenn er seine demokratische Gesinnung verficht oder das Pseudo-Literatentum trifft. Seine Kampfesweise gleicht der eines Landknechts, während Daudet moderner Diplomat ist. Wo Daudet neutral bleibt, nimmt Keller Partei. Kommt jener im sanften Säuseln, fährt dieser mit Donner und Blitz daher. Dort ein Weiterleben in den eben menschlichen Schwächen; hier Bekehrung oder Vernichtung irgend welcher Art. Daudet duldet; Keller reformiert. Daudet mildert die Fehler durch Verschleierung, Keller setzt Vorzüge daneben. Der Franzose malt in Grau; der Deutsche schwarz-weiss. Jener radiert; dieser bevorzugt den Holzschnitt. Impressionist und Realist! Die nationalen Unterschiede sind greifbar. (Schluss folgt.)

Bunzlau (Schles.). W. Steinbrecher.

Die Behandlung der direkten Fragesätze im französischen Unterricht.

I. Mechanisch-nachahmende Bildung von Fragen nach der Muttersprache.

Die ersten Satzbildungen im französischen Unterricht sind stets einfache Subjekt-Prädikatsätze ohne Objekte oder sonstige Erweiterungen. All diese Sätze, gleichgültig ob Aussage- oder Fragesätze, lassen sich rein mechanisch-nachahmend dem Deutschen nachbilden:

der Vogel singt — l'oiseau chante;
du hast — tu as
hast du? — as-tu?
wer kommt? — qui vient?
wen hast du gesehen? — qui as-tu vu?

Nachdem immer wieder geübt ist: wir singen — nous chantons, ihr singt — vous chantez, sie singen — ils (elles) chantent, der Vogel singt — l'oiseau chante, ist kein Grund vorhanden, „wer singt?" anders zu übersetzen als durch qui chante?, oder wenn bei Strohmeyer nebeneinander steht: le maître a une chaise. — L'élève a un sac, ergibt sich ohne Schwierigkeit auch die Frage: qui a une chaise? Qui a un sac? Und ebenso ergibt sich aus: l'élève a un sac und un élève a un sac selbstverständlich die Frage mit adjektivischem Pronomen: quel élève a un sac? Der Sextaner, der immer wieder einzeln und im Chor konjugiert hat, je chante, tu chantes,

il chante usw., genau analog dem Deutschen, wird auch ohne zu zögern, wenn der Lehrer das erste Mal fragt: singen wir?, singt ihr? richtig übersetzen: chantons-nous? chantez-vous?[1])

Kommt man zu erweiterten Sätzen, so bedingt die Unterschiedslosigkeit des französischen Substantivs im Nominativ und Akkusativ, also im Subjekts- und Objektskasus, das Einprägen der wichtigen französischen Wortfolgeregel: Subjekt—Prädikat—Objekt. Ein einfaches mechanisches Nachbilden der Muttersprache ist hier nicht mehr möglich, wohl aber ein Anknüpfen. Dieselbe Wortfolge findet sich nämlich auch im Deutschen (und in anderen Sprachen) dort, wo ebenfalls infolge Gleichklangs von Nominativ und Akkusativ eine Unterscheidung von Subjekt und Objekt nur durch die Stellung möglich ist:[2])

die Mutter (Subjekt) liebt das Kind (Objekt)
das Kind (Subjekt) liebt die Mutter (Objekt)
the mother (Subjekt) loves the child (Objekt)
the child (Subjekt) loves the mother (Objekt).

Die Wortfolgeregel tritt also ein an Stelle einer Flexionsarmut, und sie ist nötig zur Vermeidung von Unklarheiten. Denn die menschlichen Sprachen können ihrem Zweck der Gedankenvermittlung und des Verkehrs nur dienen, wenn sie klar im Ausdruck sind. Nun sind es neben diesem Streben nach Klarheit des Ausdrucks noch zwei andere Bestrebungen, welche die Sprache in ihrer Entwicklung bestimmen: die nach Bequemlichkeit und die nach Wohlklang. Die beiden Hauptbestrebungen, Klarheit und Bequemlichkeit, bedingen einander geradezu, denn Unklarheit im Ausdruck würde die Unbequemlichkeit nach sich ziehen, sich näher e r k l ä r e n zu müssen; wäre andererseits die Sprache nicht bequem, d. h. praktisch, handlich, unumständlich, so würde sie Gefahr laufen, unklar zu werden, wie das ja bei gewissen gezierten und spielerischen Kuntsprachen (style précieux, Euphuismus, Marinismus, stilo culto und Schreibweise der zweiten schlesischen Dichterschule) der Fall war.[3])

---

[1]) Es ist zweckmässiger, von der 1. Person des Plural auszugehen, als von der ungebräuchlichen Singularform chanté-je?, wovon an einer späteren Stelle dieser Arbeit noch gesprochen wird. Auch Strohmeyer beginnt mit dem Plural, und das erscheint mir besonders zweckmässig, weil den Schülern so als erste Form die für die Ableitungen wichtige 1. Person des Plural eingeprägt wird.

[2]) In manchen Fällen, wo das Deutsche den an sich zweideutigen Sinn des Satzes durch die Betonung klarmacht, z. B. „gute Kinder (Subj. oder Obj.) lieben die Eltern (Obj. oder Subj.)“, muss das Französische zu verschiedener Konstruktion greifen: les bons enfants aiment les parents, und les bons enfants sont aimés des parents.

[3]) Eine solche Bequemlichkeit ist es z. B., wenn in der 1. und 2. Person (ich, du, wir, ihr) und in der Anrede (Sie) das Geschlecht nicht

Sobald im Anfangsunterricht erweiterte Sätze gebildet werden, ist es erforderlich, auf die drei Bestrebungen nach Klarheit, Bequemlichkeit und Schönheit hinzuweisen und die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit bestimmter Wortfolgevorschriften klarzumachen. Geschieht dieses, so werden sich auch bei den Fragekonstruktionen keinerlei Schwierigkeiten mehr ergeben. —

Ploetz[1]) scheidet in seiner Sprachlehre bei der Wortstellung im Fragesatz A: Uebereinstimmung mit dem Deutschen, B: Abweichung vom Deutschen. Diese Teilung erscheint mir durchaus zweckmässig, denn die Anknüpfung an die Muttersprache und die Benutzung des in ihr bereits erworbenen Sprachwissens und Könnens vereinfacht und erleichtert die Spracherlernung, wie Otto (*Methodik u. Didaktik d. neuspr. Unterr.,* 23 ff.) ausführt. Deshalb erscheint es mir inkonsequent und unzweckmässig, wenn Ploetz nun unter A. Regeln gibt, die nicht von der Muttersprache ausgehen, sondern von der in diesem ganzen Abschnitt A überflüssigen Wortfolgeregel. Seine Unterabteilungen „die regelmässige Wortstellung bleibt im Fragesatz unverändert, wenn . . .“ und „einfache Inversion (Subjekt nach dem Verb) hat statt . . .“ verlassen den Gang der Sprachanknüpfung und dienen auch nicht dazu, die Spracherlernung in verstandesmässiger Weise zu erleichtern, wie es Otto als zweiten Grundsatz fordert; sie dienen vielmehr dazu, den Schüler irre zu führen. Wenn nämlich der Schüler Regeln lernen muss, so verbindet sich für ihn damit das Gefühl: hier ist etwas Besonderes, auf das ich achten muss! Tatsächlich liegt aber gar nichts Besonderes vor; für den unbefangenen, nicht durch Regeln stutzig gemachten Schüler sind gar keine Schwierigkeiten und gar keine Möglichkeiten eines Zweifelns und danach Fehler-Machens vorhanden. Sämtliche unter A „Uebereinstimmung mit dem Deutschen“ fallenden Fragesätze, d. h. die mit Fragewort oder persönlichem Fürwort als Subjekt und die mit que? was? eingeleiteten, sind meiner Meinung nach ohne vorangestellte Regel rein mechanisch nachahmend zu üben. Auch ohne Kenntnis einer Wortfolgeregel machen die Fragen mit persönlichem Fürwort als Subjekt keine Schwierigkeit, weil die persönlichen Fürwörter teils im Nominativ und Akkusativ verschieden lauten [je-me, tu-te, il-le (se), ils-les (se), elle-la (se), elles-les (se)], also schon an und für sich als Subjekt kenntlich sind; und da, wo

---

unterschieden wird, während es in der 3. Person (er, sie, es) der Klarheit wegen unterschieden werden muss. Beim Possessiv-Pronomen macht das Französische im Gegensatz zu Deutsch und Englisch auch in der 3. Person keine Unterscheidung des Geschlechts. („Ihr“ als Fehlerquelle!)

[1]) Da vorliegende Abhandlung schon im Herbst 1925 verfasst ist, sind die seither erschienenen Neuauflagen und neuen Unterrichtswerke nicht berücksichtigt.

dies nicht der Fall ist (nous und vous sind Nom. und Akk.), doch als Subjekte durch die zu ihnen gehörenden Verbalendungen -ons, -ez kenntlich gemacht werden. „Wirst du kommen?“ — „Ist er gekommen?" bildet jeder unbefangene Schüler richtig nach: “viendras-tu?” — “est-il arrivé?”; sie bieten keine Schwierigkeit, weil tu und il ihrer Form nach als Nominative, d. h. Subjekt gekennzeichnet sind. Dasselbe gilt für die folgenden bei Ploetz angeführten Beispiele: qui avez-vous vu?, que voulez-vous?, combien de thêmes faites-vous?, d'où vient-il?, denn “il” ist seiner Form nach, und “vous” durch die mit ihm verbundene Verbalendung -ez als Subjekt kenntlich. Es folgen bei Ploetz die beiden Sätze: que veut ton frère? und que vous a dit le ministre? „Was“? als Subjekt findet sich nur bei Verben des Geschehens: „Was hat sich zugetragen?“ und ähnlichen. Dieses „was?“ als Subjekt wird französisch stets umschrieben durch qu'est-ce qui?; das müssen die Schüler als Vokabel lernen, ebenso wie sie die anderen Pronominalformen lernen. Que? in der Bedeutung „was?“ kann nur Prädikat (que sommes-nous?) oder Akkusativ-Objekt sein; folglich sind auch in den Sätzen “que veut ton frère?” und “que vous a dit le ministre?” Objekt und Subjekt kenntlich. Der Hinweis auf eine Stellungsregel ist demnach in allen bisher angeführten Beispielen überflüssig. Es verwirrt nur, wenn durch die davorgesetzte Vorschrift „einfache Inversion findet statt . . .“ die Sätze zu etwas Unregelmässigem gestempelt werden, nämlich zu Ausnahmen zu der Regel: „die regelmässige Wortstellung bleibt im Französischen unverändert, wenn ein Fragewort als Subjekt des Satzes dient.“ Gleich in den ersten Stunden, nachdem die Lautlehre beendet ist und nachdem Sätze wie: nous ouvrons la porte — nous fermons la fenêtre — les élèves ferment les livres — geübt sind, wird der Lehrer die Frage stellen: qui ouvre la porte?, und kein Schüler wird zögern, sie in Anlehnung an die Muttersprache richtig zu verstehen, obgleich der Form nach qui und la porte beide Nominativ und Akkusativ, also Subjekt und Objekt sein könnten. Diesen sämtlichen mit dem Deutschen übereinstimmenden Fragesätzen sollten also keine Regeln über Wortstellung vorangeschickt werden. Wohl aber ist das Umgekehrte von Nutzen: nachdem viele solche Sätze mechanisch-nachahmend richtig gebildet sind, soll die Aufmerksamkeit darauf hingelenkt werden, warum diese Uebereinstimmung mit dem Deutschen möglich ist, und die so erschlossene Begründung hinter den Beispielen angeführt werden. Ausgehend von Sätzen wie: qui ouvre la porte? — fermons-nous les livres? — combien font quatre et deux? — que mangez-vous? — où est la craie? —, weist der Lehrer zusammenfassend darauf hin, dass in all diesen Sätzen die Wortfolge dieselbe ist wie im Deutschen, und wirft die Frage auf: warum ist das möglich? Als Antwort und vorläufige Fassung nicht der R e g e l, sondern der E r k l ä r u n g der Wortstel-

lung im französischen Fragesatze ergibt sich: „Im französischen Fragesatz entspricht die Wortstellung der deutschen, 1. wenn das Subjekt ein persönliches Fürwort bzw. "ce" oder "on" ist (weil nämlich bei diesen Subjekts- und Objektskasus durch besondere Formen oder durch die zu ihnen gehörenden Verbalendungen kenntlich sind); 2. wenn die Frage eingeleitet ist mit que? was? (weil es für was? keine Subjektsform, ausser der Umschreibung qu'est-ce qui?, gibt, also die Rolle des Subjekts in solchen Sätzen einem Substantiv zufallen muss, welches somit als Subjekt kenntlich ist, obgleich es seiner Form nach nicht als Subjekt oder Objekt unterschieden werden könnte); 3. wenn ein Fragewort (das naturgemäss am Anfang der Frage steht) Subjekt ist. In diesem letzten Falle herrscht Uebereinstimmung mit der allgemeinen Regel über die Wortfolge im französischen Satz; Subjekt und Objekt sind ihrer Form nach nicht kenntlich, sondern genau entsprechend dem Deutschen nach ihrer Stellung vor bzw. hinter dem Prädikat: „Wieviel Kompanien (Subj.) bilden zwei Bataillone (Obj.)?“ Combien de compagnies (Subj.) forment deux bataillons (Obj.)? In den beiden ersten Fällen steht genau wie im Deutschen das Subjekt hinter dem Prädikat; diese Wortstellung nennen wir Inversion.

Das Fragewort steht naturgemäss am Anfang des Fragesatzes. In den bisher angeführten Beispielen, soweit sie überhaupt ein Fragewort enthielten, war dieses — ausser bei que? was? — zugleich Subjekt. Wenn nun ein anderes Fragewort, sei es ein Frageadverb oder ein Fragepronomen (ausser „was?“) als Akkusativ oder abhängig von einer Präposition die Frage einleitet, so wird auch da der Schüler zunächst auf mechanisch-nachahmende Weise die deutsche Wortfolge beizubehalten suchen. „Wo ist die Kreide?“ wurde selbstverständlich übersetzt "où est la craie?" „wieviel sind vier und zwei?“ durch "combien font quatre et deux?"; „mit wem spricht dein Bruder?“ wird jeder Schüler richtig nachbilden "à qui parle ton frère?"; „wann ruhen die Vöglein und die Blumen aus?“ "quand reposent les oiselets et les fleurs?“. Auch in diesen übersichtlichen und kurzen Sätzen herrscht ja volle Klarheit, eine Verwechslung von Subjekt und Objekt ist nicht möglich, es besteht nicht die Notwendigkeit, sie als solche noch irgendwie, z. B. durch Stellung im Satz, besonders zu kennzeichnen. Ebenso in dem bei Ploetz angeführten Satz "quel effet produisent les vibrations de l'air?"; denn infolge der Pluralendung — ent — des Verbs, akkustisch durch das Aussprechen des s, ist klar, dass nicht der vorangehende Singular quel effet, sondern nur der Plural les vibrations Subjekt sein kann, obgleich er hinter dem Verb steht.

Der Erklärung, wann im französischen Fragesatz die Wortstellung mit der deutschen übereinstimmt, haben wir also hinzuzufügen: 4. in kurzen übersichtlichen Fragen mit substantivischem

Subjekt, die mit einem Fragewort beginnen. Wie weit diese Formulierung noch der Einschränkung bedarf, wird sich aus dem folgenden ergeben.

II. Verstandesmässige Erlernung der absoluten Fragekonstruktion.

Alle im ersten Teil angeführten Fragesätze waren in Uebereinstimmung mit dem Deutschen gebildet; sie fallen in das Gebiet der erklärenden Syntax, deren Aufgabe es ist, die den Entwicklungen zugrunde liegenden Bedingungen darzulegen. Solche Erklärungen sind, wie Otto ausführt, nur da heranzuziehen, wo sie der praktischen Spracherlernung dienen. Das ist bei Fragesätzen erst von dem Augenblick an der Fall, wo Fragen der bisher besprochenen Arten durch häufige Uebung den Schülern geläufig sind und wo wir durch solch mechanisch-nachahmende Uebungen nicht weiterkommen, sondern zur verstandesmässigen Erlernung syntaktischer Ausdrucksformen greifen müssen, d. h. das Gebiet der beschreibenden Syntax betreten, die vermittels der „Regeln“ diese Ausdrucksformen so genau wie möglich beschreibt. Dieser Schritt wird nötig bei der zweiten Unterabteilung von Ploetz, B. Abweichung vom Deutschen.

Den Satz: quel effet produisent les vibrations de l'air? konnte der Schüler dem Deutschen nachbilden, weil die Verbalendung -ent auf das Subjekt hinwies. Aber auf Schwierigkeit stösst er in dem Satze: quel général a vaincu César? Der Form nach können sowohl quel général wie César Subjekt und Objekt sein, und da beide Singular sind, lässt sich auch aus dem Prädikat nicht auf das Subjekt schliessen. Wenn das Fragewort Subjekt ist (welcher General hat Cäsar besiegt?), so ist der Satz klar, wir haben den dritten der vorher besprochenen Fälle: gerade Wortfolge übereinstimmend mit dem Deutschen, dort wo das Fragewort Subjekt ist. Aber auch wenn das Fragewort quel général Objekt ist, muss es als Fragewort am Anfang des Satzes stehen; daneben aber muss es auch als Akkusativ-Objekt gegenüber César als Nominativ-Subjekt kenntlich gemacht werden. Nachahmend kann der Schüler also die Frage: welche*n* General hat Cäsar besiegt? französisch nicht bilden, hier muss der Lehrer einsetzen mit der Beschreibung einer Regel. Die neu zu lernende Fragekonstruktion nennt Plattner „pronominale Inversion“, Ploetz und Dubislav-Bock „absolute Fragekonstruktion“ und Otto „pleonastische Wortstellung“. Sie besteht in einer Verdoppelung des Subjekts, die, besonders emphatisch, auch sonst erscheint („die Sonne, sie bleibet am Himmel nicht stehen“ oder “le voila, le printemps!”, wo wir französisch den Akkusativ „siehe ihn da!“, deutsch aber das Subjekt „da ist er, der Frühling“ haben). Hier muss zum ersten Male bei der Bildung von Fragesätzen an die Grundregel der Wortfolge: Subjekt-Prädikat-Objekt erinnert werden. Das Subjekt bleibt, um als solches kenntlich zu sein, vor dem Verb, wird aber hinter

dem Verb in der Gestalt des entsprechenden persönlichen Fürworts wiederholt; es tritt also zugleich die einfache Inversion ein, die wir als Kennzeichen der Frage schon kennen gelernt haben. Auf Grund dieser Beschreibung konstruiert der Schüler nun folgendermassen: „welchen General hat Cäsar besiegt?" — quel général (steht als Fragewort zu Beginn des Satzes) César (steht als Subj. vor dem Verb) a-t-il (pronominale Wiederholung des Subjekts in der Inversion) vaincu?

Diese Konstruktion tritt überall ein, wo sonst Unklarheiten entstehen würden. Qui a vu ton frère? kann nur heissen: „wer hat deinen Bruder gesehen?", während die Frage „wen hat dein Bruder gesehen?" ausgedrückt werden muss durch "qui ton frère a-t-il vu?"[1])

Wie kann man den Schülern die pleonastische Wortstellung erklären? Otto glaubt in ihr ursprünglich eine emphatische Sprechweise sehen zu wollen, zumal der Frage immer eine gewisse Erregung anhaftet. Er weist auf Ausdrucksweisen hin wie "et nos montagnes des Alpes, comment les trouvez-vous?", in denen der Sprechende „zunächst die Aufmerksamkeit des Angeredeten auf etwas hinlenkt und erst dann mit Bezug hierauf eine Frage tut" (zitiert aus Meyer-Lübke, *Gram.* III). Ob es nun aber überhaupt nötig und zweckmässig ist, den Schülern derartig theoretisch-wissenschaftliche Erörterungen zu geben, möchte ich mit Otto von der geistigen Höhe der Schüler abhängen lassen und davon, ob sie von früh an gewöhnt sind, die Sprache unter entwicklungsgeschichtlichem Gesichtspunkt zu betrachten. Otto stellt als Grundsatz auf „Erklärungen sind nur da heranzuziehen, wo sie der praktischen Spracherlernung dienen. Dem widerspricht nicht, wenn hier und da eine interessante Bemerkung fällt, die rein theoretisches Interesse hat." Wenn wir eine ursprünglich emphatische Vorausstellung des Subjekts annehmen, so haben wir auch hier zur Erklärung eine Anknüpfungsmöglichkeit an die deutsche Muttersprache, wo folgender analoger Fall besteht: Treten wir in einen Kreis von Menschen, in dem wir bestimmte Bekannte zu treffen rechneten, und bemerken plötzlich, dass einer von ihnen nicht anwesend ist, so rufen wir spontan erregt zunächst den Namen „(wo ist) Müller?" und dann erst „ist er nicht gekommen?" Es liesse sich sogar hiernach induktiv "Meunier, n'est-il pas venu?" bilden; jedoch sind diese dem Deutschen entsprechenden Fälle so selten unter den zahlreichen mit pleonastischer Wortstellung gebildeten französischen Fragen, dass ich es für zweckmässiger halte, von der Beschreibung der Konstruktion, von der Regel auszugehen. Er-

[1]) Dass aus dem Drang nach Formschönheit und zugleich Klarheit umschreibende Konstruktionen entstehen, z. B. neben: wer rettete den Bademeister? qui sauva le maître baigneur? für: wen rettete der Bademeister? qui fut sauvé par le maître baigneur?, gehört m. E. der Stilistik der oberen Klassen an und dürfte in den unteren Klassen höchstens beiläufig erwähnt werden.

klären könnte man sie etwa folgendermassen: der Satz "ton père, est-il arrivé?" heisst deutsch „ist dein Vater gekommen?", d. h. französisch wie deutsch liegt der Ton auf dem Verb. Dass der Vater kommen will, ist als bekannt vorausgesetzt. Dieses Kommen ist nun vielleicht von besonderer Wichtigkeit, zugleich aber irgendwie in Frage gestellt, wird also mit besonderer Spannung erwartet. Nach Ankunft des in Betracht kommenden Zuges treffe ich meinen Freund und blitzartig schiesst mir der Gedanke in den Kopf „der Vater!" Ist es da nicht natürlich, zumal bei der französischen Lebhaftigkeit, dass dieser Gedanke sofort zum Ausruf wird "ton père!"; und dann frage ich "est-il arrivé?"[1]) Derartig psychologische Erklärungen erleichtern den Schülern das Verständnis für eine Konstruktion, die beim blossen Einüben als Regel fremd erscheint.

Wir hatten als vierten Fall der Uebereinstimmung französischer Fragen mit dem Deutschen gesagt, sie finde statt in kurzen übersichtlichen Fragen mit substantivischem Subjekt, die mit einem Fragewort beginnen. Als solche Frageworte kommen nur in Betracht Fragepronomina im Akkusativ (ausser que) oder abhängig von einer Präposition, sowie Frageadverbia; denn es war bereits besprochen, dass die mit einem (substantivischen oder adjektivischen) Fragepronomen als Subjekt und die mit que? was? eingeleiteten Fragen mit dem Deutschen im Gebrauch einfacher Inversion übereinstimmen. Wir hatten einander gegenüber zwei Sätze mit adjektivischen Fragepronomen als Objekt "quel effet produisent les vibrations de l'air?" und "quel général César a-t-il vaincu?" Die beiden deutschen Uebersetzungen sind einander völlig parallel konstruiert und unterscheiden sich in nichts. Zur Erklärung der verschiedenen französischen Form müssen wir zurückgreifen auf das Grundstreben der Sprachentwicklung, den Trieb nach Klarheit. Um der Klarheit willen wird nicht die einfache Inversion, sondern die pleonastische Wortfolge sich vor allem in Sätzen mit substantivischem Objekt finden, weil dieses ja häufig nur durch die Stellung hinter dem Verb von einem substantivischen Subjekt zu scheiden ist. Der Satz „wie erträgt Ihr Bruder sein Unglück?" würde mit einfacher Inversion lauten "comment supporte votre frère son malheur?" Das

---

[1]) Strohmeyer (*Stil d. franz. Spr.*) schreibt: Sagt der Franzose ton frère partira-t-il aujourd'hui?, so „grenzt er," wie Tobler (*Beitr.* I 55) das so schön ausgedrückt hat, „in glücklichster Weise den Umfang des Fraglichen ab gegen das, worüber zwischen dem Redenden und dem Angeredeten Gemeinsamkeit des Wissens besteht." — Als Parallele führt er an "le canon des forts, il ne pouvait pas l'entendre". Aehnlich führt Dubislav-Boek aus, dass der Franzose häufig erst das Thema angibt, über das er etwas aussagen oder fragen will, und dann erst den eigentlichen Behauptungs- oder Fragesatz beginnt, in dem das vorausgestellte Subjekt oder Objekt durch ein Pronomen wieder aufgenommen wird. (Les fables de Lafontaine, quel Français ne les aime pas?)

ist aus mehreren Gründen unmöglich. Erstens ständen die beiden flexivisch nicht zu unterscheidenden Formen votre frère und son malheur beide in der Objektsstellung; zweitens würde dies Nebeneinanderstehen nicht nur unklar, sondern auch höchst unschön wirken; drittens würde das Akkusativ-Objekt, das doch eng mit dem Prädikat verbunden ist, von ihm abgetrennt durch ein Subjekt, das in den engen Ideenzusammenhang supporter son malheur einen störenden neuen Gedankeninhalt eindrängt; viertens liegt im Französischen der Ton am Satzende, und in unserem Satz ist nicht votre frère das Wichtige, nach dem gefragt wird, auch nicht son malheur, sondern des Bruders supporter son malheur; folglich muss dieser ganze Ausdruck in die betonte Stellung am Satzende. In der absoluten Fragekonstruktion: "comment votre frère supporte-t-il son malheur?" sind alle Schwierigkeiten behoben, auch die dritte, denn das kleine Pronomen "il", das hinter dem Verb das Subjekt wiederholt, kann wegen seiner Tonlosigkeit keine Störung in dem engen Gedankenzusammenhang supporter son malheur bewirken.

Der vierte Punkt, Stellung nach dem Satzton, ist das Wichtigste bei allen Fragen, die Ploetz unter B 2 zusammenfasst in der Rubrik „Möglichkeit einer zwiefachen Konstruktion". Tatsächlich ist diese Formulierung wieder irreführend, denn der Schüler muss daraus entnehmen, er könne nach Belieben die eine oder die andere Konstruktion verwenden und den Satz „wie befindet sich dein Vater?" gleichbedeutend ausdrücken mit "comment se porte ton père?" und "comment ton père se porte-t-il?" Der Sinn der beiden Sätze ist aber nicht ganz derselbe — worauf auch Strohmeyer und Dubislav-Boek hinweisen — sondern in dem ersten erkundige ich mich nach dem Befinden deines V a t e r s (etwa nachdem ich von deinem eigenen, oder deiner Mutter Befinden gesprochen habe) und im anderen nach dem B e f i n d e n deines Vaters (nachdem du mir etwa von seinen Reiseplänen erzählt hast). In dem Satz "à qui ce livre appartient-il?" wird nach dem Besitzer eines bereits erwähnten Buches gefragt; in "à qui appartient ce livre" war dagegen das Buch noch nicht erwähnt, sondern wird im Augenblick der Frage von dem Redenden gefunden. Es scheint mir wichtig, eine so gute Gelegenheit zur Weckung des Sprachgefühls nicht vorübergehen zu lassen. Auf den steigenden dynamischen Akzent im Französischen muss von Anfang an hingewiesen werden, dann wird die richtige Auffassung der beiden Sätze "quand arrivera ton père?" „wann kommt dein V a t e r?" und "quand ton père arrivera-t-il?" „wann wird dein Vater k o m m e n?" keine Schwierigkeit bereiten.[1])

---

[1]) Auf der Oberstufe ist darauf aufmerksam zu machen, dass wir auch im Deutschen gern das betonte Wort ans Ende setzen und deshalb bei Betonung des Subjekts das Futur arrivera durch das deutsche Präsens (wann kommt dein V a t e r?), und bei Betonung des Verbs durch das deutsche Futur (wann wird dein Vater k o m m e n?) übersetzen.

In Fragesätzen mit einem Fragewort, die ein Substantiv zum Subjekt haben, nimmt der Franzose dieses bisweilen voraus vor das Fragewort; z. B. hat Strohmeyer bereits in der vierten Lektion den Satz "la maman qui berce-t-elle?". Wenn bei der Durcharbeitung hinter maman der senkrechte Strich eingetragen ist, der nach Quiehls Vorgang zur Bezeichnung der in der Regel nach dem Subjekt eintretenden Sprechpause dient, so bietet der Satz dem Sextaner gewiss keine Schwierigkeit des Verständnisses. Trotzdem scheint es mir nicht besonders glücklich, schon so im Anfangsunterricht einen Satz anzuführen, in dem das Fragewort nicht am Anfang steht. Natürlich ist eine besondere Durchnahme solcher Stellung weder notwendig noch zweckmässig; stösst man bei der Lektüre auf einen solchen Fall, so wird er ohne weiteres von jedem Schüler richtig aufgefasst. — Am gebräuchlichsten ist diese Konstruktion, wenn von dem Subjekt ein Relativsatz abhängt, trotzdem aber der Ton nicht auf dem Subjekt, sondern auf dem Verb liegt. „Wem gehört das Haus, in welchem ihr wohnt?“ kann dem Deutschen nachgebildet werden "à qui appartient la maison dans laquelle vous demeurez?" Bekommt aber in demselben Satz das Verb einen Nachdruck „wem gehört denn eigentlich das Haus, in dem ihr wohnt?“, so darf einerseits der Relativsatz nicht vom Subjekt getrennt werden (also nicht à qui la maison appartient-elle donc, dans laquelle vous demeurez?), andererseits würde bei der einfachen Inversion das Subjekt zwar zu seinem Relativsatz treten, gleichzeitig aber auch in die betonte Stellung einrücken. Die Konstruktion à qui la maison dans laquelle vous demeurez appartient-elle donc? ist aber auch unfranzösisch, weil das Subjekt zu lang wird und der Satz dadurch unschön klingt. Darum nimmt man das Subjekt ganz voraus: la maison dans laquelle vous demeurez, und fragt nun betreffs dieses erwähnten Hauses: à qui appartient-elle donc?[1]) — Unter den üblichen Uebungssätzen der Schulbücher werden sich derartige Sätze kaum finden. Sollte man auf einen stossen, so genügt es, ihn beiläufig zu besprechen mit dem Hinweis darauf, dass wir in der deutschen Umgangssprache es ähnlich machen können; für „wo ist das Buch, das du mir geben wolltest?“ sagen wir auch „das Buch, das du mir geben wolltest, wo ist das denn?“ "le livre que tu me voulais donner, où est-il?" Ebenso wird dann gebildet „wer war denn der Mensch, der euch das gesagt hat?“ "l'homme qui vous a dit cela, qui était-il donc?"

(Schluss folgt.)

Berlin. H. Wunderlich.

Der Ausdruck der Modalität in Nominalsätzen im heutigen Englisch. (Schluss von S. 233.)

§ 11. b) Der Hauptsatz drückt eine angenehme, billigende oder unangenehme, abweisende Empfindung

über den Inhalt des Nebensatzes aus, also Freude, Zufriedenheit und das Gegenteil, Bedauern und Klage, Mitleid und scharfe Ablehnung.

a) Der Indikativ war in der älteren Sprache noch ziemlich häufig, wenn auch keineswegs ausschliesslich. Ich gebe ein paar Beispiele aus Shakespeare:

I am glad he went not in himself. *Merry Wives* I, 5, 40. — I am sorry I beat thee. *Tempest* III, 2, 9. — 'tis pity he is not honest. *All's well* III, 5, 85.

In der neueren Sprache ist der Indikativ nicht sehr häufig und steht nur dann, wenn die Tatsächlichkeit besonders betont wird.

I am sorry that it is so, but I cannot help it. Butler, *Way of all Flesh* 62. — "I am glad you 've come", said Sophia, confidentially. Bennett, *Old* W. II, 277. — I regret that the allies failed to obtain any satisfaction. (Ztg.) — It was a pity that he had bragged to Dawson about giving up smoking. Butler, *Way of all Flesh* 230. — She was not sorry that Gerald had wasted his life not that he was a shame to his years and to her. Bennett, *Old* W. II, 291. —

β) Es steht der Konjunktiv mit should.

Diese Konstruktion ist schon in der älteren Sprache neben dem Indikativ gebräuchlich:

I am sorry one so learned and so wise should slip so grossly, Shakespeare, *Measure for M.* V, 475.

In Pepys, *Diary* II, 257 finden wir folgendes Beispiel:

Others cry out that the office of the Ordonance hath been so backward as no powder to have been at Chatham. — that Upnor, the good old castle of Queen Elizabeth should be lately slighted, that the ships at Chatham should not be carried up higher.

Drei Tatsachen, aber zunächst wird die Tatsache als solche festgestellt, daher der Indikativ, dann steht die Wirkung auf die Klagenden im Vordergrunde des Bewusstseins.

In der neueren Sprache ist should die Regel, sowohl im Präs. wie auch Präteritum. Ich führe aus der Fülle der gesammelten nur einzelne Beispiele an:

I am grieved that you should ever have a painful moment. *Life of Butler* I, 402. — It makes me wretched that you should be divided from me in your ideas of him. Meredith, *Beauchamp's Career* II, 157. — They will be glad that he should get out of the country immediately. Butler, *Ere. Rev.* 145. — I think it hard that all our work should go for nothing. Shaw, *S. Joan* 195. — It is a pity that Byron should never have known how shrewdly Keats had characterized him. M. Arnold, *Essays in Criticism* II, 87. — I regret that the shock of horror his words occasioned me should have prompted me to suggest violence against him. Butler, *Ere. Rev.* 222. — She was vexed that a city so in need of repose and industry should indulge in such antics. Bennett, *Old* W. II, 160. — Edwin was humbled that he should have been so blind to what Big James was. *Ebd.*, *Clayhanger* I, 28. — I must own to have been a little disappointed that you should yourself have chosen these as your intimate friends. Butler, *Way of all Flesh* 214. — Perhaps what really affected them so soundly

was that a Forsyte should have let go his grasp on life. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 182. — That her mother should have clung to just that one souvenir . . . touched Constance intimately. Bennett, *Old W.* II, 164. — It struck him like a scoffer's blow that she, the one woman on earth, loving Nevil, should have become the instrument for dispossessing him. Meredith, *Beauchamp's Career* II, 255. — It cut him to the heart that he should see her turn pitying away from him. Butler, *Ere.* 286. — It was a shame, that the delightful Charley should be made dull by this stupid talk. Conrad, *Chance* I, 139. — There was the secret ache that the son of James . . . should be pursuing the paths of succes, while his own son . . . ! Galsworthy, *Man of Prop.* I, 289.

C. Der Hauptsatz drückt ein Wollen aus.

Dieser Fall bietet eine grössere Mannigfaltigkeit der Konstruktion, da das Wollen sich mit dem Denken wie mit dem Fühlen eng berührt. Einige Verben drücken sowohl den Willen als auch die Vorstellung künftigen Geschehens aus, und zwar steht bei demselben Verb bald das eine, bald das andere im Vordergrunde des Bewusstseins. Andere vereinigen das Wollen mit dem Gefühl, sei es der Freude oder Trauer, der Begrüssung oder Ablehnung. Auch die Vorstellung der Erfüllung des Gewollten, ihre Möglichkeit oder Unmöglichkeit, spielt hinein, und endlich kann es von Bedeutung sein, ob die Erfüllung vom Willen des Subjekts des Nebensatzes abhängt oder nicht. Alle diese Umstände wirken auf die Wahl des Modus mitbestimmend ein.

§ 12. a) Das Verb des Hauptsatzes drückt eine direkte Einwirkung des Subjekts des Hauptsatzes auf die Handlung des Nebensatzes aus. Das ist der Fall bei den Verben des Befehlens, Anordnens, Veranlassens, Vereinbarens, Einwilligens, Erlaubens, Verbietens, des Sorgens für und Vorsorgetreffens für.

α) Der Indikativ steht hier sehr selten. Ich finde ihn nur nach to see (to) und to take care, sorgen, Vorsorge treffen für.

Go to your diocese and see that I am obeyed. Macaulay, *Hist.* VIII, III, 169. — I will do what lies in me and see to it that the Irish Boundary question and the European situation . . . are brought in to save the cause of Labour. (*Ztg.*) — We are not only entitled but bound to take care that nothing is done that may impair our authority. (*Ztg.*) — He would take care that he didn't have to go again on the same errand. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 20.

β) Der alte Konjunktiv Präs., der in der älteren Sprache das Gewöhnliche ist (vgl. Franz, *Shakespeare-Gram.* § 647), steht in der neueren Sprache nur stilistisch-archaisch oder formelhaft in der Gesetzessprache als Ueberrest des früheren Gebrauchs.

See to it, Vigilas, that he involve not thee. Hewlett, *New Canterb. T.* 79. — Offenbar archaisch! — After an exciting subject . . . start your story: taking care that it be mild. Meredith, *Evan Harrington* 334. — Der Konjunktiv be wird auch heute immer noch gebraucht. Gesetzessprache haben wir nach to move beantragen: I move

that the question be now put (Schluss der Debatte). Ebenso The civil law ordains that vagrants be seized wherever they are found. Borrow, *Zincali* 129. — Now it is established by the statute law of the kingdom that such people be expelled therefrom. *ds.* 131. — But they have decreed that a beautiful cross be placed where the stake stood. Shaw, *S. Joan* 238.

Als archaisch ist der Konjunktiv aufzufassen nach God (Heaven) grant:

God grant that she repent and purge her sin. Shaw, *S. Joan* 202. Heaven grant that he be not so angered as to chastise the innocent as well as the guilty. Butler, *Ere. Rev.* 180.

Gewöhnlich steht nach diesen Verben der Voluntativus, d.h. shall nach einem Präs., should nach einem Prät., wofür auch is bzw. was to eintreten kann.

α') *Präs.:*

They take good care that he shall sign the paper. Butler, *Er.* 188. It is my duty to see that the commonwealth shall be protected. *ds.* 117. We do ordain that to commit those who are called Gitanos the deposition of the persons whom they robbed shall be sufficient. Borrow, *Zincali* 145. — It is hereby enacted that certain lands shall be afforested and set apart as a hunting-ground for His Majesty's private use. Butler, *Er. Rev.* 223. — She is contented he shall hold himself under no guard but the guard of duty and discretion. Abbott, *Bacon and Essex* 179. — She is compelled by the painful restrictions sadly to consent that one of them shall be swept away. Meredith, *Tragic Comedians* 220 — und Your orders are that you are to go to Chinon. Shaw, *S. Joan* 108.

β') Prät.:

The woman took care that Sofia should arrive in safety. Mrs. Shelley, *Frankenstein,* 145. — He held it necessary to ensure that there should be neither mistake nor possibility of mistake. Butler, *Ere. Rev.* 200. — Keats agreed with Reynolds that they should each write some metrical tales from Boccaccio. Colvin, *Keats* 86. — Her maidenliness had not permitted that she should show herself to Mr. Scales. Bennett, *Old W.* I, 129. — She could not bear that the whole household should hear of her illness. *ebd.* II, 191. — It was arranged that he and Canon Chamberlain should lunch at the Manor. May Sinclair, *A Cure of Souls,* 96. — It was settled that they should proceed in a sailing-boat. Hardy, *Milkmaid* 247. — The Queen publicly declared that the building should be completed and should be a retreat for seamen. Macaulay, *Hist.* VII, 56. — One ordinance directed that all the maypoles should be hewn down. *ebd.* II, 1, 159.

Und mit was to statt should:

It was settled plainly enough she was to come. Bennett, *Riceyman Steps* 47.

δ') Ein offenbarer Konjunktiv liegt aber vor, wenn should nach präsentischem Tempus steht. Das ist der Fall nach God (Heaven) forbid (vgl. o. den Konj. Präs. nach God oder Heaven grant):

God forbid that he should know anything about the forces of Nature. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 60. — Heaven forbid that I should think wrongfully of you. Hardy, *Milkmaid*, 145.

Sonst scheint der Konjunktiv mit should nur zu stehen, wenn das Verb fragend oder verneint ist:

What cares she or any woman that this Age of ours should lie like a carcase against the sun? Meredith, *Beauchamp's Career* II, 330. — Nature who cannot bear that man should escape her control avenged herself through his nerves and a habit of blood to his head. Galsworthy, *Country House* 89. — Neither can it be permitted that you should have the chance of corrupting other beings. Butler, *Erewhon* 115.

Wir können also **die Regel** aufstellen, dass nach den Verben, die eine direkte Einwirkung des Subjekts des Hauptsatzes auf die Handlung des Nebensatzes ausdrücken, der Modus des Wollens, der Voluntativus (mit shall bzw. should) steht, weil hier das Wollen entschieden im Vordergrunde des Bewusstseins steht, der Indikativ ganz selten (nur nach to see (to) und to take care), der Modus der blossen Vorstellung, der Konjunktiv, in seiner alten Form nur archaisch und formelhaft, in seiner neuen mit should nur nach God (Heaven) forbid und wenn der Hauptsatz negativ oder fragend ist.

b) Es folgen die Verben, bei denen nicht eine direkte Einwirkung stattfindet, sondern das Wollen einer Einwirkung, eine Beeinflussung. Hierzu gehören die Verben des Vorschlages, Empfehlens, Ratens, Daraufhinweisens u. a.

Nach diesen steht als Regel der Konjunktiv und zwar:

α) Der Konjunktiv in der älteren Form, aber nur von to be als be.

I propose that the report be adopted. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 280. I recommend that his private money be made to depend upon his merit money. Butler, *Way of all Flesh* 163. — We advise that the person should have his nuggets returned to him and that the receipt be given back to the Professors. Butler, *Ere. Rev.* 240.

Hier steht be gleichbedeutend und parallel mit should.

β) der Konjunktiv steht in der neueren Form mit should. Das ist die Regel:

α') Präs.:

Alcinous proposes that Ulysses should have a ship got ready to take him home at once Butler, *Essays*, 90. — His letters to his sisters make mention of a suggestion that he should take advantage of an opening in the tea-broking line. Colvin, *Keats* 192. — The Canadian Department is now urging that it should at least rescue half the cost of her carriage (*Ztg.*).

β') Prät.:

He proposed that they should walk together. Butler, *Ere. Rev.* 168. — She had suggested that they should go to Madame Tussaud's waxworks. Bennet, *Riceyman Steps* 98. — Bailey took the

opportunity of telling Lockhart in a friendly way his circumstances and history, ... pleading that he should not be made an object of party denunciation. Colvin, *Keats* 122.

c) Gewisse Verben drücken ein künftiges Geschehen der Handlungen des Nebensatzes als Wollen des Subjekts des Hauptsatzes aus. Es sind einerseits die Verben des Versprechens, Gelobens, Anbietens, Drohens, andererseits die des Beschliessens und Entschliessens. Hier ist eine doppelte Konstruktion möglich:

α) Ist das Subjekt des Hauptsatzes zugleich das des Nebensatzes, so drückt das Verb des Nebensatzes ein „Wollen" aus, und es steht das Hilfsverb des Wollens.

The prince had promised to Elizabeth that he would agree to no terms without giving her notice. Froude, *Hist.* I, 345. — I resolved that I would have another interview with her. Butler, *Erew.* 213. — Courage, you said, and I determined that I would show it and be worthy of you. Meredith, *Tragic Comedians* 122. — She had decided hat she would never go into the shop. Bennett, *Old W.* I 65. — He had made up his mind very soon that he would become an authority on the eastern question (*Ztg.*).

Dieses would — ein Beispiel nach Präs., wo will stehen müsste, habe ich nicht gefunden — ist als Optativ (Wunschmodus) aufzufassen.

β) Ist das Subjekt von Haupt- und Nebensatz nicht dasselbe, so steht der Voluntativus oder Modus des Sollens, da der Wille des Hauptsatzes sich dann im Nebensatze als Sollen äussert, also shall und should (bzw. auch to be to).

α') Präs.:

In France the mother resolves that her daughter shall be guarded from the rocks of the unequal encounter between foolish innocence and the predatory. Meredith, *Tragic Comedians* 9. — I am determined that the woman shall have a fair hearing. Shaw, *St. Joan* 190. — Mother's decided that we are both to leave school. Bennett, *Old W.* I, 46.

β') Prät.:

He promised also that Mr. Beauchamp should be informed of the state of the matter. Meredith, *Beauchamp's Car.* II, 108. — My father mentally vowed that no second inspiration should be vouchsafed to him. Butler, *Erew. Rev.* 166. — Moreover God, by the mouth of Jeremias, menaced his people that all should devour them while they were wandering among the mountains. Borrow, *Zincali* 130. — The Prince of Condé had offered .... that the clause in the treaty of Cambray affecting Calais should be reaccepted by the King of France. Froude, *Hist.* I, 417. — The Parliament resolved that all pictures in the royal collection which contained representations of Jesus or the Virgin should be burnt. Macaulay, *Hist.* II, 1, 163. — Both were determined that no friend of Chirac's should be committed to the terrors of a Paris hospital. Bennett, *Old W.* II, 85. — But here was a stolid small obstacle, scarce assailable on its own level, and he had determined that it should be

attacked through its own laws and forms. Meredith, *Trag. Comedians* 148.

Und: he promised himself it was to cease on the instance when the circumstance which Nature was not amiss in bringing about had come to pass. Meredith, *One of Our Conquerors* 186. — We had decided that Constance was to leave. Bennett, *Old* W. I, 49. — She had made up her mind that the child this time was to be a girl. Butler, *Way of all Flesh* 87.

d) Ein Wollen mit Bezug auf ein künftiges Geschehen drücken auch die Verba des Forderns und Bittens aus, doch handelt es sich hier nicht um ein als realisiert vorgestelltes Wollen, sondern um ein Wollen an sich.

α) Verben des Forderns.

α') Der Indikativ steht sehr selten, nur dann, wenn die Bedeutung des Verbs „behaupten, als wahr unterstellen, darauf bestehen" ist:

She would not speak a word not even to insist that she was indisposed. Bennett, *Old* W. II, 75. — In vain the council again insisted that in the humour of the northern counties the passage of the Queen of Scots would be highly dangerous. Froude, *Hist.* I, 283.

β') In der Regel steht der Voluntativus.

1. Nach Präs.: shall:

The first requisite of a bibliography is that the author shall be master of his subject. (*Ztg.*). — The very essence of the Natural Selection theory is that the variations shall have been mainly accidental and without design of any thought. Butler, *Evolution Old and New,* 7. — The Balfour note insists that Great Britain shall receive from Europe payments equivalent to those she is making to America. (*Ztg.*). — The pope is asking only that as to certain historical matters his decision shall be taken as final. Shaw, *S. Joan* 52.

2. Nach Prät. should:

He had always liked, indeed insisted that she should be well dressed. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 259. — There was a popular demand that England should join the struggle. Evelyn Simpson, *John Donne,* 248. — Her lover had required that she should accompany him. Bennett, *Old W.*, II, 125. — It has failed to fulfil the conditions of true speech, which involves not only that A. should speak but also that B. should hear. Butler, *Essays,* 213. — She asked that Mr. Critchlow should pay L 20 for her. Bennett, *Old* W., 295.

γ') Doch steht auch, wenn die Forderung milder ist, der Konjunktiv und zwar:

1. Der Konj. Präs. bei be, sonst nur poetisch oder archaisch:

I have insisted that the Poetry be printed in the same type as the letters of Keats. *Letters of Keats* ed. Forman, *Preface.* — Political conditions demand that publicity be given to the finding of hidden arms. (*Ztg.*) — Ere yet the day be ended Will I demand of him that he do save His good name from the world. Coleridge, *Piccolo.* III, 3.

2. Should auch nach einem Präs.:

They insist that the young should be allowed to inflict corporal punishment on the old. Butler, *Ere. Rev.* 216. — We demand that the government should immediately submit this great issue to the people. (*Ztg.*) — Society requires . . . that the passions of individuals should be subjected. (*Ztg.*) — I may claim that you should cease to be a drag upon me. Butler, *Way of all Flesh* 49. Hier ist die Forderung gemildert; nach I claim würde man shall, also den Voluntativus setzen.

β) Verben des Bittens. Die Verben des Bittens unterscheiden sich von denen des Forderns dadurch, dass bei der Erfüllung des Gewollten einesteils mehr der Wille der gebetenen Person in Betracht gezogen wird (Optativ), andernteils diese Erfüllung in der gemilderten Form der Möglichkeit erscheint. Deshalb steht nach den Verben des Bittens — es gibt hier natürlich kaum merkliche Uebergänge — nie der schroffe Voluntativus, wohl der Konj. mit should, häufiger noch der Optativ und am häufigsten der Potentialis.

α') Der Indikativ ist sehr selten. Er steht nur dann und zwar das Fut. bzw. Kondit., wenn die Erfüllung als in Zukunft verwirklicht aufgefasst wird.

Most fervently I pray that he will obtain a ship and serve some years. Meredith, *Beauchamp's Car.* II, 316. — He added his earnest prayer that Home Rule would prove such a success. (*Ztg.*) Es wird als in der Zukunft verwirklicht aufgefasst; in der berichteten Rede stand might, also der Potentialis irrealis!

β') Der Optativ steht, wenn der Wille des Subjekts des Nebensatzes in Betracht kommt.

1. Präs. mit will: I beg that you will take some days to consider of your determination. Mrs. Shelley, *Frank.* 158. — I have to request you will do me a great favour. Keats, *Brief,* 1. 10. 1819. — I pray God every night that he will make me sing a little better. (*Ztg.*)

2. Prät. mit would: His pathetic position subjected him to beg that Woodseer would direct the driver to turn, for he had no knowledge of their German lingo. Meredith, *Amazing Marriage* I, 128. — Elizabeth renewed her entreaties that I would write often. Mrs. Shelley, *Frank.* 40. — I gave him a complete set of all the books I had published up to that date with a request that he would place them in a public library. *Life of Butler* II, 386.

Ebenso auch nach ask, wo es eine Bitte ausdrückt: He thought he would ask another favour that he should be allowed to retain his clothes and that his host would keep the others. Hardy, *Milkmaid* 208.

Hier steht einmal der Konjunktiv mit should, das zweite Mal der Optativ, da hier der Wille des Subjekts des Nebensatzes in Betracht kommt. Im Deutschen würde beide Male der Konjunktiv stehen: „dürfte" und „behielte".

γ') Es steht der Konjunktiv mit should, wenn der Wille des Bittenden und nicht die Erfüllung im Vordergrunde des Bewusstseins steht.

If I had a prayer it should be that one of your children should be the first American poet. Keats, *Briefe,* 29. 10. 1818. — Randclph sent an earnest entreaty that Lennox should be retained in England. Froude, *Hist.* I, 434.

δ') Die häufigste Konstruktion ist der Potentialis, in dem der Bittende seine Bitte als im Bereich der Möglichkeit liegend auffasst. Es sind hier zwei Fälle zu unterscheiden:

1. Es steht may nach Präs. und might nach Prät.: It is to be prayed that Sham may cease. Carlyle, *Latterday Pamphlets* 11. — The petition asks that facilities may be given to the bill. (*Ztg.*) — For the moment he thought of praying that the horrible sympathy that existed between him and the picture might cease. Wilde, *Dorian Gray* 119. — She begged that the lamp might not be lit and that they might sit in the twilight. May Sinclair, *A Cure of Souls* 181. — He again entreated that some members of the council might be joined in commission with him to authorize the queen's commandment. Froude, *Hist.* I, 473.

2. Es steht might nach Präs., um die Erfüllung als wenig wahrscheinlich zu bezeichnen. Das ist der Potentialis irrealis: My prayer will be that the Government of Ireland might prove such a success. (*Ztg.*) Vgl. das Beispiel unter *α'*. Der Redner glaubt nicht an den Erfolg. — She prays that she might be placed over the mouth of Hell so as to block it up with charity that no soul might find ingress there. (Butler.)

Nach den Verben des Bittens steht also für gewöhnlich entweder der Optativ, wenn der Ton auf dem Wollen des Subjekts des Nebensatzes liegt oder der Potentialis, wenn die Möglichkeit der Erfüllung im Vordergrunde des Bewusstseins steht. Der Konjunktiv steht, wenn der Wille des Bittenden die Hauptsache ist.

a) Die Verben des Wünschens und Wollens im engeren Sinne, wie to wish, to desire, to be (un)willing, to intend, to prefer, to have rather, to be anxious, I would u. ä., stellen im allgemeinen das Geschehen dar als etwas in der Vorstellung des Wünschenden Vorhandenes. Es überwiegt daher der Modus der Vorstellung. In besonderen Fällen wird auch der Wille dessen, auf den sich die Vorstellung des Wünschenden richtet, in Betracht gezogen. Es steht dann der Wunschmodus (Optativ). In einigen Grenzfällen — der Wunsch ist der Forderung verwandt und auch die Möglichkeit der Erfüllung kann von Bedeutung sein — steht der Voluntativus oder Potentialis, aber diese Fälle sind nicht sehr häufig und können nicht als Regel gelten. Der Indikativ, der im Deutschen die Regel ist, kommt nur ganz ausnahmsweise vor[1]) und scheidet für die Betrachtung aus.

α) Es steht der Konjunktiv in seinen drei verschiedenen Formen:

---

[1]) Ich finde bei Galsworthy, *Island Pharisees* 32: We would rather . . . that you don't see each other again until July. Hier würde should not see das Korrektere sein.

α') Der alte Konjunktiv steht nur bei dem Hilfsverb to be.

1. Nach Präs. be nur formelhaft:

It is my will that those who abandon the said mode of life be admitted to whatever offices and employments to which they may apply themselves. Borrow, *Zincali* 153.

2. Nach Prät. were häufiger:

She only wished he were a hundred miles off. Conrad, *Twixt Land and Sea* 226. — She could honestly summon bright light to her eyes in wishing the man were married. Meredith, *Diana* 255. — I would far rather that a girl who disagreed with me were to say as nowadays she might „O what frightful rot" than that she should give me a frigid, „Indeed I fear I cannot agree with you." (*Ztg.*)

Hier steht das were parallel und gleichbedeutend mit should.

β') Es steht das modale Imperf. nach dem Präs. als Vertreter des Konjunktivs zwar auch im Konjunktiv, wo ein solcher vorhanden ist (also were neben was):

I wish I were clever enough to know how much of you is God's Archbishop. Shaw, *S. Joan* 122. — I wish that he were come to me. D. G. Rossetti, *The Blessed Damozel.* — I wish it were the Bridge of Orleans again. Shaw, *S. Joan* 168. — Aber auch: „My life has been troubled!" she thought. „I wish I was dead." Bennett, *Old W.* II, 292. — I wish it was in my power to be of any essential service to him. Sheridan, *School for Scandal* I, 1. — I wish I'd never undertaken your house. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 1. — I wish I knew whether they were right or I. *Life of Butler* II, 39.

Nach einem Prät. findet sich auch das Imperfekt ganz parallel mit were:

One could wish its unity were more manifest and that it spoke more clearly. (*Ztg.*)

I have often wished that he didn't write so. (*Ztg.*) — She would that she had bought the house and shop. Bennett, *Old W.* II, 332.

γ') Der Konjunktiv mit should ist die Regel. Er steht nach Präs. wie nach Prät., im letzteren Falle besonders häufig, da er hier mit dem Voluntativus zusammenfällt.

1. nach Präs.: I simply wish that you should not be in ignorance of his proposal and his condition. Meredith, *Diana* 214. — It is not His will that they should come into our country. Shaw, *S. Joan* 105. — It is desirable that we should witness the end. *Ebd.* 225. — People often talk to themselves without intending that any other person should hear them. Butler, *Ere. Rev.* 213. — My brothers are anxious that I should go by myself into the country. Colvin, *Keats* 66. — It seems also designed . . . that no one should know anything about the ultimate or even deeper springs of action. Butler, *Note Books* 61. — Nature hates that any principle should breed hermaphroditically. *Ebd., Luck or Cunning* 44.

2. nach Prät.: England could not wish that Spanish troops should interfere. Froude, *Hist.* I, 154. — The Mayor, unwilling that Sunday's memorable ceremony should be the occasion of a serious punishment, reprimanded the prisoner. Butler, *Ere. Rev.* 263. — I

wouldn't for the world this should have happened. May Sinclair, *A Cure of Souls* 226. — He desired that she should not fall in love again. Bennett, *Riceyman Steps* 3. — He preferred that he should have taken a fancy to him. *Ebd., Clayhanger* I, 279. — She had rather he should not do so: Butler, *Ere. Rev.* 93. — He had many possessions and was anxious that this unknown friend should know it. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 156. — She had not intended that Mr. Chetwynd should be in. Bennett, *Old W.* I, 133. — It was not the intention of the Government that the Home Rule Bill and the Amending Bill should become law practically at the same time. (*Ztg.*)

β) Es steht nicht selten der Optativ mit would, wenn der Wille des Subjekts des Nebensatzes in Betracht gezogen wird.

1. Nach Präs.: Es ist sehr häufig der Fall nach I wish:

I wish you would put your things on and run up there. Bennett, *Old W.* II, 207. — When she does find me out, she does not make a row at all. I sometimes wish she would. Wilde, *D. Gray* 11. — I do wish Uncle Timothy wouldn't talk about what doesn't concern him. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 171. —

2. Nach Prät.:

I wished that peace would revisit my mind. Mrs. Shelley, *Frank.* 92. Hier ist peace personifiziert; die Erfüllung des Wunsches wird als in seinem Belieben stehend dargestellt. — He desired I would give him as exact an account of the government of England as I could. Swift, *Gullivers Travels.* — And the orator pronounced a warm panegyric on his friend Somers. Would that all men in power would follow the example of my Lord Keeper. Macaulay, *History,* VIII, 283.

γ) Der dritte Fall ist der Potentialis. Er steht nicht sehr häufig und zwar dann, wenn die Möglichkeit der Erfüllung des Wunsches in Betracht gezogen wird.

α') Es steht der gewöhnliche Potentialis may nach Präs. und might nach Prät.:

I think it not impossible and much to be desired that a time may come when all European works of abstruse science will be written in some yet unknown successor of Esperanto or Ido. (*Ztg.*) — I desire that I may hear no further particulars. Butler, *Ere. Rev.* 105. — He desired that Wingfield might be immediately sent over and that the other offenders should be apprehended and imprisoned. Froude, *Hist.* I, 396. — She desired that the birds might be destroyed. Butler, *Ere. Rev.* 123.

In allen diesen Fällen — es sind Ausnahme- oder Grenzfälle — hat desire entweder die Bedeutung des Bittens, oder die Idee der Möglichkeit herrscht im Unterbewusstsein vor, wie im ersten Falle, wo ja auch it is not impossible vorangeht.

β') Es steht might nach einem Präs., also der Potentialis irrealis. Das ist sehr selten und kommt für den heutigen Gebrauch nicht in Betracht. Die beiden Beispiele, die ich gefunden habe, sind beide älteren Datums.

You regard her as your sister without any wish that she might become your wife. Mrs. Shelly, *Frankenstein* 175. — If you had done so I wish the evening might be my last. Keats, *Letters* 20. 10. 18.

δ) Der Voluntativus steht auch nur ausnahmsweise und als Grenzfall, wo der Wunsch eine Forderung enthält.

The Government are anxious that the Commons shall dispose of the Irish Bill before Whitsuntide. (*Ztg.*) — Eight hundred a year are as nothing in the calculation of a householder who means that the mistress of the house shall have the choicest of the fruits and flowers. Meredith, *Diana* 30. (*means* haben will.) — As when a man shuffles cards designing that there shall be no design in the arrangement. Butler, *Luck or Cunning* 104 (in der festen Absicht).

Es ergibt sich also, dass nach den Verben des Wünschens in der Regel der Konjunktiv steht. Dieser wird ausgedrückt durch should oder durch das modale Imperfekt, besonders nach I wish. Bei to be steht im Imperf. sowohl were als was. Der Optativ wird gebraucht, wenn der Wille des Subjekts des Nebensatzes in Betracht gezogen wird. Potentialis und Voluntativus stehen nur in Grenzfällen, wo „wünschen" die Unterbedeutung „bitten", „fordern" und „befehlen" hat.

f) Die Verben des Fürchtens. Bei den Verben des Fürchtens kann ein dreifacher Fall eintreten. Sie können als Verben des Denkens aufgefasst werden. In diesem Falle steht der Indikativ, am häufigsten der Ind. Futur., weil die Befürchtung meist auf die Zukunft geht. Der zweite Fall ist der, dass der Begriff des Nichtwünschens vorherrscht. In diesem Falle steht der Konjunktiv, meist in der Form should, sehr häufig auch mit der negativen Konjunktion lest entsprechend dem frz. que — ne, lt. ne, gr. μή. Endlich kann die Möglichkeit der Verwirklichung der Befürchtung ins Auge gefasst werden; dann steht der Potentialis mit may bzw. might.

a) Der Indikativ steht:

α′) nach Präs., besonders mit dem Futurum:

"Sir," said the other, "I fear you are in some distress." Butler, *Ere. Rev.* 68. — I am afraid we do not get on very fast d./328. — It is feared that the greater part of the wine has been destroyed. (*Ztg.*) — I fear she was indeed ill. *Life of Butler* I, 354. — Poor old man he fears he will die. Meredith, *Beauchamp's Car.* II, 218. — Let the mayor and my mother talk me over as I am afraid they will do again. Butler, *Ere. Rev.* 325.

β′) nach Präter. besonders häufig mit dem Imperfekt Fut. (would, zuweilen auch should):

Sophia began to be teased by a little fear that Gerald was not quite his usual self. Bennett, *Old W.* II, 32. — His sole immediate fear was that he would be compelled to go to church with her. Bennett, *Riceyman Steps* 66. — We were afraid that the journey would be too much for her. *Life of Butler* II, 200. — She feared she should be laughed at. Butler, *Way of all Flesh* 6.

Mit dem Indikativ steht selten lest. Die angeführten Beispiele sind nur Ausnahmen.

The sally produced such a chill that, at last, fearing lest her new light had led her too far she changed her tone. Shaw, *Cashel Byron's Profession* 238. — Penn being fearful lest it would appear in him a piece of vanity to allow a principality to be called by his name, appealed to the prince. Dixon, *Life of Penn* II, 4. (Zitiert von Ellinger, *Vermischte Beiträge* S. 72/73.) — I quaked a little lest she would see your hand in it. *Life of Butler.*

β) Der Konjunktiv steht:

α') Der Konjunktiv Präsens: Ich habe nur zwei Beispiele, beide aus Mätzner, beide mit lest und affektiert archaisch.

But do not fear lest he discover that Clara wrote the letter. Bulwer, *Money* III, 11. — I tremble lest he be discovered. *Ebd., Lady of Lyons* II, 1. Dieser Fall scheidet also für die Bestimmung des herrschenden Sprachgebrauchs gänzlich aus.

β') Der Should-Konjunktiv ist sehr häufig:

1. Nach Präs. mit that, ohne Konjunktion oder mit lest: See to the fastening yourself . . . for fear any one should rob you while you are asleep. Butler, *Ere. Rev.* 91. — It amuses me, says Socrates, to see how afraid you are lest the common herd of people should accuse you of recommending useless studies. Macaulay, *Bacon* 399. — To day she felt the emotion with which we read a novel describing a hero and an inheritance nervously anxious lest the young man should be left without it at the end. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 118. — Don't be frightened lest he should find me here. Hardy, *Milkmaid* 185.

2. Nach Präter. ebenso: The wife did not sleep again for fear that she should miss daybreak (*Ztg.*), I think he feared I should attack him. Butler, *Ere. Rev.* 103. — My only fear was lest I should meddle with him when it might be better for him to be let alone. Butler, *Way of all Flesh* 353. — He seemed nervous lest he should be setting his granddaughter a bad example. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 269. — He was not aware that Coquette was trembling lest she should be seen in his forbidden company. Black, *Daughter of Heth* I, 116. — He was seriously uneasy lest there should be a failure in the mainline of his descendants. Butler, *Way of all Flesh* 73. — Christine was quite frightened lest Theobald should have heard of some serious money loss. *Ebd.* 178.

γ) Der Potentialis steht:

1. Nach Präs. mit may: I fear that her father may take it amiss. Hewlett, *New Cant. Tales* 131. — The danger is that those enthusiasts may do the work too well. (*Ztg.*) — Hotel proprietors are afraid that similar orders may deprive them of their staff. (*Ztg.*) — Lest ist selten: it is the fear lest worse evils may befall us after death which alone prevents us from rushing into death's arm. Butler, *Ere. Rev.* 182.

2. Nach Präter. mit might:

Mr. Baines secretly feared that the ridiculous might happen. Bennett, *Old W.* I, 80. — The feeling of shame was smothered by the dread that he might not be there. Galsworthy, *Man of Prop.* II, 57. — She was afraid that even the mild Mary might stop her. Ben-

nett, *Old W.* II, 332. — He had an uncomfortable suspicion that his motives after all might not have been so very pure. May Sinclair, *A Cure of Souls* 22. — There are many things that we should throw away if we were not afraid that others might pick them up. O. Wilde, *D. Gray* 54.

Lest ist auch hier sehr selten: he was afraid lest Mrs. Baines might follow him. Bennett, *Old W.* I, 56.

Als Regel ergibt sich also, dass bei den Verben des Fürchtens der Indikativ, der Konjunktiv mit should und der Potentialis in fast gleicher Weise gebraucht werden, der Konjunktiv nach einem Präs. allerdings seltener und hauptsächlich nach for fear. Die Konjunktion lest steht im allgemeinen nur vor dem Konjunktiv mit should, nur ausnahmsweise vor einem Indikativ oder Potentialis.

g) Die Verben des Hoffens und Erwartens, to hope, to trust und to expect werden ähnlich gebraucht, aber im einzelnen sind doch Verschiedenheiten.

α) Es steht der Indikativ, besonders das Fut. (bzw. Conditional), wo „hoffen" steht für „denken", „der Meinung sein".

1. Nach Präs.: I hope he is not ill. (Im. Schmidt, *Gram.)* I hope (trust) we shall have better back this time: *Ebd.* — I hope (expect) he will come to morrow. *Ebd.*, u. ä.

2. Nach Präter.: Your mother and I gave you the name Ernest, hoping that it would remind you continually. . . Butler, *Way of all Flesh* 189. — It was hoped that if this regulation was adapted all would return to the old mode of travelling. Macaulay, *History* III, 7, 373. — She trusted that he would give the world no cause to tax him with ingratitude. Froude, *History* I, 306. — He expected that a development of the country's resource would bring more money into the exchequer. Butler, *Ere. Rev.* 178.

b) Der Konjunktiv mit should steht, wie es scheint, nur nach to expect, das den Verben des Forderns nahe steht.

Ein Beispiel mit hope im Präs., das ich gefunden habe, ist nicht entscheidend, da der Nebensatz hier vor dem Hauptsatze steht (s. o. § 6):

That the undeveloped one should dutifully listen to experience and accept guidance, is devoutly to be hoped. Meredith, *Beauchamp's Car.* I, 197.

Alle anderen Beispiele stehen nach to expect:

It may perhaps be expected that I should begin a lecture on the relations between thought and language with some definition of both these things. Butler, *Ere Rev.* 210. — How could it be expected of a lively page, raised by a wild freak of fortune to the first influence in the empire that he should have bestowed any serious thought on the principles which ought to guide a judicial decision. Macaulay, *Bacon* 378. — James had a tendency to expect that his children should be better off than they were. Galsworthy, *Man of Prop.* I, 103.

γ) Der Potentialis mit may und might steht nach to hope und to trust am häufigsten (dagegen nicht nach to expect!). Die Regel in den Grammatiken, so z. B. bei J. Schmidt

und Krüger, dass diese Verben in der Regel das Fut. im Nebensatz verlangen, ist nicht richtig.

1. Nach Präs.: I hope that I may be excused for entering on these personal details. Darwin, *Origin of Species* 1. — We find good qualities in the highwayman in the hope that he may spare our pockets. O. Wilde, *D. Gray* 85. — I trust that what I have written about him may not be libellous. Butler, *Ere Rev.* 324.

2. Nach Präter.: There were still hopes that the war might be avoided. Froude, *Hist.* I, 274. — That's what I hoped you might help me to see. May Sinclair, *A Cure of Souls* 52. — Elizabeth trusted only that the selection might be such as should lead to the perpetual weal of the kingdom. Froude, *Hist.* I, 374.

Es steht also nach to hope und to trust der Indikativ, besonders das Fut. Präs. oder Imperf. oder der Potentialis, nach to expect der Indikativ oder der Konjunktiv mit should.

Hiermit sind die verschiedenen Fälle des Modusgebrauchs in Nominalsätzen erschöpft. Es ist schon darauf hingewiesen worden, dass es sich nicht um strenge Regeln, sondern um vorherrschende Tendenzen handelt, aber aus diesen können für den Unterrichtsgebrauch bestimmte Regeln abgeleitet werden. Ich weise auch noch einmal darauf hin, dass die angeführten Beispiele nur eine kleine Auswahl der von mir gesammelten bilden. Wenn man die Tendenzen einer Sprache in einem Falle induktiv feststellen will, so sind die einzelnen Beispiele nicht bloss zu wägen, sondern auch zu zählen, denn nur durch das häufige oder regelmässige Vorkommen einer Bildung kann eine herrschende Tendenz oder Regel bewiesen werden.

Berlin. Philipp Aronstein.

Niederdeutsches Sprachgut im Englischen.

Was in *Love's Labour's Lost* (V, I 39/41) Moth über Sir Nathaniel und Holofernes sagt:

They have been at a great feast of languages and stolen the scraps,

kann man mit Jespersen auf die Engländer überhaupt anwenden, wenn man sich ihre Entlehnungen aus fast allen bekannteren Sprachen der Erde vergegenwärtigt.

Die meisten Lehrbücher nehmen auf diese reizvolle Seite der englischen Sprache gebührend Rücksicht und bieten Lesestücke, die das Werden der englischen Sprache im Zusammenhang mit der Geschichte und Kultur des Landes beleuchten. Ganz besonders geht man natürlich auf die angelsächsische und normännische Eroberung sowie ihre Wirkungen auf die Sprache ein. Die römischen und skandinavischen Einfälle stehen ihrer geringeren Bedeutung entsprechend mehr zurück und nur selten werden die neueren Einflüsse auf die englische Sprache (Kolonialsprachen usw.) und die entsprechenden kulturellen Zusammenhänge erwähnt. — Weit wichtiger als diese neueren

und neuesten Einflüsse und gerade sehr bedeutsam für die Einwirkung deutschen Lebens auf das englische sind die Beziehungen der deutschen Hansa zu England und der Einfluss der niederdeutschen Sprache auf die englische während der Zeit der Hansaniederlassungen in England. Allerdings kann man in den meisten Fällen ohne sprachwissenschaftliche Schulung das im Mittelalter ins Englische eingedrungene niederdeutsche Sprachgut einerseits nicht auf den ersten Blick von dem fast zu gleicher Zeit eingedrungenen niederländischen und andrerseits von dem alten, schon mit den Angeln, Sachsen und Jüten nach England gekommenen Sprachgut unterscheiden. Dies dürfte auch der Grund dafür sein, dass sogar in den Schulen Niederdeutschlands nur ausnahmsweise auf die erst im Mittelalter eingedrungenen niederdeutschen Wörter und die entsprechenden geschichtlichen Zusammenhänge hingewiesen wird. Eine genaue Scheidung des niederdeutschen und niederländischen Wortschatzes ist zwar in den meisten Fällen nicht notwendig (und in vielen Fällen auch gar nicht möglich), aber auf eine scharfe Trennung dieser beiden Wortgruppen von dem angelsächsisch-niederdeutschen Sprachgut sollte hingearbeitet werden.

So dürfte es empfehlenswert sein — und das besonders in unserer Zeit der Auslands- und Deutschkunde — einmal systematisch auf dieses Gebiet einzugehen. Vielleicht genügt diese Anregung, die Herausgeber englischer Lehrbücher zur Aufnahme eines passenden Stückes (oder noch besser: passender Stücke) zu bewegen. Diese Anregung ist auch ganz im Sinne des preussischen Ministerialerlasses vom 17. Dezember 1919 über die Berücksichtigung der heimischen Mundart im Unterricht und eines Schreibens des Oldenburgischen Ministeriums der Kirchen und Schulen an den Oldenburger Heimatbund (März 1924), in dem zunächst die Selbstverständlichkeit der Pflege der heimatlichen Mundart betont wird und es dann heisst: „Die Verstärkung des englischen Unterrichts an den höheren Schulen, insbesondere die Einführung des Englischen als erste Fremdsprache bedingt von vornherein eine starke Heranziehung der plattdeutschen Sprache, wenn der Erfolg im Unterricht gesichert sein soll.“ — Wenn es auch jedem Lehrer unbenommen bleibt, diese Probleme bei Gelegenheit zu berühren, so wird es doch nützlich sein, wenn die Behandlung dieses Gebietes „zum Pensum gehört“. — Die Geschichte der deutschen Hansa in England ist schon so gründlich erforscht, dass es sich erübrigt, hier mehr als das im Zusammenhang mit der Geschichte der Sprache der Hanseleute Bemerkenswerte zu erörtern. Dagegen scheinen mir umfassendere Arbeiten über die niederdeutschen Lehnwörter zu fehlen, wenn auch das *New English Dictionary* in allen Einzelheiten genügende und oft sehr aufschlussreiche Auskunft gibt.

Ich habe im Folgenden die Frage so weit zu behandeln versucht, als sie für den Unterricht praktischen Wert hat. Um aber

gleichzeitig eine gewisse wissenschaftliche Nutzbarmachung meines Materials zu ermöglichen — ich denke vor allem an die niederdeutsche Wortgeographie — habe ich mir bestimmte Grenzen gezogen: Vor allem habe ich nur mir aus meiner eigenen (jeverländisch-nordoldenburgischen) Mundart bekannte niederdeutsche Wörter aufgenommen. Ausnahmefälle sind besonders gekennzeichnet. Das Jeverländische und auch das benachbarte Ostfriesische sind insofern besonders bemerkenswert, als sich in ihm bis auf den heutigen Tag sehr viele alte Ausdrücke erhalten haben, die man z. T. nur noch im Alt- und Mittelhochdeutschen oder gar im Gotischen, vor allem aber auch im Friesischen antrifft. Einige der von mir besprochenen Wörter sind schon im Aussterben begriffen, nur ältere Leute kennen sie noch; ich selbst verdanke sie hauptsächlich meiner Mutter. — So behandle ich unten (unter Ia) solche Wörter, die im Mittelalter aus dem Niederdeutschen unmittelbar ins Englische gedrungen sind und die heute noch auf niederdeutschem Gebiet — wenigstens auf dem oben näher bezeichneten — in Gebrauch sind. Während diese Gruppe im wesentlichen rein niederdeutsches Wortmaterial enthält, haben die unter I b aufgeführten Wörter hochdeutsche Entsprechungen — sei es infolge alter etymologischer Zusammengehörigkeit oder weil die Wörter in neuerer Zeit aus dem Ndd. ins Hd. gedrungen sind — und bedürfen deswegen nicht näherer Besprechung. Die Wörter unter I c gehören insofern nicht zu meinem engeren Thema, als sie mir weder aus meiner plattdeutschen Mundart noch durch hochdeutsche Parallelen bekannt sind. — Der niederländische Einfluss auf das Englische ist ebenfalls nur so weit berücksichtigt, als mir die Wörter aus meiner Mundart bekannt waren. Aehnlich wie bei I bringe ich der Vollständigkeit halber unter II b auch dem Hochdeutschen bekannte und unter II c mir unbekannte Wörter. Im Unterricht wird man die Gruppen I und II nur in bestimmten Fällen scharf zu trennen brauchen, wie ja auch rein wissenschaftlich die Zuweisung gewisser Wörter besonders der Gruppen Ia und IIa zum Niederdeutschen oder Niederländischen nicht mit Sicherheit erfolgen kann. — Die dritte Liste endlich enthält aus dem Altenglischen stammende neuenglische Wörter, die nur im Ndd. und nicht im Hd. eine Parallele haben. Diese Gruppe, die umfangreichste, zeigt uns deutlich, um wieviel das Niederdeutsche dem Englischen verwandter ist als das Hochdeutsche, und wieviel alte Bekannte mehr das niederdeutsch sprechende Kind bei der Erlernung des Englischen findet als sein Kamerad in Süd- und Mitteldeutschland.

I. Unmittelbarer Einfluss des Niederdeutschen auf das Englische.

a) Noch heute im Niederdeutschen lebendige Wörter.

brake: brook „Dickicht"; z. B. in der ostfriesischen Redensart „dör brook un busk", etwa „durch dick und dünn".

butt: butt „Scholle, Butt". Dieses nd. Wort ist als Fischname auch ins hd. gedrungen, aber die Grundbedeutung wird erst dann klar, wenn man sich des noch sehr geläufigen nd. Adjektivs *butt* „stumpf" vom Benehmen (gefühllos) erinnert. Der Fisch verdankt seinen Namen der stumpfen Kopfform.

clamp: klamp „schmaler Steg über einem Graben".

colza: koolsood „Kohlsamen".

cramp: kramp „eiserne Klammer".

to crimp: krimpen „einlaufen" (vom Zeug).

crinkel: krunkel „Runzel, Falte".

to croon: kröntjien „leise klagen, stöhnen".

flabby: flabbe „Hängelippe", auch in flabsnut [schlesisch: Flappe].

to fumble: fummeln „ziemlich wahl- und ziellos herumfühlen".

to glare: glooren; beachtenswert ist die Bedeutung des Adj. gloorgerg „schleim-, gallertartig"; vgl. auch poggengloor „Froschlaich".

to glister: glistern „glänzen".

to glower: gluren „verschlagen, heimtückisch blicken"; glurangel nennt man einen Menschen mit solchem Blick.

to grab: grabbeln „herumkramen".

to grasp: grapsen (Metathese!) „schnell zupacken" [schlesisch: grapschen].

gruff: gruf „grob und gefühllos".

measles: mesels „Masern".

mole: mull „Maulwurf" (ahd. moltwerf): auch in (törf)mull („Torf)grus". Mull bedeutet „Staub"; vgl. „Müll".

monkey: das Wort ist nicht germanischen Ursprungs. Es gelangte aus dem Türkischen über das Altfranzösische ins mnd. Im Nordoldenburgischen besteht es noch als munki „Affe" (aber nur vom Menschen, sonst heisst „Affe" oop).

mud: besonders noch in mudderploog, dem Wort für den primitivsten Bagger, der etwa die Form eines Schneepfluges hat und zur Reinhaltung der Fahrrinne in den Aussentiefs dient. In Butjadingen (Nordostold.) heisst „Schlamm" noch mudder.

nib: nib „Vogelschnabel".

to nibble: nibbeln „benagen".

ort: örten „beim Essen etwas übrig lassen"; das Uebriggebliebene heisst örels.

to prate, prattle: prooten. Dieses Wort ist besonders in Ostfriesland gebräuchlich; der Oldenburger sagt snacken; prooten hat nicht den schlechten Sinn des englischen Wortes. (In Butjadingen allerdings heisst praatjen auch „schwatzen".

to sag: sacken „einsacken".

to scrub: skrubben „reinmachen", teilweise als „schrubben" ins hd. gedrungen.

shore: skoor „Platz an der Küste, besonders am Hafen", besonders in skoordör „Tor im Deich".

to slabber: slabbern „geifern".

sloven: noch nicht sicher gedeutet. Das *New Engl. Dict.* sagt: of doubtful origin, perh. an A. F. formation or Flem. sloef „dirty, squalid, shabby", or Du. slof „careless, negligent". — Auf nd. sleef ist m. W. noch nicht hingewiesen; es bedeutet „nachlässiger Mensch, Tölpel". Dazu passt die unter 4 angegebene Bedeutung des *NED*: one who works, etc. in a careless, perfunctory, or slipshod manner. (Das mir etymologisch allerdings nicht bekannte nd. sleef „grosser Aufgabelöffel" dürfte mit obigem sleef nichts zu tun haben.) [Vgl. ob. u. md. Schlüffel.]

to slubber (auch slobber; s. slabber): slubbern „schlürfend essen".

to slur: sloren „gehen, ohne die Füsse recht von der Erde zu heben". Das Subst. sloren bedeutet „Pantoffel".

spile: spiel „Holzstange, die in Bauernhäusern zwischen zwei Balken (in der „wiem") angebracht ist und an der Räucherwaren hängen. [Hd. Speil (Wurstspeil), Speiler.]

to split: in afsplieten „Abziehen der Fäden von den Schoten der Bohnen und Erbsen".

sprig: spricker „kleiner (abgebrochener) Zweig". Das Wort konnte ich im *NED* noch nicht nachprüfen. Offenbar im ae. nicht belegt. Holthausen bringt das Wort nicht, andere Wörterbücher weisen auf an. sprek hin. Die nd. Entsprechung ist offenbar wenig bekannt.

to wabble: wabbeln „schlottern, wackeln".

b) Englisch-niederdeutsche Wörter, die auch im Hochdeutschen vorkommen.

cranberry — damp — deal — frolic — greaves — lump — minx — mumchance — nix — pad — paddle — pickle — plump — plunder — provend — provant — pump — rack — rill — rind — rumple — scour — scum — shock — skink — skipper — slack — sled — slim — sling — slot — smelt — smuggle — snap — snip — sod — span — splint — splinter — staple — toot — tub —

c) Englisch-niederdeutsche Wörter, die dem Neuniederdeutschen nicht oder nicht mehr und auch dem Hochdeutschen nicht bekannt sind.

bluster — cur — fimble — fob — furlough — hamper — harl — herder — interloper — marl — nap — paltry — osmund — pap —

peak — scoop — scribble — shelf — simper — sipe — slap — slip — smack sb. u. vb. — smile — sip — snow (kleiner Zweimaster) — spill — spraddle — suckory — steelyard — tackle — tapnet — teal — tear — tod — trade — tram — tuck — wafer — wimble —

Beachtenswert ist für uns noch die Frage, wann diese nddtsch. Wörter ins Englische gedrungen sind. Hier gibt uns wieder das *New Engl. Dict.* die beste Auskunft. Nicht notwendig ist es für unsere Zwecke, für jedes Wort die Jahreszahl des ersten Auftretens in der Literatur oder anderen Schriftstücken anzugeben. Vielmehr genügt es, das allgemeine Ergebnis dieser Untersuchung mitzuteilen: Es fällt sofort auf, dass vor 1300 erst einige wenige Wörter anzutreffen sind, und andererseits nach 1600 die Zahl der neuauftretenden nddtsch. Lehnwörter äusserst gering ist. Vielmehr lässt sich mit Sicherheit sagen, dass zwischen 1300 und 1600 die meisten nddtsch. Wörter ins Englische aufgenommen wurden, wenn auch manches erst im 14. Jhdt. zum ersten Male niedergeschriebene Wort schon seit einem Jahrhundert im Volksmunde lebendig gewesen sein mag oder viele erst nach 1600 in der Literatur auftauchenden Wörter schon lange vorher dem allgemeinen Sprachgut angehörten. Jedenfalls aber sind jene beiden Jahreszahlen wichtige Marksteine in der Geschichte des nddtsch. Lehnwortes in England: fallen sie doch fast zusammen mit dem Jahr, in welchem die Hamburger gegen Zusicherung gewisser Abgaben das Recht zur Bildung einer besonderen Hanse in England erhielten (1266) und dem Jahr der Schliessung des Stahlhofes (1598) während des Handelskrieges gegen die Hanse unter Elisabeth. — Wenn auch schon im 11. Jhdt. niederdeutsche See- und Kaufleute in England gewesen sind und der Platz, auf dem die Speicher, die Geschäfts- und Wohnhäuser an der London-Bridge standen, erst 1852 an englische Unternehmer verkauft wurde, so fällt die Blütezeit der deutschen Hanse in England doch in die Zeit von 1300—1600. — Auf den kausalen Zusammenhang dieser Zeit mit der Tatsache des Auftretens sehr vieler nddtsch. Wörter braucht kaum hingewiesen zu werden: Mit dem Handel, den die Nordseestädte, vor allem Bremen, Emden und Hamburg mit den britischen Inseln unterhielten, wurden auch jene nddtsch. Wörter nach England gebracht. Sie alle gehören nicht gerade der höheren Umgangssprache an, kaum eins fehlt im Vokabelschatz des gewöhnlichen Seemanns.

II. Niederländischer Einfluss.

a) Auch dem Niederdeutschen bekannte Wörter.

to blare: blaren „laut weinen“; auch das Blöken der Schafe wird mit blaren bezeichnet. Die mhd. Form war blerren „schreien, blöken“; als „plärren“ kommt das Wort volkstümlich im hd. vor.

boss: boos „Prachtkerl“; neuerdings nennt auch die ndd. Bühne ihren Spielleiter „speelboos“, wo boos der Bedeutung „Meister“ wieder nahe kommt.

brackish: brakig, z. B. auch in brackwooter, einem Gemisch von Süss- und Salzwasser (auch im hd. als „Brackwasser“ bekannt).

clinker: klinker „gebrannter Ziegelstein“.

curl: krull „Locke“. Das *NED* bietet als ersten Beleg das Part. crollid (1386), also noch ohne Metathese. Als erster Beleg für das Substantiv ist *Hamlet* III, IV. 56 angegeben: Hyperions curles, the front of Jove himselfe.

groat: groot nannte man im Oldenburgischen noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jhdts. eine gewisse Münze (6 groot = $2^1/_2$ Groschen).

gulp: gulp „grosser Schluck“.

hope: hoop(en) „Haufen“. Das Wort steht anscheinend nicht im *NED*.

inkle: „derivation not ascertained“, sagt das *NED*, und dann: Du. enkel, formerly enckel, inckel "single ", is suggested by the sound, and it is quite conceivable that this might be applied to a "narrow" or "inferior" tape; but historical evidence is wanting". — Auch nd. enkelt heisst „einfach“. Die Verbindung „enkelt gorn“ für einfach gesponnenes (noch nicht „gezwirntes“) Garn ist sehr geläufig. So wäre es zu verstehen, wenn sich aus dieser Verbindung „gorn“ abgelöst hätte und enkle als „Wollenband, grobes Garn“ ins Englische übergegangen wäre. — Bemerkenswert ist auch die im *NED* unter 7) angegebene Bedeutung: the linen thread or yarn from which inkle is manufactured.

kink: kink „Schleife im Tau“, im nd. auch in übertragener Bedeutung (wie hd. „Knoten“).

peg: Das Wort steckt im nd. pegel, welches eine Vorrichtung in Häfen und im Wattenmeer ist, an der der Stand des Wassers über Normalebbe oder -Flut abgelesen wird. Der jetzt ziemlich komplizierte Apparat ist früher vielleicht nur ein einfacher Pfahl gewesen.

pea-jacket: pijack, mit der Bedeutung des englischen Wortes. Die butjadinger Mundart kennt auch nachtpi „Nachthemd“. Für die Aussprache des englischen Wortes ist die Aussprache des nd. vielleicht wichtiger als die des nl. (Der in dieser *Zeitschrift* 24, 34 vermutete Zusammenhang mit pea = Erbse erscheint mir nicht wahrscheinlich.)

plug: plügg „Holznagel des Schuhmachers“; das *NED* bringt Beispiele für „various technical applications“, die nd. Bedeutung scheint jedoch nicht vorzukommen.

to rant: in anrantern „anranzen“ (im hd. mundartlich).

to scrab: skrabben „kratzen“.

sloot, sluit: sloot „Graben“. Das englische Wort ist in Südafrika von den Buren entlehnt (erster Beleg 1863).

to sputter: spüttern „leicht rechnen“.

track: trecken „ziehen“ (erster Beleg 1727).

to trek: trecken (erster Beleg 1849). Dieses Wort ist in Südafrika von den Buren übernommen; es bedeutet wie nd. trecken „umziehen“.

wainscot: Das *NED* stellt das Wort zu mnd. wagen „carriage“ und schot „of uncertain meaning“ und weist dann auf bokenschot, mod. L. G. bökenschot „beechwood of superior quality“ hin. — Das mir geläufige nd. skot „dünne Holzwand“ scheint wenig bekannt zu sein; nd. wagenschot „Holzwand in einem Wagen“ ist im Englischen also zu wainscot mit der Bedeutung Wandverkleidung geworden.

b) Englisch-niederländische Wörter, die auch dem Hochdeutschen bekannt sind.

anker — avast (halt fest) — blink — boor — brandy — buckwheat — bundel — buoy — burgmaster — bush (Büchse) — cornel — dapper — deck — delf(t) — doit — dollar — domineer — to drill — duck (Segeltuch) — Dutch — easel — etch — excise — furlough — gherkin — golf — ingle — keel (flaches Boot) — landscape — laveer — leaguer — lollard — lunt — margrave — myrt — mate — matie — maulstick — monsoon — morass — mumma — mump — mutch (Mütze) — Norse — ogle — palsgrave — peep pickle — pink — potass — rover — safflower — school (Tiere) — — sconce — scout (Schute) — scrab — shallop — skellum — sketch — skive — slabline — slack (Schlacke) — slang (Uhrkette, v. Schlange) — sleigh — sloop — snuff sb. u. vb. — snuffle — splice — spook spoor — stillage — stiver — stoke — stripe — swingle — trass — trigger — veer — wag(g)on — yacht — yawl —

c) Englisch-niederländische, dem Hoch- und Niederdeutschen unbekannte Wörter.

abele — bully — bung — clamp (Haufe) — clove (Spalte) — companion (Hütte) — crabbed — crank (rank) — derrick — drogher — foy — garboard — guess — gull (betrügen) — gyle — hanker — hooker — hoy — interloper — isingglass — kilderkin — lay (in lay-figure) — lump (Seehase) — marline — minikin — mizzle — mop — mow (Grimasse) — nag (Klepper) — nock — onslaught — orlop — pap (Brei) — pimple — poke — ravel — ret — scamper — skate slob — slub — smouse — snack — snaffle — snook — sooterkin spancel — spangle — specksioneer — spray — sprue — spurr(e)y

to stake — stile (senkr. Ständer) — stilling — stoop — sutler — swabber — swamp — sway — tafferel — tattoo — wiseacre — wriggle —

Abgesehen von einigen im letzten Jahrhundert in Südafrika den Buren entlehnten holländischen Ausdrücken sind obige holländische Wörter zur selben Zeit wie die niederdeutschen ins Englische gedrungen. Die Beziehungen Englands zu Holland und seinem Hauptstapelplatz, Antwerpen, sind die Ursache für das zahlreiche Auftreten niederländischer Wörter im Englischen. Im wesentlichen gehören sie denselben Gebieten an wie die niederdeutschen Entlehnungen. Besonders erwähnenswert sind aber die vielen Ausdrücke für Seefahrzeuge und andere seetechnische Wörter, ferner Ausdrücke aus dem Gebiete der Weberei, und, was besonders hervorzuheben ist, technische Ausdrücke der Malerei wie easel, maulstick (stillage), sketch, und auch landscape.

III. Neuenglische Wörter, die, aus dem Altenglischen stammend, nur im Niederdeutschen eine Parallele haben.

among: mang, mank „zwischen", in der Bedeutung des englischen Wortes.

as: as „wie". Vgl. folgende Gegenüberstellung: engl. he is not so tall as I — nd. he is nich so groot as ick.

bark: börk „Rinde". Das hd. Borke ist dem nd. entlehnt.

barm: barm „Bierhefe"; hd. „Bärme" ist nicht überall geläufig

to bear: börn „heben"; allerdings auch in hd. „Bahre".

bent: bent „Riedgras"; das Wort kennt vor allem das Ostfriesische, z. B. in der sprichwörtlichen Redensart: skul (etwa „Schutz"), skul, se de Voss, do versteek he sick achter'n benthalm.

black: black „Tinte".

blithe (bliss): blied „froh, munter".

but: buten „draussen". Im Englischen Bedeutungsverschiebung und -Differenzierung: ausser, sondern, aber. — das nd. buten steckt auch in „Butjadingen": ausserhalb (jenseits) der Jade.

chaff: kaff „Spreu"; auch in engl. chaffinch.

clod, clot: klut „hartes Stück Erde"; kloot, z. B. in Klotschiessen; klütjen „Mehlkloss".

clover: kleever „Klee".

cot: koot „Hütte": in Holstein z. B. auch „Kate". Der Bewohner einer „koot" heisst im Jeverl. „Köter".

to cry: Dieses Wort wird abgeleitet aus frz. crier und auch aus germ. kritan. Wenn letzteres richtig ist, können wir an nd. kriten „von Herzen weinen" erinnern.

cup: ostfries. köpje „(Tee-)Tasse", Schale.

ewe: öi „weibliches Schaf, Ziege, Kaninchen".

(to) fear: in verfeeren „erschrecken".

gander: gander „Gänserich".

girl: gör „(albernes) Mädchen".

to glout: glupen „finster blicken".

gnat: gehört hierher vielleicht nd. gnut „Eintagsfliegen"?

to groan: gronen „nach etwas schmachten".

to grow: groin „dicker, fetter werden" (von Tieren, im Spass auch von Menschen). Auch in „Groden", eigentlich „angewachsenes Land"; Groden ist das dem Meere abgerungene Land, soweit es (noch) ausserhalb des Deiches liegt.

hatch: heck, z. T. auch im hd. als „Heck" geläufig.

icicle: isökel „Eiszapfen".

knife: knif „Messer" (frz. canif!)

late: loot „spät".

lead: lo(u)t „Blei". Auch das nhd. Lot bedeutet noch im mhd. „Blei".

to let: in der Bedeutung „hindern" lässt sich nd. sick letten „sich aufhalten" zum Vergleich heranziehen.

like: ursprünglich heisst (z. B. ahd. lîh) das Wort „Leib, Körper". In dieser Bedeutung findet es sich noch in „Leichnam", eigentlich (ahd. lîhhamo) „Hülle des Körpers" (auch in lichgate, -wake, -way), ebenso in Leichdorn „Hühnerauge", nd. fast nur „likdorn". Der Bedeutung von engl. like kommt man noch näher durch den Hinweis auf „gleich" (ahd. gilîh), eigentlich „übereinstimmenden, gleichen Leib habend"; dies ergab dann bei Verblassung der Grundbedeutung „gleich, ähnlich". — Bemerkenswert ist schliesslich noch, dass nd. lik „gerade" heisst, also wohl zuerst: „ähnliche, gleiche, sich gleichbleibende Richtung haben".

to listen: lüstern „lauschen".

little: lütt „klein".

to lug: luken „ziehen".

meek: mack „zahm".

to meet: besonders in „to möit kommen", „entgegenkommen".

mong: s. among.

pig: bigg „Ferkel". Das in den meisten nd. Gebieten gebräuchliche „farken" gebraucht man im Jeverland nur in übertragener Bedeutung (wie auch hd. Ferkel).

pool: Das Wort entspricht natürlich auch dem hd., fast nur poetischen Wort „Pfuhl". nd. pool ist dagegen das gewöhnliche Wort für „Pfütze".

prick, prickle: prökel, besonders in wustprökel, „spitzes Stäbchen zum Zusammenstecken der Wurstenden". (hd. prickeln < nd, zu mhd. pfrecken „stechen".)

queen: quene „junge Kuh". — Das engl. queen war zunächst „Gemahlin" im allgemeinen, wurde dann durch Bedeutungsverengung „Gemahlin des Königs". (Vgl. auch quean.)

to rake: in inrooken, vom Feuer, in Asche „einbetten". Das Wort ist verwandt mit hd. „Rechen". — Im nd. kommt es auch mit der Präposition weg vor: wegrooken „wegfinden" (volkstümlich, z. B. in „er kann nicht wieder wegfinden").

ram: ram „kastriertes Schaf".

to rise: risen bedeutet das Sichheben des mit Hefe angerührten Teiges.

to roar: reeren im Sinne vom engl. to cry. In anderen ndd. Gegenden heisst rooren auch „weinen".

rope: reep, besonders das Tau, mit dem der „Baum" auf dem Erntewagen (de binnelboom) befestigt wird. — Auch in „Reeperbahn" (bekannte Strasse Hamburgs, eigentlich „Seilerbahn"; in Königsberg i. Pr. heisst jetzt hd. eine Strasse „Alte Reiferbahn").

rush: rüsken „Binsen". Erinnern kann man noch an Rüschhaus bei Münster, dem Wohnsitz der Annette von Droste.

scythe: seis „Sense".

sheaf: Zwar gibt es im hd. noch das entsprechende „Schaube", doch ist es im Gegensatz zum nd. skoof „Garbe" nicht im alltäglichen Gebrauch. Bemerkenswert ist noch, dass im Jeverland skoof besonders das Wort für Getreidegarbe ist, während in Butjadingen nur Schilf (nd. reit[en]) in einem schoof zum Trocknen aufgestellt wird.

sill: söl „Schwelle".

snot: snöt „Nasenschleim". Nach Holthausen < ae. gesnot. Das *NED* hat keinen Beleg vor 1388.

soot: soot „Russ (im Kamin)".

spike: spiker „Eisennagel".

spoon: Das Wort entspricht dem hd. „Span". Im nd. bedeutet spoon „platter Löffel zum Butterkneten".

to stalk: stallen „mit langen Schritten gehen".

steam: stoom „Wasserdampf".

stove: ursprünglich dasselbe Wort wie „Stube". Das nd. stöfken, ostfries. auch stowe „Feuerkieke", eine heizbare Fussbank, gehört sicherlich auch hierher.

sty: stige(r) „Gerstenkorn". — sty „Schweinestall" (auch in. steward < stig-weard) hat mit obigem sty etymologisch nichts zu tun

swath: Die Wörterbücher geben als Uebersetzung das wohl nicht in allen Landschaften geläufige „Schwaden" an. Das nd. Wort ist swat „eine Reihe frischgemähten Grases".

to sweep: sweep „Peitsche". Dieses nd. Wort könnte man allerdings auch neben (to) swipe stellen.

tale: tool „Stimme".

to tar: bekannter als hd. „zergen" ist mir nd. targen „reizen".

throat: strott „Kehle, Gurgel".

tingle: tengel „kleiner Nagel".

town: hatte ursprünglich dieselbe Bedeutung wie „Zaun"; schliesslich bezeichnete es das, was innerhalb der „Umzäunung" liegt: ein Bauernhaus, ein Dorf und endlich eine Stadt. Das nd. Wort tun hat die für uns lehrreiche Bedeutung „(Gemüse-)Garten".

weed: weed „Unkraut".

wheel: in spinnweel „Spinnrad".

whey: wei „Molken", „vollkommen entfettete Milch".

willow: wilg(en) „Weide".

wire: wir „Draht". Sehr oft hört man auch wirdroot, da die Grundbedeutung von wir nicht mehr fühlbar ist. In Butjadingen hat man ein Verb „wiren", z. B. in „swin wiren", Schweinen Draht durch die Nase ziehen, damit sie das „Wühlen" unterlassen.

yeast: gest, das allgemeine Wort für „Hefe"; verwandt mit „Gischt".

ye: ji, Anrede für einem näherstehende, ältere Personen (statt se „Sie").

you: joo „euch".

Wie schon eingangs erwähnt, sollen diese Zusammenstellungen im wesentlichen nur praktischen Zwecken dienen. Eine umfassende Geschichte dieses Problems hätte auch auf solche noch jetzt im Niederdeutschen vorhandene Wörter und Wendungen einzugehen, die schon im Laufe der ae. und besonders me. Zeit ausgestorben sind. Weiterhin müsste eine eingehende Darstellung der „Geschichte des niederdeutschen Lehnwortes in England" auf die neuenglischen Dialekte eingehen, die sicherlich eine Fundgrube für den Forscher auf diesem Gebiete sind.

Ahrensbök i. Holstein. W. Frerichs.

Einführung in Laut und Schrift im englischen Anfangsunterricht lateinloser Schulen.

Vortrag, gehalten auf der 25. Tagung des Bayerischen Neuphilologenvereins zu München, im Juni 1925.

Von den Menschen, für welche sie geschrieben sind, unterscheiden sich die Sprachlehrbücher in einem Punkt sehr wesentlich: während die Menschen in ihrer „Anfangsstufe" einander sehr ähnlich sind und erst bei weiterer Ausreifung mehr und mehr auseinander und in ihre verschiedenen Physiognomien hineinwachsen, sind bei den Lehr-

büchern die Aufbaustufen einander ziemlich ähnlich, während die Elementarbücher — bei völliger Gleichheit ihrer Aufgabe — wahrhaft verblüffende Unterschiede zeigen. Schlagen wir probeweise einige dieser Anfangsstufen verschiedener Vaterschaft auf! Hier fremdsprachliche Unterhaltungen über Umwelt, Jahreszeiten u. dgl. mit phonetischem Text und Lautschriftwörtern samt deren deutscher Bedeutung. Dort auf den ersten 10 bis 20 Seiten theoretische Erörterung des gesamten Lautstandes, fein säuberlich in Vokalismus und Konsonantismus abgeteilt, mit spärlichen Beispielen zur Anschauung, danach zusammenhängende Stücke. Hier auf wenigen Seiten Vorführung sämtlicher Laute, mit Musterwörtern und deren deutscher Bedeutung. Dort sehr langsames Vorgehen zu gleichem Zweck, weit verteilte Durchnahme der Einzellaute, Durchübung der zahlreichen Musterwörter in kleinen Sätzen, mit Einstreuung einfachster grammatischer Erscheinungen.

In solcher Verschiedenheit der Anlage verrät sich doch nicht bloss die Verschiedenartigkeit der methodischen Ueberzeugungen und Bestrebungen. Sie ist zugleich ein augenfälliger Beweis für die t a t s ä c h l i c h e S c h w i e r i g k e i t d e r A u f g a b e. Denn gäbe es einen selbstverständlichen, schnurgerade zum Ziel führenden Weg, würde der wohl von allen eingeschlagen.

Und gerade darum mag es nicht ohne Nutzen sein, diesen heiklen Stoff einmal gemeinsam zu durchdenken.

Vor der Hand zwar sprach unsere höchste Schulbehörde als bindende Weisung für die bayerische Lehrerschaft aus: „Laut und Schrift sind miteinander zu lehren.“ Dies ist z. Z. noch Vorschrift. Es wird sich nur darum handeln, ob in der gegenwärtigen Zeit der allgemeinen Gärung, des allgemeinen Schreies nach Freiheit in der Methode derlei bindende Bestimmungen nicht überhaupt hinwegbeschlossen werden — auf dem Weg etwa, dass auf Antrag grösserer Fachvereinigungen ähnliche Einzelverordnungen für das Lehrverfahren f a l l e n, um die Möglichkeit zu freier ausprobender Tätigkeit verschiedenartiger Methoden zu geben. Einstweilen aber hat es nicht den Anschein, als ob unser Ministerium hierfür so rasch zu haben sein werde. Z. B. gegen den Ansturm der norddeutschen Kollegen auf Grammatik und Uebungsbuch scheint die bayerische Unterrichtsbehörde immun, und nach meiner Ueberzeugung handelt sie darin sehr weise.

Diese in vielen norddeutschen Büchern ausgeprägte Methode des phonetischen Sprech-Vorkurses scheint mir das seine Muttersprache langsam auffassende Kleinkind und das Fremdsprachen lernende Schulkind zu verwechseln. Ihre überzeugendste praktische Ausprägung findet sie bekanntlich bei Max Walter, der den Vorkurs auf ein Vierteljahr ausgedehnt wissen will, der früher die phonetischen Texte den Schülern in die Hand gab, neuerdings bloss für die Lehrer bestimmt. Aber Walter ist, wie wir wissen, in allem eine Ausnahme-

erscheinung: ihm ist von jeher Aussergewöhnliches gelungen, was die Masse unserer Lehrer nicht fertig bringen kann, auch nicht an der Hand Moosmanns.

Trotzdem empfiehlt selbst Aronstein einen phonetischen Vorkurs für die Dauer von einigen Wochen, aber ohne Buch, also ohne phonetische Schrifttexte, aber doch wohl mit schriftlicher Fixierung der Lautbilder an der Tafel. Sehr verständig erwähnt er, wie vor ihm schon Glauning und andere, die grosse Belastung des Schülers, hintereinander zwei Schreibungen zu lernen und zu üben, was sich als beständige Fehlerquelle erweisen würde.

Noch dieses nüchterne, praktische Bedenken: was arbeiten unsere Schüler diese ganze Zeit des Vorkurses über zu Hause? Wer je in der Praxis gestanden hat, kennt die bewegten Klagen der Eltern, dass ihre Kinder in den ersten Wochen zu Hause nichts zu arbeiten haben! Nun denke man, dass Sweet den phonetischen Vorkurs auf mindestens ein Jahr, Jespersen auf ein bis eineinhalb Jahre berechnet. Sicherlich ist ein solcher Aufwand an Zeit und Mühe nicht verloren: die auf solchem Weg in das fremde Idiom eingeführten Schüler werden ohne Zweifel eine ausserordentliche Geläufigkeit im Sprechen und Hören erringen. Die Frage ist nur, ob die auf andere Weise eingeführten Schüler im gleichen Zeitraum nicht annähernd gleich gute, vor allem weit sichrere und durch schriftliche Beherrschung erweiterte Leistungen zu erzielen imstande sind. Bei diesen ist Sprechen das Manövrieren mit wohlvertrautem, verstandesmässig beherrschtem Sprachgut; bei jenen Manövrieren mit grossenteils unbekannten Wörtern und verstandesmässig nicht erfassten Konstruktionen.

Der neueste, wissenschaftlich hochstehende Methodiker Ernst Otto will den eigentlichen Lautierkurs auf wenige Stunden, zwecks Einübung einzelner uns fremder Laute, beschränkt wissen. Danach geht er sofort zu zusammenhängenden Stücken über, die natürlich, um verstanden und auch nur lautlich einwandfrei nachgesprochen zu werden, derart oft vorgekaut werden müssen, dass solche Unterrichtsstunden m. E. nicht anders als höchst ermüdend wirken können.

Befassen wir uns nun mit jenen anderen Methodikern, welche den gesamten Lautstand der Fremdsprache sozusagen theoretisch in einem grossenteils beschreibenden, mit wenig Musterwörtern ausgeschmückten Vorabschnitt durchnehmen.

Hier müsste nun mindestens der Aufbau folgerichtig sein, aber wir finden da unpädagogische, böse Widersprüche. Man beginnt z. B. mit dem Laut *i* und gibt als Anschauungswörter zur Einübung dieses Lautes etwa *is, it, did, spring.* Die Aufmerksamkeit des Schülers soll hier wahrscheinlich so sehr auf den in Rede stehenden Vokallaut gelenkt sein, dass er gar nicht merkt, wie er ein stimmhaftes *s*, ein englisches, breit angesetztes *t*, ein stimmhaftes *d*, oder

die schwierige Lautgruppe *spr* richtig artikuliert; denn alle diese Laute werden ja erst später, beim Konsonantismus, erklärt und geübt. Oder sollen wir die Ungeheuerlichkeit annehmen, dass der Verfasser von lautreiner Bildung dieser Konsonanten hier zunächst noch abzusehen wünscht, da es ihm um Erzeugung des *ĭ* zu tun ist??

Aber das graue Gespenst der Langeweile droht auch hier. Mit welchem Feuereifer gehen die Kleinen an ihre erste Fremdsprache heran! Mit welchem Interesse nähern sich selbst die Grossen einer modernen Sprache, die den ganzen Zauber zeitgenössischer Realität für sie hat!! Diese ersten Wochen mit fortgesetztem Lautieren, Vor- und Nachsprechen zusammenhangloser Wörter und Silben zuzubringen, ist eine für Lehrer und Schüler gleich geisttötende, unwürdige Tätigkeit. Von d i e s e m Gesichtspunkt aus betrachtet, wäre es wahrlich noch besser, sofort ins Parlieren einzutreten und den Schülern von Anfang an Sprechsätzchen an die Hand zu geben.

Da nun auch der Uebungsstoff der paar hingestreuten, zusammenhanglosen Musterwörter so knapp ist, dass nichts wirklich haften und zum geistigen Besitz werden kann, was muss die naturgemässe Folge einer solchen Einführung sein? Lehrer und Schüler werden mit Begier dem ersten in der Nähe winkenden zusammenhängenden Stück zustreben; man wird trotz des dräuenden Wortes der Vorschrift „Gründliche Lautschulung!“ möglichst abkürzen, um aus der Wüste der phonetischen Belehrungen und des Lautierens auf die schöne grüne Weide des Textstudiums zu gelangen.

Dann ist es glücklich erreicht, dass die Schüler mit unklaren Vorstellungen besonders von Vokallauten zur Lektüre vorschreiten. Das alte Schlagwort, dass die „englische Aussprache überhaupt nicht lehrbar sei,“ scheint sich zu bewahrheiten. Solange der Meister vorspricht, werden die Jünger, so gut es geht, nachahmen: eine Selbständigkeit in der Erschliessung des Klangbildes aus dem Wortbild erreichen sie nie! Ob beispielsweise *stärk* oder *stâr* auszusprechen, bleibt ihnen schleierhaft: denken wir nur an die Reifeprüfungen mit ihrem Vorlesen unbekannter Schriftstellen. Ich könnte Ihnen Fälle nennen, dass strebsame Schüler nach 1- oder 2jährigem Studium sich ganz entmutigt äusserten über die vollständige Haltlosigkeit, der man der sog. „englischen Aussprache“ gegenüber ausgeliefert sei. Von offenen und geschlossenen Silben, vom Einfluss eines *r, l, w* hatten sie nie gehört: sie waren durch die Starmatzmethode gegangen, mit dem Lernerfolg des Starmatzes, nur das hundertmal Vorgesprochene nachplappern zu können.

Hier böten nun für die Verstehenwollenden die Lehrvorschriften das Heil mit der Anweisung „Laut und Schrift nebeneinander zu lehren“. Für diese weise Bestimmung dürfen wir heute noch dem verewigten Breymann und unserem verehrten Direktor Bock, damaligem Ministerialreferenten, dankbar sein!

Den schon oben bedauerten, in so vieler Hinsicht falschen Vergleich mit dem kleinen Kinde sollte man endlich fallen lassen. Die fremde Sprache tritt uns ja als Laut und als Schrift entgegen, wobei die Schrift als das Bleibendere sogar den Vorrang hat. Die Schreibung verstärkt die Wortvorstellung durch Hinzufügen von zwei neuen Momenten: dem optischen Wortbild und der Schreibbewegungsvorstellung.

Es ist klar, dass auch hier der Laut voranzugehen hat, das Buch zunächst geschlossen bleibt, damit das graphische Wortbild der historischen Schreibung nicht die Erfassung einer richtigen Aussprache hindere. In diesem Sinne (aber auch nur in diesem!) kann man dem neuesten Elementarbuchschreiber zustimmen, wenn er in seiner Voranzeige verkündigt: „Das Kind soll Laute und Lautkomplexe mit dem Ohr aufnehmen; jeder andere Weg ist nicht bloss ein Umweg, sondern geradezu ein Irrweg.“ Wenn derselbe Mann aber aus demselben Grunde ohne jede Einführung in die englischen Laute (!) „gleich mit Lektion 1“ beginnt, so ist er auf dem Irrweg.

Wenn nun das Buch zum Nachlesen des auditiv Erlernten geöffnet wird, so muss auf die verschiedenen Schriftbilder eingegangen werden, in denen der betr. Laut sich darstellt, beispielsweise ĕ in let mit *e*, in *hĕad* mit *ea*. Stösst man später bei Durchnahme des ē wieder auf die Schreibung *ea*, Rückblick auf das erste *ĕa*, Rückschluss aus der Anzahl der Musterwörter auf die Häufigkeit des einen und des anderen. Sorgsame Scheidung von geschlossenen und offenen Silben: diese Grunderkenntnis für den gesamten englischen Schreib-Lese-Unterricht. Langsames Vorwärtsschreiten, so dass das Märchen von der „Unerlernbarkeit der englischen Aussprache“ bald schwindet und einer verhältnismässigen Sicherheit Platz macht. Dies ist ganz und gar der Standpunkt Glaunings: „Es ist ratsam, diesen Grund recht fest und sicher anzulegen, m. a. W. langsam und behutsam vorwärts zu schreiten“, usw.

Was andere mit dem garstigen Worte „Ausspracheregeln“ benennen, sind gewisse Anhaltspunkte, die dem Schüler als solche haften bleiben durch fortgesetztes Beobachten und Ueben. „Es hiesse die Schwierigkeit nur vermehren, wollte man dem Lernenden den Hinweis auf solche Anhaltspunkte vorenthalten“ (Glauning). Um solch fortgesetztes Beobachten zu ermöglichen, sind lehrreiche Gegenüberstellungen wie *hat : hate; star : stare; surly : surely* unerlässlich; und zum Zweck reichlichsten Uebens empfiehlt es sich, ausser den Musterwörtern grosse Wörterreihen zur rein mechanischen Anwendung jener Beobachtungen vorzuführen. Es ist für diesen Nebenzweck gar nicht nötig, die Bedeutung all dieser Lesewörter zu geben, obschon nichts im Wege steht, wissensdurstigen Schülern das eine oder andere hierüber mitzuteilen, ganz besonders bei vielgenannten Namen der Politik, der Erdkunde usw.

Das langsame Vorgehen wird durch kluge Mischung von Vokalismus und Konsonantismus unterstützt. Diese beiden phonetischen Hauptgruppen fein säuberlich-systematisch zu scheiden, hat für den Schüler zunächst keinen praktischen Wert; im Gegenteil: ein Aneinanderreihen und Aufeinanderhäufen von ständig wechselnden Klängen für gleiche Vokalbuchstaben wird nur verwirrend wirken. Eingestreute Konsonanten geben willkommene Gelegenheit, das eine Vokalkapitel gründlich zu verdauen, in neuen Konsonantenverbindungen neu zu betrachten, ehe man weiterschreitet. Wir machen uns ja ebensowenig ein Gewissen daraus der Formenlehre ein wenig Satzlehre aufzupfropfen, da es schlechterdings unmöglich wäre Formen zu üben, ohne ihr Auftreten an der Hand einfachster syntaktischer Erscheinungen zu beobachten.

Die Lautschulung wird zweckmässig an Muster- oder Merkwörter angeschlossen. So heisst es sogar wörtlich in der neuen Lehrverordnung für Mädchenschulen v. J. 1923. Hinsichtlich dieser Musterwörter besteht das von Aronstein geäusserte Bedenken, dass solche Wörter ohne Zusammenhang untereinander sind und auch an nichts anknüpfen und deshalb nur schwer im Gedächtnis haften. Ich hoffe dieser Gefahr durch einen nachher zu nennenden methodischen Schachzug zu begegnen.

Eine weitere Frage bei Auswahl der Musterwörter ist die, ob nicht nach Hausknechts Methode natürliche Assoziationen ausgenützt werden könnten, indem man an erdkundliche oder Personennamen, an gebräuchliche Fremdwörter anknüpfte. Für reifere Studierende mag dies Verfahren seine Berechtigung haben, aber unsere 10jährigen Sprösslinge können mit Wörtern wie Shakespeare, Edinburgh, Gladstone, humbug nichts anfangen. Für sie sind die wert- und wirkungsvollsten Assoziationen immer noch durch die Anlehnung an deutsches, hie und da auch französisches Sprachgut gegeben (*end* : endigen; *sit* : sitzen). Damit wird erreicht, dass die Bedeutung sich dem Lernenden leicht einprägt, so dass er seine Kraft ungeteilt auf die Bewältigung der fremden, ungewohnten Aussprache und Schreibung richten kann.

Nun wird man mir achselzuckend entgegenhalten: „Aber ein solches Vorgehen ist ja n o c h länger, langwieriger und langweiliger als das vorhin beschriebene?!“ Länger? Ja. Ein solcher Vorkurs (meiner Lehrbücher) erstreckt sich über 4 oder 5 Monate. Aber „lang“ ist noch nicht „langweilig“! Hören Sie, bitte, weiter zu.

Die Vorschriften besagen: „Mit der Lautlehre haben alsbald die ersten mündlichen und schriftlichen Uebungen in Verbindung zu treten.“ Um das Schriftbild im Gedächtnis zu festigen, werden die Wörter geschrieben, und damit sie nicht, wie oben gerügt, in der Luft hängen, werden sie sogleich und von allem Anfang an i n k l e i n e n S ä t z e n verarbeitet. Letzteres schafft eine unendlich wertvolle Anregung, besonders wenn unter Ausnützung des Betäti-

gungs- und Spieltriebes solche Sätzchen von den Schülern selber gebildet werden. Die „einzelstehenden“ Wörter treten sofort in logische Verbindung und bleiben dadurch haften (Send them this book. He is late.). Vorher gelernte starke Formen erscheinen jetzt (und der Schwächste versteht, warum!) in der schwachen Form (He was late). Sinngemässe Bindungen mit enklitischen Anlehnungen treten auf (Send them, give me, after all); die so wichtige Satzintonation wird von Anfang an geübt; kurzum, das einzelne Musterwort hat seinen methodischen Schrecken verloren. Selbstverständlich ist der Uebergang zum zusammenhängenden Stück baldigst anzustreben: tatsächlich können solche Lesestücke schon eingeführt werden, bevor noch die ganze, die halbe Sprech- und Leseschule durchgearbeitet ist.

Mit derlei Sätzchen zu beginnen (unter Umgehung der Einzelwörter) wird von Aronstein empfohlen. Ein solches Vorgehen ist im Hinblick auf die Unterrichtsstufe nicht recht ratsam. Ein Grund unter vielen: Der Uebergang von den starken zu den 'weak forms' (was : wəs) ist natürlicher, folgerichtiger. Das Umgekehrte wäre so widersinnig wie das von Ausländern so sehr beliebte Benützen der kontrahierten Umgangsformen *dōn't, wōn't, shân't* in getragener und stockender Rede. Lassen wir den Schüler die Wörter „Er war“ in der Satzform "he wəs (late)" kennen lernen, so heisst für ihn „war“ eben *wəs* : ein sprachlicher Unsinn.

Trotz der lockenden Versuchung, gleich mit schönen zusammenhängenden Stücken ins Zeug zu gehen, ist man doch immer wieder auf die Einzelsätze als unentbehrliches Mittelglied zurückgekommen. Hier möchte ich eine beherzigenswerte Stelle aus Aronsteins Methodik anführen: „Zusammenhängende Stücke . . haben auch ihre Nachteile, wo es sich um die Einübung bestimmter sprachlicher Formen und Fügungen handelt. Sie stellen diese naturgemäss nicht in solcher Klarheit, nicht so isoliert dar. Und auch das Sprachliche an und für sich, die Anwendung einer gewissen Form, die Betätigung einer bestimmten Regel ruft wohl die lebendige Anteilnahme des Schülers hervor, ist ihm keineswegs „langweilig“, falls der Lehrer es versteht, auf seinen Willen einzuwirken und das Abstrakte lebendig zu machen. Einzelsätze sind daher unentbehrlich. . . Selbst die Mannigfaltigkeit des Vorstellungskreises (bei Einzelsätzen) wirkt bei jüngeren Schülern durchaus nicht immer so ermüdend, wie das der Erwachsene sich vorstellt. . . . Im Gegenteil hat dieses Ueberspringen von einem Gegenstande zum anderen gerade für Kinder bis etwa zum 12. Jahre etwas Erfrischendes und Anregendes“.

Von der zweiten Seite eines so aufgebauten Elementarbuches an können auch bereits die einfachsten Sprechübungen gehalten werden. (Satz: The king is ill. — Anknüpfende Frage: Is the king ill? — Yes, the king is ill. — No, the king is not ill.) Es handelt

sich hier nicht darum, kostbare Geistesprodukte herauszulocken, sondern lediglich den Mechanismus des Frage- und Antwortspieles zu üben. Kleine Sätzchen bereiten hier weniger Schwierigkeit als das anspruchsvollere Sprachgut zusammenhängender Stücke.

Hiezu treten endlich die einfachsten grammatischen Erkenntnisse: Akkusativ als Objekt oder mit Vorwort, Plural -s, sächsisches Genetiv -s, das verbale -s, alles mit dem pädagogischen Nebenzweck neue Anregungen zu schaffen, die Fülle der Klang- und Schriftbilder durch fortgesetzte Uebung zu befestigen, durch Abwechslung in der Zubereitung die Kost schmackhafter und leichter verdaulich zu machen. So sind dem Lernenden, wenn er die Sprech- und Leseschule hinter sich hat, bereits die Pluralbildung, einfachste Steigerung, Fragestellung, obendrein einige einfache Erscheinungen der Wortbildung vertraute Tatsachen. Ein solcher Vorkursus darf (und soll), wie gesagt, 4 bis 5 Monate dauern, da er nicht nur die fremden Laute gründlich schult, sondern eine gewisse segensreiche Lese- und Sprechfertigkeit anbahnt, daneben aber Rechtschreibung und etwas Sprachlehre vermittelt.

Ich komme nun zu der peinlichen Frage des Anfangsunterrichts: Ist eine phonetische Umschrift nötig oder ratsam? Sehen wir auch hier zuerst, was die Praktiker der Uebergangszeit zu raten wussten. „Mit der Lautschrift können die Schüler gelegentlich bekannt gemacht werden.“ Wenn man sich die Mühe nimmt, diesen Satz zu überdenken, so bedeutet er doch wohl, dass die Schulbehörde eine grundsätzlich durchgeführte Umschreibung von Wörtern oder Sätzen nicht wünscht. Ich habe Anlass zu glauben, dass sich in diesem Punkt ein Umschwung der Meinung vorbereitet. Auf der anderen Seite aber besagt die neue Lehrordnung für Mädchenschulen (1923): „Der Gebrauch der Lautschrift ist, weil für die Rechtschreibung verwirrend, zu vermeiden.“ Das ist wenigstens deutlich!

Sehen wir uns einmal die Verschiedenheit der Lautschriftsysteme an! Hier ist Schröer, dessen Umschrift das ausgezeichnete Wörterbuch in weite Kreise getragen hat — hier sind Gustav Krügers geschätzte Werke — hier ist die von vielen empfohlene, weil leichte Umschrift bei Gesenius-Regel — eine andere in den Büchern von Marseille-Schmidt — usw. usw., allen voran die Einheitsumschrift der Association Phonétique, die dennoch ihr eigener Vorkämpfer Sweet in seinen Büchern nicht restlos angenommen hat!

Dass dieser Weltlautschrift gerade für die germanischen Sprachen bedenkliche Mängel anhaften, ist bekannt. Vor allem die Einführung gewisser Zeichen, die auf sehr jugendliche Anfänger verwirrend wirken müssen. Stellen wir uns den 10jährigen Sprachenlehrling vor, der kaum des lateinischen ABC mächtig ist, dem auf der ersten Seite das Wort *cousin* in der Schreibform und drüber oder drunter oder dahinter in der Physiognomie (kʌzn) entgegentritt: die nie gesehene Unform des Vokallautes erschreckt ihn, das *z* verführt

ihn sein gewohntes deutsches *z* zu artikulieren. Hier darf man doch wohl feststellen, dass „Wohltat Plage“ wird. Nehmen Sie hier beispielsweise das umgestürzte *a* anderer Systeme, so ist das Unheil schon nicht so schlimm. Es ist ferner, von der Psyche des Schülers aus gesehen, ein gewaltiger Unterschied, ob man den stimmhaften s-Laut mit einem (z) oder nach Krüger mit dem langen (ſ) oder mit dem gewohnten Schrift-s und darüberstehendem Punkt darstellt. Dieser übergesetzte Punkt, der grundsätzlich den Stimmton andeutet, leistete in den Breymannschen und Deutschbeinschen Lehrbüchern ungezählten Schülergeschlechtern ausreichende Dienste.

Aehnlich ist es mit der Methode, das Akzentzeichen vor die betonte Silbe zu setzen. Dieser Brauch war keineswegs ein ursprünglicher Grundsatz der Ass. Phon.: viele Jahre schrieb und druckte man den Akzent in vernünftiger Weise zum betonten Vokal, d. h. hinter ihn, bis plötzlich die Erleuchtung aufblitzte, der Akzent gehöre vor die Tonsilbe, da man beim Lesen des Wortes rechtzeitig, d. h. vor dem Aussprechen der Silbe wissen müsse, dass die Betonung darauf zu legen sei. Ein vollkommener Irrtum, insofern nach psychologischen Erprobungen beim Lesen nicht buchstabiert, nicht Zeichen nach Zeichen vorgenommen wird. Das Auge bewegt sich nicht gleichmässig, sondern ruckweise fort, so dass das Wortganze überschaut wird. Die Folge dieser Neuerung ist nun, dass der an den Mütterbrüsten der Ass. Phon. genährte Schüler, sowie er ein englisch-amerikanisches Nachschlagewerk zu Rate zieht, falsch betonen wird; denn ausser einem Dutzend Phonetiker setzt bei jenen Völkern niemand den Akzent vor die Tonstelle. Kauft er sich das billige und beliebte Ziegler-Seizsche Wörterbuch, das ja die ihm vertraute Weltlautschrift zu grunde legt, so findet er das Akzentzeichen hinter der Tonsilbe!

Aber wäre es nicht ein grosser Vorteil und darum durchaus ratsam, dem Schüler einmal ein wissenschaftlich anerkanntes System der Lautschrift vorzuführen? Eine solche Kenntnis ist für jeden Menschen interessant, darum möge in einem späteren Lernjahre, bei grösserer Reife der Schüler, Gelegenheit zur Anschauung gegeben werden. Aber eine Beherrschung des Systems wäre doch bloss für jene 2 oder 3 Prozent aller Zöglinge nötig, die einmal zum wissenschaftlichen Sprachstudium an die Hochschule übergehen wollen[1]).

---

[1]) Nachschrift. Wie im vorigen Heft dieser *Zeitschr.* S. 250 berichtet, bekannten sich mehrere Diskussionsredner zur Verwendung teilweiser oder voller Umschrift; einer derselben empfahl das Ass. Phon.-System, nur um endlich Einheitlichkeit in die Bücher zu bringen. Ein anderer berichtete über Transkriptionsarbeiten seiner Schüler (Umschrift von Lesestücken in Lautschrift: nicht als pflichtmässige Klassenaufgabe). Inzwischen erfuhr ich aber, dass an anderen (bayrischen) Schulen Uebersetzungen ganzer Lesestücke in Lautschrift als häusliche Uebung aufgegeben und mangelhafte Lösungen derselben mit Schulstrafen geahndet werden. Glaubt man auf solchem Wege den kleinen Sextanern die eng-

Und um die Gottähnlichkeit des wissenschaftlichen Systems möchte einem bange werden, wenn man jahrelang die Kämpfe um die *i*-Bezeichnung im *Maître Phonétique* verfolgt hat, wenn man bedenkt, dass das Symbol (i) fürs Englische den Vokallaut in *him*, drei Jahre später fürs Französische den Vokallaut in *Sire, admire* darzustellen hat, dass *p, t, k* sowohl die deutsche wie die französische wie die englische Varietät dieser Verschlusslaute bezeichnen. Der denkende Schüler muss sich doch hier fragen: Ja, warum in einer exakten, wissenschaftlichen Lautschrift ein Zeichen, wenn uns doch immer die starken Unterschiede in den drei Sprachen gepredigt werden?

Nun hat allerdings i. J. 1912 der Frankfurter Neuphilologentag, von einem Vortrag Viëtors begeistert, die allgemeine Einführung dieses Systemes als wünschenswert bezeichnet. Vergessen wir aber nicht, dass angesehene Philologen ernste Bedenken geäussert haben, dass ferner damals reifere, sprachlich vorgebildete Schüler an das Englische als zweite moderne Sprache herantraten, während wir es heute meist mit sehr jugendlichen Anfängern zu tun haben. Der Unterschied wird immer übersehen, ist aber wesentlich: die Verhältnisse und Erfordernisse haben sich vollständig verschoben. Und heute stehen wir den damaligen Anregungen so gegenüber, dass auf dem grossen Neuphilologentag in Berlin ein Vortragender, selbst ein Kämpe der Phonetik, sein Bedauern über jenen Beschluss äussert, und dass der neueste und sicherlich wissenschaftlichste aller Methodiker die Weltlautschrift für den englischen Anfangsunterricht verwirft und die Forderung aufstellt, die Umschrift sei möglichst mit deutschen Buchstaben zu geben: eine durchaus beherzigenswerte Anregung!

Sobald der Beweis erbracht werden könnte, dass eine vollständige Wort- und Satzumschreibung mit einem Lautschriftsystem irgend welcher Herkunft für den Anfänger entbehrlich wäre, erwüchse für den Lehrer und Bücherschreiber eine schlimme Anklage daraus, dass er Zeit und Kraft des Lernenden für entbehrliche Dinge in Anspruch nimmt, nachdem der wirklichen, unumgänglichen Schwierigkeiten genug vorhanden sind. Wozu also dem Schüler, der schon mit der schwierigsten Rechtschreibung der Welt hinreichend zu kämpfen hat, gleichzeitig noch eine zweite Schreibweise bieten, die notwendigerweise der anderen ins Gehege kommen muss, oder wie es Gouin malerisch ausdrückt, „wozu neben den 30 000 Wortbildern der zu erlernenden Sprache auch die 30 000 transkribierten Schattenbilder derselben auf die Netzhaut des Lernenden werfen"?

Darum sind unsere Methodiken, selbst wenn ihre Verfasser Freunde der Umschrift sind, doch voller Warnungen: „Die Anschauung des Lernenden wird durch die ausgedehnte Anwendung der Laut-

---

lische Aussprache zu lehren?? Und ist es da zuviel gesagt, wenn ich in der neuen (5.) Auflage meines Elementarbuches bemerkte, dass unsere Zeit am reinsten Transkriptionsfimmel leide?

schrift zu stark beeinflusst." „Lautschrift und herrschende Schreibung nebeneinander, untereinander zu stellen scheint mir nicht zu empfehlen." Schon auf dem erwähnten Neuphilologentag von 1912 warnte Förster, „es sei zwischen den Absichten zu scheiden, welchen die Umschrift dienen soll (pädagogische oder rein wissenschaftliche Absichten)". Und Thiergen sagt: „Für Schüler ist die Transkription ohne Zweifel eine Erschwerung. Ich bin selbst im Anfange den Reformern nach dieser Richtung hin gefolgt, habe die Umschreibung aber wieder fallen lassen. . . . Schneller habe ich (gute Ergebnisse) durch Lautzeichen erreicht, die das Schriftbild nicht oder nur unmerklich stören" (ṡ, ·_, ◡ usw.).

Versuchen wir uns zu vergegenwärtigen, inwieweit phonetische Umschrift für den Schüler höherer Lehranstalten von Notwendigkeit sein kann. Bei der Herausgabe von Schriftstellerlektüre und in Wörterbüchern wird es sich empfehlen, Winke für die Aussprache oder Vollumschreibung anzubringen, da vielfach neuer Stoff vorbereitet werden muss.

Allein dieser Fall scheidet für unsere Betrachtung aus, da dem Anfänger der beiden ersten Lernjahre kaum zugemutet werden kann, Lektüre selbständig vorzubereiten. Für diese Stufe ist es doch Brauch, alle neuauftretenden Wörter zuerst vorzusprechen, womöglich durch das Ohr lernen zu lassen, jedenfalls aber nach dem Buch im Chor und einzeln zu üben, bevor sie in der Hinübersetzung benützt oder dem Gedächtnis eingeprägt werden. Da bei solch vernünftiger Vorarbeit die Wortklänge im Ohre haften, so sollte doch für die häusliche Durchnahme ein einfacher Hinweis auf das Wesentliche, eine möglichst kurze Warnung genügen.

Solche kleine Hilfen und Winke am Schriftbild selber hat an obenerwähnter Stelle auch Thiergen als besten Ausweg empfohlen. An sie gewöhnt sich der Schüler erfahrungsgemäss so rasch und leicht, dass er mit ihrer Unterstützung selbst fremde, noch nicht gehörte Wörter richtig ausspricht.

Jean Paul sagt einmal, dass ein Titel zu einem Buch sich nicht so rasch machen lasse wie ein Buch selber. Die hierin liegende tiefe Wahrheit kommt einem Lehrbuchverfasser oft in den Sinn, wenn er über gewisse Grundzüge nachzudenken hat, Grundlagen seiner ganzen Arbeit, die unverrückbar feststehen müssen, ehe er seinen Bau beginnen darf. Das sind die schlimmsten Stunden für einen Autor: dieser Kampf mit dem Engel in der Nacht, dieses Ringen um ein Prinzip.

Ich liebe es nicht, das Persönliche in solch allgemein methodische Erörterungen hereinzuziehen. Aber ich wage doch, Ihnen zu gestehen: ich habe gerungen auch mit diesem Engel der Lautschrift. Ich war ein Anhänger der *Ass. Phon.* und ein Jünger Franz Beyers. Was lag näher als die weitverbreitete Lautschrift dieser wissenschaftlichen Vereinigung meinem Unterrichtswerk zugrunde zu legen.

Nicht leicht ward mir der Entschluss, von jeder vollständigen Umschrift abzusehen und zu diakritischen Zeichen zurückzukehren, die von den Steinmüllerschen Thesen 1912 verworfen worden waren. Ich bitte Sie, diese Beispiele zu vergleichen:

behāve	[bi'heiv] (ei)	**water**	[wɔ(:)tə]
desīre	[di'zaiə	**toŭch**	[tʌtʃ]
rēad, rĕad	[ri:d] [red]	**scărce**	[skɛ:rs]
presĕnt : prĕsent	[pri'zent:'prezənt]	**ginger** (desh)	[dʒindʒə]
sūperinten'dent	[s(j)uperin'tendent]	**ginger**	
ĕxit	['eksit]		

Gewiss: die Aussprachebezeichnungen der linken Seite sind keine Umschrift, sie wollen es gar nicht sein. Bei ihnen wird vorausgesetzt, dass der Lesende vom Grundgesetz der Abschwächung in unbetonten Vor- und Nachsilben etwas weiss. Diese Aussprachehilfen sind nicht wissenschaftlich erschöpfend, nicht neu, aber sie sind — praktisch!

Der alte Deutschbein und Manger haben sie zuletzt verwendet. Deutschbein freilich hat die diakritischen Zeichen derart gehäuft, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht. Auf mehrere von ihnen könnte, um das Wortbild nicht zu sehr zu überladen, verzichtet werden, z. B. î (fatigue) ọ (move), ạ : a̤ (was: saw).

Die praktischen Vorteile einer solchen A u s s p r a c h e - H i l f s b e z e i c h n u n g wären diese: 1. Die einfacheren der Zeichen stimmen mit dem allgemeinen englisch-amerikanischen Gebrauch überein; denn von rein wissenschaftlichen Kreisen abgesehen, benützt man allgemein ‿ ◡, schreibt z. B. um die doppelte Aussprache von *either* darzustellen, *īther* und *ēther*. Schlagen wir die handlichsten, zuverlässigsten und modernsten Handwörterbücher englischen Ursprungs auf, das *Concise* und das *Pocket Oxford Dictionary,* so finden wir auch dort die „Pronunciation without Respelling", die sogar ein deutscher Phonetiker anerkennt (Mutschmann).

2. Sie braucht meist keine Doppelform in [ ] zu geben, ist also wesentlich kürzer! Fälle wie *ginger* (1. Schreibung) oder *machine* (-shēn), in denen wir eine Klammer eröffnen müssen, reichen mit ihrer geringen Häufigkeit von 3 Proz. nicht hin, um das ganze System als inkonsequent zu brandmarken. Auch die beiden Fowler scheuen sich nicht, der Deutlichkeit zuliebe hie und da solche Klammern zu benützen.

3. Sie macht das Akzentzeichen fast entbehrlich, da eben in der Regel nur der b e t o n t e Vokal bezeichnet wird, s. o. ***presĕnt* : *drēsent* — *desīre*** usw.

4. Sie nimmt das Wort selber und hilft der Aussprache durch diakritische Zeichen, die sein Aussehen nicht ändern und vom Schüler auch nur als Hilfszeichen aufgefasst werden. Verwechslungen und falsche, phonetische Schreibungen sind fast ausgeschlossen.

Dass dreimal ein Einzellaut durch zwei Zeichen wiedergegeben wird (*sh, th* u. *ng*), ist ein rein wissenschaftliches Bedenken, das in seiner Anwendung auf Schulkinder hinfällig ist. Jung Deutschland ist von klein auf gewohnt, *ng* als den Einzellaut (ŋ), *ch* als einen Laut, *sch* als einen Laut anzusehen. Unsere Anfänger machen grosse Augen, wenn man ihnen nachweist, dass sie zwei bis drei Buchstaben schreiben und nur einen Laut sprechen, wie sie es ja nicht glauben wollen, dass sie *denken* anders sprechen als schreiben, oder dass ihr deutsches *v* nichts anderes ist als ein *f*. Darum scheuen sich ja viele gute Wissenschaftler nicht im mindesten, in ihren Wortumschreibungen das dtsch. *sch* für den (ʃ)-Laut zu benützen. So Otto: „Grundsätzlich muss aus pädagogischen Gründen die Einführung eines neuen Zeichens abgelehnt werden für Laute, über die wir im Deutschen verfügen. Es wird also der Zischlaut in *ocean* nicht etwa durch (ʃ) wiedergegeben, sondern durch unser dtsch. *sch*. Jede Prinzipienreiterei irgend einem wissenschaftlichen Dogma zuliebe ist demnach ausgeschlossen: pädagogische Gründe haben zu entscheiden!"

Mein Standpunkt und meine Absicht ist es, bei geringstem Kraftverbrauch des Lernenden bestes, sicherstes, dauerndstes Wissen zu erzielen. Aber nur praktische Erprobung und experimentell vergleichende Prüfung kann hier sichere Ergebnisse schaffen. Zu solcher Erprobung mit je einem Klassenzug sollte die Unterrichtsbehörde Erlaubnis und Gelegenheit geben.

Augsburg. Armin Kroder.

Englisch auf dem Gymnasium.

Das Englische bildet für das Gymnasium eine natürliche Ergänzung des altsprachlichen Unterrichts, indem es besonders geeignet ist, den Sinn für die Wirklichkeit der Dinge (to discern), den die Engländer in hohem Masse besitzen, der uns Deutschen aber im allgemeinen versagt ist, zu wecken und zu schärfen. Es ist bezeichnend, dass Hume, der erste britische Philosoph der neueren Zeit, dem Kant so viel verdankt, unter den Quellen der Erkenntnis (Erfahrung, Verstand — im englischen Rechtswesen: Präzedenzfälle, Common Law mit seiner Ergänzung dem Statute Law) der Einfühlung in die Dinge (er spricht in diesem Zusammenhang von den Affekten — im englischen Rechtswesen: Equity) die grösste Bedeutung beimisst und danach seine Morallehre aufbaut (die höchsten Tugenden: Gerechtigkeit und Wohlwollen — gentleman-like). Die einseitige Bildung des Verstandes führt zum Egoismus und zur Ueberhebung, letzten Endes zu dem grossen Uebel der Zeit, der bürokratisch-autokratischen Betrachtung der Dinge, somit zu einer Einstellung, die mit dem Begriff „humanistisch" schlechterdings unvereinbar ist (Frankreich). In diesem Sinne aufgefasst, gewinnt der eng-

lische Unterricht auch für das Gymnasium grundlegende Bedeutung und führt zu einer Befruchtung, die uns zum Segen gereichen kann.

Dieser Bedeutung entspricht nicht die dem Englischen zugewiesene Stundenzahl (IV: 3 Stunden, von U III an: 2 Stunden die Woche). Da die Arbeitsgemeinschaft der Neuphilologen unserer Anstalt überhaupt der Ansicht ist, dass bei zweistündigem Sprachunterricht nichts Ordentliches herauskommen kann, habe ich in ihrem Namen über das Provinzialschulkollegium an das Ministerium ein Gesuch gerichtet, dem Englischen auf dem Gymnasium durchgehends drei Lehrstunden zuzuweisen. Ich bitte die Fachgenossen, die Frage in ihren Arbeitsgemeinschaften zu erörtern und ebenfalls ein solches Gesuch einzureichen.

Wandsbek. H. Seltz.

Ferien in England (1925).

Es ist kein Wunder, dass die deutschen Neusprachler jetzt in grosser Zahl nach England gehen. Sie wollen ihre Kenntnis englischer Sprache und Kultur nicht durch abgeleitete Röhren beziehen, sondern Sprache und Land an der Quelle studieren, und diese rauscht und schäumt nur auf den britischen Inseln. Zehn Jahre lang fast waren die Beziehungen abgebrochen, da veranstalteten englische Universitäten zum erstenmal wieder im Jahr 1924 Fremdenkurse für Ausländer, an denen auch Deutsche teilnehmen konnten. Dieses Jahr (1925) fanden in London und Cambridge besondere Sprachkurse für Ausländer statt, wobei die Teilnehmerzahl naturgemäss beschränkt bleiben musste, so dass bei dem starken Andrang nur ein Prozentsatz der Meldungen der einzelnen Nationen berücksichtigt werden konnte. Das Oxforder Summer Meeting war kein Sprachkurs für Ausländer und hatte gerade darum seine Vorzüge.

Die Sprachkurse für Ausländer, auch die von Ripman und Jones geleiteten Kurse in London, leiden an dem Mangel, dass sie die Ungleichheit der Vorbildung nur in unzulänglicher Weise berücksichtigen können, so dass diese Veranstaltungen auch dieses Jahr für viele wenig befriedigend waren. Wenn ein Kurs den Wünschen und Bedürfnissen der Deutschen genügen wollte, müsste reiche Gelegenheit zur Selbstbetätigung, zu zusammenhängenden englischen Berichten, zum Anhören englischen Klassenunterrichts und eigenem Unterricht geschaffen werden.

Der diesjährige Ferienkurs in Oxford war insgesamt von 893 Teilnehmern besucht, darunter waren 105 Deutsche. Besonders viele Gäste waren aus den Vereinigten Staaten gekommen. Die ganze Versammlung war eine bunte Gesellschaft, in der die katholischen Ordensschwestern, die Japaner, die Inder besonders hervorstachen.

Schon in den Bauten Oxfords tritt uns die mächtige Tradition dieser alten Universitätsstadt entgegen. Auch unsere Universitätsstädte haben eine ehrwürdige Ueberlieferung, denken wir nur an die süddeutschen wie Heidelberg und Tübingen oder Wien, aber diese Ueberlieferung hat nicht so Gestalt in wuchtigen Steinbauten gewonnen, wie wir dies bei den beiden berühmtesten englischen Universitäten finden. Die eigentlichen Stätten des englischen Universitätslebens und Hüter der Tradition sind die Colleges. Ueber dem Tor des University College in Oxford steht der Wahlspruch der Universität: Dominus illuminatio mea! Erst zwei Generationen ist es her, dass die enge Verbindung von Kirche und Universität gelöst wurde, und heute noch wirkt diese Verbindung nach. Jedes College hat seine Kapelle, in der sich die tutors und undergraduates regelmässig zur Andacht versammeln. In der Tat sind die Colleges mit ihrer Absonderung und ihren friedlichen, dem Lärm des Verkehrs gänzlich entrückten Rasenplätzen ideale Stätten der Sammlung und des Studiums. Der auch im Universitätsleben ausgeprägte konservative Sinn des Engländers hindert ihn aber durchaus nicht, ein moderner Mensch zu sein und den neuesten naturwissenchaftlichen Forschungen und technischen Fortschritten sein besonderes Interesse zuzuwenden. Andererseits ist die Bedeutung und Hochschätzung der althergebrachten Sitte im öffentlichen und privaten Leben Englands von den wohltätigsten Folgen. So ist die strenge Einhaltung des Sonntags als Ruhetag, der der Sammlung in der Kirche und dem Familienleben im Hause gehört, zweifellos eine Quelle der Kraft für den Engländer. Jedenfalls ist die oft zu Unrecht bespöttelte englische Sitte der zwecklosen Kraftvergeudung in sonntäglichen Vergnügungen, wie sie auf dem Kontinent üblich sind, vorzuziehen.

Der Hauptgegenstand der Vorlesungen des Summer Meetings in Oxford war die dramatische Dichtung der europäischen Kulturnationen in alter und neuer Zeit. Besondere Beachtung wurde dem antiken Drama geschenkt, das von Gilbert Murray behandelt wurde, der selbst eine Reihe griechischer Dramen von Sophokles und Euripides ins Englische übertragen hat. Das deutsche Drama wurde in vier Vorlesungen von Prof. J. G. Robertson von der Universität London behandelt. Robertson sprach über die dramatische Dichtung unserer Klassiker und Romantiker, ausserdem über die Dramen Grillparzers, Richard Wagners und Hebbels. Die Ilkley Puppet Players gaben in Queen's College Hall eine reizvolle Darstellung des Puppenspiels Dr. Johannes Faust, wie es Goethe in seinen Knabenjahren gesehen haben soll. L. U. Wilkinson sprach über das skandinavische Drama, im besonderen über Ibsen und Strindberg und den weitreichenden Einfluss dieser Dramatiker. In ähnlicher Weise wurde die dramatische Dichtung der Franzosen, Italiener und Spanier von Professoren verschiedener englischer Universitäten je in einer Gruppe von Vorlesungen behandelt. Den breitesten Raum

nahm naturgemäss das englische Drama ein. Das Elisabethanische Drama (mit Ausschluss Shakespeares), das Drama der Restaurationszeit, und das Literärdrama von Wordsworth und Coleridge bis zu Landor und Browning fand eine Würdigung in einem Zyklus von je vier Vorlesungen. Ueber Tendenzen der neuesten dramatischen Dichtung sprach Mordaunt Shairp. John Masefield las aus seinen eigenen Werken vor.

Die Morgenvorlesungen gruppierten sich um die Bibel und boten interessante Studien über die Stellung des modernen Denkens zur biblischen Ueberlieferung, über das dramatische Element im Buche Hiob, im Neuen Testament, im Kult der christlichen Kirche, über die nichtkanonische Literatur des Urchristentums, die Stellung der Puritaner zum Theater. An den Sonntagen nahmen die Gottesdienste in St. Mary The Virgin und in den Kapellen von Manchester und Mansfield College Rücksicht auf die Gäste des Summer Meetings.

Die reichhaltige Reihe der Vorlesungen bot anziehende Studien über die verschiedensten Gebiete der dramatischen Dichtung und einige Probleme der Religion und Ethik, die die dramatische Kunst berühren. Jedenfalls konnte man hier ein vorbildliches Englisch hören und eine Anzahl Vertreter der englischen Universitäten kennen lernen. Gelegenheit zur Aussprache war etwas spärlich geboten in den Conferences und Classes. Auch die eigentlichen Sprachkurse in England überschütten die Teilnehmer zu sehr mit Vorlesungen und bieten zu wenig Gelegenheit zur Selbstbetätigung und eigener zusammenhängender Rede und Aussprache. Zur Vervollkommnung in der Umgangssprache gibt es keinen andern Weg, als mit möglichst vielen gebildeten Engländern über alle möglichen Gegenstände zu sprechen. Die Familien, die Fremde in Pension nehmen, bieten in dieser Hinsicht nur einen Teil dessen, was man wünscht.

Die Oxford Players unter Leitung von J. B. Fagan gaben für die Gäste des Summer Meetings vier besondere Vorstellungen, von denen Ibsens Lady from the Sea und Tchechovs Cherry Orchard den nachhaltigsten Eindruck hinterliessen. Ausserdem wurden ein Stück von Richard Hughes (A Comedy of Good and Evil) und Einakter von Strindberg, Pirandello und Shaw gegeben. Bei diesen Vorstellungen gefiel mir die Sorgfalt der Diktion und die Natürlichkeit des Dialogs. Trotz des Minimums an szenischem Aufwand hatten sie eine starke Wirkung. Anlässlich eines Besuchs in dem stillen Stratford sah ich im Memorial Theatre eine Aufführung des Macbeth, die einen gemischten Eindruck hinterliess. Dialog und Kostüm waren vortrefflich, Szene und Fortschritt der Handlung stark stilisiert, die Hexen ins Sinnliche vergröbert, nicht die sublimen Unholdinnen unserer Bühnen. Störend war die begleitende Musik und öfter die Haltung des Publikums.

Eine eigenartige Darstellung des Hamlet sah ich im Kingsway Theatre in London. Hamlet in modernem Kostüm, der König von Dänemark in schwarzem Frack und Lackschuhen, weissen Glacéhandschuhen und weisser Halsbinde, die Damen alle mit Bubikopf und eifrig Zigaretten rauchend, die gesellschaftlichen Formen tunlichst ins Moderne übersetzt. Nun sind zwar die Lebensfragen im Hamlet allgemein menschlich und nicht an Zeit und Ort gebunden, doch konnte ich mich mit dieser Modernisierung nicht befreunden, ja zuweilen mutete die Darstellung an wie eine Travestie, eine Misshandlung Shakespeares. Dazu kommt, dass der Interpret Hamlets (Colin Keith-Johnston) seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen ist und dass Ophelia nur als Kind aufgefasst wird; von einer Entfaltung der Knospe unter dem Sonnenkuss von Hamlets Liebe ist nichts zu spüren.

An geselligen Veranstaltungen bei dem Oxforder Ferienkurs über das Drama ist zu erwähnen der Gesellschaftsabend in Oxford und die Ausflüge nach Stratford und den Cotswold Hills. Letzterer Ausflug führte uns in charabanks über Fairford und Cirencester nach Cheltenham.

Die Organisation der Veranstaltung war vorzüglich. Für die Unterkunft in Oxforder Familien hatte die Leitung eine vertrauliche Adressliste herausgegeben. Das Entgegenkommen gegen die Deutschen ist bemerkenswert. Eine taktlose Entgleisung leistete sich nur Herr Constantine Nabokoff in seiner Vorlesung über das russische Drama. Auf eine diesbezügliche Interpellation seitens der Deutschen gab Rev. F. E. Hutchinson, der Leiter des Kursus, brieflich eine sehr verbindliche und sachlich zufriedenstellende Erklärung über die deutschfeindliche Bemerkung des Russen.

Jeder Deutsche, der zu Studienzwecken nach einer englischen Universität geht, wird auch das Land und London besuchen, vielleicht alte Beziehungen wieder anknüpfen und Bekannte begrüssen. Ich ging einige Tage nach Stratford, machte eine Fahrt mit einem Themsedampfer von Reading nach Maidenhead, die reizvolle Landschaftsbilder und Eindrücke vom Landleben an den Themseufern bietet und eine wirkliche Erholung ist. Nicht minder lohnt sich ein Ausflug nach der Isle of Wight und einige Tage am Strand von Ventnor oder Shanklin oder eine Woche in Sheerness oder Margate.

Ausser den altbekannten Stätten britischer Kultur in London, den Museen und Galerien (im South Kensington Museum findet sich u. a. eine Ausstellung deutscher Denkmünzen und Medaillen aus der Kriegszeit) wird man der britischen Weltausstellung in Wembley einen Besuch machen, die vielleicht noch mehr als die Ausstellung in Shepherds Bush im Jahre 1911 ein gewaltiges und anschauliches Bild von der Wirtschaftskraft des britischen Weltreichs gibt. Das ist Anschauungsunterricht in grosszügigster Form, und mit Recht haben die englischen Schulen im vorigen (ersten) Jahr der Aus-

stellung systematische Führungen durch die einzelnen Abteilungen der Ausstellung veranstaltet. Die ganze Ausstellung wirbt für die Idee des britischen Weltreichs, im besonderen der Pavilion of His Majesty's Government, in dem namentlich die Abteilungen der Postverwaltung, der Verkehrsinstitute und des Kriegsministeriums Beachtung verdienen. Denselben Zweck verfolgen die allabendlichen Schaustellungen im Stadium, die eine anschauliche Vorstellung von der Kriegsmacht des Weltreichs zu Land, zur See und in der Luft geben wollen. Zugleich ist die Ausstellung eine grosszügige Propaganda für britische Ware und britischen Handel. Von den zahlreichen Abteilungen sind vielleicht das Canadahaus und das Südafrikahaus die eindrucksvollsten, während die Indische Abteilung zu sehr im praktischen Geschäftszweck stecken geblieben ist. Zur Veranschaulichung des südafrikanischen Eisenbahnsystems hat eine englische Gesellschaft gleich einen kompletten Zug, wie er zwischen Johannesburg und Pretoria verkehrt, auf die Schienen gestellt. Im Speisewagen kann man ein Mittagessen aus südafrikanischen Landesprodukten einnehmen. Als alten Palestinenser interessierte mich speziell das Palestinahaus. Der Prince of Wales wurde bei seinem Besuch in diesem Haus von dem High Commissioner für Palestina, Sir Herbert Samuel, und dem Guvernör von Jerusalem, Herrn Storrs, empfangen. Herbert Samuel hat das Protektorat der Palestinaausstellung übernommen. Sie zeigt, wie man aus bescheidener Wirklichkeit durch geschickte Aufmachung viel machen kann. Erfreulicherweise haben auch deutsche Firmen, die der Tempelgesellschaft in Palestina angehören, sich an der Ausstellung beteiligt.

Mit Ingrimm muss es den Deutschen erfüllen, wenn er sieht, wie in den afrikanischen Abteilungen die Erzeugnisse unserer ehemaligen Kolonien zur Schau gestellt sind und nichts daran erinnert, dass deutscher Fleiss und Pioniergeist diese Gebiete erschlossen und zu dem gemacht hat, was sie sind.

In London und überall auf dem Land ist es wahrzunehmen, wie tief der Weltkrieg auch ins Leben des englischen Volkes eingegriffen hat. Auch in England ist das Leben ungefähr doppelt so teuer wie vor dem Kriege. In Kleinstadt und Dorf finden wir überall die War Memorials, meist Steinkreuze auf breitem Sockel, mit den Namen der gefallenen Engländer; in den Kirchen und Colleges überliefern Gedenktafeln die Namen der Gefallenen der Nachwelt. Das Oxforder Memorial enthält die schlichten Worte: „In Honour of those who fought and those who fell in the great war.“ Die offizielle englische Auffassung des Kriegs hat ihren krassen Ausdruck gefunden in der Inschrift auf dem Grab des unbekannten Kriegers in der Westminsterabtei. Die Gefallenen gaben ihr Leben „For God, for King and country, . . for the sacred cause of justice and the freedom of the world“. Die Südwestecke der Westminsterabtei wird zum Gedächtnis der Gefallenen in eine Chapel of the Holy

Cross verwandelt werden. Der Dean of Westminster Abbey, der die englische Regierung für den Gedanken des Grabs des unbekannten Kriegers gewonnen hat, war am Tage, ehe ich die Stätte besuchte, in der Nähe des unbekannten Kriegers beigesetzt worden. Doch ist in England eine objektivere Auffassung vom Kriege vorhanden und ist mir während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts des öfteren entgegengetreten. Natürlich wird man als Gast kein Gespräch über den Krieg beginnen, gegebenenfalls aber den deutschen Standpunkt mit unmissverständlicher Bestimmtheit wahren.

Es mag zum Schluss noch erwähnt werden, dass die Lebenshaltung in England, was Unterkunft und Verpflegung betrifft, eher etwas teurer ist als in Deutschland. Die Pensionen in Oxford berechneten für den Tag 10 sh., auch mehr. London ist nicht teurer. Für die meisten Deutschen, die zu Studienzwecken nach England gehen, bedeutet das ein erhebliches Opfer. Einige Städte, z. B. Hamburg und Hannover, haben ihren Lehrern zu dem Zweck recht ansehnliche Mittel bewilligt, während andere Unterrichtsverwaltungen sich auf einen bescheidenen Zuschuss beschränken.

Trotzdem wird jetzt möglichst jeder Neuphilologe nach England gehen, denn seine Berufsaufgabe verlangt gebieterisch die unmittelbare Fühlung mit dem Leben der englischen Sprache und des englischen Volks. Englands Sprache und Kultur sind lebendige Dinge, und nur in ständiger Fühlung mit dem englischen Volk und seiner Sprache kann der deutsche Lehrer seiner Aufgabe gerecht werden.

Künzelsau. Jacob Knecht.

Die Dominions und der Sicherheitspakt.

Man widmet neuerdings auch in Deutschland der Frage des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen dem englischen Mutterlande und den Abhängigkeitsstaaten gewisses Interesse, was z. B. aus Dibelius' *England* und dem in der *Palaestra* 147 (1925) erschienenen Aufsatz desselben Verfassers: *Die Selbständigkeitsbewegung der englischen Kolonien* zu ersehen ist. Von englischen Quellen lese man dazu etwa H. Duncan Hall *The British Commonwealth of Nations* (London 1920) oder neuerdings das Werkchen *The English Constitution in Transition 1910—1924* von John A. R. Marriott (Oxford, 1924) und *The British Commonwealth and its unsolved problems* von C. M. Mac Innes (London, 1925).

Dibelius sagt in dem angeführten Aufsatz S. 150 z. B. von Kanada: „Kanada erklärt deutlich, dass es sich an die Aussenpolitik des Mutterlandes nicht gebunden fühlt.“ Er erwähnt Kanadas[1])

[1]) Auch Südafrika verlangte übrigens „nähere Informationen“, während Australien und Neuseeland sich bereit erklärten, zu helfen.

verklausuliertes Nein, als Lloyd George im Konflikt mit der Türkei (September 1922) die Kolonien zur Hilfeleistung aufrief, und dass Kanada sich schliesslich weigerte, den Friedensvertrag von Lausanne als für sich verbindlich zu betrachten (was freilich später nachgeholt wurde). Ebenda S. 155 bemerkt er, dass England Frieden braucht, „wenn eine Kriegserklärung die peinliche Folge haben könnte, dass die Kolonien die Gefolgschaft verweigern.“

Ueber diese wichtige Frage, inwieweit die englischen Dominions dem Mutterlande Gefolgschaft leisten werden, äussert sich Prof. A. Berriedale Keith (Verfasser von *Imperial Unity and the Dominions* 1916 und neuerdings des in dem zwölfbändigen Sammelwerk *The British Empire* hrsg. von Hugh Gunn (London, 1924) erschienenen Buches *The Constitution, Administration, and Laws of the Empire*) in einem Artikel im *Manchester Guardian* vom 29. 10. 1925 S. 18. Da der Sicherheitspakt einen neuen Schritt auf dem Wege der Verselbständigung der Dominions bedeutet, ist es vielleicht angebracht, kurz darauf hinzuweisen und den englischen Kommentar darüber zu hören. Der Sicherheitspakt, der von Austen Chamberlain ohne Gegenzeichnung der Vertreter der Dominions am 1. Dezember 1925 unterzeichnet wurde, besagt im Artikel 9: „Der Vertrag legt keinem der Dominions oder Indien Verpflichtungen auf, wenn die betr. Regierung sich nicht bereit erklärt, sie zu übernehmen.“ General Smuts[1]) hat daraufhin vor der Gefahr gewarnt, die der Reichseinheit von dem Sicherheitspakt drohe. Prof. Keith führt aus, dass aus obigem Artikel die Folgerung gezogen werden könnte und auch gezogen worden ist, dass endlich das Stadium erreicht sei, wo die wirkliche Unabhängigkeit der Dominions und Indiens Anerkennung finde. Sie seien ja nur noch durch denselben Herrscher miteinander verbunden und daher imstande, neutral zu bleiben, im technischen Sinne, selbst wenn England in einen Krieg verwickelt würde. Er sucht dagegen nachzuweisen, dass der fragliche Artikel keinesfalls diese Auslegung zulasse, und nur die Anerkennung eines lange bestehenden Grundprinzips in den Beziehungen zwischen Mutterland und Abhängigkeitsstaaten bedeute.

Dieses Grundprinzip ist nach ihm folgendes: Ein Dominium ist nur verpflichtet, dem Reich aktive Hilfe zu leisten, im Fall der König auf Rat der englischen Regierung einen Krieg erklärt hat, soweit es das in seinem eigenen Interesse für dienlich hält, wenn es nicht ausdrücklich die Verpflichtung dazu übernommen hat. Das bedeutet nicht etwa, dass das Dominium sich durch eine solche Erklärung nicht im Kriegszustand befindet; nach dem Völkerrecht

[1]) „There are natural and inevitable centrifugal tendencies at work in the Empire and I fear very much that Locarno has given some impetus to them“. *Manchester Guardian* 13. 11. 1925, S. 11/4. (Auch Lloyd George hat sich dieser Ansicht angeschlossen. a. a. O. 19. 11. S. 10/6.)

versetzt, trotz der Sondervertretung der Dominions mit Indien im Völkerbund, eine Kriegserklärung durch den König die Dominions automatisch in den Kriegszustand. Die Angehörigen der Dominions sind mit Recht vom Gegner als Feinde zu behandeln. Das Recht, Krieg zu erklären oder Frieden zu schliessen, liegt nach wie vor allein bei der Reichsregierung. Aber die Verpflichtung der Dominions zur Verteidigung geht nur so weit, als sie dieselbe für notwendig halten. Weder beim Burenkrieg, noch 1914 wurden Kanada, Australien oder Neuseeland aufgefordert, Hilfe zu leisten. Was sie taten, taten sie aus eigenem Entschluss. Südafrika wurde zwar 1899, aber nicht 1914 um Hilfe angegangen. In dieser Auffassung hat sich nichts geändert, auch nicht durch die jetzt geübte Praxis, die Dominions über die auswärtige Politik auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Ansichten zu äussern. Die Leitung der auswärtigen Politik verbleibt bei der Reichsregierung; sie kann, wie in Lausanne 1923, Verträge schliessen, die für das ganze Reich bindend sind, aber diese Verträge legen den Dominions eben keine Verpflichtung auf, aktive Hilfe zu leisten, wenn ein Krieg erklärt wird. Der derzeitige Premierminister Mackenzie King[1]) hat sich am 9. Juni 1924 in der Debatte im Kanadischen Unterhaus eine dahingehende Auslegung von Prof. Keith (vom 26. April) zu eigen gemacht. Keith bezweifelt auch nicht, dass diese Auslegung in Australien und Südafrika gut geheissen wird. Nur in Neuseeland besteht grössere Geneigtheit, die Mitverantwortung zu übernehmen.

Natürlich hat England ein Interesse daran, dass die Reichslasten von den Dominions mitgetragen werden, und auch die Dominions entziehen sich der Einsicht nicht, dass ihre Mithilfe notwendig ist. Wenn das Dominium ein volles Interesse hat, unterzeichnen seine Vertreter den Vertrag mit (so geschehen beim Friedensvertrag von 1919, beim Vertrag von Washington 1922 und beim Londoner Abkommen von 1924). Wenn aber die Beihilfe des Dominiums weniger sicher erscheint, und wenn es international festgestellt werden soll, dass dieselbe nicht zu erwarten steht, wird das Abkommen mit der ausdrücklichen Erklärung abgeschlossen, dass den Dominions k e i n e Verpflichtung auferlegt wird, wenn es sie nicht ausdrücklich annehmen will. Das geschah z. B. in dem zu Fall gekommenen Englisch-Französischen Vertrag vom 28. Juni 1919 zur Verteidigung Frankreichs. Die Dominions zögerten, eine absolute Verpflichtung einzugehen, am Kriege teilzunehmen; und so haben auch neuerdings die Dominions dieselbe Unlust gezeigt, sich in Locarno vertreten zu lassen. — Der Artikel 9 bedeutet daher, nach Keith, k e i n e Bedro-

[1]) Neuerdings hat auch der konservative Ex-Premierminister Meighen sich wieder dahin geäussert, dass in einem kommenden Krieg nicht nur das Kanadische Parlament, sondern noch besser das Volk selber durch Abstimmung darüber entscheiden müsse, ob das Land Truppen schicken soll. (*Manchester Guardian* 18. 11. 1925, S. 8/7.)

hung der Reichseinheit, sondern soll nur den fremden Nationen klar vor Augen führen, wie die Verhältnisse zwischen Mutterland und Staaten beschaffen sind, und dass die letzteren höchst wahrscheinlich keine Mitverantwortung für den Pakt übernehmen werden.

Der Ausdruck freilich kann Anstoss erregen, dass die betr. „Regierung“ ihre Einwilligung, die Verpflichtung zu übernehmen, erklären soll, während der Friedensvertrag von 1919 diese Verpflichtung den Parlamenten der Dominions auferlegte. Der Ausdruck „Regierung“ ist wohl gewählt, weil Indien eingeschlossen ist, aber er bleibt doch unglücklich in seiner Fassung, da er einen so schwerwiegenden Entschluss der Exekutive überlässt. Freilich würde keine Regierung ohne Zustimmung des Parlaments handeln; denn so wie z. B. die Verfassung des irischen Freistaates vorsieht, dass der Staat nicht an einem Krieg teilnehmen darf ohne Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaft, so herrscht dieselbe Praxis auch in den übrigen Dominions vor (vgl. oben die Anmerkung). Soweit Keith. Der *Manchester Guardian* unterstreicht aber doch in einem Leitartikel noch besonders diese neuartige Regelung: es ist der erste von der Krone geschlossene Vertrag, der ausdrücklich die Dominions ausnimmt. Lloyd George hat in einer Rede im Unterhaus Smuts zitiert: „The day might come when the Dominions might feel they had little in common with the foreign policy of the British Government and begin their own policy in their own interests.“ Aehnliche Aeusserungen habe er aus Kanada von konservativer Seite gehört und Australien dürfte kaum anders denken. Freilich fährt er fort: „If we were in trouble I do not believe the Dominions would desert us, but they might not come in with the same unanimity and unity.“ Die Vierteljahresschrift *The Round Table* erfasst das Problem wohl am schärfsten und bringt es auf eine klare Formel. In ihrer Septembernummer 1925 S. 658[1]) betont sie, dass das Telegramm von Smuts die einzige Aeusserung von Dominionseite aus sei. Man könne von den Dominions nicht verlangen, dass sie den Vertrag unterzeichnen, solange kein regelmässiger Meinungsaustausch über Aussenpolitik eingerichtet sei, zumal sie auch keine Vertreter in fremden Ländern unterhielten. Es sei freilich auch praktisch unausführbar, vor jeder Entscheidung in der Aussenpolitik immer erst die Unterschrift aller sechs Gliedstaaten einzuholen. England falle daher die Verantwortung zu, nur solche Bindungen in Europa einzugehen, für die es billigerweise erwarten könne, den Beifall und die Unterstützung der Dominions zu finden, falls es gezwungen werden sollte, seine Zusagen einzulösen.

Jena. G. Kirchner.

---

[1]) Man vgl. neuerdings auch ebd. Dez. 1925, Nr. 61, S. 15 ff. (mit Text des Sicherheitspakts) und Nr. 62 (März 1926) S. 368 ff, sowie etwa *Daily Mail Yearbook* 1926 S. 50 oder *Canadian Forum* Mai 1926 S. 237 ff. Die ganze Frage wird übrigens auf der nächsten Reichskonferenz im Oktober 1926 angeschnitten werden.

Literaturberichte

Hans Sperber, Einführung in die Bedeutungslehre. Bonn, Schröder, 1923.

Geist und Stil des Buches erinnern stark an Hermann Pauls *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Das ist gewiss keine schlechte Empfehlung, zumal, wenn man zugleich erkennt, wie viel wir doch in der Auffassung vom Wesen und den Triebkräften der Sprachentwicklung über Paul hinausgekommen sind. Auch Sperber will die Vorgänge psychologisch deuten, aber nicht mit Hilfe einer Psychologie, die im Grunde genommen nur eine Seelenmechanik gibt, sondern einer Psychologie, die neben dem Gedanklichen, Rationalen das Irrationale, Subjektive, das Gefühl in sein Recht treten lässt. In dieser Betonung der Begleitgefühle und Nebenvorstellungen als Faktoren des Bedeutungswandels liegt der Schwerpunkt und der besondere Reiz des Buches, und gerade bei semasiologischen Untersuchungen ist sie am Platze, da ja das Wort nur ein unzulängliches Zeichen ist, das den logisch-objektiven Inhalt des bezeichneten Begriffs niemals voll ausschöpfen kann und daher den individuell-subjektiven Bewusstseinsinhalten des Sprechenden ein weites Betätigungsfeld eröffnet. Freilich sind gerade die Nebenvorstellungen und Begleitgefühle schwer zu fassen, aber Sperber zeigt die Wege und Methoden zu ihrer Feststellung. Dabei tritt ein weiterer theoretischer und praktischer Vorzug seiner Arbeit zutage, wenn er ein reiches, philologisch erarbeitetes und gesichtetes Tatsachenmaterial als unumgängliche Voraussetzung semasiologischer Schlüsse fordert. Gerade heute ist in sprachtheoretischen Arbeiten die Beachtung dieses Grundsatzes gar nicht so selbstverständlich. In Einzelheiten, auch in grundsätzlichen Fragen kann man mit dem Verf. streiten, aber als Ganzes ist das Buch wohl durchdacht. Es zeigt den Verf. als kenntnis- und gedankenreichen Forscher, und da es mit dem Reichtum des Inhalts die Knappheit der Form verbindet, so wird es seine Aufgabe der Einführung in die Bedeutungslehre und des Anreizes zur Mitarbeit an den Problemen sicher aufs beste erfüllen.

Breslau. A. Nehring.

Kr. Nyrop, Grammaire historique de la Langue française, T. II, deuxième Edition revue et augmentée, Kopenhagen-Kristiania, 1924, 483 S.

Im Jahre 1899 erschien der 1., 1903 der 2. Band der *Grammaire historique* von Nyrop, Phonologie und Morphologie enthaltend, die sich alsbald durch ausgezeichnete Beherrschung des Materials, durch Reichtum des Inhalts, durch Klarheit und Anmut der Form allgemeinste Anerkennung erwarben. Es folgte die *Formation des Mots*, die *Sémantique*. Der 5. Band, den ersten Teil der Syntax enthaltend, ist soeben erschienen. Schon 1904 kam der 1. Band in zweiter und dann weiter in dritter Auflage heraus. Soeben ist auch der 2. Band in zweiter Auflage gedruckt. Man weiss, unter welch unseligen Umständen der verehrungswürdige Gelehrte arbeitet, dem das Augenlicht seit vielen Jahren so gut wie versiegt ist. Um so bewunderswerter ist die Tatsache und die Beschaffenheit seiner fortdauernden Tätigkeit. Mit Recht bezeichnet sich auch die Neuauflage des 2. Bandes als durchgesehen und vermehrt. Der Verf. gibt in seinem Vorwort selbst eine Reihe der wesentlichsten Aenderungen an. Wenn der Besserungen und Zuführungen nicht mehr sind, liegt es an der Vortrefflichkeit seiner früheren Arbeit und an den immerhin bescheidenen Fort-

schritten der Forschung gerade auf dem Gebiet der französischen Formenlehre in den letzten 20 Jahren. Dass die wichtigen der neuerschienenen Arbeiten der Kenntnis des Verf. nicht entgangen sind, zeigt seine Bibliographie.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort.[1]) Es bleibt uns der herzliche Wunsch, daß der Verf. trotz aller Schwierigkeiten auch noch die Bände der Syntax vollende. Möchten ihm dafür die nötigen Jahre körperlicher Fähigkeit, des Mutes und der Frische des Geistes gewährt bleiben.

Breslau. C. Appel.

A. Snyckers u. P. Jäger, Le Français du Commerçant. [Die Welthandelssprachen durch Selbstunterricht, hrsg. v. R. Rössger u. P. Jäger.] I. En Wagon, 127 S.; II. Sur la Cannebière, 127 S.; III. Au Bureau, 128 S.; IV. La France et les Français, 112 S. Leipzig, Gloeckner, 1923.

Das vierteilige Werk bildet das Gegenstück zu dem im gleichen Verlage erschienenen The Merchant's English (*Zeitschr.* 22, 323). Der erste Teil bringt die Ausfahrt des in Leipzig vorgebildeten jungen Kaufmanns, der in Le Havre durch einen Geschäftsfreund seines Vaters Stellung sucht und sie in Marseille in einer Exportfirma findet. Der Stoff der flott geschriebenen Erzählung führt mit den angeschlossenen Uebungssätzen schnell in die grundlegenden Wendungen der Handelssprache ein. Der zweite Teil zeigt, wie der junge Mann in seinem neuen Wirkungskreise die ersten Beweise seines kaufmännischen Geschicks gibt. Der dritte Teil enthält die geläufigsten Muster für Warenbestellung, Zahlungsformen, Warenlieferung, Beschwerden, Angebote und Wechselgeschäft. Der letzte Teil führt ins französische Gegenwartsleben ein durch kennzeichnende Ausschnitte aus Landschafts- und Städtebildern (Mont St. Michel. Marseille. Bretagne. Grande Chartreuse. Paris), Darstellungen des Geschäftslebens (Au Bon Marche. Au Bonheur des Dames. Les vols dans les grands magasins. Le commerce est-il une science? Les crieurs de Paris. Le roi des camelots), Charakterbilder (Le gamin de Paris. Un paysan normand. Un pélerinage. Noël au village) und einige andere Stücke. Die Schwierigkeiten, die der Erlernung einer fremden Sprache ohne Schulunterricht entgegenstehen, sind mit sicherer Hand über die drei ersten Bändchen verteilt. Das Werk richtet sich an reifere Menschen, die mit fester Beharrlichkeit ihr Ziel verfolgen. Für die Erlernung der Aussprache wird mit Recht die Unterstützung durch Sprachkundige empfohlen. Sämtliche Stücke des ersten Teils enthalten zwischen Schriftbild und wortgetreuer Uebersetzung den Text in einer Lautschrift, die sich im allgemeinen an die Zeichen der Association phonétique internationale hält; doch wird für die beiden Qualitäten des *ö*-Lautes nur ein Zeichen verwandt, das in geschlossener Qualität durch ein *h* ge-

[1]) Ich würde sonst u. a. die Frage diskutieren, ob man neben der bekannten populären unbetonten Form *ęj'* des Pronomens 1. Person, welche im § 525 besprochen wird, nicht auch eine betonte Form *ęž* anzunehmen hat, welche in dem jetzt nur noch literarischen *donné-je eussé-je* (s. § 221) in falscher Schreibung vorliegen würde, so dass einem *don-tú*, *don't-íl* ein *don-ę́ž* entspricht. Dann erklärt sich das *senté-je*, *menté-je* des 17. Jhdts. (s. § 222) ohne Zuhilfenahme weiterer Analogien. Der Meinung, dass proparoxytonisches *dónne-je* durch *donné-je* vermieden werden sollte, steht entgegen, dass *donne-le*, *donne-les* anstandslos geduldet werden; und für **donne-me*, **donne-te* tritt nicht **donnè-me*, **donnè-te*, sondern *donne-moi*, *donne-toi* ein.

dehnt erscheint; das führt notwendig in die Irre. Auch in anderen Fällen ist die Anwendung der Lautsymbole nicht immer folgerichtig durchgeführt. Vor der falschen Behauchung der Sprenglaute warnt erst das dritte Bändchen; von der strafferen Muskelhaltung und dem stimmhaften Vokaleinsatze erfährt man nichts. Im zweiten Bändchen fällt die Lautschrift weg; hier steht am Schlusse eine knappe Uebersicht über Formenlehre und Satzbau. Die Einprägung der ungleichförmigen Verben ist das Ziel des dritten Bändchens, das mit einer Uebersicht über diese Verben und einem Vocabulaire systématique beschlossen wird. Ein alphabetisches Wörterbuch ist nicht vorhanden, da in sämtlichen Teilen die deutsche Uebersetzung und zu den Uebungsbeispielen der entsprechende französische Text beigefügt ist. Die praktischen Anweisungen sind wohlerwogen, wie überhaupt die zielsichere Art der Anordnung und Auswahl Vorzüge des Werkes sind. Druckfehler und Irrtümer sind selten; die gefährlichsten seien hier vermerkt. Bd. I. Unbetontes *e* ähnelt nicht dem *ö* in *Löffel* (S. 8 u. öfter). Der Gleitlaut in *moi* liegt nicht zwischen *a* und *o* (S. 9). Die deutschen Mitlaute entsprechen nicht „fast durchweg" den französischen (S. 9). Die letzte Tonsilbe abschliessender Sprechtakte fällt nach starker Tonerhöhung der vorletzten Silbe stark herab und trägt den Stärkeakzent (S. 9 B III). An vielen Stellen ist die Durchführung der konsonantischen Bindung übertrieben, besonders bei adverbialen Wendungen, beim *r* des Infinitivs, bei *mais*, vor folgenden *et*. „Was" heisst *Que* (S. 6 C III 6). In *examiner, exister, exagérer* u. a. ist der *x*-Laut stimmhaft (S. 51; 69; 82 u. öfter). S. 55 (9 C III 4) ist die Frageform falsch und muss in der Antwort *à qui* gesetzt werden. S. 78 C II muss es *écrire* (nicht *écriver!*) heissen. *Il sait* hat geschlossenen *e*-Laut (S. 82; 95). S. 84 g ist für *offenes e* zu lesen *geschlossenes e*. S. 86 (14 C II) *de grosses portions*. Bd. II. S. 8 Satz 2 *a-t-il*. S. 52 *crème*. S. 54 (30 C II 1) *Il n'aimait pas à aller*. S. 83 II *Vingt* heisst 20, nicht 4. S. 90 (38 D 10) *Aussi longtemps que*. Bd. III. S. 5. In *singen* ist *s* stimmhaft, eignet sich also durchaus nicht zur Bezeichnung des Lautwertes des französischen stimmlosen Lautes. S. 22 II *conditions de la vente*. S. 49 (50 C 11) *aperçusse*. S. 53 (51 C 12) *Sauriez-vous*. S. 69 (55 C 11) „Wir fürchten nur Gott, sonst nichts in der Welt" lässt sich kaum anders wiedergeben als durch *Nous craignons Dieu, mais rien au monde*. S. 90 A u. S. 94 *prix de vente*. Bd. IV. S. 11 lies: *Genuesinnen*. S. 38, 25 *Le service*. S. 40, 9 *marchandises*. S. 42, 3 v. u. *alloue*. S. 55 *marchand de coco* ist kein Kokosnussverkäufer, sondern ein Reglisewasserverkäufer. S. 57, 12 fehlt ein deutscher Satz. S. 81, 7 v. u. Sardinenfischerinnen (nicht Sardinierinnen). S. 85,11 *Noëls* sind Weihnachtslieder. S. 86,19 *dès*. Ausstattung und Druck sind gut.

Jungen Kaufleuten ist das Werk durchaus zu empfehlen.

Collection Manz, Wien, Manz-Verlag, 1924: **A. de Lamartine,** Premières Méditations poétiques avec commentaires. La Mort de Socrate. 214 S.

Der Wiener Verlag, dessen Vorzüge bereits mehrfach in dieser *Zeitschrift* (23, 182; 268; 363) gewürdigt worden sind, legt nun auch in einer allen billigen Anforderungen genügenden Ausgabe das Werk vor, das den Ruhm Lamartines begründet hat. Es ist besonders zu begrüssen, dass als Anhang auch die Glanzleistung französischer Gedankenlyrik *La Mort de Socrate* gegeben wird. Die Textgestaltung ist durchweg zuverlässig; Druckfehler kommen, obwohl es sich um eine Erstauflage

handelt, fast gar nicht vor. Lies XLIV, 3 *yeux;* 20,12 *prît;* 47,15 *J'appelle;* 89,2 *pasteurs;* 153,6 v. u. ist der Punkt zu tilgen; doch wäre auch das Komma, das die Originalausgabe hier setzt, falsch; 156,10 *comme.*

M. D. Berlitz, Grammaire pratique de la langue française. Quatrième volume: Prononciation et Orthographe. Berlin, Cronbach, 1925. 88 S.

Wer keine Gelegenheit oder keine Zeit hat, die phonetischen Quellwerke zu befragen, darf sich diesem bequemen und durchweg zuverlässigen Büchlein getrost anvertrauen. In übersichtlicher Anordnung wird eine grosse Anzahl von Schwierigkeiten der Aussprache und Rechtschreibung zusammengestellt; die Angaben beruhen auf wissenschaftlich einwandfreien Grundlagen und berücksichtigen überall die Norm der gebildeten Umgangssprache. Auch die angeschlossenen Uebungen sind wertvoll.

Edouard René Lefèbvre de Laboulaye, Contes bleus, edited with notes, questionnaire, exercises and vocabulary by George Ellas Wisewell. New York, Allyn and Bacon, [1924]. 237 S.

Volksmärchen europäischer Länder in französischer Bearbeitung sind für amerikanische Schulkinder gewiss nur ein stofflich wirkender Anreiz zur Erlernung der fremden Sprache. Finnländisches, polnisches, tschechisches, neapolitanisches, isländisches, spanisches und anderes Märchengut (nur kein deutsches!) ist aus den ersten beiden Märchenbänden Laboulayes (1863 und 1867) zusammengestellt. Franzosen können wohl kaum Volksmärchen übertragen, ohne ihren Geist durch Ironie zu fälschen. Der Verfasser schrieb für sein Töchterchen Gabriele. Trotzdem lässt er einen König zu seiner Tochter sprechen: „Sacrifie-toi à la raison d'État; on ne marie pas les princesses pour leur plaisir." Oder er macht zu der Hochzeit die Bemerkung: „Raconter les noces de la princesse et de Poucinet serait chose inutile; toutes les noces se ressemblent, il n'y a de différence que dans les lendemains." Oder er beurteilt die Regierung des Däumlings: „Après la mort de son beau-père, il occupa le trône pendant cinquante-deux ans, sans que jamais personne un seul jour désirât une révolution. Fait incroyable, s'il ne nous était attesté par la chronique officielle de son règne. Das ist kein Märchenstil. Die beigegebenen Bilder, in der Art der alten Indianerbücherillustrationen, sind zwecklos. Die *Notes* bringen äusserst sorgfältige grammatische, auch sprachgeschichtliche Erklärungen, auch Uebersetzungshilfen. Das *Questionnaire* ist brauchbar, die *Exercises* bestehen aus einfachen, dem Texte entnommenen englischen Sätzchen zur Rückübersetzung. Das Vokabular leitet zu gutem, englischem Ausdruck an. Die gesamte Ausstattung ist musterhaft.

Breslau. J. Klapper.

Prosateurs d'aujourd'hui. Ausgewählte Abschnitte aus Werken von Charles-Louis Philippe, Romain Rolland, Claude Farrère, Henri Barbusse. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hrsg. von P. Gehring. Mit einem Bildnis.[1]) Bielefeld, Velhagen, 1925. XIX+140 S. Anhang 28 S., Wörterb. 82 S. [= Prosateurs français Bd. 225. Ausg. B].

---

[1]) Romain Rolland. Das Einleitung S. VI erwähnte Bild von Barbusse fehlt.

Ein lebensfreudiges, an den persönlichen Wert glaubendes Geschlecht von Schriftstellern und Künstlern ist aus dem Boden einer Anschauung herausgewachsen, die durch die neuartige Philosophie eines Bergson und seines Kreises mit dem 'élan vital', der Begeisterung fürs Leben selbst, erfüllt sind. Mancher lebende Schriftsteller mit klangvollem Namen, wie Bourget, Marguerite, Bazin — A. France, der 1924 gestorben ist, stand diesen Vertretern des Expressionismus ebenfalls fern — gehört nicht mehr hierher, wie anderseits Vertreter des neuen Geistes schon aus dem Leben geschieden sind, wie Charles-Louis Philippe und Charles Péguy. Bekannt sind vor allen Maeterlinck, Francis Jammes, Henri de Régnier, André Gide, Paul Claudel, Emile Michelet, Paul Fort.

In dem vorliegenden Bändchen ist nun der Versuch gemacht, aus den Werken weniger Vertreter modernster Prosa kurze Proben zu geben, wobei Romain Rolland und H. Barbusse wegen ihrer einflussreichen Tätigkeit während der letzten Jahre berücksichtigt wurden. Dem Text, der wohl nur für die obersten Klassen in Frage kommt, geht eine Einführung in das Leben der Schriftsteller und die gewählten Werke voraus: Philippe (1874—1909) und *La Mère et l'Enfant* (1900; S. 1—19), Rolland (geb. 1866) und *Jean-Christophe* (1904—1912; S. 20—66), Farrère (geb. 1876) und *la Bataille* (1909; S. 67—105), Barbusse (geb. 1873) und *Le Feu* (1915; S. 106—140). Bei der Bearbeitung sind neben den verschiedenen Nachschlagewerken besonders von Nutzen gewesen R. E. Curtius, *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich*, und W. Friedmann, *Die französische Literatur im 20. Jahrhundert*.

Der Anhang und das Wörterbuch sind mit Recht sehr reichhaltig gestaltet, um über die Schwierigkeiten möglichst hinwegzuhelfen. Der *Index* erleichtert noch das Auffinden der betreffenden Anmerkungen. Die Darstellung selbst ist so ausserordentlich spannend und anziehend, dass die Lektüre des Bändchens Lehrern und Schülern einen hohen Genuss bereiten wird.

Montesquieu, Lettres persanes. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von K. Schröder. Frankfurt a. M., Diesterweg 1925. 16 S. Preis 0,15 Mk. [= Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte Nr. 35.]

Diesterwegs *Neusprachliche Lesehefte* haben sich in der höheren und der Mittelschule sehr rasch eingebürgert. Sie zeichnen sich vorteilhaft durch den knappen Umfang, die Beseitigung aller überflüssigen bibliographischen Beigaben und möglichst einfache Ausstattung aus. Sie sind auch inhaltlich wertvoll, denn sie bringen sorgfältig ausgewählte Stoffe meist leichten Inhalts aus den verschiedensten Kulturgebieten des fremden Landes. Anmerkungen mit den notwendigsten Ergänzungen und Worterklärungen erübrigen ein besonderes Wörterbuch.

Die hier abgedruckten neun Briefe aus Montesquieus *Lettres persanes* (30, 32, 36, 37, 40, 73, 99, 106, 118) tragen sicher zur kulturkundlichen Vertiefung des Unterrichts bei, vor allem wenn man bedenkt, wieviel die französische klassische Literatur Montesquieu verdankt. Der knappe Umfang des Heftes hält die Aufmerksamkeit der Schüler bis zum Ende der Lektüre wach und gibt dem Lehrer die Möglichkeit zu produktivem Unterricht auch dann, wenn ihm nur wenig Zeit zur Verfügung steht. Das Heft eignet sich vorzüglich zum Lesen in einer schon fortgeschritteneren Klasse, aber auch zur häuslichen Lektüre.

Wismar i. M. O. Glöde.

Französische und englische Schulbibliothek, hrsg. von E. Pariselle und Gade. Reihe A. Bd. 218, 219. Leipzig, Renger, 1925.

Bd. 218. **L. Madelin,** La Fin de l'Ancien Régime. (La Révolution de 1789—91.) Hrsg. von Weber. XI+84+26 S. Anmerkungen.

Die Geschichte der französischen Revolution ist ein in Schulausgaben so oft bearbeitetes Gebiet, dass es fast scheinen könnte, als ob die vorliegende Auswahl aus des Verfs. grossem Werk *La Révolution* (Ouvrage couronné par l'Académie française) entbehrlich wäre. Wenn aber Madelin auch nichts Neues bringt, so ist dieses Büchlein doch nicht überflüssig. Neben klarem Stil bringt es Sittenschilderungen und fein beobachtete Züge dieser Zeit, die von grossem Wert für die Erkenntnis dieser Epoche sind. Die Einleitung des Herausgebers beschränkt sich auf die wichtigsten Erscheinungen, die abgedruckten 13 Kapitel — ich hebe nur hervor: *La dissolution d'un pays, La nationalisation des biens du clergé la guerre ou la paix?* — *la crise de la révolution* — bringen eine gute Auswahl. Das Bändchen ist auch für die Lehrerbücherei zu empfehlen.

Bd. 219. **J. Payn:** The Scholar of Silverscar, a story for boys. Herausgegeben von A. Herrmann. V+58+18 S. Anmerkungen.

Eine Geschichte, die sich besonders an die Knaben wendet und sie mit dem englischen Schulleben bekannt macht. Die charakteristischsten Erscheinungen des englischen Volkslebens, die Leiden und Freuden des englischen Schülers treten stark in den Vordergrund. Dabei zeichnet sich die Sprache durch Einfachheit und Natürlichkeit aus; ungemein anschaulich und lebendig ist die Darstellung, die sich freihält von psychologischen Spitzfindigkeiten. Sie will in erster Linie aufs Gemüt wirken, ohne dabei sentimental zu werden. Eingeteilt ist das Bändchen in sieben Kapitel *(the journey — the arrival — over the fells — the wishing gate — the cock of the school — adversity — prosperity)*, deren Ueberschriften schon einen Eindruck vom Ganzen geben. Leider finden sich recht störende Druckfehler, die sich wohl hätten vermeiden lassen und stellenweise ist der Zeilenabstand zu eng; gleich die erste Seite ist reines Augenpulver für den Leser; wo sich kein Abschnitt befindet, tritt das recht störend auf. Trotz dieser Mängel ist das Bändchen wegen des modernen Englisch, das es bietet, zu empfehlen und wohl wert, an unseren Schulen gelesen zu werden. — Der Text ist dem Bd. 2839 der *Tauchnitz Edition* entnommen. — Die Anmerkungen sind z. T. zu ausführlich; Verdeutschungen gehören in das Vokabelheft, das dazu erscheint.

Hirschberg i. Schles. Karl Schröder.

Panconcelli—Calzia, Die experimentelle Phonetik in ihrer Anwendung auf die Sprachwissenschaft, 2. Aufl. Berlin, W. de Gruyter, 1924. 145 S.

Die Linguisten sind gewiss längst über muta cum liquida und Positionslänge hinausgekommen. Gewissenhafte Selbstbeobachtung und Beobachtung an anderen hat neue, bessere Grundlagen für die Lautlehre geschaffen. Aber auch diese Basis und ihre Ergebnisse sind im letzten Grunde nicht objektiv, sondern subjektiv. Sie können nicht nachgeprüft werden von jemandem, dem sie nicht einleuchten. Soll man sie dennoch auf Grund einer Autorität annehmen? Das wäre keine Wissenschaft mehr. Die wissenschaftliche Lautlehre ruft nach Objektivität, nach dem Experiment. Die Methoden und Ergebnisse der experimentellen Phonetik, soweit sie für die Sprachwissenschaft in Frage kommen, sind nun in

dem Buche von Calzia dargelegt. Die neue Auflage ist fast ein neues Werk, sie ist vollkommen umgearbeitet und wesentlich erweitert. Zahlreiche Abbildungen erläutern den Text, die Literaturangaben sind bis auf die neueste Zeit durchgeführt. Wer sich mit Lautproblemen beschäftigt, darf an diesem Buche nicht vorbeigehen. Hier findet er nicht nur das gesicherte Wissen über Sprechen und Hören zusammengestellt, sondern auch Aufschluss über Mittel und Wege, wie einzelne Probleme objektiv gelöst werden können. Es ist heute nicht mehr zu entschuldigen, wenn man, ohne die Möglichkeit experimenteller Prüfung zu beachten, Lautfragen theoretisch oder durch subjektive Beobachtung lösen will.

Düsseldorf. Joseph Grass.

C. G. Muskat, Die Lösung der Shakespeare-Frage. Leipzig, Reisland, 1925. 31 S.

Wieder einmal ein neuer Versuch, das „Shakespeare-Rätsel" zu lösen — einer von den bösesten! Der erste Teil der Schrift erzählt unter Missachtung der gesamten Shakespeareforschung die *Shakespeare-Legende*, wobei weidlich auf alle Andersdenkenden, auch auf die Stratforder Zeitgenossen des Dichters, gescholten wird. Der zweite Teil stellt mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Harmlosigkeit *Die anonymen Autoren* von *Shakespeares Werken* fest. „Graf Oxford bildet die Grundlage der Werke Shs." (S. 19), die übrigen sind Graf Rutland, Gräfin Elisabeth Rutland, „eine grossartige Dichterin", und Lord Bacon (S. 24). Willm Shagspear war nur Schauspieler und Bodenspekulant. Diese Angaben mögen genügen. Viel Schaden wird das Heftchen nicht anrichten, denn es wird kaum ernst genommen werden.

Daniel Defoe, Die Pest zu London. München, G. Müller, 1925. 208 S.

Walter Scott hat einmal gesagt, Defoe würde durch dieses Pesttagebuch weltberühmt geworden sein, auch wenn er den *Robinson* nicht geschrieben hätte. Dieses Urteil dürfte zwar nicht ganz stichhaltig sein, aber das Werk bringt doch eine in ihrer kühlen Realistik erschütternde Darstellung des Pestjahres 1665. Es gibt sich als Tagebuch. Aber Defoe war, als er es schrieb, über 60 Jahre alt (1723) und hat die Pest im zarten Alter von vier Jahren erlebt. Ist es also nicht als unmittelbares Quellenwerk anzusehen, wofür es oft genug gehalten wurde, so ist doch die Berichterstattung derart, dass alles, was er schildert, genau so hätte sein können, und es wird wohl auch in der Hauptsache so gewesen sein. Wer daher, ohne auf unbedingte geschichtliche Beglaubigung Wert zu legen, eine lebensvolle Beschreibung dieses unheimlichen Ereignisses sucht, mag ruhig nach Defoe greifen. Eine ältere deutsche Uebersetzung scheint es nicht zu geben. Die vorliegende Uebertragung — sehr gut lesbar — rührt von Heinrich Steinitzer her. — Bei aller Wertschätzung des Kulturunterrichts wird das Buch doch nicht unmittelbar in die Schule hineinkommen können; aber der Lehrer kann sich, wenn die Verhältnisse es mit sich bringen, immerhin daraus belehren und nötigenfalls einige Farben zur Kennzeichnung des Pestjahres daraus entnehmen.

Eduard Ziehen, Philhelvetism. (= Die Neueren Sprachen, 4. Beiheft.) Marburg a. L., Elwert, 1925. 48 S. 1,50 Mk.

Wenn man das Titelwort liest, muss man es für englisch halten. Es soll aber deutsch sein. Daneben läuft die schöne lateinische Form

Philhelvetismus. Selbstverständlich verdankt diese Bereicherung unseres Sprachschatzes dem Vorbilde von *Philhellenismus* ihr Dasein, das hoffentlich nicht lange währen wird. Der Inhalt des Heftes bringt eine Uebersicht der Beziehungen zwischen England und der Schweiz, die der Verf. in drei Abschnitten verfolgt. *Bis auf Addison und Stanyan — Von R. Pococke zu W. Coxe — Von Wordsworth zu Scott.* Der erste behandelt nur ganz lockere und vereinzelte Beziehungen, die man m. E. kaum als „Philhelvetism" bezeichnen kann. Der zweite beschäftigt sich mit den Schweizerreisen einiger Engländer. Pococke ist der Begründer des englischen Alpinismus; er erstieg 1741 als erster das Eismeer (Mer de Glace). Coxe ist der Verfasser eines sehr beliebt gewesenen Reisehandbuches über die Schweiz. Bemerkenswert ist auch der Aufenthalt des Geschichtsschreibers Gibbon im Lande der Freiheit; aber seine begeisterten Aeusserungen dürfen doch wohl kaum als „ein klassisches Dokument zeitgenössischen philhelvetischen Denkens" zu bewerten sein, sondern eher als das Zeugnis eines einzigen Mannes. Im dritten Teil wird die literarische Schweizschwärmerei englischer Dichter und Schriftsteller geschildert. Bedeutend sind freilich nur etwa Wordsworth, Coleridge, Shelley, Byron und Scott. In diesem Kapitel finden wir sogar die herzliche Neigung Englands, schweizerische Landeskinder für seine blutigen Kriege anzuwerben und zu besonderen Schweizerregimentern zusammenzustellen, als Philhelvetismus aufgefasst. Drei Hauptzüge stellt der Verf. bei der Behandlung seines Themas heraus: Wandel des Naturgefühls, die politische Seite (Freiheitsbewegung) und die geschichtliche. — Trotz mancher Ungeschicklichkeiten hat die Arbeit doch insofern Wert, als sie den Stoff über die Beziehungen zwischen England und der Schweiz fleissig zusammenträgt.

Das französische Schulbuch von heute. Süddeutsche Monatshefte, 23. März 1926, Heft 6. S. 445—464.

Ein ungemein wertvoller Aufsatz. Nichts kann die „Mentalität" Frankreichs klarer vor Augen führen als diese völlig sachliche, wissenschaftlich zuverlässige Betrachtung von französischen Schulbüchern. Sie strotzen zum grossen Teil noch immer von schlimmsten Schmähungen im Wort und Bildern gegen Deutschland, von gemeinen Verleumdungen, von Hass und geheimer Angst, und sie glühen von einem Chauvinismus, wie ihn deutsche Art überhaupt nicht kennt, zu dem nur Mussolinis und d'Annunzios Reden ein Gegenstück bilden. Jeder deutsche Lehrer, nicht bloss der Neusprachler, müsste diese Abhandlung lesen und seine Folgerungen daraus ziehen.

Deutsches Dante-Jahrbuch. 8. Bd. Hrsg. v. H. Daffner, Berlin, Karl Curtius, 1924. 298 S.

Dieser Band des *Jahrbuches* ist reichhaltig wie seine Vorgänger. Am wichtigsten aus seinem Inhalt sind die Beiträge *Zur deutschen Dante-Bibliographie* von R. Zoozmann u. J. Rodenberg, die *die deutschen Uebersetzungen von D.s Werken* und *die deutschen bibliophilen D.-Ausgaben* verzeichnen, am lehrreichsten und in seiner Art einzig der dritte Teil davon: *Inferno V, 97—142 im Urtext und in den deutschen Uebersetzungen,* deren Zahl 90 (!) beträgt. Die übrigen Beiträge sind folgende: *Boccaccios Lobgedicht auf D.* Deutsch von A. Englert. E. Krebs, *Erlebnis und Allegorie in Ds. Commedia.* F. Koenen, *Ds. Zahlensymbolik.* A. Kolsen, *D. und der Trobador Arnaut Daniel.* L. Volk-

mann, *Neue Beiträge zur Iconografia Dantesca. Zwei D.-Gedichte von Carducci,* deutsch von Th. und P. H. Tesdorpf. H. Daffner, *H. von Grauert †. — Die deutschen D.-bücher des Jubiläumsjahres. Bericht über die 3. Tagung der Neuen Deutschen D.-Gesellschaft. Mitgliederverzeichnis.*

W. Shakespeare, Sonette. Erläutert von A. Brandl, übersetzt von L. Fulda. Neue Ausgabe. Stuttgart, Cotta, 1925. 156 S. Geb. 5,— Mk.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien 1913. Die Neuausgabe ist ein Photodruck davon. Die Einleitung Brandls ist ausgezeichnet. Sie gibt einen ungemein klaren Ueberblick über den schwierigen Stoff unter Verwertung der neuesten Forschungsergebnisse und ist besonders geeignet, bei einer etwaigen genaueren Besprechung der Sonette in der Schule als Führer zu dienen. Die Uebertragung, bei der in eigenartiger Weise drei Gelehrte und ein Dichter zusammen gewirkt haben, verbindet mustergültig Treue, Genauigkeit und Schönheit. Der Band ist eine wertvolle Ergänzung zu jeder deutschen Ausgabe der Dramen.

A. Quiller-Couch, The Oxford Book of English Prose. Oxford, Clarendon Press, 1925. XX+1092 S. Gebd. 8 s 6 d.

Genau 25 Jahre nach seinem *Oxford Book of English Verse,* am 25. XI. 1925 erschien diese ausgezeichnete Prosa-Anthologie des bekannten Verfassers. Es war gewiss ein kühnes Unterfangen, wie er selbst in seinem Vorwort schreibt, in einem Bande ein Gesamtbild der englischen Prosa von ihren ersten Anfängen bis in die unmittelbare Gegenwart zu geben, wenn man die ungeheure Masse des vorhandenen Stoffes bedenkt. Aber sein Werk scheint nun trefflich gelungen. Die 600 Proben im Umfange von ½ bis 5 Seiten, die er ausgesucht hat, geben in der Tat ein vorzügliches Spiegelbild nicht nur der englischen Prosa, sondern der englischen Sprache, Kultur, Art und Geistesentwicklung, wie man es in dieser Form wohl sonst nirgends so kapp, eindrucksvoll und vielseitig findet. Zeitlich reichen die Beiträge von der Mitte des 14. Jhds. bis 1914. Der erste Schriftsteller, der erscheint, ist John Trevisa mit dem Stück *This Realm this England* (aus der Uebersetzung von Higdons *Polychronicon*). Und dieser Anfang ist symbolisch. Denn das Buch soll ein Werk sein, das jedem Engländer daheim oder auf weltverlorenem Vorposten an den Grenzen des ungeheuren Reiches mit jedem Blatte erinnern soll an die Heimat, an sein Vaterland, an seine Macht und Grösse. Der Verfasser sagt S. XIII: „I have tried to make this book as representatively English as I might."

Und was nützt dieses Buch uns? Es ist für den Neuphilologen eine Fundgrube wertvollster Belehrung, ein ausserordentlich wichtiger Führer auf seinem mühsamen Wege, englische Kulturkunde zu erfassen. Hier findet er eine bezeichnende Auslese des Besten, was das englische Volk an geistigen Leistungen hervorgebracht hat, hier sprühen die Funken, die jene Glut entfachten, die England befähigte, die Herrschaft der Welt zu gewinnen. Freilich sind die 600 Proben nur kurz, und manche Kritiker werden vielleicht sagen, das sei ein böses Beispiel für die viel verschriene und im Grunde doch ganz beliebte Häppchenliteratur; aber dieser Mangel wiegt nicht viel gegenüber den sonstigen Vorzügen ausserordentlicher Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit, und wen es gelüstet, von dem oder jenem Schriftsteller, der ihm zu dürftig vertreten erscheint, mehr kennen zu lernen, dem steht es ja ohne weiteres frei, zur

Quelle selbst zu greifen. Das Stoffliche, oder besser der geistige Gehalt, der in dem Buche steckt, ist das unbedingt Wesentliche. Dass es sich auch sehr gut zu sprachlichem und stilistischem Beobachten ausnutzen lässt, ist selbstverständlich; das deutet auch der Hrsg. klar in den Worten an, mit denen er die Aufnahme von vier Proben aus Berners Froissart-Uebersetzung rechtfertigt (S. XIV): „There is a great deal of Berner's Froissart. Why? For two reasons: the first that it holds the core of true English gentility: the second that, in the matter of technique, our prose learnt its grace of our dear enemy, France." Aehnliches gilt für die Darbietung von Beispielen aus vier Bibelübersetzungen. Doch es geht nicht an, sich auf Einzelheiten dieser oder jener Art einzulassen oder das Fehlen des einen oder anderen großen Namens zu beanstanden wie etwa Creighton, Darwin, Dilke, Seeley o. a. Es genügt, wenn das Werk als Ganzes gewertet und gerühmt wird. Und da kann man nicht leicht zu viel sagen. Für junge und alte Anglisten ist es eine Quelle hohen Genusses und reichster Belehrung.

London Town, A Pictorial and Descriptive Reflection of the London of To-day. Letterpress by Prescott Row and Others. London, W. C. 2. The Homeland Association. Alleinvertretung für deutschsprechende Länder: Teubner, Leipzig. 4°. 4,— Mk.

Durch die Uebernahme des Vertriebes dieses prächtigen Buches hat sich der Verlag Teubner wieder ein neues Verdienst um den neusprachlichen Unterricht erworben. Denn es dürfte zurzeit kein besseres, reichhaltigeres und preiswerteres Anschauungsmittel geben, um eine zutreffende Vorstellung der gewaltigen Stadt, wie sie jetzt ist, hervorzurufen als diese Sammlung von 114 Ansichten der wichtigsten, denkwürdigsten und schönsten Gebäude und Denkmäler Londons. Neben dem alten, geschichtlichen Gut ist auch viel Neues geboten, das während des Krieges und nachher entstand. So finden wir das *Cavell Memorial* auf St. Martin's Place, das *Cenotaph* in Whitehall, das *Royal Air Force Memorial* am Victoria Embankment, ein Bild der *Wembley Exhibition,* das *Belgian Memorial* und die Standbilder *Washingtons* und *Lincolns,* die von Amerika gestiftet wurden. Den Bildern sind kurze Erläuterungen gegenübergestellt, die in wenigen Sätzen über die Bedeutung, den Ort und die Entstehungsgeschichte der Denkmäler berichten. Gewissenhaft ist in den beiden vorgekommenen Fällen angegeben, daß eine deutsche Fliegerbombe in der Nähe einschlug, und beim Tower, dass darin mehrere deutsche Spione hingerichtet worden sind. Die Ausführung der Bilder ist vorzüglich, ebenso die sonstige Ausstattung. Das Buch ist als äusserst brauchbares und lehrreiches Hilfsmittel für den Kulturunterricht bestens zur Anschaffung zu empfehlen.

Teubners künstlerische Anschauungsbilder für den neusprachlichen Unterricht. Leipzig, Teubner.

Die bisher im neusprachlichen Unterricht gebrauchten Anschauungsbilder — man denkt zunächst an Hölzels oder Hirts Jahreszeitenbilder — dienten fast ausschliesslich den Sprechübungen, um den Wortschatz des alltäglichen Lebens einzuüben und zu befestigen. Die Steinzeichnungen, die der Teubnersche Verlag jetzt unter dem oben genannten Titel herausgibt, wollen die Einführung in die fremde Volks- und Landeskunde fördern und zugleich wirklich künstlerisch wirkende Darstellungen berühmter Stätten und Bauten Englands und Frankreichs bieten. Die

bis jetzt erschienene Reihe umfasst aus England, von C. Dotzen geschaffen, *London: Royal Exchange, Tower Bridge* und *Houses of Parliament, Windsor, Stratford: Ann Hathaways Cottage,* aus Frankreich, von Fr. Beckert: *Paris: Champs Elysées, Avenue de l'Opéra, Notre Dame, Dom zu Reims* und *Le Mont St. Michel.* Die Grössen bewegen sich zwischen 41 × 30 und 100 × 70 cm, die Preise zwischen 4 und 10 Mark. Die mir vorliegenden Bilder, *Stratford, Windsor, Dom zu Reims* und die kleine Ausgabe der *Avenue de l'Opéra* zeigen, dass sie für ihren Zweck trefflich geeignet sind; sie sind als schöner und lehrreicher Klassenschmuck den Schulen warm zu empfehlen.

Rudolf Kapp, Eindrücke in England. Augsburg, Bärenreiterverlag, 1926. 58 S.

Das Kernstück dieses kleinen, aber gedankenreichen und klugen Büchleins ist das erste seiner drei Kapitel, das eingehend eine grosse Schule in Leicester, die Wyggerton Grammar School for Boys mit 920 Schülern, schildert in ihrem Aufbau, ihrem Lehrbetrieb und ihrem Geist. Wenn wir von der wundervollen Geschlossenheit lesen, mit der dort alles national und nur national eingestellt ist, ergreift uns ein stiller Neid beim Vergleich mit unserm gegenwärtigen höheren Schulwesen, in dem deutsches Wesen nur in den westeuropäischen Kulturkreis eingegliedert ist. Mögen auch in den englischen Schulen etwas niedrigere lehrplanmässige Ansprüche gestellt werden als auf den deutschen, im ganzen, insbesondere in schulpolitischer Hinsicht ist uns die englische Schule heute bei weitem überlegen. Wir können und müssen jetzt viel von ihr lernen, während es früher umgekehrt war. Die beiden anderen Kapitel behandeln allgemeine Fragen: Aufwand für Schulen und Kulturzwecke, Arbeitslosenunterstützung, das Verhältnis zu Deutschland, militärische Uebungen in der Schule, die drüben sehr beliebt sind, die Reichsausstellung, Kinowesen, Bekämpfung des Alkoholmissbrauchs, Reichs- (nicht Partei-) Politik in der Schule, Jugendbewegung. Auch alles dies liest man gern und mit Genuss und Gewinn.

F. Schönemann, Mark Twain als literarische Persönlichkeit. (= Jenaer German. Forschgn., hrsg. v. A. Leitzmann, 8). Jena, Frommann, 1925. 119 S. 6,20 Mk.

In dieser sehr gründlichen und auf gediegener Sachkenntnis beruhenden Untersuchung bemüht sich der Verf., Mark Twain im Gegensatz zu der bisher fast ausschliesslich herrschenden Anschauung, die in ihm nur einen gewöhnlichen Humoristen, d. h. nicht viel mehr als „den Hauptspassmacher der Vereinigten Staaten" sehe, als eine literarische und künstlerisch bedeutende, höchst eigenartige Persönlichkeit darzustellen. Der Gang seiner Arbeit ist folgender: Nach einer kurzen Uebersicht über *M. T. in der Kritik* betrachtet er den Dichter als den *amerikanischen Humoristen,* wobei er vor allem die Bedeutung seiner freilich sehr leicht wiegenden journalistischen Tätigkeit für seine spätere beschreibende Prosa betont und die Gründe für die Eigenart seines Humors in seinen Lebenserfahrungen findet. Der Abschnitt *Der unliterarische M. T.* zeigt, daß er gar nicht so unliterarisch gewesen ist, wie man allgemein annimmt, sondern im Gegenteil in seinem Leben sehr viel gelesen hat. Der *Antiromantiker M. T.* schätzt zwar weder die englische noch die deutsche Romantik im engeren Sinne, ist aber selbst, kraft seiner starken Phantasie, erheblich romantisch veranlagt, wenn auch sein echtes

Amerikanertum dieser romantischen Neigung gewisse Schranken setzt. Besonders wertvoll, weil literarisch am fruchtbarsten auszuwerten, sind die beiden Schlusskapitel *Der Geschichtsphilosoph* und *Der Essayist und Erzähler*, in die, wie auch vorher schon, eine Reihe sehr lehrreicher und gründlicher Stilbeobachtungen eingeflochten sind. Alles in allem eine sehr verdienstliche, anregende und ergebnisreiche Arbeit.

Upton Sinclair, Jimmie Higgins. Potsdam, Kiepenheuer, 1923. 321 S.
Upton Sinclair, Die Metropole. Die Wechsler. Berlin, Malik-Verl. (1925), 201+171 S.
Sinclair Lewis, Babitt. Dr. med. Arrowsmith. München, K. Wolff (1924/25). 603+342+459 S.
Percy Marks, Studentenjahre. München, K. Wolff, 1925. 332 S.
Vivi Laurent, Vivis Reise. Gotha, L. Klotz, 1925/6. 194+165 S.

Alle diese Amerikabücher sind zwar vom künstlerischen Standpunkt aus nicht eben sehr hochstehend, aber sie sind in höchstem Masse beachtenswert, weil sie ganz vortreffliche Kulturbilder entrollen, aus denen man mehr über Amerika und die gegenwärtig dort herrschenden Zustände erfahren und lernen kann, als aus manchem gelehrten wissenschaftlichen Buche. Sie haben den grossen Vorzug, dass sie mit allen Mitteln realistischer, ja naturalistischer Darstellungskunst das amerikanische Volk als solches schildern, die breite Masse, die Kaufleute, den Spiessbürger, den Studenten, den Arzt, den Gelehrten, das bürgerliche Haus, kurz die Durchschnittsmenschen, nicht irgend welche Ausnahmegestalten oder -zustände und nicht romanhaft verzerrt oder beschönigt. So wenig ich sonst für eine übermäßige Uebersetzungsliteratur eintrete, wie sie zurzeit den deutschen Büchermarkt überschwemmt, in diesem Falle dürfen wir den Verlegern dankbar sein, dass sie unserem Volke diese Werke in deutscher Sprache zugänglich machen. Denn hier haben wir etwas, was jetzt die Schule mit heiligem Eifer treiben will und soll, für die breite Lesewelt durchgeführt: Kulturkunde. Es ist freilich nicht durchweg ein Genuss, sich durch diese meist sehr umfangreichen Bücher durchzulesen; denn die amerikanische Romankunst ist anscheinend im Zustande völliger Auflösung begriffen. Kinoartig reiht sich Szene an Szene, Bild an Bild; von einer einheitlichen führenden Handlung im alten Sinne ist nicht die Rede; allein ausschlaggebend ist das Sachliche, Zuständliche, die Schilderung von Personen, Verhältnissen, der Gesellschaft, der allgemeinen Sitte. Rein technisch ist das ganz ähnlich wie im mittelalterlichen Versroman, nur dass eben die sonstige Aufmachung ganz modern ist und dass durchweg ein gut Teil scharfer Kritik und heftiger Satire dazu kommt.

Upton Sinclairs *Jimmie Higgins* ist eines der besten dieser Bücher. Der Verfasser, der selbst begeisterter Sozialist ist, schreibt hier die blutige Tragödie des ehrlichen amerikanischen Sozialisten, des kleinen Arbeiters, eines gutmütigen, anständigen Durchschnittsmenschen, der ganz im Dienste seiner Partei und ihrer Ideale aufgeht, aber dabei von allen schändlich ausgenutzt wird und schliesslich, als er, der glühende Pazifist, doch Soldat geworden ist, von amerikanischen Machthabern grausam gemartert, in Wahnsinn und Tod getrieben wird. Das Werk ist mit schärfster Beobachtungsgabe geschrieben und geisselt mit schonungsloser, bitterster Satire den üblen Mangel jeglicher Freiheit im Lande der Freiheit und die trostlosen Geschäftssysteme, die dort den Arbeiter noch viel mehr aussaugen und knechten als anderswo. Auch der

Weltkrieg wird hineingezogen, und das Eingreifen Amerikas, das nach dem Verfasser, nur ein Geschäftskniff war, um möglichst viel zu verdienen, wird heftig getadelt. Sinclairs Landsleute werden über diesen Spiegel ihres ureigenen Wesens, der recht trübe Bilder zurückwirft, nicht eben erfreut sein. Wir aber können unendlich viel daraus lernen.

Die beiden Bände *Die Metropole* und *Die Wechsler* gehören zusammen. Sie sind nach Angabe des Verlages von Hermynia zur Mühlen, die auch den *J. Higgins* übertragen hat, aus dem amerikanischen Manuskript übersetzt, und zwar flüssig und gut lesbar. Sie schildern das Leben der Newyorker Millionäre, der sogenannten „Gesellschaft", für die es nichts Höheres gibt als Geld und wieder Geld und alles, was dafür zu haben ist, Essen, Trinken, Prassen, Luxus, Schmuck, Kleider, Reisen, Ausflüge, prunkende, rauschende und gemeine Genüsse. Diese „Gesellschaft" ist innerlich vollkommen faul, zersetzt, oberflächlich, reif für den Verfall, der auch oft genug dieses oder jenes ihrer Mitglieder trifft, wenn ein unerwartetes Börsenmanöver den Gerisseneren oder Gewissenloseren emporhebt, den weniger Starken zu Boden wirft. Wie verrottet die Zustände auch in der Politik sind, möge ein einziger Satz aus den *Wechslern* zeigen (S. 82): „Was wollen Sie? Der politische Apparat sowie die Aemter befinden sich in den Händen der Politiker und Betrüger, die stets nach irgend einem Gewinn Ausschau halten. Wollen Sie etwas haben, so müssen Sie es bezahlen, genau wie bei jedem andern Geschäft. Sie stehen immer dem gleichen Losungswort gegenüber: zahlen oder leer ausgehen."

Sinclair Lewis führt uns im Gegensatz zu diesen Nur-Geldmenschen in das Reich des besseren Bürgertums, des wohlhabenden Spiessbürgers, des echten rechten Philisters, für den freilich auch alles andere hinter dem Geldmachen zurücktritt. *Babitt* ist ein Gegenstück zur *Main Street*, die schon früher in deutscher Uebersetzung vorlag. Mit vollster epischer Breite und einer erstaunlichen Kleinmalerei, die auch vor Wiederholungen nicht zurückschreckt, schildert der Dichter das ganze Leben des Durchschnittsgeschäftsmannes und seiner Familie vom Aufwachen am Morgen bis zum Ausziehen und Schlafengehen am Abend mit allen, auch den kleinsten Einzelheiten und mit aller Heuchelei und Wichtigtuerei, die dabei vorkommt; alles ist bei diesen Menschen hohl, unecht, nur auf Aeusserlichkeiten gerichtet; von Persönlichkeit, Individualität, Eigenleben, ist auch nicht die Spur zu merken. Auch das ist ungemein lehrreich. Wenn dieser Typ wahr ist und wirklich der herrschende ist, so eröffnet das einen geradezu erschreckenden Einblick in die Seelenlosigkeit der Menschen der neuen Welt.

Mit noch grösserer Breite, noch ausführlicher, noch mehr ins Einzelne gehend, schildert derselbe Verfasser in den beiden Bänden seines *Dr. med. Arrowsmith* den Werdegang und das Leben des amerikanischen Arztes. Grundsätzlich entrollt sich auch hier dasselbe Bild. Alles ist Mache, alles Geschäft, alles Oberfläche. Wenn einer versucht, individuell zu sein und zu leben, geht es ihm schlecht, geht er zugrunde. In beiden Bänden steckt viel gesunde Kritik, scharfe Satire, bittere Ironie, aber auch feine psychologische Kunst. In diesem Arztroman wird auch ein hohes Loblied auf die ernste Wissenschaft gesungen; ihr Vertreter ist ein jüdischer deutscher Gelehrter, der nur der reinen Forschung lebt und infolgedessen in Armut und Wahnsinn endet. Ob gerade dies ganz ehrlich gemeint und eine Huldigung für die deutsche Wissenschaft sein soll, wie viele annehmen, ob es nur ein wirksamer Hinter-

grund für das andere und sonst nur blutiger Hohn ist, wage ich nicht zu entscheiden. Die Uebertragung hat Daisy Bródy besorgt.

Percy Marks wandelt mit seinen *Studentenjahren* mit Stil und Darstellungsart genau in denselben Bahnen. Sein Werk wird unsere Fachgenossen am stärksten anziehen, weil es in wunderbarer Lebenstreue das amerikanische Universitätsleben beschreibt, das so himmelweit von dem unserigen verschieden ist. Nachgeahmt sind einige äussere Formen des deutschen Studentenlebens, vor allem die „vornehmen" Verbindungen, die — auch ein Armutszeugnis — mit zwei Buchstaben des griechischen Alphabets bezeichnet werden. Ueber Lehrbetrieb und studentische Arbeit werden sehr absprechende Urteile gefällt, noch schärfer werden die Auswüchse des Sports, die masslose Roheit, mit der die Füchse von den älteren Genossen gemisshandelt werden, die Lockerung von Sitte und Anstand, das heimliche Trinken, die Verwilderung im geselligen Leben gebrandmarkt. Auch hier führt scharfe Kritik die Feder des Verfassers, und das Gesamtbild, das er zeichnet, ist in hohem Masse unerfreulich.

Von ganz anderem Schlage ist das zuletzt genannte Buch. Vivi ist nicht Amerikanerin, sondern eine schwedische Studentin, die aus Abenteuerlust in die neue Welt geht, um Land und Leute möglichst gründlich kennen zu lernen. Sie reist ohne erhebliche Mittel und verdient sich als Dienstmädchen und Köchin ihren Lebensunterhalt. Alle vier Wochen wechselt sie ihre Stellung, um immer wieder Neues zu erleben. Meist hat sie ein ganz überraschendes Glück. Ihre Beobachtungen, die sie macht, schreibt sie gewandt und humorvoll nieder, macht auch ab und zu lustige Zeichnungen dazu. Sie besucht fast die ganze Union. Ihre Erfahrungen sind auch für den Leser sehr lehrreich; denn so wie sie sieht nur höchst selten ein gebildeter Fremder ins innerste Leben der amerikanischen Familie hinein. Manches Sitten- und Kulturbildchen erhalten wir da. Bei dem flotten, frischen Buche ist aber doch eine Gefahr. Es wäre schlimm, wenn Vivis Beispiel Schule machte. Nicht alle, die so nach Amerika gehen, werden so ungerupft davonkommen. Die Verfasserin muß eine ungewöhnlich gute, gesunde Natur haben und viel Lebenskunst besitzen. Deutsche Mädchen sind sehr vor ähnlichen Versuchen zu warnen; sie würden sich, schon als Deutsche, sehr argen Nöten, ja Gefahren, gegenüber sehen. Die Schwedin hatte es da an sich schon leichter.

Als Ergänzung zu dieser Blütenlese sei noch auf das Buch von J. London *König Alkohol* und auf den Roman *Herr Fettwanst* hingewiesen, die *Zeitschr.* 25, 177 und 78 besprochen sind.

Zehn Jahre Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, 1915—1925, Berlin, Potsdamer Str. 120. 191 S.

In unserer schnellebigen Zeit feiert man gern auch schon zehnjährige Jubiläen. Das Zentralinstitut in Berlin hat allerdings guten Grund, einen ausführlichen Rückblick auf sein bisheriges Bestehen und seine Leistungen zu tun. Sie sind erstaunlich, zumal wenn man die ungünstigen Verhältnisse bedenkt, unter denen es gegründet wurde und bis jetzt wirkte. Mit Recht sagt der Minister Dr. Becker in seinem Geleitworte, seine Geschichte sei ein Musterbeispiel dafür, was der Glaube an eine grosse Sache vermag. Es kann hier nicht im einzelnen auf seine Organisation eingegangen werden; darüber gibt das vorliegende Buch selbst die beste Auskunft. Nur so viel sei bemerkt, dass es sich unbestritten zur umfänglichsten und einflussreichsten pädagogischen Stelle

in Deutschland aufgeschwungen hat. Das Verzeichnis seiner bisherigen Veranstaltungen umfasst 80 eng bedruckte Seiten. Unseren näheren Fachgenossen ist es vornehmlich bekannt durch die zahlreichen, meist sehr glücklich und erfolgreich verlaufenen Fortbildungslehrgänge für Neusprachler, die es in Berlin und in vielen anderen Orten des Reiches eingerichtet oder gefördert hat.

Breslau. H. Jantzen.

W. Hübner, Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1925. 62 S.

Hübner definiert Kulturkunde sehr gewagt als diejenige Betrachtungs- und Unterrichtsart, die durch den Zweck, Tüchtigmachung (so!) des ganzen Menschen zum bewussten Wollen, und durch eine Beschränkung und Auswahl der Stoffe nach ihren wertbildenden Kräften bestimmt sei (S. 12). Arbeitsunterricht ist ihm nichts als kulturkundlicher Unterricht in dem aktivistischen, Erlebnisfähigkeit voraussetzenden (so!) und auf Lebensgestaltung hinzielenden Sinne (S. 55). Aus derartigen Definitionen hört jeder kundige Thebaner nolens volens das Eine heraus, was dem spät sich neuphilologisch umstellenden Verlage bei der Teilung der Erde nur geblieben ist: Kulturkunde. Sie ist bei Hübner jetzt glücklich das Alpha und Omega des ganzen schulmässigen Fremdsprachenstudiums.

Zu dem Zwecke werden mit gewaltigem Aufwand an Bibliographie (91 Fussnoten zu 62 Seiten) alle bisherigen Auswahlgesichtspunkte verworfen, der Historismus mit Nietzsche bekämpft, die Strukturidee mit „konstitutiven Elementen" als methodisches Prinzip aufgestellt, das Was und Wie der Schullektüre revidiert.

Heraus kommt als Ziel des schulmässigen Fremdsprachenunterrichts folgendes: Es soll die fremde Mentalität, wie sie geworden ist und sich ständig weiter entwickelt, an dazu geeigneten Werken der schönen Literatur, aber auch solchen historischen, politischen und sozialen Inhaltes, desgleichen in der Sprache, den Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen aufgezeigt werden. Ein Ziel, das nicht ganz neu ist und von vielen seit langem angestrebt wird. Dass man es in „Wesensschau", „Zusammenschau", „Ueberschau", „Schauung", „historischer Schau im höheren Sinne" nehmen will, beweist, dass man es mit einer etwas radikal gefärbten Theorie zu tun hat.

Ist man aber erst einmal über Polaritätsformeln, aktivistische Kulturkunde u. ä. hinweg, so nimmt man mit Freude den Schwung und die ideale Begeisterung wahr, von der das ganze Schriftchen getragen ist. Gern wird man auch die Betrachtungen über Dickens *Christmas Carol* als angenehme Ergänzung zu Krüper gelten lassen. Nur werden Quellenhefte, für die Hübner an anderer Stelle des Schriftchens warm eintritt, kaum Arthur Quiller-Couch, Dibelius, Wilhelm Franz, Rosalewski, Brandl, Froissart, Ruskin, die Präraffaeliten, den Ursprung der Heilsarmee, Kingsley, Robertson, George Eliot, Thomas Hood, Elizabeth Barret Browning, die Armensteuer und die Arbeitshäuser u. s. f. in je einem Sonderheftchen auszugsweise für die kulturkundlichen Zwecke des Christmas Carol behandeln können, sondern man wird alle Anknüpfungspunkte vielleicht in einem Sammelheft erwähnen müssen (ähnlich etwa den Anmerkungsheften Velhagen & Klasings), nur natürlich unter kulturkundlichem Gesichtspunkte. Anders wird es einstweilen weder die Zeit, noch das Geld unserer Schüler und Lehrer zulassen. Immerhin schadet es den Schulausgaben auf keinen Fall, wenn sie den kulturkundlichen Gesichts-

punkt neben anderen stark berücksichtigen. Kulturkundlich hierbei in dem üblichen, nicht Hübnerschen Sinne.

Men, not measures kann augenblicklich nur das Motto für unsere Schulnot sein.

Berlin. P. R. Sanftleben.

Ernst Bendz, Joseph Conrad. An Appreciation. Gothenburg, N. J. Gumpert, 1923. 117 S.

Dieses englisch geschriebene Conrad-Buch ist nicht das erste seiner Art. Vorgänger sind: Richard Curle, *J. Conrad: A. Study* (1914) und Hugh Walpole, *J. Conrad (Writers of the Day).* Seine Abhängigkeit von Curles Buch gibt der Verf. selbst zu. Sonst ist seine Arbeit ganz selbständig, subjektiv, eigenartig. Er hat sie eingestandenermassen aus dem Gefühl tiefer Bewunderung und gleicher seelischer Stimmung geschrieben. Seine Methode ist nicht literarhistorisch; er erörtert nicht, welch grossen Einfluss Conrad auf Englands „Jüngste" ausgeübt hat, übrigens eine Frage, die wohl einer Sonderuntersuchung wert wäre. Er sucht das Wesen des Dichters aus seinen Werken zu erfühlen und setzt die Bekanntschaft des Lesers mit diesen voraus. Er gibt den Eindruck wieder, den Conrads Werk als Ganzes macht, analysiert dann das Gesamtwerk besonders an Hand einiger Hauptgestalten, befasst sich mit des Dichters weltanschaulicher Stellung, behandelt seinen Stil und endet mit einer kritischen Beurteilung. Er bringt hier manches Neue: Conrad ist für ihn nicht ausschliesslich der Dichter der See und der Seeleute, den Hauptreiz an seinen Schöpfungen sieht er in der künstlerisch vollendeten Mischung von „romance" und Realismus. Seine Helden erschienen ihm alle als romantisch in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen, aber nicht als tragische Marionetten, da der Dichter wirklich mit ihnen fühlt; Conrad ist nicht Menschenfeind und Pessimist, sondern ein Mensch von resignierter und etwas skeptischer Veranlagung. Sein Stil hat eine unenglische Atmosphäre, er ist mitunter etwas schwerfällig; aber sein Englisch ist grammatisch korrekt, zudem ist es stimmungsträchtig und bezaubert durch die künstlerischen Nüancen. Conrad ist kein populärer Autor wie etwa Hall Caine oder William Locke; er ist vorzugsweise ein Dichter für einen bestimmten Typus von Lesern, deren geistige Haltung „speculative" und „realistic" zugleich ist.

Heinz Caspary: Edgar Allan Poes Verhältnis zum Okkultismus. Eine literarhistorische Studie. Hannover, Adolf Albrecht, 1923. 270 S.

Die Mystik beginnt in der Nachkriegsliteratur aller Kulturländer eine herrschende Rolle zu spielen. Besonders in der Literatur der beiden angelsächsischen Länder, der schöngeistigen wie der wissenschaftlichen, wird die „Mystik" überragend betont; Mystik, eine bunte Reihe von Erscheinungen von Spiritismus über Psychoanalyse bis zum ethischen Wollen. Wenn ich das Wort „Mystik" in diesem umfassenden Sinne gebrauche, so setze ich mich in scharfen Gegensatz zu dem Verf. der vorliegenden Untersuchung, der die in Symbolen bestehende mystische Lehre scharf getrennt wissen will von der sich in Begriffen und Worten äussernden okkultistischen Lehre und zum Okkultismus die Phänomene des Spiritismus, des Hypnotismus, des Somnambulismus usw. rechnet. Man könnte aber versucht sein, den wahrscheinlich von der Existenz einer übersinnlichen Welt fest überzeugten Poe in gewisser Beziehung und in

ähnlichem Sinne wie Caspary trotz seiner „verstandesklaren Kälte“ als Mystiker anzusprechen, ohne den Dipsomanen, wie John W. Robertson in seiner psychopathischen Studie (Putnams, London 1923) als moralisch unzurechnungsfähig zu rechtfertigen. Ich möchte annehmen, dass die sog. „okkultistischen“ Werke Poes eher die Opiumvisionen eines Alkoholepileptikers darstellen, der übrigens in seinen theoretischen Ausführungen über den Mesmerismus reichlich unklar und widerspruchsvoll ist. Der Verf. selbst scheint mir etwas zu viel Okkultismus in Poe hineinzuinterpretieren. Aber eine wertvolle Bereicherung der Poe-Literatur bedeutet seine ungemein scharfsinnige, auf einem gründlichen Studium des unübersehbaren allgemeinen okkultistischen Schrifttums beruhende Arbeit unbedingt. Bedeutsam sind auch die literarischen Parallelen, die er zieht, um sie freilich zumeist abzulehen. Zu den bedingten Parallelen zählen auch Stevensons *Dr. Jekyll and Mr. Hyde*, mit dem Motiv des aus Gemeinem und Göttlichem gemischten Doppelwesens im Menschen (William Wilson), Wildes Leben und Schönheit des Gemalten absorbierend. Das Porträt von Dorian Gray *(The Oval Portrait)*, Storms *Schimmelreiter*, wo wie in *Metchgastein* und *The Black Cat* Pferd und Katze von Mystik und Dämonen umgeben sind.

Bochum. Karl Arns.

P. Bysshe Shelley, Select Poetry and Prose, Edited with notes and a Glossary by Richard Ackermann. (= Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, Bd. 70.) Frankfurt, Diesterweg, 1924. 79 S.

Wenn R. Ackermann, einer der ersten Shelley-Kenner, der zugleich ein erfahrener Schulmann war, nach einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen über Shelley, darunter einer Shelley-Biographie, als letzte Gabe eine Auswahl aus den Werken seines Lieblingsdichters herausgibt, so kann man von vornherein ein gutes Ergebnis erwarten, und wirklich ist es dem im vorigen Jahre verstorbenen Gelehrten gelungen, auf beschränktem Raum ein Bild des Dichters sowohl wie des Aesthetikers und Politikers Shelley herauszuarbeiten. Meines Wissens gab es von den Prosaschriften Shelleys bisher überhaupt noch keine Schulausgabe. Da aber der grosse Lyriker immer mehr auch als ein Meister der englischen Prosa anerkannt wird, ist eine solche berechtigt und wünschenswert, und es ist schön, wenn auch der Jugend dieser feurige Idealist und Vorkämpfer der Befreiung der Menschheit endlich näher gebracht wird. — In der hier gegebenen Auswahl der poetischen Schöpfungen Shelleys finden wir alle auch sonst in Gedichtsammlungen vertretenen Meisterwerke, daneben die Hymne an die geistige Schönheit, die soziale Bekenntnisdichtung *Song to the men of England*, Auszüge aus dem Prometheus-Drama, einen Chor aus *Hellas*, viele seiner kleineren Gedichte und die auf einen heiteren Ton gestimmte sommerliche Landschafts- und Lebensdichtung *The Boat on the Serchio* (1821). — Von Prosaauszügen sind folgende gewählt: *On Love* (1815), eine hymnische Prosarhapsodie, aus *A History of a Six Weeks' Tour:* der eingehende Bericht über die Bootfahrt, die Shelley zusammen mit Lord Byron im Juni 1816 rund um den Genfer See unternahm. Alle geschichtlich und literarisch bedeutenden Orte, die die beiden Dichter berühren, die wechselvolle Alpenlandschaft, ein Sturm auf dem See, der ihr Boot beinahe zum Kentern bringt, die damals verschiedenen Staaten angehörige Bevölkerung der Seeufer, alles wird von dem Dichter farbenreich und

eindrucksstark geschildert. Beide Romantiker wandeln hier auf den Spuren Rousseaus, dessen *Neue Heloise* sie auf der Fahrt begleitet. Von ähnlicher Eindringlichkeit sind die Schilderungen Roms, des Golfes von Neapel und einer Besteigung des Vesuv aus Briefen an Peacock. Zur Veranschaulichung dieser Abschnitte sind dem Bändchen Karten des Genfer Sees und der Bucht von Neapel beigegeben. — Der Abschnitt über die Reform des Stimmrechts (1817) zeigt uns Shelley als übrigens durchaus massvollen Zukunftspolitiker. Er, der der gentry angehörte und nur durch seinen frühen Tod an der Erlangung der Baronet-Würde gehindert wurde, die später auf seinen Sohn überging, hält die Beseitigung der königlichen und aristokratischen Bestandteile der englischen Verfassung, die er Symbole der Kindheit der Völker nennt, für den Augenblick noch nicht für ratsam, aber er übt scharfe Kritik an der Zusammensetzung des Unterhauses und stellt den Grundsatz auf: It is the right of every human being to have a share in the government. — Den Abschluss des Bändchens bilden die acht Schlussseiten der berühmten Bekenntnisschrift *A Defence of Poetry* (1821), die zum Grossartigsten gehören, was es in englischer Sprache gibt. Ein philosophischer Kopf, von platonischen Gedanken befruchtet, spricht hier ewig gültige Worte über die Würde der Poesie, d. h. der Kunst überhaupt und über ihre Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit, erfüllt von einem Selbstbewusstsein, zu dem er berechtigt ist. — Ackermanns englisch geschriebene biographisch-kritische Einleitung enthält in meisterhafter Zusammenfassung das Wesentliche über den Dichter, auch alle Anmerkungen und Erläuterungen sind von selbstverständlicher Zuverlässigkeit. Nur zwei kleine Fehler sind mir aufgefallen. Im Vorwort (S. III.) ist *Adonais* versehentlich als Drama bezeichnet und auf S. 27, Z. 14 ist *thou* durch *to* zu ersetzen, so dass es heisst: Let me set my mournful ditty to a merry measure. — Das sehr empfehlenswerte Bändchen ist mit einem Bildnis des Dichters nach einer Zeichnung von Miss Curran geschmückt.

Danzig-Langfuhr. Kurt Horn.

Wilhelm Swoboda, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. I. Junior Book, Lehr- u. Lesebuch f. d. 1. Jahrgang d. englischen Unterrichts. 4., umgearbeitete Aufl. von Hugo Grohmann. II. Senior Book, Part I. Lehr- u. Lesebuch f. d. 2. Jahrg. 3., veränderte Aufl. von Grohmann, Wien, Deuticke, 1924. VI u. 138 S.; IV+166 S.

Teil I des für österreichische Handelsschulen bestimmten Werkes enthält eine Einführung in die Laute an der Hand von kleinen Verschen in der wissenschaftlichen Lautschrift und eine Einführung in Wortschatz, Formenlehre und das Wesentlichste aus der Syntax in 42 Kapiteln, die in drei Gruppen *School, Home, Character Sketches (Anekdoten)* gegliedert sind. Die Lautlehre ist nicht vollständig; l, š, tš, ž, dž werden nicht erklärt. Bei den Vokabeln ist die Umschrift nicht immer gegeben. Das Englisch der Texte ist gut; der in ihnen enthaltene Wortschatz ist praktisch und vielseitig; auch Synonymisches wird dankenswerterweise geboten. Auch wird gerade der Anfangswortschatz immer wieder geübt; doch sind die Texte der ersten Gruppe *(School)* meist zu kindlich für die im Alter doch vorgeschrittenen Handelsschüler. Die Fassung der grammatischen Regeln ist nicht immer einwandfrei, z. B. S. 32 über den Objektiv — eine an sich sehr unglückliche Benennung — und S. 63 über *School* ohne Artikel. Die beigegebenen einsprachigen Uebungen sind brauchbar.

Der 2. Jahrgang enthält ebenfalls gute englische Texte, vorwiegend aus dem Wirtschaftsleben, Anleitung zu Handelsbriefen und ein kurzes, aber gutes englisch-deutsches Verzeichnis von Ausdrücken der Handelssprache.

Aber schlimm steht es um die in beiden Büchern enthaltenen deutschen Hinübersetzungsstücke. Einzelne sind einwandfrei; sehr viele wimmeln aber von Interpunktionsfehlern und Mängeln im Ausdruck, die meist eine Folge von zu grosser Anlehnung an den vorschwebenden englischen Text sind. Sie müssen gründlich überarbeitet werden.

A. Wetzlar, First English Reader. Englischer Lesestoff für das 2.—4. Unterrichtsjahr in Schulen mit Englisch als erster Fremdsprache. München, R. Oldenbourg, 1924. VI+106 S.

Das Buch ist als Lesebuch für 12- bis 14jährige Knaben und Mädchen nach 1½- bis 2jährigem Unterricht im Englischen bestimmt. Es enthält 43 Lesestücke, 19 Gedichte und 7 Briefmuster, sachliche Anmerkungen und ein nach Kapiteln geordnetes Wörterverzeichnis, leider nur teilweise mit Lautumschrift und ohne Zusammenfassung in Sachgruppen. Die Form des Lesebuchs ist absichtlich gewählt, um mehr Abwechslung zu bieten, als ein zusammenhängender Lesestoff bringen kann. Dazu ist einmal zu sagen, dass es eben auf den zusammenhängenden Lesestoff ankommt; in den von Bernhard bei Kellerer, München, herausgegebenen Erzählungen z. B. liegen für diese Altersstufe sehr gute Texte vor. Ausserdem hätte dann der Verfasser die Anordnung und Auswahl anders machen müssen. Er beginnt mit 6 dem Schüler wohl z. T. aus dem Deutschen bekannten *Fabeln,* dann kommen ein paar Anekdoten und Märchen, von denen *The Magic Porridge Pot* zu kindlich, *A Child's Dream of a Star* zu sentimental ist; dann folgen hintereinander 13 Stücke historischen, 8 geographischen und nach 2 Anekdoten 4 lange Stücke biographischen Inhalts. Das ist sicher nicht interessant. Das Lehrhafte überwiegt zu sehr; das hat der Verfasser bei dem Streben nach Vermittlung nützlichen Wissens ausser acht gelassen.

W. Ellmer u. A. H. Sander, Lehrbuch der englischen Sprache, Ausgabe C, Teil II: Lesebuch. Frankfurt, Diesterweg, 1925.

Dieser für Quinta bestimmte Teil enthält eine systematische Lautlehre (zur Wiederholung) mit Anleitung zu Intonationsübungen und in 22 Lektionen abwechslungsvolle englische Stücke, die nicht besonders für grammatische Zwecke zurechtgemacht sind; dazu im Anhang Lieder und Gedichte. Uebungen findet man entsprechend den preussischen Vorschriften nicht; als Grammatik dient die besonders erschienene der Herausgeber, auf deren Abschnitte stets verwiesen wird. Die Vokabeln sind nicht mehr vollständig umschrieben; am Schluss sind Sachgruppen zusammengestellt.

Kurt Lincke, Englisches Lesebuch für die Mittelstufe auf kulturkundlicher Grundlage. Frankfurt, Diesterweg, 1925. VIII+91 S.

In seinem Vorwort sagt der Verfasser, das Wesentliche für einen kulturkundlichen Unterricht sei, dass der Lehrer kulturkundlich eingestellt sei. Das ist richtig; aber es ist auch richtig, dass ungeeignete Lehrbücher dem Streben des Lehrers hinderlich, geeignete förderlich sind. L. hat, da er sein Lehrbuch schon von jeher kulturkundlich eingestellt zu haben überzeugt ist, die meisten der Lesestücke seines Lehrbuchs hier als Lesebuch zusammengestellt. Aber wenn man, wie ich, in der Kulturkunde die Kunde von der Kultur eines Volkes als seiner Einstellung zu

Werten sieht, so muss man sagen, dass die Stücke weit mehr realienkundlich als kulturkundlich sind. Auch von den verhältnismässig zahlreichen geschichtlichen Stücken gilt das. Und Muster für Geschäftsbriefe gehören jedenfalls nicht hinein. Am besten passen die Gedichte in den Rahmen. Ueberflüssig ist die systematische Lautlehre; an ihrer Statt wären systematische Vokabelzusammenstellungen für den Aufbau des Wortschatzes sehr wünschenswert.

Werner Last, Das Bahuvrihi-Compositum im Altenglischen, Mittelenglischen und Neuenglischen. Greifswald, Adler, 1925. 124 S.

Diese sehr fleissige und wertvolle wortkundliche Arbeit aus der Schule von Spies ist hier natürlich nicht im einzelnen zu besprechen. Der sorgfältige methodische Aufbau, der von einer klaren Begriffsbestimmung des Bahuvrihi-Compositums ausgeht, und die mannigfachen Ausblicke auf verwandte Sprachen machen die Lektüre dieser Schrift trotz ihrer äusserlichen Schönheitsmängel reizvoll. Auch die Stellungnahme des Verfassers zu strittigen Fragen wirkt überzeugend. Grundsätzliche Bedenken habe ich aber gegen die Verwendung von Bosworth-Toller als Quelle für die altenglischen Beispiele, wenn sie auch vielleicht, was ich zurzeit nicht nachprüfen kann, keine bedeutenden Nachteile gebracht hat, und gegen die Bemerkung (S. 25), dass mit einem völligen Zurücktreten der Zusammensetzungen in mittelenglischer Zeit zu rechnen ist. Jedenfalls müsste das bewiesen werden, aber es sind für das Mittelenglische gar keine Beispiele gegeben, auch kein mittelenglisches Wörterbuch herangezogen! Doch das Mittelenglische ist ja auch sonst ein Stiefkind der Forschung.

So wollen wir uns denn der Arbeit besonders für die neuenglische Zeit freuen, für die das Material des *NED* mit Ergänzungen aus anderen Quellen gut geordnet und durchgearbeitet ist. Vollständige Wörterverzeichnisse erhöhen den Wert des Buches.

Heinrich Spies, Kultur und Sprache im neuen England, Leipzig, Teubner, 1925. XV+216 S.

Als Spies im Herbst 1924 in Berlin seinen Vortrag über das in diesem Buch behandelte Thema hielt (vgl. *Zeitschr.* 23, 346), sprach Brandl den Wunsch aus, die Ergebnisse von Spies' Forschungen bald in Buchform vorliegen zu sehen. Dieser Wunsch ist nun erfüllt. In klarem Aufbau wird eine Fülle von Erscheinungen wesentlich wortkundlicher Art vor uns ausgebreitet und kulturkundlich ausgewertet. Es ist sehr bemerkenswert, dass der Verfasser bewusst stets von den Tatsachen ausgeht und nicht „Ideen" zuliebe diese vergewaltigt; sein Vorwort, in dem er sich grundsätzlich über seine Einstellung äussert, ist sehr lesens- und beherzigenswert. Jeder wird eine Fülle von Belehrung in dem Buche finden — ausführliche Wort- und Sachregister erleichtern seine Benutzung —, und zu einer sachlichen Kritik von Einzelheiten könnte nur ein Spezialist das Recht haben; ich habe nichts gefunden, was sachlich angreifbar wäre. Aber trotz der Vielheit des Gebotenen habe ich bei der Durcharbeitung des Buches öfters den Eindruck gehabt, dass die Darstellung leider oft bloss andeutet und dass sie Dinge als bekannt voraussetzt, die gar nicht so bekannt sind. Die vielen Angaben über oft sehr schwer zugängliche Literatur bieten dafür keinen Ersatz. Ich glaube, dass die Darstellung nur gewinnen würde, wenn sie mehr ins Einzelne ginge. Vielleicht kann eine Neuauflage, die sicher bald nötig wird, diesen Wunsch erfüllen.

Brieg (Bez. Breslau). Walther Preusler.

H. A. Vachell, Quinney's adventures (Tauchnitz 4641, 1924),

besteht aus einer Reihe kleiner sehr behaglich und doch flott geschriebener Erzählungen, die sich alle um den sehr tüchtigen, dabei gutmütigen Antiquitätenhändler Quinney drehen. Wir erfahren, wie er zu einigen recht wertvollen Stücken kommt, was ihm mit ihnen passiert, und was er sonst auf seinen Geschäftsreisen erlebt. Da es kurze, abgeschlossene und dabei doch spannende Erzählungen sind, möchte man sie geradezu als Schullektüre empfehlen, wenn nicht zuweilen die reichliche Verwendung der modernsten Umgangssprache Schwierigkeiten böte. Aber ob das nicht vielleicht gerade einen gewissen Wert hat? Auf jeden Fall ist das Buch lesenswert; nach dem Kriege geschrieben und spielend, hat es keine deutschfeindliche Tendenz.

Arnold Bennet, The Loot of Cities (Tauchnitz 4643, 1924),

halte ich für ausgesprochenen Kitsch. Es wird uns da ein amerikanischer Multimillionär vorgestellt, der aus reiner Langeweile die unglaublichsten Streiche, Verbrechen und Wohltaten, immer bunt durcheinander begeht, prachtvoller Stoff für einen Detektivfilm, um sich am Schluss höchst sentimental zu verloben und auch zu verheiraten mit einer ganz modernen Journalistin und Frauenrechtlerin. Trotz des tiefsinnig klingenden Untertitels *Being the adventures of a millionaire in search of joy* (*a fantasy*) und trotz einer gewissen Flottheit der Erzählung lässt das Buch den Leser ganz kalt, hauptsächlich, weil alle Personen ganz verschwommen bleiben, keinerlei Humor sich zeigt, kurz alles allzu gemacht erscheint. Vor dem Kriege geschrieben, hat es keine politische Tendenz. Reiselektüre.

Breslau. Bernhard Lekve.

Baroness Orczy, The Honourable Jim. Tauchnitz Edition, vol. 4642, Leipzig, 1924. 278 S.

Der Roman führt den Leser in die ereignisreichste Zeit der englischen Geschichte: in dieKämpfe zwischen Karl I. und dem englischen Parlament. Wie so vielfach damals Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, Vater gegen Sohn stand, so treten auch die beiden Hauptgestalten Lord Jim und seine Frau Barbara als politische Gegner einander gegenüber; ausserdem trennt beide persönlich ein eigenartiges Gefühl, das sich bei Jim als völlige Gleichgültigkeit gegen seine Frau, bei Barbara als offener Hass gegen ihren Mann äusserlich kundtut. Wie nun, inmitten der Wirren des Bürgerkrieges, diese Empfindung auf recht romanhafte Art sich in die innigste Liebe verwandelt und die beiden getrennten Gatten auf Leben und Tod vereint, wie unter dem Einflusse dieser himmelhochjauchzenden Liebe die gegenseitige Hochachtung in den politischen Anschauungen eine Idealhöhe erreicht, das berichtet der Roman in nahezu 280 Seiten. — Die Verf. schreibt im Vorwort: „Bei dem heutigen realistischen Geiste erscheinen das Leben und die Taten von Jim Fiennes unverständlich, als eine reine Phantasiegeburt." Damit hat sie selbst in kurzen, aber treffenden Worten das Urteil über ihr Werk gefällt. Nicht nur die Taten Jims, sondern nahezu sämtlicher wichtigen Personen sind für die heutige Zeit unverständlich, der Roman strotzt von aufdringlichen Zufällen und eine Unwahrscheinlichkeit jagt die andere in Zeit, Oertlichkeit und Handlung.

Infolgedessen ist der Genuss dieser Literaturfrucht ein recht zweifelhafter, und das zeitgenössische Schrifttum hätte nichts verloren, wenn die Verfasserin ihre ursprüngliche Absicht ausgeführt hätte, — nichts zu schreiben.

Glatz. L. Oblinger.

E. R. Burroughs, The Beasts of Tarzan. Tauchnitz Edition. Vol. 4650.

Dass es möglich ist, dass die Tarzanbände einander jagen, erklärt sich aus der Zeitstimmung und dem Kunstgeschmack gewisser Leserkreise, die einer ungemein aufpeitschenden Reklame ihren Tribut entrichten. Tarzan erlebt auch in diesem Bande eine Menge seltsamer und schauervoller Abenteuer. Natürlich wird er ihrer Herr mit Hilfe seiner eigenen gewaltigen Körperkraft und seiner Tiere. Der Leser wird ununterbrochen in starker Spannung gehalten, wird von einer Sensation in die andere geworfen; es scheint, als ob dies des Verfassers Ziel gewesen sei, denn unter Verzicht auf lebensechte Psychologie und natürliche Möglichkeiten ist nichts so gut gelungen wie eben diese Spannungserweckung. Vielleicht ist das Ganze als eine Art Jägerlateingeschichte gedacht, in der ein realer Kern von Geschehnissen durch die Phantasie ins Unglaubliche gesteigert wird. Wer daher Tieferes und nur Menschenmögliches in dem leicht und flott geschriebenen Buche sucht, wird es bald wieder aus der Hand legen, wer aber einmal eine leichte und sensationelle Lektüre will, der kommt auch in *Tarzans Tieren* auf seine Rechnung.

Freiburg i. Schles. Fr. Bitzkat.

W. Pett Ridge, Just like aunt Bertha. A new novel. Tauchnitz Edition. Vol. 4693. Leipzig, 1925. 288 S.

Londoner Leben, bürgerliches Milieu, in Dickensscher humorvoller Art gesehen und geschildert; keine grossen Probleme, also weder Thesen-, noch analytischer Roman, statt dessen eine überreich gedrängte Fülle von Ereignissen und Zwischenfällen, wie es im englischen Familienroman stets üblich und jetzt durch den Nachkriegsexpressionismus wieder Mode geworden ist. Viel alte Motive, anspruchslos aneinandergereiht.

Im Mittelpunkt steht die Aunt, das aus Amerika importierte Tantchen, die resolute etwas ältere Dame, die, stets hilfsbereit, bald den Neffen aus den Armen der heiratslustigen Witwe befreit, bald der verheirateten und enttäuschten Nichte eine Zuflucht vor dem schlagfertigen Gatten bietet, bald für die Familie des Mannes sorgt, der einen Ueberfall auf Aunt Bertha und ihre Handtasche im Gefängnis büsst.

Die Aunt ist Leiterin einer Schule, hat ein Handbuch der Beredsamkeit geschrieben und hält praktische Rednerkurse ab. — Sie ist meisterhaft gezeichnet, mit Humor und einem ganz kleinen Schuss Ironie; insofern doch anders als der entsprechende Typ in Marguerites *Compagnon.*

Bettina Baroness of Hutten, Candy and other stories. Tauchnitz Edition. Vol 4695. 302 S. 1925.

Die in Ragusa lebende Verfasserin hat diese bisher verstreut gedruckten Erzählungen nunmehr in einem Bande gesammelt. Mit kühnen, scharfen Strichen und in flüssigem Stil werden Frauencharaktere, Frauentypen gegeben. So, in etwas Richardsonscher Art, Candy, das arme Dienstmädchen, das zur gefeierten Sängerin emporsteigt; das neugierige

junge Mädchen in the *Snow Queen*; die berechnete Kokette (the Lass with the delicate air); die entlaufene Frau, deren Freundin, das Goose-Girl, eine Garçonne ist; die arstokratische arme Witwe, die eines Dichters Egeria sein möchte; die Ehebrecherin, deren Geliebter durch eine Art Leprabazillen, die ihm der betrogene Gatte unversehens injiziert, zum Selbstmord getrieben wird; Mütter, die der Weltkrieg ihrer Söhne beraubt hat.

Shaw, Strindberg, Wedekind, Marguerite, doch so gesehen, wie Landschaften von Turner.

Berlin. P. R. Sanftleben.

Berta Ruck, Kneel to the Prettiest. Tauchnitz Edition. Vol. 4712.

Im Mittelpunkt des Romans steht ein gutmütiger, völlig temperamentloser, junger Australier Tophampton. Diesen will sein Grossonkel, ein schrulliger, reicher, alter Herr, der sich als Schönheitssucher aufspielt, dazu veranlassen, das schönste Mädchen Londons als Braut heimzuführen. Unter dieser Bedingung erhält Tophampton jährlich 10 000 £. Da der Zwanzgjährige sich bisher gar nichts aus Frauen machte, geht er auf den Vorschlag des Alten nur ein, um seinen mittellosen Verwandten, bei denen er wohnt, helfen zu können. Während er aber bei den Theater- und Filmschönheiten mit seiner Unbeholfenheit kein Glück hat, liebt ihn seine arme kleine Cousine heftig. Schliesslich gelingt es ihr, durch ein geschicktes Manöver das Herz des kühlen Jünglings in Flammen zu setzen und sogar den alten Grossonkel von ihrer unüberwindlichen Schönheit zu überzeugen.

Wenn B. Ruck aus ihrem 279 Seiten starken Roman eine Novelle von 20 Seiten gemacht hätte, liesse man sich diesen Scherz gefallen. So aber ist das Buch viel zu weitschweifig, wenn auch mitunter amüsant geschrieben.

Ratibor (O/Schl.). Elsa Appel.

Cervantes, Rinconete y Cortadillo, mit Einleitung und Anmerkungen, hrsg. von M. L. Wagner, 32 S. (Heft 2).

José M. de Pereda, Auswahl aus Tipos y Paisajes, mit Einl. u. Anmerk. hrsg. von B. Wiese, 54 S. (Heft 3).

Fernán Caballero, Páginas escogidas, mit Einl., Anmerk. u. Wörterbuch, hrsg. v. B. Marwedel. 40 S. (Heft 4).

Armando Palacio Valdés, Auswahl aus José, mit Einl. u. Anmerk., hrsg. von S. Barrelet. 38 S. (Heft 5). (= Teubners spanische und hispano-amerikanische Textausgaben f. Universitäten u. höhere Lehranstalten, hrsg. von F. Krüger, Heft 2—5.)

Unter den weiteren Bändchen der Teubnerschen Sammlung (s. die Besprechung von Heft 1 *Zeitschr.* 23, 287) erscheint M. L. Wagner, der bekannte Erforscher der mexikanischen Gaunersprache, mit seiner kritischen Ausgabe der köstlichen und durch ihren frischen Humor unsterblichen Novelle des Cervantes von den beiden *picaros*; die vorausgeschickte literarhistorische Einleitung, die bibliographisch wertvolles Material nachweist, behandelt die Stoffgeschichte und Entstehung der Novelle, sowie die Nachahmungen und Nachwirkungen der *Novelas ejemplares* im Ausland. Im Wörterverzeichnis, das recht sorgfältig die Rotwelschausdrücke verdeutscht, hätte man gern auch die veralteten Wörter und Wortformen gesehen. Eher für Universitäten ein Lektürestoff als für unsere Schulen.

Von Pereda, dem Meister der spanischen Heimatkunst, gibt der Hallesche Romanist Wiese eine kurze Auswahl aus den *Tipos y Paisajes:* der *Prólogo* bringt das Bekenntnis des Dichters zur Kunst des Realismus, ferner eine Erzählung (*La bruja*) aus den asturischen Bergen zur Zeit der Blüte des Hexenaberglaubens, und *El amor de los tizones*, ein reizvolles Bild vom volkstümlichen Leben der Spinnstuben, mit vortrefflichen Bauerncharakteristiken und köstlichem Humor. Die Anmerkungen genügen für fortgeschrittene Leser; dagegen erscheint der Nachweis zahlreicher Belegstellen (bei Hanssen, Tobler, Spitzer u. a.) entbehrlich.

Von der andalusischen Schriftstellerin Caballero, von der schon seit Jahren manches Märchen und mancher Roman im Urtext wie in deutscher Uebersetzung bei uns im Lande zu lesen war, bietet Marwedel nach kurzer Einleitung das Eingangskapitel des Briefromans *Una en otra*, und zwei, ihren *Cuentos* entnommenen Legenden: *La suegra del diablo* und *Juan Soldado*. Eine leichte Anfängerlektüre für unsere Schulen, bei der sich ausser den Anmerkungen das reichhaltige Wörterbuch recht nützlich erweisen wird.

Auch das Valdés-Bändchen stellt eine geeignete Schullektüre dar: eine Auswahl aus seinem *José*, Einleitung und Ausschnitte aus den Hauptentwicklungsstufen des Romans; sie geben einen guten Eindruck von der Kunst des Prosaisten, die Landschaft zu schildern, Volkstümliches anschaulich darzustellen. Die Einleitung der Herausgeberin besorgt die literarische Einordnung des grossen Romanschriftstellers und das Verständnis für den Zusammenhang der einzelnen Abschnitte. Anmerkungen und Wörterbuch werden bei fortgeschrittenen Lesern ausreichen.

Leider lässt bei diesen Teubnerheften das Papier recht viel zu wünschen übrig; auch fehlt ein stärkerer Umschlag. Es würde der Sammlung nur nützen, wenn diese Mängel künftig fortfielen.

Miguel de Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha. Kritische Ausgabe mit Kommentar in 5 Bänden besorgt von Adalbert Hämel. Band I. Halle, Niemeyer, 1925. 6,— Mk.

Endlich haben wir eine deutsche wissenschaftliche Ausgabe des bedeutendsten spanischen Romans. Der Würzburger Hispanist Hämel hat diese empfindliche Lücke der letzten Jahrzehnte ausgefüllt. Zunächst liegt uns allerdings nur der 1. Band vor (I, Kap. 1—27 umfassend) vor; vier weitere mit Kommentar und Einleitung sollen bald folgen. Mit gewissenhafter Sorgfalt hat H. alle ernstlich in Frage kommenden Handschriften verglichen und somit einen kritisch einwandfreien Text geliefert. Die Grundlage für die textliche Gestaltung bieten die zu Lebzeiten des Dichters erschienenen rechtmässigen Madrider Ausgaben (zwei aus dem Jahre 1605, eine dritte von 1608); daneben verzeichnet der Variantenapparat die Abweichungen der wichtigsten anderen Ausgaben, wie der spanischen Akademie (1819), der von Hartzenbusch (1863), der von Fitzmaurice-Kelly (1898/99) und der Lectura-Ausgabe Madrid (1911/13). Erfreulicherweise ist H. in der Rechtschreibung und Interpunktion dem heute üblichen Gebrauch gefolgt. In einer kurzen Einleitung gibt er einige bibliographische Hinweise für ein tiefer gehendes Studium über Cervantes' Leben, dichterische Persönlichkeit und literarisches Nachleben in Europa.

Adalbert Hämel, Studien zu Lope de Vegas Jugenddramen nebst chronologischem Verzeichnis der *comedias* von Lope de Vega. (1. Heft der „Philog.-literar. Reihe" (Franz u. Hämel) der „Studien über Amerika u. Spanien" (Sapper-Franz-Hämel), Halle, Niemeyer, 1925.

Eine recht beachtenswerte Einzelforschung über Lope de Vega legt H. in dieser Arbeit vor; der einleitende bedeutsame Aufsatz über „Aufgaben und Ziele der Lope de Vega-Forschung" ist schon seit einigen Jahren (durch die Germanisch-Romanische Monatsschrift) bekannt. H. untersucht die Entwicklung der dramatischen Gestaltungskunst bei Lope, wie sie als Ausdruck seiner Persönlichkeit in den Jugenddramen offenbart, besonders im *Hijo venturoso* und vergleicht damit die Dramen späterer Zeit, besonders die *Esclava de su hijo.* Nicht allein den geistigen Gehalt der Dramen erforscht er, z. B. die Auffassung der Ehre im Spiegelbild des Zeitgeistes, sondern auch die der Liebe, diese dagegen stets vom Standpunkt des Menschen Lope aus. In seiner späteren Zeit macht sich ein deutlicher Sinn für seelische Konflikte bemerkbar, in der Komposition seiner Dramen eine weit grössere Geschicklichkeit und Reife nach der technischen, sprachlichen und metrischen Seite hin. Recht wertvoll ist die chronologische Uebersicht über die Dramen des Dichters, soweit sie heute noch datiert werden können.

Göttingen. Alfred Günther.

Otto Bürger, Argentinien, Land, Volk und Wirtschaft. Ein Führer für Handel, Industrie und Auswanderung. Mit 24 graphischen Tafeln und einer Karte. Leipzig, Dieterich, 1924. VIII+328 S.

Der Verf. hat sich die weite Aufgabe gesteckt, nach einem feststehenden Schema in rascher Aufeinanderfolge eine Reihe von Monographien über die wichtigsten Länder Südamerikas (Chile, Kolumbien, Peru, Venezuela) herauszugeben, deren jüngste das vorliegende Argentinienbuch ist. Wer einmal einen Einblick gewonnen hat, wie zerstreut, schwer zugänglich, verschiedenwertig, lückenhaft und widersprechend das Material über südamerikanische Dinge ist, der wird nicht umhin können, die Riesenarbeit des Verf. auf das wärmste anzuerkennen. In drei Hauptabschnitten: Land, Volk und Staat; Wirtschaft; Einwanderung und Kolonisation kann man hier alles zusammengestellt finden, was zu einer recht eingehenden Orientierung in allgemein wirtschaftlich-kulturellen Dingen nötig ist. Bei der ungeheueren Ausdehnung der in Frage kommenden Gebiete konnte der Verfasser freilich nicht überall die eigene Anschauung sprechen lassen; hier und da ist seiner Aufmerksamkeit auch ein wichtiges Grundwerk entgangen, wie etwa für den vorliegenden Band F. Kühns, *Fundamentos de Fisiografía Argentina* (Buenos Aires 1922), dessen Durchsicht vielleicht noch einige fördernde Gesichtspunkte für den physisch-geographischen Teil beigesteuert hätte. Der Neuphilologe wird es freudig begrüssen, dass in den Abschnitten „Sprache", „Geistiges Leben" und „Presse" diese Stiefkinder unserer bisherigen spanisch-amerikanischen Auslandskunde zum ersten Male eine nähere Würdigung finden. Leider wird aber die Hauptunterlage des Verfassers für seine Darstellung der argentinischen Sprache und Literatur, das Bielefelder Programm von Hölzer, *Argentinische Volksdichtung,* der Vielseitigkeit der argentinischen literarischen Produktion nicht ganz gerecht. Auch einige kleine Fehler sind dabei untergelaufen: der Verfasser von *Sobre las ruinas* heisst nicht Payro, sondern Payró; Florencio Sánchez ist nicht Argentinier, sondern geborener Uruguayer. Sehr hübsch ist die Schilderung der Tagespresse,

wertvoll das Kapitel: Wer kann aus- bzw. einwandern? und die Winke über die günstigste Reisezeit, etwas überholt die Aufstellung über die Kosten der Lebenshaltung, die sich auf das Jahr 1920 bezieht. Im grossen und ganzen liegt hier aber ein Buch vor, das jeder mit Nutzen in die Hand nehmen wird, der Auslandskunde betreibt.

Luigi Bacci, L'etteratura Spagnuola. Milano, Vollardi, 1923. VIII+367 S. 60 Abb.

Aus Handelshochschulkursen in Italien erwachsen, ist die vorliegende Literaturgeschichte ein starker Beweis für das Interesse, das in breitesten Bildungskreisen Italiens die geistige Kultur Spaniens und Spanisch Amerikas erweckt. Denn — dies ist ein Vorzug dieser Literaturgeschichte, den sie bis jetzt noch mit keiner in Deutschland erschienenen Darstellung gleicher Art teilt — sie behandelt in einem organischen Zusammenhang nicht nur das Mutterland, sondern auch in entsprechendem Umfang (wenn auch nicht mit gleich glücklicher Auswahl) die spanischsprechenden Staaten Amerikas. Leider ist die zeitgenössische Dichtung und Kritik etwas zu kurz gekommen; mit Valera und Menéndez y Pelayo schliesst die Darstellung für Spanien ab. Da mit Textproben nicht gespart ist und der Verfasser sich offensichtlich bemüht, aus dem Wust von Namen, den ein räumlich und zeitlich so überaus umfängliches Schrifttum wie das spanische einnimmt, die Erscheinungen von bleibendem Wert kräftig herauszuheben, ist das ganze wohl geeignet, dem Neuphilologen eine abgerundete Vorstellung von der Gesamtheit der spanischen Literatur zu übermitteln. Ein ausführliches Namensverzeichnis erleichtert die Auffindung der besprochenen Autoren, deren wichtigste im Bilde vorgeführt werden.

Hamburg. R. Grossmann.

Karl Vossler, Die neuesten Richtungen der italienischen Literatur [= „Die Neueren Sprachen", 2. Beiheft]. Marburg, Elwert, 1925. 35 S.

Im vorliegenden Hefte führt Vossler seinen Ueberblick über die *Italienische Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus,* Heidelberg, Winter, 1914, den er in der zweiten Auflage und italienischen Uebersetzung: *Lett. ital. contemporanea,* Neapel, Ricciardi, 1922, mit Nachträgen versehen hatte, weiter bis auf die heutige Zeit und bietet damit den zahlreichen Freunden italienischer Dichtung in Deutschland die Möglichkeit, sich schnell in einem Gelände zurechtzufinden, wo die widrigen Zeitverhältnisse das eigene Vordringen bislang stark erschwerten.

Zunächst wird die Nachwirkung Carduccis, Fogazzaros, D'Annunzios, Pascolis, der Hauptdichter der Vorkriegsjahrzehnte, untersucht, auch das Bleibende von Verga, Serao und ein paar Kleineren in knappen Worten festgestellt, dann im Anschluss an eine Würdigung von Croces Aesthetik in ihrer Ausstrahlung auf die Tageskritik der Gegensatz von Croces und Gentiles Logik beleuchtet. Kapitel II (S. 12—22) behandelt Ursprung und Entwicklung des Futurismus, dieser „letzten, rohesten und gewaltsamsten Phase der Romantik", und zeigt, wie er als Wegbereiter des Interventionismus und Fascismus seine eigentlich geschichtliche Bedeutung auf politischem, nicht auf künstlerischem Gebiete gewonnen hat, wo Palazzeschi, Govoni, Folgore, Boine, Soffici, Papini u. a. grössere dichterische Erfolge hatten als

der Führer Marinetti. Der letzte Abschnitt führt von D'Annunzios Abkömmlingen den technisch hervorragenden „Schundliteraten" Guido da Verona und den geistvollen Kritiker Borghese vor, dessen Roman *Rubè* als eine der bedeutendsten Nachkriegsveröffentlichungen, als „eine neue Confession d'un enfant du siècle" angesprochen wird, leitet mit Renato Serra († 1915) zu den in der Tradition verwurzelten Heimatkünstlern: dem Piemontesen Gozzano, den Lombarden Linati und Lucini († 1914), dem Römer Baldini über, beschäftigt sich näher mit zwei Humoristen: dem gelehrten Balsamo-Crivelli mit seinem *Boccaccino*, der Jugendgeschichte Boccaccios in 13000 Ottava-Rima-Strophen („idyllische Epik"), und dem renaissancemässigen Pirandello — *Sei personaggi in cerca di autore!* — und schliesst ab mit Alfredo Panzini, dem erst letzthin beliebt gewordenen Dichter der alten Generation, einem „echten Naturkind italienischer Anmut".

Bibliographische Winke ergänzen die lichtvolle Betrachtung, die von hoher Warte aus intimer Kenntnis der italienischen Geistesart heraus den wogenden Stoff frei schaltend durchdringt und übersichtlich ordnet und bei feinsinniger Einfühlung in die verschiedenen Individualitäten unvermutete Zusammenhänge aufdeckt und überraschende Ausblicke eröffnet. So legt man die lebensvoll-farbige Darstellung mit reichem Gewinn aus der Hand, auch wenn man einzelne Erscheinungen anders schaut und wertet, z. B. der Ansicht ist, dass Vossler Giovanni Papini nicht gerecht wird.

Honnef (Rhein). Hans Neunkirchen.

Hopp-Hanisch, Russisches Lesebuch. 2. Teil des russ. Unterrichtswerkes. Frankfurt, Diesterweg, 1925. 159 S.

Den ersten Teil dieses russischen Unterrichtswerkes habe ich in der *Zeitschr.* 23, 190 f. besprochen. Was dort über die neue russische Rechtschreibung gesagt wurde, lässt sich heute nicht mehr halten. Im Jahre 1917 in Russland eingeführt, hat sie hier die alte völlig verdrängt, und ausserhalb Russlands gewinnt sie immer mehr an Boden. Ihre Vorzüge liegen offen zutage, und so wäre zu wünschen, dass sich auch die Herausgeber der anderen Unterrichtswerke zu der neuen Orthographie entschliessen. Das vorliegende Lesebuch dürfte die erste Chrestomathie sein, die in der neuen Rechtschreibung gedruckt ist; sie bringt auch, was durchaus zu billigen ist, nur akzentuierte Texte. Das Buch bietet aus guten Werken Aufsätze über Russland, seine Bodenschätze, sein Klima, den Moskauer Industriebezirk, die Moskauer Universität, über die Petersburger Eremitage und, was uns Deutsche besonders interessiert, die deutschen Siedlungen in Russland. Mehrere Aufsätze beschäftigen sich mit der Geschichte des Landes, und etwa zwei Drittel des Raumes sind der schönen Literatur gewidmet. Die Auswahl der Stücke ist vorzüglich und ermöglicht ein Studium des russischen Volkstums und der russischen Volksseele. Wir wünschen dem Buche eine grosse Verbreitung und empfehlen seine Einführung aufs wärmste. Hoffentlich erscheint recht bald das im Vorwort angekündigte Wörterbuch.

Oppeln. Eugen Krawczynski.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Strasse 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

ZEITSCHRIFT
FÜR FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN UNTERRICHT
MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER ÜBRIGEN NEUEREN FREMDSPRACHEN

BEGRÜNDET VON M. KALUZA, E. KOSCHWITZ, G. THURAU
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN JANTZEN, BRESLAU

1926 25. BAND 5. HEFT

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN

Ein Jahr Richtlinien.

Schon jetzt nach Verlauf eines Jahres eine Bilanz zu ziehen, dürfte manchem etwas vorzeitig erscheinen, zumal alles noch im Fluss und der grosse Prozess des Umstellens, Einfühlens und Einlebens in die neuen Gedankengänge, der Auseinandersetzung mit den neuen Problemen noch lange nicht beendet ist und noch nicht hinreichend Erfahrungen gesammelt sind, die grundlegend und richtungweisend sein könnten. Aber trotzdem erscheint es angebracht, rückblickend auf das letzte Jahr, sich über das Positive, das als unmittelbarer Ausfluss der Richtlinien anzusprechen, als geformtes und abgerundetes Ergebnis ihrer Zielsetzung vorliegt, Rechenschaft zu geben und es mit aller Deutlichkeit herauszustellen, anderseits die strittigen Fragen, die noch im Mittelpunkt der Auseinandersetzung der Fachgenossen stehen, zu unterstreichen, um zur Beschleunigung ihrer Beantwortung beizutragen, auf dass wir uns bald eines geschlossenen Systems, einer normativen Vereinheitlichung der Methode in ihren Grundgedanken und Hauptzügen erfreuen können.

Das Prinzip des Arbeitsunterrichts und das kulturkundliche Prinzip scheinen mir die beiden Eckpfeiler zu sein, auf denen das moderne neusprachliche Unterrichtssystem ruht. Beide Prinzipien umspannen den gesamten Unterricht, beziehen sich auf jedes einzelne der Teilgebiete des neusprachlichen Unterrichts, sind also nicht ohne Grund von den Richtlinien besonders scharf herausgestellt worden.

„Der Unterricht ist grundsätzlich Arbeitsunterricht" — dieser lapidare Satz der Richtlinien traf die Neusprachler nicht so unvorbereitet wie die Lehrer in anderen Fächern, hatte doch die Reformmethode besonders auf der Unterstufe eine Unterrichtsart ausgebildet, die nahezu Arbeitsunterricht ist; Ehrke (*N.Spr.* 1925 S. 181) sagt sogar: „Arbeitsunterricht und Reformmethode sind auf dem Gebiete des eigentlichen Sprachunterrichts der

modernen Fremdsprachen identische Begriffe,"; daher wurde der Begriff Arbeitsunterricht, den man vielfach verspottet und als eins der üblichen modernen Schlagworte verschrieen hören konnte, für die Neusprachler ein ernsthaftes Problem, mit dem es sich auseinanderzusetzen galt, für das bestimmte Wege zu finden waren, um es in der Praxis auf allen Altersstufen zur lebendigen Auswirkung kommen zu lassen.

Nimmt man die Deutung, die Krüper für den Begriff Arbeitsunterricht seinem wertvollen Büchlein *Die arbeitsunterrichtliche Ausgestaltung d. neuspr. Unterrichts* voranstellt, „dass unter Arbeitsunterricht jede Unterrichtsweise mit möglichst gesteigerter innerer und äusserer Selbsttätigkeit eines jeden einzelnen Schülers verstanden werden soll, einer Selbsttätigkeit, die in ihm das beglückende Gefühl der eigenen Kraft wachruft und ihn antreibt, freiwillig, aus Freude an der Arbeit Gutes und Nützliches zu schaffen," so hat man damit eine Basis gefunden, die sich als Ausgangspunkt für die verschiedenartigsten Ansichten über die Durchführung des Arbeitsunterrichts durchaus eignet. Selbsttätigkeit des Schülers — das ist die Essenz des Begriffes — bedeutet aber auf der Unterstufe einen Unterricht nach der Reformmethode, durch die das gesamte Gemüts- und Phantasieleben des Kindes in lebhafte Bewegung gerät, bedeutet auf der Mittelstufe Sammeln von Beispielen, Auffinden von Sprachgesetzen und Regeln, also in weitem Umfang eigene Beobachtung der Sprache und Umsetzung des Gelernten in Handlung durch eigene Fragen an die Mitschüler und, wo angängig, durch schlichte Dramatisierung u. ä., und schliesslich auf der Oberstufe arbeitsteilige Erledigung des Stoffes durch eigene Vorbereitung, Heranziehung verwandter Stoffe aus anderen Gebieten und Sprachen, eigene Vorträge, freie Wahl von Themen, und ausgedehnte Privatlektüre. Dass die Anregung der Selbsttätigkeit mit zunehmendem Alter immer nachdrücklicher werden muss, um schliesslich auf der Oberstufe, dem Ausgangspunkt zur Universität mit ihrem Ziele der freien wissenschaftlichen Arbeit und zum praktischen Berufsleben, in dem gleichfalls selbständige Arbeit verlangt wird, ihren Höhepunkt zu erreichen, bedarf keiner weiteren Erwähnung. Sind so die allgemeinen Grundgedanken für die Durchführung des Arbeitsunterrichts nahezu fest umrissen, so hat das letzte Jahr nach Krüpers Arbeit auch schon methodische Anleitungen zur arbeitsunterrichtlichen Ausgestaltung des neu-

sprachlichen Unterrichts gebracht, hat wertvolle Winke und Hilfen für die Technik des Arbeitsunterrichts gegeben, so vor allem Ehrkes Aufsatz *Arbeitsunterricht u. Reformmethode* (*N. Spr.* 1925) und kürzlich Hanfs Abhandlung *Die Gedanken d. Arbeitsunterr. u. d. Konzentration im Französ.* (Sonderdruck aus *Lehrproben u. Lehrgänge,* 1926). Die Erfahrungen des letzten Jahres werden weitere Ergebnisse zeitigen, zumal die Bereitwilligkeit, sich auf die neue Unterrichtsmethode einzustellen und ihren Geist wirksam werden zu lassen, allenthalben festzustellen ist. Gewarnt sei schon jetzt vor Uebertreibungen und Verzerrungen des Gedankens: Dem mit Liebe und aus Bequemlichkeit an der alten Methode hängenden Lehrer, der — um nur eins herauszugreifen — die Schülerfrage mit einer überlegenen Geste und der Bemerkung abtut, dass aus dem Schüler an und für sich nichts herauszubringen sei, geschweige denn selbständige Fragen an die Mitschüler, steht der ganz fortschrittliche, in seinem Fach wegen seines Arbeitsunterrichts bekannte Lehrer gegenüber, der die Technik der neuen Methode so entwickelt und verfeinert hat, dass zu ihm sogar die Mitglieder eines Berliner Seminars geführt werden, um eine Stunde Arbeitsunterricht in einer von ihm geleiteten Klasse zu beobachten. Die Stunde verläuft so, dass der Lehrer bei dem Beginn den Schülern zwei Minuten Bedenkzeit gibt, was sie in der Stunde machen wollen. Die Beratung der Schüler findet in Abwesenheit des Lehrers statt. Danach geht die Stunde von statten unter völliger Ausschaltung des Lehrers; der eine oder andere der besten Schüler übernimmt die Führung, die Klasse ordnet sich ihm völlig unter, ein jeder fügt sich willig, und die Stunde verläuft ohne den geringsten Zwischenfall. Bewundernswert wurde allgemein die Klasse in disziplinarischer Hinsicht gefunden, äusserst bedenklich dagegen die völlige Passivität des Lehrers, der abseits stand und die gröbsten Verstösse durchgehen liess, ohne nur ein einziges Mal einzugreifen oder sie am Schluss der Stunde zu berichtigen. Die konsequente, fast allzustarre Durchführung des Prinzips geschah in diesem Falle auf Kosten sprachlicher Sauberkeit und Korrektheit, d. h. sie wurde zu teuer bezahlt. Zweifelhaft erscheint auch, ob der „Einfluss auf die Stoffauswahl und die Zielsetzung", der nach den Richtlinien den Schülern eingeräumt werden soll und ihnen hier zugestanden wurde, sich bis auf die Gestaltung einer Einzelunterrichtsstunde erstrecken soll, ob da nicht vielmehr nur grössere

Gesichtspunkte und weite Strecken gemeinsamen Arbeitens gemeint sind. Aber ein solches Ueber-das-Ziel-Schiessen wird alsbald seine Korrektur erfahren, sowie erst die Technik des Arbeitsunterrichts eine grössere Vervollkommnung und Verfeinerung aufweisen kann.[1])

„Lassen wir einmal die Schlagworte Kulturkunde u. ä. beiseite, die schon nahezu als Geschäftsreklame zu wirken beginnen." Diese unwillige Ablehnung des kulturkundlichen Gedankens, die unmittelbar unter dem frischen Eindruck der neuen Gedankengänge der Schulreform an massgebender Stelle zum Ausdruck kommt (*Ztschr.* 25 (1926), S. 11), beweist nicht etwa, dass die Stimmung in den Fachkreisen vorherrschend ablehnend ist, sie beweist nur, dass die kulturkundliche Einstellung nicht allgemein die Zustimmung gefunden hat, die man billigerweise hätte erwarten sollen. Das liegt m. E. an zwei Gründen: Einmal daran, dass für die heutige Lehrergeneration, die vor dem Kriege ihre Ausbildung auf der Universität abgeschlossen hatte, Kulturkunde eine terra incognita ist, für deren Bezwingung und Erforschung sie keinerlei Hilfsmittel auf der Universität bezogen und mit in die Praxis genommen hat, so dass alles hierzu Nötige in mühevollem eigenen Streben und Arbeiten zusammengetragen werden muss, und dass schliesslich dieser Aufbau in einer Zeit schwerster äusserer Bedingungen (Ueberbürdung, erhöhte Pflichtstunden usw.) und wirtschaftlicher Depression erfolgen muss. Dann trägt eine grosse Schuld der Mangel an Begriffsklarheit, der dem neuen Wort anhaftete und es stark in Misskredit brachte (vgl. u. a. Hellpach: *D. Wesensgestalt d. dtsch. Schule* S. 109). Ursprünglich nur als vertiefte Realienkenntnis, dann als Volks- und Landeskunde aufgefasst, wurde Kulturkunde von Roeder auf der Göttinger Tagung 1923 gefordert, der aber den Begriff noch reichlich eng fasst. „Ein solcher Unterricht lässt sich nur auf der Oberstufe treiben . . ." Durch die Teilung in reinen Sprachunterricht einerseits und Kulturunterricht anderseits wird eine allgemeine Systematisierung des Gebiets erreicht." Erst unter dem Eindruck der Formulierung des kulturkundlichen Gedankens in den Richtlinien erfolgte die grosse Auseinandersetzung über den Begriff, die zur Klärung führte. Schön, Hübner und Klemperer haben

---

[1]) Vgl. hierzu den Arbeitsunterricht in den Sowjetländern in dem aufschlussreichen Aufsatz von Astermann: *Die Arbeitsschule u. ihre Methoden in d. Sowjetländern. Pädag. Zentralbl.* 1926 S. 168.

durch ihre bekannten Bücher und Veröffentlichungen in den *Neuer. Spr.* im vorigen Herbst eine grosszügige Analyse des Begriffs gegeben, ihn gewissermassen philosophisch untermauert. Danach ist Kulturkunde nicht ein neues Stoffgebiet, wie irrtümlich angenommen, sondern ein neues Bildungsprinzip. Sie ist eine Unterrichtsweise, welche die Strukturmerkmale einer einzelnen Persönlichkeit oder eines ganzen Volkes, soweit sie dem forschenden Auge sichtbar werden, zu erkennen sich bestrebt. Diese Strukturmerkmale finden sich nicht nur in der Literatur, sondern auch in der Sprache; daher beschränkt sich Kulturkunde nicht allein auf die Literatur, sondern kulturkundlich ist der Unterricht in allen Zweigen der neueren Sprachen, in der Lektüre ebenso gut wie in der Sprachlehre, Syntax und der Intonationslehre — man sieht, welch grosser Abstand diese Deutung von Roeders Theorien trennt! Diese Kenntnis des fremden Volkstums ist und bleibt nicht Selbstzweck wie bisher, sondern ist nur Mittel zum Zweck, zum Ziel, das eigene Wesen tiefer zu erfassen und zu verstehen und die eigene Leistung intensiver und wertvoller zu befruchten. Diese von hoher Warte gebotene Definition des Begriffs Kulturkunde und ihre geisteswissenschaftliche Begründung, die sich bis auf nahezu wörtliche Uebereinstimmung in den unabhängig voneinander geschriebenen Büchern von Schön und Hübner findet — beide Abhandlungen werden den neusprachlichen Unterricht auf Jahrzehnte hinaus in neue Bahnen weisen! — und der sich auch Klemperer stark nähert (er will nur bei dem von hohem Idealismus getragenen Buche von Schön „einige Warnungstafeln aufgerichtet" wissen), wurde von Litt nach der psychologischen Seite hin stark angegriffen (*Die Erziehung* Nr. 1 u. 2), während ihr von Fachgenossen der Vorwurf der Verstiegenheit gemacht wurde. Aber die noch abseits stehenden Zweifler und ablehnenden Kritiker mögen bedenken, dass es der kulturkundliche Gedanke mit seiner hohen Zielsetzung und seinem schwer in Wirklichkeit umzusetzenden Ideal ist, der den neusprachlichen Fächern den „humanistischen" Charakter verleiht, und darauf zu verzichten, bedeutet doch nicht mehr und nicht weniger, als dass der neusprachliche Unterricht im Gesamtlehrplan wieder eine mehr oder minder wichtige Stellung einnimmt und dass ein Unterrichtsverfahren in der Lektürebehandlung bleibt, wie es noch Bolle in Münster zu geisseln sich bemüssigt sieht; es bedeutet ferner, dass die elementare Umschichtung in allen geisteswissenschaft-

lichen Disziplinen, die sich in einem Streben nach Erfassung des Absoluten und in einem grossen Miterleben des intuitiv Erfassten äussert, an den neusprachlichen Fächern vorüberziehen würde, ohne sie ihres Geistes einen Hauch verspüren zu lassen. Das scheint mir doch gerade das grösste „Geschenk" der Richtlinien zu sein, dass sie den neusprachlichen Unterrichtsfächern einen gewichtigen Platz im Reich der Erziehung und Bildung des jungen Deutschen zuweisen, und diesen Platz wollen wir für sie einnehmen, gilt es auch, mit allen Kräften und schwer zu arbeiten, um allen Forderungen gerecht zu werden, die die neue Aufgabe stellt.

Aber der grosse Umstellungsprozess — Umstellung d. h. Einstellung auf die Erfordernisse des kulturkundlichen Problems — ist ja allen Zweiflern und Nörglern zum Trotz bereits im vollen Gange und geht unaufhaltsam vorwärts. Das beweisen die wie Pilze nach warmem Regen aus dem Boden schiessenden Veröffentlichungen, die die bisher bestehende Lücke auszufüllen suchen und geeignete Lesestoffe vermitteln; das beweist das Erscheinen kulturkundlicher Lesebücher, die in engster Anlehnung an die von den drei Wegbereitern des kulturkundlichen Prinzips propagierten Ideen geschrieben sind, gewissermassen ihre praktische Verwirklichung darstellen, so vor allem — neben manch Unbrauchbarem und falsch Konzipiertem — das von Schön selbst (in Verbindung mit Fröhlich) herausgegebene Lesebuch zur Einführung in die Kultur Frankreichs (während ein umfassenderes, mit grosser Spannung erwartetes für die Oberklassen bereits im Druck ist) und das von Bode-Paul herausgegebene Werk *Seeds and Fruits,* A key to British and American Problems of our days, das grossangelegte Querverbindungen vornehmlich zum Deutschen aufweist, während demselben Ziel dienende Werke von namhaften Autoren noch in Bearbeitung sind; dafür legen Zeugnis ab die in Arbeitsgemeinschaften und auf Tagungen von Ortsgruppen und Provinzialverbänden gefassten Entschliessungen zu dem Problem, die, wollte man sie zusammenstellen, eine überwiegend bejahende Einstellung zum kulturkundlichen Unterrichtsprinzip erkennen lassen. Dass auch die Sprachlehre von dem neuen Geist durchzogen wird, bekundet die eben erschienene Französische Sprachlehre von Engwer-Lerch, ein hochoriginelles Werk, das hoffentlich bald die alten Grammatiken mit ihrem verwirrenden Regeln- und Ausnahmegestrüpp, die keinerlei Existenzberechtigung mehr haben, hinwegfegen wird.

Zu bedauern bleibt, dass der Forderung der Richtlinien, „die Aneignung der der fremden Sprache eigentümlichen Satzmelodie, die auch als syntaktisches Mittel von ausserordentlicher Bedeutung ist, in den Vordergrund zu stellen," noch immer nicht genügend Beachtung geschenkt wird, denn sonst dürfte es nicht vorkommen, dass neue Lehrbücher oder alte in neuer Aufmachung erscheinen, in denen ein Kapitel über Stimmführung und Satzmelodie fehlt; genau so wie ein Lautkursus gehört in jede Sprachlehre eine Darstellung der fremden Intonation mit Kurven und allem übrigen Hilfsmaterial. Im Unterricht selbst wird der Doegensche Sprechapparat für diese Zwecke von grossem Nutzen sein; ich selbst habe ihn im letzten Jahr, wie ich glaube, mit gutem Erfolge benutzt.

Das umstrittenste Gebiet ist die Frage des Hinübersetzens. Leider haben die Richtlinien diese Frage ungeklärt gelassen und sich so vorsichtig ausgedrückt, dass die Anhänger der alten Methode mit Fingern auf die Stellen weisen, die nach ihrer Ansicht eine einzige Empfehlung der Uebersetzung in die fremde Sprache sind, während die Gegner ein schwächliches Kompromiss zu erblicken meinen, das aber doch eine Tendenz gegen die Uebersetzung aufweise. Sicher ist, dass das Hinübersetzen von zurechtgemachten Uebungssätzen, in denen sich grammatische Regel häuften, verpönt ist und dass damit von den Richtlinien der Tod allen sogenannten Uebungsbüchern ausgesprochen ist. Damit sind wir schon ein grosses Stück weiter, und es werden hoffentlich bald alle derartigen Uebungsbücher verschwinden, und es wird in Bälde der Vergangenheit angehören, dass in einer Gross-Berliner Schule, in der der Schulrat dem französischen Unterricht beiwohnt, das aus den alten Ploetzschen Lehrbüchern bekannte Stück über die Reblaus treu und brav Wort für Wort in die fremde Sprache gesetzt wird. Das „ist gar kein Uebersetzen; denn es fehlt die Gliederung. Von diesem Unfug brauchen wir nicht weiter zu reden." (Otto, *Method. u. Didakt. d. neuspr. Unterr.*[2] 281.) Wohl aber treten die Richtlinien ein für Uebersetzungen aus dem Deutschen, die sich an den von den Schülern erarbeiteten Sprachbesitz anschliessen. „Als Krönung dieser Art Uebungen kann dann auf der Oberstufe die freie Uebertragung eines echt deutschen Textes aus der dem Schüler zugänglichen deutschen Lektüre versucht werden." Diese Art der Uebersetzung halten die Richtlinien neben der freien Arbeit für durchaus möglich. „Ausge-

schlossen erscheint es, dass in einer Klasse oder auch nur in einer Schule beide Arten mit Nutzen nebeneinander gepflegt werden können. Hier kann nur ein folgerichtiges, geradliniges Arbeiten zu einem gedeihlichen Ziele führen." (Hanf.) Die Erfahrungen in dieser Hinsicht an unserer Anstalt, an der die Meinungen in dieser Frage zwiegespalten sind, bewegen sich in durchaus derselben Richtung. Es soll hier nicht die Lösung der Frage des Hinübersetzens versucht werden, zumal es den Rahmen des Aufsatzes sprengen würde, es soll nur folgender Ueberlegung Ausdruck gegeben werden: Nachdem nach all den vielen geistvollen Bemerkungen und Urteilen, die über den Wert der Uebersetzungsübungen gesprochen worden sind, nahezu Einigkeit darüber zu bestehen scheint, dass das Hinübersetzen nur ein methodisches Mittel, nicht ein Ziel des neusprachlichen Unterrichts sein kann (so Otto, a. a. O. 285, so Aronstein, *Ztschr.* 25, 9), dass aber anderseits die Meinungen, auf welcher Stufe dieses methodische Mittel am besten für den Sprachunterricht anzuwenden sei (Otto neigt mehr zur Unterstufe, Aronstein: „Ihr Platz ist besonders auf der Mittelstufe"), ganz auseinandergehen, scheint es da nicht konsequenter, auf dieses methodische Mittel ganz zu verzichten, besonders heute in der Zeit des Uebergangs zu neuen Wegen und Zielen, um so mehr, da mit diesem Mittel erfahrungsgemäss noch immer Missbrauch getrieben wird? Und würde sich dieser Verzicht nicht erst recht empfehlen, wenn dadurch die Aussicht besteht, dass der analytisch-systematische Grammatikbetrieb, der sich auf diese Uebersetzungsübungen wie auf ein Fundament stützt, unterbunden und die Grammatikunterweisung in die empfohlenen neuen Bahnen gedrängt würde? Vielleicht bringt schon die Entwicklung der nächsten Jahre eine Klärung dieser Frage, die heute noch die Neusprachler, sehr zum Schaden der Schüler, in zwei Lager spaltet.

Charlottenburg. G. Kamitsch.

Zwei Jahre Englisch als erste Fremdsprache.

An dieser Stelle ist schon wiederholt von der Notwendigkeit gesprochen worden, dem Englischen im grösseren Umfange als bisher die Vorzugstellung der ersten Fremdsprache einzuräumen. Dass eine Reihe von Lehranstalten an der Wasserkante das Englische bereits seit zwanzig Jahren aus wirtschaftlichen Gründen als Anfangssprache führen und befriedigende Erfolge damit erzielt haben, ist

als hinreichender Grund und Rechtfertigung für eine Umstellung auf Englisch als Anfangssprache auch im Binnenlande nicht anerkannt worden. Gleichwohl hat eine ansehnliche Zahl von Schulen der Provinz Hannover vor mehr als drei Jahren das Englische zur Anfangssprache gemacht. Sie liessen sich dabei ausser von den wirtschaftlichen ganz besonders von unterrichtlichen und ideellen Gesichtspunkten leiten.

Durch die Erörterungen in den Zeitschriften und auf den Neusprachlertagungen ist die neue Gestaltung des englischen Unterrichts namentlich auf der Unterstufe hinreichend geklärt.

Was bedeutet nun aber die Umstellung auf Englisch als Hauptsprache seit zwei Jahren tatsächlich für den Geist und Unterrichtsbetrieb unserer Unterstufe? Folgen wir ganz dem Lehrgange!

Die in dem Lautlichen Vorkursus zu leistende Arbeit hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen, da die englische Artikulationsbasis weit mehr von der deutschen verschieden ist als die französische; es gibt überhaupt keine beiden Sprachen gemeinsamen Laute. Der Schüler ist also in ganz besonderem Masse gezwungen, seine Aufmerksamkeit den Sprachwerkzeugen und den mit ihnen hervorgebrachten Lauten zuzuwenden. Das hat sich für unsere Göttinger Schuljugend als ein ganz vorzügliches Mittel gegen die Göttinger sprachliche Vernachlässigung herausgestellt und kommt dem deutschen Unterricht recht zustatten. Und noch ein Vorzug: Sobald man zum Sprechen der Fremdsprache übergegangen ist, bemerkt man, dass die Schüler nicht allein ihren Geist, sondern auch den Mund auf die Fremdsprache umstellen, während die Umstellung auf die französische Artikulationsbasis so gut wie nie vorgenommen wird. Ist es doch selbst für Lehrer, die Ohr und Zunge nicht im französischen Ausland schulen konnten, schwer, bei sich die französische Artikulationsbasis herzustellen.

Die Bewältigung der ersten Erscheinungen der Sprachlehre: Hauptform, Mehrzahlbildung, die einfachen und zusammengesetzten Zeiten des Zeitwortes bereitet nicht die Schwierigkeiten, die das Französische in grosser Zahl enthält. Wir haben hier in Göttingen die letzten drei Jahre vor der Einführung des Englischen als Anfangs- und Hauptsprache einmal gründlich durchaus befähigte Schüler auf die Schwierigkeiten des Französischen hin beobachtet. Das Ergebnis war das folgende: Die im Französischen in den allermeisten Fällen nur geschriebenen Mehrzahl-s wollten den Schülern gar nicht in den Kopf. Bildet man doch hierzulande entweder in den sprachlich gebildeten Kreisen die Mehrzahl fast ausschliesslich ohne -s und in den sprachlich ungebildeten fast ausschliesslich mit nachdrücklichst gesprochenem -s (Aeppels, Jungens, Wagens ja sogar Büchers!). Ebenso merkwürdig erschien es den Jungen, dass das französische Zeitwort eine Unzahl von nicht ge-

sprochenen Endungen besitzt. Nun seien wir mal ganz ehrlich! Gerade diese vielen -s, — in Quarta kam auch noch die für die Schüler widersinnige Veränderung des particip passé bei vorausgehendem Akkusativobjekt hinzu — und die vielen nichtgesprochenen Endungen des Zeitwortes sind doch die Hauptstützen der logischen Schulung durch das Französische. Nein, sie sind der Grund dafür, dass auf allen Stufen der höheren Lehranstalten, ganz besonders aber auf der Unterstufe der auf Grund des Versagens im Französischen sich ergebende Hundertsatz von Sitzenbleibern, weit grösser ist als der durch die übrigen Fächer bedingten. Hierauf habe ich erfreut entgegnen hören, dass das Französische demnach ein wundervolles Sieb zur Ausscheidung von Schülern sei, die man für nicht geeignet zum Besuch einer höheren Lehranstalt hält. Nun hat sich aber gezeigt, dass Schüler, die im Französischen völlig versagen, ohne Schwierigkeit die Mittel- und Oberstufe durchlaufen, sobald nämlich Englisch und reale Fächer für Ausgleich die Gelegenheit bieten. Und überdies ist es doch wirtschaftlich erwünscht, dass möglichst viele Kinder die Möglichkeit erhalten, sich die Bildung der höheren Schulen zu verschaffen. Deswegen empfiehlt sich gerade das Englische als Anfangssprache. Da gibt es keine -s-Fallen; die englischen auslautenden -s können im Gegenteil gar nicht deutlich genug gesprochen werden. Die noch vorhandenen Endungen des Zeitwortes werden alle laut gesprochen. Aber sie fordern auch die Aufmerksamkeit und Ueberlegung des Schülers heraus; denn auslautendes -s wird bald stimmhaft, bald stimmlos, die Endung -ed bald [t], bald [d], bald [id] gesprochen. Die Verwendung des Hilfszeitwortes to do erfordert trotz enger Anlehnung an den deutschen Sprachgebrauch scharfes Nachdenken. Aber der Schüler hört, fühlt und sieht, worüber er nachdenken soll. Wenn das Englische auf der Unterstufe uns leichter erscheint, so kommt das also daher, dass es deutlicher und deshalb für den kleinen Kopf fassbarer ist. Dies wiederum ist der Grund dafür, dass die Schüler verhältnissmässig schnell zu kleinen abgerundeten Leistungen kommen. Sie lernen die Sprache erstaunlich rasch handhaben, beginnen bald zu sprechen und bewahren sich die ihnen in diesen Jahren eigentümliche frische Art, aus sich herauszugehen, frisch von der Leber weg zu sprechen. Sie sind bis in die Quarta hinein lebhaft bei der Sache, während im Französischen mit dem Beginn der „unregelmässigen“ Verben die Langeweile einzieht.

Ein Mittel der logischen Schulung neben den s- und Endungsfallen des Französischen war besonders der subjonctiv. Otto hat in seiner „Methodik und Didaktik“ neue Wege zu seiner erfolgreichen Behandlung gewiesen. Aber der trotz alledem auf ihn in der Quinta und Quarta verwendeten Zeit und Mühe war er wirklich nicht wert. Während des vorigen Ferienkursus in Lausanne haben wir uns

acht Tage lang mit ihm herumgeschlagen, ohne dass alle Bedenken und Zweifel zerstreut worden wären. Man sollte meinen, eine so schwierige syntaktische Erscheinung käme in der Obertertia gerade früh genug. Auch im Englischen kommt man auf der Unterstufe um die Syntax nicht ganz herum. Schon in der Sexta begegnet die Aktionsart der Dauer. Zunächst erstaunt der Sextaner, dass der Engländer dafür die Endung -ing aufwendet, da doch das Deutsche ohne die ausdrückliche Bezeichnung der Dauer auskommt. Er sieht jedoch die grössere Genauigkeit des Englischen schnell ein. Er liest in seinem Buche: the boy takes the chalk. Hier wird einfach berichtet, beschrieben. Wenn er aber die Handlung selbst ausführt, wird ihm gelehrt und klargemacht, dass es heisst I am taking = ich bin nehmend, d. h. historisch wie noch heute im Rheinland „ich bin am Nehmen". Damit wird ihm ganz sinnfällig der Unterschied von he writes und he is writing. Nach unseren Erfahrungen reichen die in das Deklinations- und Konjugationsschema eingeschlossenen Schwierigkeiten und für Quarta gewisse vorbereitend vorweggenommene syntaktische Erscheinungen für den Bedarf der Sexta, Quinta und Quarta an Schwierigkeiten vollauf hin. Es ist nur erfreulich, wenn wir wieder etwas mehr Zeit zu gründlicher Einprägung und zur Ueberwindung der gebotenen Schwierigkeiten erhalten. Das wird sich bezahlt machen, wenn auf der Mittelstufe dann die Syntax in voller Stärke einsetzt und das Englische plötzlich schwer wird, d. h. Anforderungen an die nun schnell reifende Denkkraft des Schülers stellt. Dann sind wir über die Schwierigkeiten der Formenlehre hinweg, die uns im Französischen in Untertertia dem Lehrplane nach ein halbes Jahr, tatsächlich aber bis in die Untersekunda hinein das Leben schwer, den Schülern den Sprachunterricht langweilig machen. In der Sprachlehre kommt der Schüler der Mittelstufe an den Geist der englischen Sprache heran zu einer Zeit, wo er tatsächlich imstande ist über die Sprache zu reflektieren. Und gibt es ein besseres Mittel für formale Bildung als die englische Syntax? Hand in Hand damit geht das Eindringen in den Geist des englischen Volkes auf Grund des Lesestoffes. Beginnend mit wirklich wertvollen Jugendschriften ist ein lückenloses Fortschreiten zu den Erzeugnissen höchster englischer Geistesbildung möglich. Liesse sich auch nur annähernd Aehnliches für das Französische sagen?

Es bleibt noch einiges über die Konzentration im Sprachunterricht zu sagen. Der Heimatgedanke steht auf der Unterstufe im Vordergrunde. Prof. Roeder-Breslau hat uns in Lübeck in vorbildlicher Weise dargelegt, wie die Fäden von unserer niedersächsischen Heimat und der deutschen Wasserkante nach England laufen. Die den Kindern gelehrte Sprache bringt den Beweis für die geschichtlichen Konstruktionen: überall Verwandtschaft und Beziehungen. Um den deutschen und englischen Unterricht schlingt

sich ein verbindendes Band. Der Unterricht in der Sprachlehre wird es stärken auf dem Wege über die Mundart und das Plattdeutsche: Buch—Bücher, book—boiker, Büchers — books; er sagte, er täte kommen (Göttinger Mundart) — to do; im Englischen wie im Deutschen starke und schwache Zeitwörter, aber doch so verschieden im Lautstande, dass sie vom Schüler als verschieden aufgefasst werden müssen; eine offensichtliche Parallelität im Konjugationsschema: Endung -te in der Vergangenheit englisch -ed; Endung -t des Partizips, englisch -ed, um nur einiges zu nennen. Die beiden Unterrichtsfächer können ja gar nicht anders, als sich wechselseitig vertiefen und befruchten. Das Englische als Anfangs- und Hauptsprache macht wirkungsvolle Konzentration im Sprachunterricht der Unterstufe überhaupt erst möglich; und das Herrliche dabei ist, dass sie sich mit den sprachlichen Fortschritten im Englischen auf der Mittel- und Oberstufe zu ungeahnten Möglichkeiten erweitert. Der angelsächsische Kulturkreis umspannt den Erdball, und seine Reichtümer fliessen uns nur durch das Mittel der englischen Sprache zu. Mögen die Anstalten mit Französisch als Anfangssprache das Französische noch so nachdrücklich und gründlich betreiben, spätestens auf der Oberstufe müssen sie dem angelsächsischen Geiste doch Rechnung tragen und sich auf ihn umstellen. (England-Amerika sind einmal von uns verkannt bzw. unterschätzt worden, hüten wir uns vor dem zweiten Male!) Eine Umstellung im Verlaufe des neunjährigen Unterrichts bedeutet aber eine Vergeudung von Zeit und Anstrengung, die selbst durch die „logische und formale Schulung“ des Französischen nicht zu verantworten wäre.

Göttingen. E. Dieterich.

Die Geschichte der französischen Schriftsprache und ihr gelehrter Wortschatz.

Der fremdsprachliche Unterricht, der sich in den oberen Klassen auf einer der geistigen Reife der Schüler angemessenen Höhe bewegen will, wird nicht auf einen Ueberblick über die Geschichte der Sprache verzichten dürfen. Die blosse Aneignung der Sprache nach praktischen Gesichtspunkten bedeutet für den Lernenden oft nur einen mässigen geistigen Gewinn. Das tiefere Eindringen in die Zusammenhänge beim Aufbau der Sprache, die Vertrautheit mit ihrem Werdegang tragen dagegen in hohem Masse zur geistigen Bildung bei und sind für eine Vertiefung der sprachlichen Kenntnisse nicht zu entbehren.

Ueber den Ursprung und das Wachstum der französischen Schriftsprache und vor allem über den Wortschatz enthalten aber

die Schulgrammatiken kaum einige dürftige Sätze.[1]) Das grosse Werk über die Geschichte der französischen Sprache von Brunot ist nur schwer für die Schule auszuwerten, bei der ausserordentlichen Fülle des Stoffs wird der Lehrer leicht der Versuchung erliegen, des Guten zu viel zu tun. Vor solchem Uebermass bewahrt ihn das Buch des Indogermanisten A. Meillet über „Die Sprachen in dem Neuen Europa".[2]) Die klaren und eindringlichen Darlegungen Meillets verdienen es, auch für unsere Schüler nutzbar gemacht zu werden. Die folgenden Zeilen haben die Aufgabe, den Gedanken Meillets über die Ausbildung der französischen Schriftsprache und über den Anteil des gelehrten Latein am Wortschatz (Mots savants) nachzugehen. Dabei bin ich bestrebt, nur das für die Oberklassen unserer höheren Lehranstalten Wissenswerte aufzuzeichnen und durch Zeugnisse aus Büchern anderer namhafter Forscher wie durch eigene Gedanken zu ergänzen. Bei den Ausführungen über den gelehrten Wortschatz habe ich mit Rücksicht auf die unmittelbare Verwertbarkeit im Unterricht Wortmaterial und Einzelheiten stark erweitert. Für den gebildeten Franzosen genügen einige Beispiele, um ihm die Einwirkung des Lateinischen auf seine Sprache zu vergegenwärtigen. Für deutsche Schüler, denen ein lebendiges Sprachgefühl in der Fremdsprache abgeht und deren Wortkenntnis doch auch recht beschränkt ist, bedarf es einer grösseren Reihe von Mustern, an denen sich der Einfluss des Schriftlateins veranschaulichen lässt.

Mit den Kapetingern war seit dem 11. Jh. in Frankreich ein festes Königtum aufgerichtet, das unaufhörlich an der Ausdehnung seines Machtbereichs arbeitete und allmählich seine Herrschergewalt dem besiegten Lehnsadel aufzwang. Die neue Königsfamilie, die aus der Isle de France hervorgegangen ist, verlegte ihr Hoflager niemals von einer Stadt nach einer andern, wie das früher geschah.

[1]) Diese Lücke kann nicht dadurch ausgefüllt werden, dass man eine kurze Geschichte der französischen Sprache aus der französischen Schulgrammatik für die Oberklassen in Frankreich in einem kulturkundlichen Lesebuch (Grund-Neumann 1925) abdruckt. Die Bedürfnisse deutscher Schüler erfordern eine andere Behandlung des Gegenstandes, als sie für Franzosen rätlich erscheint. — Inzwischen ist die beachtenswerte *Französische Sprachlehre* von Engwer und Lerch (Velhagen u. Klasing, 1926) erschienen. Sie macht von den seitherigen Schulgrammatiken wie in vielen anderen Dingen auch darin eine rühmliche Ausnahme, sie bietet auf knappem Raum einen gut gegliederten Ueberblick über die französische Sprachgeschichte im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen und der kulturellen Entwicklung des Landes.

[2]) A. Meillet, *Les Langues dans l'Europe Nouvelle.* Paris, Payot, 1918, 340 S. — Ueber die französische Sprache handeln besonders die Kapitel XIV und XV: *Fixation des langues littéraires en Occident* und *Le français littéraire.*

Von Anfang an schlug sie ihren Sitz in Paris auf, und so konnte es nicht ausbleiben, dass die Mundart, die man in der Isle de France sprach, an Ansehen und Bedeutung gewann. So begann **das Schriftfranzösische** mit dem ersten französischen Königtum, mit den Kapetingern (987—1328). Es wurde die Sprache des Herrscherhauses, des Adels, der sich um den König scharte, und der Bürger, die ihm seine Verwalter und Beamten lieferten. Als Philipp-August (1180—1223) und Ludwig der Heilige (1226—1270) tatkräftig und weise regiert hatten, war das Uebergewicht des Französischen endgültig gesichert.[1])

Die geschriebene Sprache enthielt sich bei allen Kulturvölkern von Anfang an aller Merkmale, die örtlich eng gebunden waren. Schon die ältesten französischen Dichtungen, wie die Chansons de geste, gaben nicht die Sprechweise irgend einer Gegend genau wieder. Chrestien von Troyes schrieb um 1180 nicht in der Mundart der Champagne; sein Ausdruck verrät einen starken Einfluss der Pariser Sprache und hat nur einige heimatliche Anklänge und Besonderheiten bewahrt.

Wenn die Schriftsprachen, die sich in der mittelalterlichen Literatur des Abendlandes ausprägten, keine geistlichen Sprachen sind, so sind sie noch weniger reine Volkssprachen. Sie sind von gebildeten Männern für Leute geschaffen worden, die auch etwas Bildung besassen und sich nicht zur Menge zählten. Die Eigenart dieser Sprachen beruht darin, dass sie von Anbeginn volkstümlich und vornehm waren.

Bis zum 16. Jahrhundert passte sich das geschriebene Französisch der Entwicklung der gesprochenen Sprache an. Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts änderte sich dieser Zustand. Dank der Erfindung der Buchdruckerkunst vermehrten sich plötzlich die schriftsprachlichen Erzeugnisse und nahmen einen ziemlich stetigen Charakter an. Eine gewisse Einheitlichkeit der gedruckten Sprache setzte sich durch. Gleichzeitig nahm die Bedeutung des Lateinischen als Sprache der Gelehrten und als Staatssprache ab. Die Reformation und der Humanismus, die sich oft an die weitesten Kreise des Volkes wandten, brachten es mit sich, dass man anfing, religiöse, philosophische und wissenschaftliche Dinge in der Nationalsprache auseinanderzusetzen.

Je mehr das Schriftfranzösische den Gebrauch des Lateinischen in Büchern und amtlichen Schriftstücken zurückdrängte, um so lebhafter machte sich das Bedürfnis geltend, zu einer festen sprachlichen Norm zu gelangen, um dem neuen Werkzeug die Vorzüge zu verleihen, welche die lateinische Gelehrtensprache besass. Die geschriebene Sprache macht sich unabhängig von der gesprochenen Sprache, deren Abglanz sie seither gewesen ist. Indessen ist der

---

[1]) F. Brunot, *Hist. de la langue franç.* 3. Aufl., 1924, I, 328 f.

Wechsel nicht so durchgreifend; denn auch im 16. Jh. kann von einer vollständigen Einheit noch nicht die Rede sein. Die Sprache der Schriftsteller offenbart noch eine grosse Mannigfaltigkeit und Freiheit, die sich aus dem Mangel einer festen Ueberlieferung und aus den gegensätzlichen Strömungen jener bewegten und ungebärdigen Zeit erklären.

Das 17. Jh. bringt die Rückkehr zu einem feinsinnigen Leben. Die Regeln der französischen Sprache sind damals in den Salons unter dem Einfluss pretiöser Schriftsteller wie Voiture festgesetzt worden. Scharfe Beobachter der Sprache wie Vaugelas, deren Augenmerk vor allem auf feine Unterscheidungen gerichtet war, haben den Sprachgebrauch bis ins kleinste festgelegt. Ein Dichter wie Malherbe liess sich mit Vorliebe grammatische Dinge angelegen sein. Als der Erfolg des *Cid* den ersten grossen dramatischen Dichter Frankreichs erkennen liess, prüfte die damals neugegründete Akademie (Richelieu, 1635) die Sprache des Dichters bis in alle Einzelheiten. Corneille berücksichtigte die Kritik der Akademie, wie man aus den späteren Ausgaben seines Dramas leicht ersehen kann. Wie die französische Schriftsprache im 17. Jh. zur Reife kam und im wesentlichen noch heute besteht, ist sie das Ergebnis scharfsinniger Erörterungen, die sich wohl öfter auch auf nebensächliche Fragen erstreckten, die aber den Ausdruck mit einer ausserordentlichen Feinheit ausgestattet und den Sprachgebrauch bis in untergeordnete Kleinigkeiten bestimmt haben.

Auch die grossen Kultursprachen des übrigen Europa erreichten um die gleiche Zeit eine Vollendung und Stetigkeit, die sie weit über das Mundartliche hinaushoben. Das Provenzalische diente von nun an nicht mehr dem geschriebenen Wort, wie das Niederdeutsche fast aufhörte, in der Literatur zu erscheinen.

Das Französische errang im 17. Jh. einen Vorsprung. Gegenüber dem Deutschen Reich und Italien, die politisch sehr zerrissen waren, war es die Sprache eines grossen, festgefügten, einheitlichen Staates. Damals brachte Frankreich seine klassische Literatur hervor, und seine Sprache wurde die vornehme Sprache Europas und die Sprache der Diplomaten. Vor seinem Tode unterzeichnete Ludwig XIV. i. J. 1714 zum erstenmal in Rastatt einen französisch abgefassten Vertrag mit dem deutschen Kaiser (Karl VI.). Seit jenen Tagen wurde das Französische die Diplomatensprache Europas.

Mit der Geschichte der französischen Schriftsprache ist die Untersuchung über die Herkunft des Wortmaterials aufs engste verknüpft. Für eine gründliche Erfassung der Sprache wie für die Fächerauswahl unserer höheren Schulen ist es von Wichtigkeit, Einsicht in die Uebernahme des gelehrten französischen Wortschatzes aus dem geschriebenen Latein zu gewinnen. Man hat an Hand von Elementarbüchern errechnet, dass

selbst im Anfangsunterricht des Gymnasiums etwa ein Drittel der französischen Wörter an das lateinische Etymon angeschlossen werden kann.[1]) Dabei wird kein Unterschied gemacht, ob es sich um volkstümliche oder gelehrte Wörter handelt. Die alten Erbworte aus dem Vulgärlatein scheiden hier aus, obgleich auch sie in vielen Fällen mühelos mit dem Lateinischen zu verknüpfen sind.

Der Anteil des Schriftlateins an dem französischen Wortvorrat ist ungeheuer gross. Unter den 32 000 Wörtern des *Dictionnaire de l'Académie française* (1878) befinden sich rund 20 000 Wörter gelehrten oder ausländischen Ursprungs.[2]) Nur in verhältnismässig geringer Zahl sind Wörter aus den übrigen europäischen Ländern und aus dem Orient ins Französische aufgenommen worden; die Hauptquelle des französischen Wortschatzes ist die lateinische Literatursprache, der fast alle abstrakten Begriffe und deren Ableitungen entlehnt worden sind.

In dem Masse, wie das Französische mehr und mehr zum Ausdruck von Ideen diente und eine gelehrte Sprache wurde, erfuhr es seit dem Mittelalter einen grösseren Einfluss der lateinischen Schriftsprache. Wenn man das Rolandslied liest, ist man überrascht von dem Mangel und der Armut in dem Wechsel der Satzformen. Erst unter dem Einfluss des Lateinischen lernte man allmählich einen literarischen französischen Satz bilden. Als das Französische zum Ausdrucksmittel des abstrakten Gedankens wurde, musste es sich alles aneignen, was es entbehren konnte, solange es nur die Sprache des alltäglichen Lebens war. Als es die Erbschaft des gelehrten Latein antrat und zur Kunstsprache wurde, übernahm es auch den lateinischen Wortschatz.

Die Sprache des Landes erlag zum zweitenmal dem Ansturm des überlegenen Latein. Die Gallier hatten ihr keltisches Idiom zugunsten der lateinischen Volkssprache aufgegeben. Die Galloromanen und die Franzosen verzichteten in gewissem Grade auf eine bodenständige Weiterentwicklung ihrer Sprache, als sich durch die Fortschritte der Kultur und die Ausbreitung römisch-griechischer Bildung das Ausdrucksbedürfnis in dem einfachen Sprachgut des Volkes nicht mehr erschöpfen konnte. Die Ueberfremdung des nationalen Wortschatzes mit lateinischen Ausdrücken dehnte sich im Laufe einiger Jahrhunderte zu einem ungewöhnlichen Umfang aus. Man nahm die lateinischen Wörter, wie man sie vorfand, und versah sie mit einer französischen Endung, ohne sich anfänglich bewusst zu sein, dass man Fremdlinge in die Sprache einführte, die sich von dem fortentwickelten lateinischen Erbe deutlich abhoben und die Einheit der Sprache zerstörten. Es gab zu jener Zeit noch keine

---

[1]) Ed. Hermann, ***Die Sprachwissenschaft i. d. Schule.*** Göttingen 1923, S. 96 f.

[2]) Brachet et Dussouchet, ***Grammaire franç.***, ***Cours supér.*** **Paris**, Hachette, S. 14.

Grammatiker und Sprachgesellschaften, die Macht und Ansehen hätten aufbieten können, der Vermischung des angestammten Gutes mit den fremden Eindringlingen Einhalt zu gebieten. Dabei soll unentschieden bleiben, ob die Sprache des Volkes fähig gewesen wäre, mit ihren eigenen Mitteln den neuen Erfordernissen gerecht zu werden.

Aus den verschiedensten Gebieten wurden die lateinischen Sprachmaterialien auf französischem Boden angesiedelt: Verwaltung, Rechtsprechung, Politik, Wissenschaften und Künste haben sich für die Lehnwörter besonders aufnahmefähig erwiesen. In der zweiten Hälfte des 13. Jhs., insbesondere aber im 14. Jh., wird der Hauptteil des gelehrten Wortschatzes dem Französischen einverleibt. Die sozialen Standesunterschiede spiegeln sich schon damals in der Sprache wider. Im 15. Jh. wird der Latinismus eine literarische Zierde.[1]) Eine gewisse Eitelkeit, eine Sucht, sich mit geborgtem Schmuck zu putzen und zu bereichern, bemächtigt sich der Sprache.[2]) Die Uebersetzer der lateinischen Werke des Altertums, die meist aus den Schulen der Kleriker hervorgegangen waren, nahmen die Wörter des Urtextes, für die ihnen im Französischen ein guter Ersatz fehlte, einfach herüber und suchten sie, so gut es eben ging, dem französischen Ohr gefällig zu machen. Die grossen Prosa-Schriftsteller des 16. Jhs., Montaigne und Calvin, die eine durchaus lateinische Bildung genossen hatten, wurden als sprachliche Vorbilder gerühmt, weil sie in einem klaren und geschmackvollen Französisch Gedanken ausdrückten, die bis dahin nur im Lateinischen gut wiedergegeben waren.

Im Unterricht wird es sich empfehlen, die Schüler selbst zur Sammlung von gelehrten Wörtern anzuhalten. Man kann die *mots savants* aus dem gerade vorliegenden Lesestoff herausziehen und nach sachlichen Gesichtspunkten ordnen lassen. Oder um rascher zum Ziele zu gelangen, lässt der Lehrer einige Schüler Auszüge aus dem *Vocabulaire systématique* von K. Plötz oder aus einem ähnlichen Hilfsbuch machen. Auch einzelne Kapitel von Kron, *Le petit Parisien*, werden für diesen Zweck ausgebeutet werden können. Ich sehe davon ab, hier Beispiele aus dem überreichen Material anzuführen; sie liegen in Fülle für den fortgeschrittenen Schüler in greifbarer Nähe, und der Lehrer braucht nur Anhaltspunkte für eine geordnete Aufstellung zu geben.

Ueber die Form, in der die Lehnwörter Eingang in die Sprache gefunden haben, lassen sich keine festen Regeln aufstellen. Im allgemeinen besteht das Bestreben, die neuen Wörter in getreuem Konterfei dem Lateinischen nachzubilden. Da aber die lateinische

---

[1]) Brunot a. a. O. I, 525.

[2]) K. Vossler, *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung* Heidelberg 1913, S. 149.

Schriftsprache schon in den ältesten Zeiten auf die französische Volkssprache eingewirkt hat, muss man mehrere Schichten von Lehnwörtern unterscheiden, die je nach der Zeit ihres Eindringens auch an den lautlichen Veränderungen der Erbwörter teilgenommen haben. Das afz. Wort *obedir* (lat. *obedire*), das nach den sonst geltenden Gesetzen den nachnebentonigen Vokal einbüssen musste *(sanitate-santé)*, hat diesen Laut erhalten, aber das intervokale *d*, das gegen Ende des 11. Jhs. verstummte, schwinden lassen: *obéir*, wie *louer* aus afz. *loder*, lat. *laudare*. In einer späteren Zeit, als das Gesetz über den Ausfall des intervokalen *d* oder *t* nicht mehr wirksam war, entlehnte man noch das Wort *obédience (geistlicher Gehorsam)* aus dem schriftl. *obedientia*. In ähnlicher Weise sind *école - scolaire, esprit - spirituel* als Vertreter zweier verschiedener Lehnwortschichten anzusprechen. *Diable, fable* sind trotz des geschwundenen nachtonigen Vokals aus *diabolus, fabula* als Lehnwörter zu betrachten, da die Lautfolge *abu* sich schon sehr früh zu *au* nfz. *o* entwickelt hat: lat. *parabula - paraula - parole.*[1])

Für die Zwecke des Unterrichts wird dieser Hinweis auf die älteren Schichten der französischen Lehnwörter genügen. Die jüngeren Anleihen aus dem Schriftlateinischen sind in der Regel leichter zu ermitteln. Das wichtigste Merkmal der überragenden Mehrzahl der gelehrten Wörter ist die Erhaltung der tonlosen Vokale: *générosite, considération*. Neben das ältere Lehnwort *miracle (miraculum)* tritt das jüngere Adjektiv *miraculeux (miraculosus)* mit Bewahrung des tonlosen *u*. Zum sicheren Erkennen der gelehrten Wörter gehören sprachgeschichtliche Kenntnisse, die den Schülern in dem nötigen Umfang nicht zu vermitteln sind. Doch werden auch aufmerksame jüngere Beobachter bald merken, dass eine dem lateinischen Grundwort sehr nahestehende französische Form in der Regel als eine Entlehnung zu verbuchen ist. Es schadet nichts, wenn dabei auch Fehlgriffe vorkommen und etwa *lune, dur, raser, tarder, verser, pont, dent, serpent* irrtümlich unter die Lehnwörter eingereiht werden.

Die volle Endung des Lateinischen wird bei den Lehnwörtern abgestossen oder zu *e* geschwächt. Oft wird ein lateinischer Wortstamm mit einer französischen Endung verknüpft, oder es wird dem lateinischen Wort noch ein französisches Suffix angehängt: *odiosus-odieux, elegantia-élégance; paternus-paternel*. Bei den Adjektiven *intelligent, éloquent, fréquent, prudent, récent, constant, arrogant* hat man nach dem Vorbild der adjektivischen Partizipien auf *ant (vaillant, puissant, suffisant)* die Endung *ent* und *ant* durchgeführt.

---

[1]) Schwan-Behrens, ***Grammatik des Altfranzösischen.*** Leipzig, 4. Aufl. 1899, S. 17. Vgl. dazu auch: Salverda de Grave, ***Evolution de certains groupes intervocaliques de consonnes en français.*** In ***Neophilologus*** V (1920), 1 ff.

Auch die lateinische Endung *io* wird in der Form des obliquen Kasus *one(m)* in den Lehnwörtern nachgebildet; nach *ma(n)sione-maison, ratione-raison, cantione-chanson* wurde *condition, occasion* geformt.

Bei der Herübernahme von Verben wurde gewöhnlich der lateinische Infinitiv zu Grunde gelegt: *imprimer.* Das entsprechende lateinische Substantiv *impressio,* das aus dem Part. Perf. *impressus* abgeleitet ist, lautet *impression.* Ebenso: *conspirer - conspiration, inhumer-inhumation, objecter-objection, posséder-possession, corriger-correction, élider-élision, procéder-procès-procession, régir-rection, succéder-succès-succession.*

Aus *multiplicare* wurde *multiplier,* aus *educare* entstand *éduquer* mit Erhaltung des k-Lautes. Doch auch von dem Stamm des Part. Perf. wurden Infinitive abgeleitet: *diviser* (engl. *divide)* neben *division* (engl. *division).* Ebenso *infecter* (lat. *inficere* im Sinne von *verderben, verpesten,* Part. Perf. *infectus*) — *infect, infection* (auch eine Neubildung). Es wäre denkbar, dass die französische Form durch das englische *to infect* beeinflusst ist, da im Englischen die Ableitung von gelehrten Verben aus dem Part. Perf. ganz geläufig ist.

Das lat. *ponere* setzt sich im afz. *pondre legen* fort; im modernen Französisch ist *pondre* nur noch in dem eingeschränkten Sinne *Eier legen* bewahrt. An die Stelle von *pondre* trat *poser,* das, auf volkslat. *pausare anhalten, in den Zustand der Ruhe versetzen* zurückgehend, seine Bedeutung verallgemeinert hat und in häufigen Zusammensetzungen wiederkehrt: *reposer-repos, déposer, proposer;* die Substantive *déposition, proposition, composition* sind unmittelbar aus den lateinischen gleichbedeutenden Entsprechungen herzuleiten. Es liegt bei *poser* jedenfalls keine Ableitung aus *positus* vor, sondern in der Wortfamilie *poser-position, disposer-disposition, exposer-exposition* u. a. sind zwei verschiedene Wörter zu einer einheitlichen Gruppe verschmolzen.

Aus *origo, originis fem.* nahm *origine fem.* seinen Ursprung; aber aus *vertigo, vertiginis fem.* bildete man *vertige masc. Origine* leitete man aus dem Akkusativ ab, *vertige* aus dem Nominativ. Schlagen wir nach der Art von Gilliéron[1]) das Wörerbuch auf und überzeugen wir uns, dass *origine* noch die Ableitungen *originaire (originarius), originel, original (originalis)* neben sich hat. Den Ausschlag für die Form *origine* haben diese abgeleiteten Bildungen gegeben. Es wäre unzweckmässig gewesen, das Grundwort lautlich von den häufigen Ableitungen zu trennen. Dem Worte *vertige* stand nur ein *vertigineux* (lat. *vertiginosus*) gegenüber, und eine Hilfe erwuchs der Nominativform aus *le vestige (vestigium). Multitude*

---

[1]) J. Gilliéron, ***Ménagiana du XX**^e^ **siècle.*** Paris 1922.

(multitudo, inis), das ohne Ableitung aus dem obliquen Kasus geblieben ist, ist ebenfalls aus dem Nominativ entsprungen. In *le vertige* ist auch der Geschlechtswandel zu beachten, der sich unter dem Einfluss von *le vestige* und den Wörtern auf *ge* (in der Zeit der Entlehnung wurde das End-*e* noch gesprochen): *le mariage, le ménage, le piège, le cortège* vollzogen hat.

Für die Art und Weise, wie die schriftlateinischen Wörter im Französischen umgestaltet wurden, sind sicher auch Gründe der Zweckmässigkeit und des Wohlklangs massgebend gewesen. Der Verlust alter Erbwörter wie *aver, afflire, encharner, posseoir* und ihr Ersatz durch neue Entlehnungen *avare, affliger, incarner, posséder* bedürfen noch näherer Aufklärung. Es fehlt bis jetzt eine umfassende wissenschaftliche Untersuchung über den Gegenstand, die auch die neuere Zeit berücksichtigt.

Im Gefolge der massenhaften Aufnahme lateinischer Wortelemente treten auch solche Wörter auf, die bereits in der Volkssprache in anderer lautlicher Gestalt heimisch waren. Die volkstümliche Form hatte sich von dem Urwort soweit entfernt, dass ein Zusammenhang im Sprachbewusstsein nicht mehr lebendig war. Die neu aufgenommenen Wörter wahrten getreu den lateinischen Lautstand, und so entstanden die sog. Doppelformen: *août-Auguste, chose-cause, frêle-fragile, maire-major, bonheur-bon augure, sûreté-sécurité, vouer-voter, hôtel-hopital, nager-naviguer, sevrer-séparer* u. a.[1])

Für die Erkenntnis der Rolle aber, die das Lateinische im Leben der französischen Sprache spielt, ist es wichtiger, sich solche Wortreihen vor Augen zu halten, in denen Erbgut und Lehngut wechseln. Ich habe mir aus der Lektüre eine kleine Liste zusammengestellt, die alte, überlieferte Worte und neue, durch ihre Bedeutung nahverwandte Entlehnungen enthält. In allen diesen Beispielen hat sich die Sprache unter dem Einfluss einer gelehrten Oberschicht fremdes Wortmaterial in ihr Haus eingeschmuggelt, das bei ernstem Willen wohl auch aus der Volkssprache gezeugt werden konnte. Die Muster, die ich anführe, sind ganz willkürlich; sie können leicht nach verschiedenen Seiten ergänzt werden. Wenn ich in der Spalte der Erbwörter auch das eine oder andere Wort *(siècle)* nenne, das

---

[1]) Zum Vergleich können die neuhochdeutschen Doppelwörter wie *Pfalz — Palast, Pulver — Puder, Spital — Hotel* herangezogen werden. Sie sind wie die französischen Formen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedener Bedeutung in die Sprache aufgenommen worden und sind nur deshalb erwähnenswert, weil sie zufällig, wenn man weit genug zurückgeht, auf den gleichen Ursprung führen. H. Paul, *Prinzipien d. Sprachgesch.* 3. Aufl. Halle 1898, S. 232.

nicht ganz lautgesetzlich entwickelt ist, so möge man das aus der Erwägung hinnehmen, dass ich ein praktisches Ziel verfolge, den Nachweis, dass der ererbte und gelehrte Wortschatz sehr oft sogar in eng zusammengehörigen Begriffen ineinander fliessen.

Erbwörter	**Sinnverbundene gelehrte Wörter**		
Substantive	**Adjektive**	**Substantive**	**Verben**
ami	amical		
bouche	oral	orateur	
chair	carnivore	carnaval *ital.* incarnation	
chaleur		calorifère	
cheval	équestre	équitation	
chevalier		cavalier *ital.*	
chevalerie		cavalerie	
cœur	cordial	cordialité	
côté	latéral, unilatéral	-	
croix			crucifier
élève		disciple, condisciple	
fièvre (fiévreux)	fébrile		
fruit	fructueux fécond, fertile	fructuosité fécondité, fertilité	fructifier
guerre	belliqueux belligérant		
lait	lacté (produits lactés)		
langue	bilingue	linguiste	
lieu	local	localité	localiser, disloquer
loi	légal, légitime	législation	
marchand	mercantile		
moyen âge	médiéval		
nombre (dénombrer)		énumération	énumérer
nuit	nocturne		
siècle	séculaire		
vieillard	sénile		
voix	irrévocable	vocation	convoquer
Adjektive	**Adjektive**	**Substantive**	**Verben**
autre			alterner
aveugle (aveuglement)		cécité	
humble		humilité	humilier
mûr		maturité	
neuf		innovation rénovation	innover
sourd		surdité	
vrai lat. veracus	véritable	vérité	

Erbwörter	Sinnverbundene gelehrte Wörter		
Verben	**Adjektive**	**Substantive**	**Verben**
aimer		amateur	
bénir		bénédiction	
maudire		malédiction	
corrompre		corruption	
croire	crédule	crédulité	
éclairer			expliquer
éclaircir			illuminer
			élucider
élever		éducation	éduquer
élire		électeur	
fléchir	inflexible		
réfléchir		réflexion	
fuir	fugitif	refuge	
louer		locataire, location	
nier	négatif	négation	
prier	inexorable		supplier
veiller	vigilant	vigilance	
réveiller			ressusciter
venger	vindicatif		
voir	évident, visible	vision	

Die in der Liste als gelehrt bezeichneten Worte haben ihren Ursprung aus dem Schriftlatein genommen, nicht ausnahmslos aus der Literatursprache der klassischen Zeit; Wörter wie *belligérant, localité* gehen auf *belligerare* und *localitas* zurück, die erst im späteren Latein zu belegen sind. *Localiser* ist eine französische Ableitung von *localis,* und *incarnation* ist aus dem Stamm des Part. Perf. *incarnatus* hervorgegangen. Zu *verité* wurde ein *véritable* nach dem Muster von *équité-équitable, charité-charitable* gebildet. Wie aus dem Gegenüber von *élève* und *disciple* erhellt, wurden die Anleihen beim Lateinischen auch in den Dienst der Bedeutungsdifferenzierung gestellt. — Zu den altüberlieferten Wörtern *aveugle, aveuglement* trat ein neues Substantiv *cécité* (lat. *caecitas*), eine durchaus wissenschaftliche Form, weil der Gelehrteneifer an *aveuglement* keinen Gefallen fand und neben *surdité* (lat. *surditas*) und *surdi-mutité* ein *cécité* nicht missen wollte. *Cécité* wäre danach ein durch gelehrte Analogie entstandenes Lehnwort: *sourd : aveugle = surdité : cécité.* Als *cécité* für das körperliche Gebrechen in Aufnahme gekommen war, wurde das volkstümliche *aveuglement* auf die übertragene Bedeutung beschränkt, während das Adjektiv *aveugle* weiterhin seinen sinnlichen und bildlichen Wert behielt und diese doppelte Funktion noch heute ausübt. Der Luxus der Doppelwörter *aveuglement-cécité* wurde für die Bedeutungsunterscheidung ausgenutzt.[1])

[1]) F. Brunot, ***La Pensée et la Langue.*** **Paris 1922, S. 50, nimmt an,** dass die abgeleitete Bedeutung von ***aveuglement*** **den Anstoss zur Entlehnung**

Unter den lateinischen Suffixen, die sich im Französischen durch gelehrte Uebertragung eingenistet haben, verdient das Suffix *-tivum* Erwähnung, das in der Wortbildung sehr starke Wurzeln geschlagen hat: *fugitif* (lat. *fugitivum*), *négatif, législatif, rétrospectif, associatif, sensitif, primitif.* — Auch das Präfix *in* ist recht ergiebig gewesen und ist noch heute sehr zeugungskräftig: *inutile, inouï, inesthétique, innombrable; inconnu, indigne.*

Für den, der keine lateinischen Wortkenntnisse besizt, sind die Glieder von Wortgruppen wie *lieu-local, localité; école-scolaire; œil-oculaire; veiller-vigilant; croix-crucifier; dix-décimal, décimer* soweit voneinander entfernt, dass sie nicht mehr als Einheiten empfunden werden. Es wiederholt sich ein sprachliches Ereignis, das in älterer Zeit durch die lautliche Entwicklung verursacht wurde. Das gemeinschaftliche Band, das *mansionem* und **mansionaticus* umschlang, ist in den französischen Formen *maison-ménage* durch die Wirkung der Lautgesetze zerrissen worden. Ebenso wird man *berger (berbicarius)* nicht mehr als eine Ableitung von *brebis (berbix)* betrachten. Auch sind *decem-undecim* in *dix-onze (douze usw.)* und *amicus-inimicus* in *ami-ennemi* aus ihrem alten Verband losgelöst. Die lautlichen Wandlungen haben die Grundlage der Wörter ganz verschüttet und sie zu einer Form geführt, die nicht mehr zerlegt werden kann.[1])

Der Gegensatz zwischen einem altheimischen Wort und einem später entlehnten Abstraktum erregt ohne Zweifel Anstoss im Sprachbewusstsein des Volkes, da die lautliche Verschiedenheit gegen die Grundsätze der echt französischen Wortbildung verstösst. Man sucht den Widerstreit der Wortgebilde zu überwinden. Das Verbum *émouvoir,* das in seinem Formenbau schwierig ist, neigt dazu, aus dem laufenden Gebrauch ausgeschaltet und durch die Neuschöpfung *émotionner* ersetzt zu werden. Das Kunstwort *émotion,* das auch in die Rede des einfachen Mannes eingedrungen ist, gibt Anlass zu der französischen Bildung *émotionner,* das sich aus der Gleichung *perfection : émotion = perfectionner : émotionner* leicht ergibt. Neuerdings hat man auch aus *allusion* das Verbum *allusionner à qc.* geschaffen. — Wenn man früher aus dem Lateinischen ein neues Ver-

---

von *cécité* gegeben habe: C'est au moment où *aveuglement* a pris un sens moral qu'on va chercher *cécité.* Ich glaube nicht, dass man mit Vorbedacht *cécité* eingeführt hat, um künstlich die Bedeutung der Wörter *aveuglement, cécité* zu regeln. Es muss vielmehr angenommen werden, dass die Existenz von *cécité* erst allmählich den Kreis der Verwendungsmöglichkeiten von *aveuglement* eingeengt hat, bis dieses schliesslich allein für *Verblendung* üblich geworden ist. — Zwischen *fiévreux* und *fébrile* ist eine Trennung nach der Bedeutung noch nicht durchgedrungen. Wohl ist *fébrile fieberhaft* der medizinische Ausdruck; aber beide Adjektive werden sonst im eigentlichen und abgeleiteten Sinn ziemlich gleichmässig angewandt.

[1]) Ferd. de Saussure, *Cours de Linguistique générale.* Paris 1922, S. 211.

bum schöpfte, übertrug man es einfach in die Konjugation der Verben auf *er: corrodere = corroder (ätzen, anfressen)* neben *corrosif, corrosion.* Als man in jüngerer Zeit zu *explosif, explosion* ein Verbum benötigte, hat man nicht mehr zu dem lateinischen *explodere* seine Zuflucht genommen wie im Englischen *(to explode)*, sondern unter dem Einfluss der bereits vorhandenen lateinischen Lehnwörter hat man *exploser* geformt. Indessen haben solche Auflehnungen des Sprachgeistes gegen die lautliche Abweichung von Formen der gleichen Wortfamilie noch keine grossen Ergebnisse gezeitigt. •

Die grosse Masse der Lehnwörter ist gegen jede Beeinflussung durch die übliche Art der Ableitung widerstandsfähig geblieben, auch ein Beweis, dass das gelehrte Wortgut auf der Oberfläche schwimmt und sich nur selten mit dem altüberlieferten Sprachmaterial vermengt hat. Aus den Beispielen der Liste wird der Schüler leicht erkennen, in welchem Ausmass das Französische sich enthalten hat, aus dem mündlich überkommenen Besitz die neuen Wörter zu prägen, die durch die Verhältnisse gefordert wurden. Einige besonders sinnfällige Paradigmen, die Meillet seinen Schlüssen zu Grunde legt, mögen noch erwähnt werden. Um die Sprache mit Adjektiven zu *père* und *mère* zu versehen, greift man zu den lateinischen Formen *paternus, maternus* und hängt die dem Französischen bereits geläufige Endung *el* (lat. *alis*) an: *paternel, maternel;* und dem dringenden Bedürfnis ist abgeholfen. Die Eigenschaften als Vater oder Mutter werden durch *paternité* und *maternité* (alles ursprünglich gerichtliche Ausdrücke) wiedergegeben, einfache Uebertragungen von *paternitas* und *maternitas.* Und einen Begriff wie *Vaterland* denkt man nicht aus eigenem Vermögen schaffen zu können, man nimmt das Wort *patria* (Adj. *patrius vom Vater, zum Vater gehörig*) und sagt *patrie.*

In einem Wahlspruch wie *liberté, égalité, fraternité* steht nicht ein Wort rein französischer Ueberlieferung. Alle drei Ausdrücke sind dem Schriftlateinischen entsprungen und bis heute kaum fest eingebürgert. Man könnte hinzufügen: Die vier Kardinaltugenden, die sich Zola zu Motiven für seine letzten Romane ausgewählt hatte: *fécondité, travail, vérité, justice* tragen bis auf *travail* einen geborgten Namen.

Die Zusammengehörigkeit, die zwischen *œil* und *oculaire* besteht, wird von dem des Lateins Unkundigen nicht gespürt. Wenn ein Franzose oder ein Ausländer, die kein Latein gelernt haben, dem geläufigen Ausdruck *témoin oculaire* begegnen, wird ihnen durch nichts angekündigt, dass ein Zeuge in Betracht kommt, der mit eigenen Augen gesehen hat. Das sind keine Ausnahmen, das ist gang und gäbe. und allgemein üblich im Französischen, äussert Meillet S. 216 und führt dann weiter aus:

Es ergibt sich daraus die eigenartige Folgerung, dass ein Franzose ohne Lateinkenntnisse ausser stande ist, die Beziehungen zu be-

greifen, die zwischen den französischen Wörtern bestehen. Man kann Französich sprechen, verstehen, schreiben, ohne ein Wort Latein zu können; aber man kann sich keine Rechenschaft von den Verhältnissen geben, in denen die Wörter zueinander stehen, wenn man kein Lateiner ist. Der Franzose, der kein Latein gelernt hat, steht vor seiner Sprache wie ein Elektrizitätsarbeiter, der von den wissenschaftlichen Grundregeln seines Arbeitsgebietes nichts weiss: er kann infolge gewohnheitsmässiger Uebung Drähte legen, er kann aber nichts von dem verstehen, was er tut.[1])

Wer dagegen etwas Latein gelernt hat, wird rasch die verbindenden Fäden des bunten, lockeren Gewebes entdecken, in dem die vielen zusammengehörigen und doch so ungleichen Wörter vereinigt sind. Er wird rasch durchschauen, dass *séduire* dasselbe Wort ist wie das lateinische Verbum *seducere,* und er wird sehen, dass *seductio,* das er im französischen *séduction* wiederfindet, das entsprechende Abstraktum zu *seducere* ist, dessen Part. Perf. *seductus* lautet. Er wird dann der Tatsache inne werden, dass *séduire* aus der mündlichen Ueberlieferung herrührt und *séduction* gelehrtem Einfluss sein Dasein verdankt. Ebenso:

comprendre — comprehendere, comprehensus — comprehensio = compréhension
bénir — benedicere, benedictus — benedictio = bénédiction
émouvoir — emovere, emotus — emotio = émotion
détruire — destruere, destructus — destructor = destructeur, destruction
devoir — debere, debitus — debitor = débiteur
lire — legere, lectus — lector = lecteur
rompre — rumpere, ruptus — ruptura = rupture

Der Wortakzent liegt im Französischen auf der letzten volltönenden Silbe, abgesehen von den besonderen Rücksichten auf den Satzton und den Rhythmus der Rede. Um die französischen Lehnwörter dem einheimischen Betonungsgesetz anzugleichen, brauchte bei sehr vielen Neulingen ein Tonwechsel nicht einzutreten. Durch den Wegfall der Endungen fiel die letzte Silbe häufig mit der Tonsilbe zusammen: *furieux, rigoureux, sérieux, frugal, actif, équitable, probable, sensible, obstacle, spectacle, vertige, privilège.* Die Wörter wie *habileté, amabilité, probité, curiosité* folgten dem Beispiel der Erbwörter auf *té* lat. *tatem: bonté (bonitate), sûreté (securitate).* Ebenso schlossen sich die auf gelehrtem Wege übernommenen Substantive auf *eur* und *on: horreur, terreur; action, invention, condition, exception, tradition, consolation, occasion* den volkstümlich überliefer-

---

[1]) Wenn man an die starke Betonung des Lateinunterrichts in der jüngsten, aber seit zwei Jahren wieder rückgängig gemachten französischen Unterrichtsreform denkt, wird man in der Annahme nicht fehlgehen, dass die scharf zugespitzten Sätze Meillets nicht ohne Einfluss auf jenen Lehrplan der höheren Schulen Frankreichs geblieben sind.

ten und aus dem Akkusativ hervorgegangenen Wörtern an: *chaleur, couleur, valeur; raison (ratione), moisson (messione) saison (satione).*

Die Verlegung des Akzents auf die letzte Silbe bei zahlreichen anderen in die Sprache neu eingeführten Wörtern legt es nahe, in der Schule auf die Betonung des Lateinischen einzugehen und zu zeigen, wie sich das französische Akzentgesetz herausgebildet hat. Denn Zusammenfassung und Ueberblick im Unterricht sind die stärksten Stützen für das Gedächtnis und die sichersten Hilfsmittel, Wunsch und Neigung zum synthetischen Denken zu erwecken.

Das Lateinische besass eine reicher geartete Betonung als das Französische. Bei zweisilbigen Wörtern lag der Ton auf der ersten Silbe, z. B. *carmen (charme).* In mehrsilbigen Wörtern wird die vorletzte Silbe betont, wenn sie lang ist, z. B. *amicus (ami),* die drittletzte Silbe, wenn jene kurz ist, z. B. *anima (âme).* Dabei gilt die vorletzte Silbe auch als lang, wenn auf einen kurzen Vokal Doppelkonsonanz, zwei oder mehr Konsonanten ausser muta cum liquida folgen (positionslange Silben). Beispiele: *amo-aim(e), labra-lèvre, ponctu-point; capillu-chevel cheveu, castellu-chastel château, fromentu-froment, fenestra-fenêtre; camera-chambre, comite-comte, comulu-comble, generu-gendre, isola-île, lacrima-larme.*

Die lateinische Volkssprache weicht nur in ganz wenigen Fällen von der Betonung des klassischen Latein ab. Muta + r im Anlaut der letzten Silbe bewirken Dehnung der vorletzten Silbe: kl. *pálpebra* vl. *palpébra* frz. *paupière,* kl. *íntegrum* vl. *intégru* frz. *entier,* kl. *cáthedra* vl. *cathédra* frz. *chaire.* Für die Schule sind diese und einige andere Abweichungen des Volkslateins ohne Belang. Aus den angeführten Beispielen ergibt sich, dass im Französischen der Akzent immer auf die Silbe trifft, die ihn im Lateinischen trägt. Aber die französische Betonung ist trotzdem grundverschieden von der lateinischen, weil die Form der Wörter gewechselt hat. Alle Silben, die hinter der Tonsilbe lagen, sind geschwunden oder zu tonlosem *e* abgeschwächt worden. Infolge dieser Wandlung des Lautkörpers der Wörter ist die Stellung des Akzents innerhalb des Sprachganzen vollständig verändert. In dem Wortton vollzog sich ein einschneidender Wechsel, ohne dass man daran gerührt hatte. Es setzte sich in dem Sprachbewusstsein eine neue Beziehung zwischen Wort und Akzent fest: die letzte Silbe wurde als Tonsilbe empfunden, und danach wurde die Betonung allgemein geregelt. Die rein zufällige und unbeabsichtigte lautliche Entwicklung ist die Grundlage für die Entstehung des französischen Akzentgesetzes geworden.

Die gelehrten Wörter passten sich den neuen Verhältnissen an und mussten in vielen Fällen entgegen der lateinischen Betonung den Akzent auf die letzte Silbe verlegen: *l'origine, la modestie, la colonie, le consul, la cicatrice, les tenèbres, l'ustensile, (le ticket, le burgrave), facile, difficile, fertile, utile, intrépide, limpide, rigide,*

timide, intime, public, sincère, célèbre, médiocre, lugubre, funèbre, consumer, supprimer.

Das Französische ist unter den geschilderten Bedingungen eine befremdlich abstrakte Sprache geworden. Das Sinnliche, das Bildhafte des Ausdrucks ist durch die aufgepfropften lateinischen Formen stark beeinträchtigt worden. Die abgeleiteten Wörter, die aus dem Schriftlatein hervorgegangen sind, lassen zum grössten Teil eine umschreibende Deutung in der Sprache selbst nicht zu. Wenn ein Römer *patria* sagte, wusste er, dass das Wort das Land seiner Väter bezeichnete; denn das Adjektiv *patrius* bedeutet *vom Vater herrührend.* Wenn ein Franzose das Wort *patrie* ausspricht, weckt er in der Vorstellung nur den abstrakten Begriff von *patrie,* und die Sprache gibt ihm nicht die konkrete Stütze für diesen Inhalt, die dem Römer sofort zur Hand war, wenn er an *patria* dachte. — *Patrie* hat so einen viel weiteren Sinn als *patria* angenommen. — Das Wort *scrupule* wurde nur in seiner abstrakten Bedeutung dem Französischen einverleibt, für den Römer war es auch der kleine Stein, der in den Schuh gerät und den Fuss des Gehenden verletzt. *Scrupulosus* (frz. *scrupuleux*) hiess *voll spitziger Steinchen* und in übertragener Bedeutung *ängstlich genau.* — *Stipulari* = *sich etwas förmlich angeloben lassen* ergab im Französischen *stipuler* = *vertragsmässig festsetzen,* ohne mit dem konkreten Rest beschwert zu sein, der noch in dem lateinischen Worte steckt. *Stipula* ist der Strohhalm, den man zerbrach, wenn man einen Vertrag abschloss. — *Affligere* hiess im Lateinischen *zu Boden schlagen, niederdrücken* und bildlich *betrübt, mutlos machen; affliger* hat im Französischen den sinnlichen Inhalt abgestreift, es heisst *betrüben, kränken,* ohne eine Spur von dem konkreten Einschlag, der den deutschen Wörtern anhaftet. — Für einen Römer bezeichnete das Wort *ambitio* die Anstrengung, die man zur Erlangung einer Stelle bei Leuten unternimmt, denen die Macht zusteht, darüber zu verfügen. Und es hat gewöhnlich diesen abstrakten Inhalt. Aber dem Römer schwebte dabei noch das schleichende Herumgehen um einen Wähler vor, um dessen Stimme zu gewinnen; *amb-itio* ist das Substantiv zu *ambire,* das *um jemand herumgehen* bedeutet. Im Französischen, wo *ambire* nicht lebt, verleugnet *ambition* seine konkrete Abstammung vollständig. Die Begriffe *ambition Ehrgeiz* und *ambitieux ehrgeizig, ehrsüchtig* sind streng abstrakt, ebenso wie das junge abgeleitete Verbum *ambitionner ehrsüchtig nach etwas streben.* Den deutschen Wörtern liegt eine ganz andere Vorstellung zu Grunde. *Chateaubriand,* heisst es in einer französischen Literaturgeschichte, *n'était pas ambitieux, l'orgueil l'empêchant toujours de tendre la main pour recevoir.* Das *tendre la main* dieses Satzes erinnert an das lateinische *ambire* und legt Zeugnis ab von der peinlich genauen Wahl des Wortes *ambitieux.*

So schleppen die abstrakten Wörter des Französischen keine Erinnerung an einen konkreten Inhalt mit sich. Die abstrakten Begriffe haben einen von jeder sinnlichen Wahrnehmung abgelösten Wert, ohne jede Beimischung und ohne die Ungenauigkeit, die sonst die unbestimmte Spur eines landläufigen Wertinhalts bei ihnen hinterlässt. Und diese Reinheit gründet sich auf die Tatsache, dass die abstrakten Bezeichnungen aus einer gelehrten Sprache stammen, die sich von dem Französischen des täglichen Umgangs scharf unterschied. Die Klarheit und Durchsichtigkeit, die man der französischen Prosa nachrühmt, haben zum guten Teil in der Schärfe und den festen Umrissen der Abstrakte ihren Grund.

Aber diese Ueberlegenheit, sagt Meillet S. 213, besteht nur für die Leute, die ihren Geist im abstrakten Denken geübt haben. Die französische Sprache ist die Schöpfung einer geistigen Elite aus gesellschaftlich hochstehenden Personen. Jeder, der sich keine höhere Bildung angeeignet hat, ist unfähig, das kunstreiche Werkzeug der Sprache zu handhaben. Wer seinen Geist nicht durch eine lange Uebung geschmeidig und biegsam gemacht hat, ist ausser stande, in angemessenen Formen Französisch zu schreiben. Die Ausdrucksweise eines Halbgebildeten weckt fast in jedem Satz bei denen ein Lächeln, die ihre Sprache gründlich kennen, dank ihrer allgemeinen Geistelbildung und der Studien, die sie über den wahren Wert der Worte gemacht haben. Die wirkliche Kenntnis der Sprache verlangt soviel natürliches Feingefühl und muss mit so vieler Mühe und in so langer Zeit gepflegt werden, dass sie zur Seltenheit wird. Selbst in den schwierigsten Prüfungen, an die man erst nach langen Studienjahren herantritt, besitzen sehr wenig Kandidaten sie in ausreichendem Masse. Il faut n'avoir pas conscience des difficultés pour se résigner sans trembler à écrire quelques lignes de français (S.114).

Das Englische hat ungefähr denselben Einfluss des Schriftlateins erfahren wie das Französische. Die normannische Eroberung hatte die englische Sprachentwicklung auf neue Bahnen gelenkt. Unter den im Mittelalter dem Englischen einverleibten romanischen Lehnwörtern ist es oft recht schwierig, zwischen Entlehnungen aus dem Französischen und solchen aus dem Latein zu unterscheiden. Die englische Sprache, die gewöhnt war, aus dem Französischen ihre Abstrakta zu holen, beschritt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts den Weg der unmittelbaren Entlehnung aus der lateinischen Gelehrtensprache. Schon früh begann man, französische Lehnwörter dem lateinischen Grundwort enger anzupassen. Chaucer gebraucht bereits *equal* neben dem älteren *egal*, an Stelle von *parfit* tritt später *perfect*, *descrive* wird von *describe*, *aventure* von *adventure* verdrängt. Im 16. Jahrhundert erreichte die Durchsetzung des englischen Sprachschatzes mit lateinischen Wortelementen ihren Höhepunkt; die Liebe und Andacht für das Lateinische kannten keine Grenzen

mehr, der englische Humanismus feierte wahre Orgien in der hemmungslosen Einfuhr lateinischen Sprachguts. Unter den Formentypen der lateinischen Lehnwörter haben sich bei den Adjektiven die Endungssilben *-ous* und *-al* besonders fruchtbar gezeigt: *continuous, veracious, obnoxious; celestial, political.* Bei den Verben aus dem Lateinischen ist die Bildung mit dem Stamm des Part. Perf. bemerkenswert: *narrate, abbreviate, conduct, consecrate, separate, protect, elect, convict, abject.*[1])

Das Englische hat in doppelter Hinsicht aus dem Lateinischen geschöpft; es begnügte sich nicht mit den *mots savants,* die ihm das Französische zutrug, es bereicherte sich auch noch aus dem unerschöpflichen Born der lateinischen Buchsprache, und stillte daran seine Bedürfnisse. Im englischen Wortschatz sind deshalb germanische, französische und lateinische Sprachmaterialien verarbeitet. Die Beziehungen der Wörter *(father-paternal)* sind für den Nichtkenner des Lateinischen mit einem ebenso undurchdringlichen Schleier verdeckt wie im Französischen.

Nach diesen Proben der sichtbaren engen Verbundenheit der französischen (und englischen) Sprache mit dem Lateinischen drängt sich die Ueberzeugung auf, dass für einen Deutschen die Erlernung der beiden wichtigsten Fremdsprachen nicht allein durch lateinische Vorkenntnisse bedeutend erleichtert wird, sondern dass eine genauere Vertrautheit mit dem Wesen und dem Ursprung der fremden Sprachen ohne Latein niemals erreicht werden kann.

Auch das richtige Lesen französischer Verse (wie die Aussprache überhaupt) hat im Lateinischen eine wichtige Stütze. Wer nicht weiss, dass die Vokale mit j- oder w-Vorschlag in *pied, rien, mieux, lieu, loin, point, fruit, aujourd'hui* u. v. a. auf einen einfachen Vokal im Lateinischen zurückgehen und deshalb einsilbig gesprochen werden, wird beim Vortrag immer wieder fehlgreifen, wenn er es unterlässt, sich in jedem einzelnen Fall Sicherheit zu verschaffen.[2]) — Die Rechtschreibung, die im Französischen und Englischen historisch und pedantisch ist, gewinnt überhaupt erst Sinn

---

[1]) U. Lindelöf, *Grundzüge d. Gesch. d. engl. Sprache.* Lpz. 1912. S. 72ff.

[2]) Es würde die Grenzen meiner Arbeit überschreiten, wenn ich nach dieser beiläufigen Bemerkung über die französische Metrik auf die Hilfen eingehen wollte, welche die lateinische Grammatik dem Französisch lernenden Zögling bieten kann. Bei einer Vergleichung der grammatischen Erscheinungen ist der Nutzen für die praktische Erlernung der lebenden Sprache gering, für die sprachwissenschaftliche Einsicht sehr gross. Es muss einer besonderen Untersuchung vorbehalten werden, was auf der Oberstufe im Anschluss an den französischen Unterricht für die Vermittlung sprachwissenschaftlicher Kenntnisse geleistet werden kann. Ed. Hermann gibt in seinem Buche: *Die Sprachwissenschaft i. d. Schule* aus der Formenlehre für die Mittelklassen des Gymnasiums einige wertvolle Winke.

für den, der Latein gelernt hat. Wer über einen ansehnlichen lateinischen Wortvorrat verfügt, für den gewährt die altertümliche Schreibung manchen Vorteil; sie zeigt ihm auf Schritt und Tritt die enge Verknüpfung mit dem Lateinischen an, welche die Aussprache — vor allem im Englischen — oft ganz verhüllt.

Für die Mehrheit unserer Abiturienten, die vorwärts streben und eine ihrer Vorbereitung entsprechende Laufbahn einschlagen, kommt im späteren Leben die Lektüre wissenschaftlicher Bücher in den grossen europäischen Sprachen in Betracht, also die Durchdringung von Werken, in deren Inhalt die Abstraktionen vorherrschen. Das Lateinische hat aber nun für die abstrakten Wörter im Französischen und Englischen Modell gestanden.[1]) — Das Französische öffnet den Zugang zu den andern romanischen Sprachen, die alle dieselben gelehrten Wörter aus dem geschriebenen Latein entlehnt haben, so dass es dem, der auch noch Latein gelernt hat, ohne

[1]) Es liegt im Bereich dieser Gedankengänge, auf die jüngsten Versuche aufmerksam zu machen, in der Schule eine deutschsprachige Terminologie der deutschen Grammatik einzuführen. Die neuen grammatischen Bezeichnungen, die da aus der Taufe gehoben werden, sind nicht immer glücklich, so z. B. wenn für Modus Bedingweise eingesetzt wird (Bojunga, *Deutsche Sprachlehre*. 1924). Aber davon abgesehen, wird durch die deutschen Ausdrücke das Gedächtnis der Zöglinge weiter belastet, und ich fürchte, auf Kosten anderer wertvollerer Eindrücke. — Es wird am besten sein, den alten Brauch nicht anzutasten und die überlieferten technischen Ausdrücke in Ehren zu halten. Die Männer, die so eifrig — und in bester Absicht — ihre Verdeutschung betreiben, erweisen der deutschen Wissenschaft einen schlechten Dienst. Wissenschaftliche Werke, welche die lateinisch-griechischen Formen durch deutsche Prägungen ersetzen, werden für den Ausländer ungeniessbar, und für den Einheimischen besteht die Gefahr, dass er sich der alten üblichen Bezeichnungen entwöhnt und damit einer wichtigen Brücke zum Verständnis fremdsprachiger Schriften verlustig geht. Denn die Terminologien sind ein internationales Gut, das in allen Kultursprachen ohne grosse Abweichungen den Wissenschaften dient; man soll sie hegen und pflegen, wo es immer möglich und ohne Schaden für die Muttersprache ratsam ist. Wörter, die nur für die Fachsprache Bedeutung haben, soll man nicht verdeutschen. Seitdem das Latein aufgehört hat, die Weltsprache der geistigen Elite zu sein, ist es für den wissenschaftlich Strebenden und den Gelehrten schwierig genug, in seinem Gebiet auf dem Laufenden zu bleiben. (Vgl. Th. Engwer, *Die sprachlichen Fachausdrücke*, *Zeitschr.* 23, 193 ff.) Seither ist es uns Deutschen mit humanistischer Bildung recht leicht gewesen, sich in englischen und französischen gelehrten Werken zurechtzufinden. Wenn es aber einmal dahin kommen sollte, dass in den höheren Schulen der Bann über alle Fremdwörter ausgesprochen wird, dann begeben wir uns eines Vorteils, den die anderen grossen europäischen Völker besitzen, und wir erschweren den kommenden Geschlechtern die Aneignung fremdländischen Wissens.

grosse Schwierigkeit gelingt, sich schnell in eine andere romanische Sprache einzuarbeiten.

In unseren höheren Schulen sind die Bedingungen für einen erspriesslichen neusprachlichen Unterricht meistens erfüllt. Das Latein nimmt im Gymnasium und Realgymnasium einen breiten Raum ein. Nur in der Oberrealschule und im Oberlyzeum fehlt Latein als Pflichtfach, ein ausserordentlicher Mangel, der kaum wieder gut gemacht werden kann. Um wenigstens den schwersten Schaden von den Abiturienten der Oberrealschule fernzuhalten, wird es die Aufgabe der Unterrichtsbehörde sein, die Schüler der *O III*, die nach *U II* aufrücken und die Absicht haben, die ganze Schule zu durchlaufen, auf den hervorragenden Wert lateinischer Sprachkenntnisse für die gründliche Aneignung der neueren Sprachen hinweisen zu lassen. Zu einer solchen Belehrung sollen die obigen Ausführungen auch anregen und mögen obendrein den Stoff dazu liefern. Der unverbindliche Lateinunterricht, der mit U II (in Preussen O II) einsetzt, kann bei zielbewusster Leitung die Schüler soweit fördern, dass sie die Zusammenhänge zwischen der alten Sprache und den lebenden Sprachen klar erkennen. Es trifft sich gut, dass mit U II im allgemeinen auch die neusprachliche Lektüre beginnt. Von diesem Zeitpunkt an tritt die fremde Buchsprache in den Vordergrund, und die gelehrten Bestandteile der Sprache machen sich immer stärker bemerkbar. Von der Wahl des lateinischen Lesestoffs wird es wesentlich abhängen, ob die Berührung mit dem Französischen und Englischen auf dem wichtigsten Gebiet, im Wortschatz, voll entfaltet wird. Die lateinische Lektüre muss immer mit dem Blick auf die zahlreichen lateinischen Ueberreste in den modernen Sprachen betrieben werden. Der alte Klang, den die Hochsprache der Römer in die neueren Sprachen hineingelegt hat, muss bei jeder Gelegenheit wieder zum Tönen gebracht werden. Dann werden sich auch die Oberrealschüler, bei geringerem Zeitaufwand, die Hilfsquellen erschliessen, die für den Ausbau der andern europäischen Kultursprachen so bedeutungsvoll gewesen sind, und sie brauchen nicht zu fürchten, das Los eines halbgebildeten, im Lateinischen unbewanderten Franzosen zu teilen, der wohl notdürftig reden und schreiben kann, aber über die Herkunft und die sonderbare Verklammerung vieler Wörter vollkommen im Unklaren bleibt.

Friedberg (Hessen). Hermann Molz.

Die Behandlung der direkten Fragesätze im französischen Unterricht (Schluss von S. 302).

Wir hatten gesehen, dass in den mit einem anderen Fragewort als que? eingeleiteten Fragesätzen die einfache Inversion einen gewissen Nachdruck bezeichnet, der auf dem Subjekt liegt. Dabei ist in

den Fällen, wo das Verb mit einem Hilfsverb verbunden ist (modalen Hilfsverb oder in zusammengesetzten Zeiten), auf die Stellung des Subjekts zu achten. Neben à qui le veux-tu donner? haben wir à qui le veut donner ton frère?, und neben à qui l'as-tu dit? heisst es à qui l'a dit ton frère? Also das pronominale Subjekt steht hinter dem Hilfsverb, das substantivische jedoch hinter dem Infinitiv oder Partizip. Ploetz fügt hinter den Worten „einfache Inversion" in Klammern als Erklärung an „Subjekt nach dem Verb" und bringt unterschiedslos nebeneinander die Beispiele "est-il arrivé?" und "que vous a dit le ministre?", d. h. Sätze, in denen das Subjekt einmal (als persönliches Fürwort) zwischen Hilfsverb und Partizip, das andere Mal (als Substantiv) hinter dem ganzen Verb steht. Diese verschiedene Stellung erklärt sich natürlich ebenfalls aus dem Ton. Das substantivische Subjekt kann nicht zwischen Hilfsverb und Verb treten, es würde sonst den eng zusammenhängenden Begriff auseinanderreissen, den das Verb mit seinem Hilfsverb bildet; bei dem kurzen tonlosen Pronomen besteht diese Gefahr nicht. Hierauf besonders hinzuweisen, scheint mir aber zunächst nicht erforderlich; die Schüler werden diese verschiedene Stellung des Subjekts ganz gefühlsmässig richtig anwenden. Eine zu grosse Aengstlichkeit ist weder notwendig noch zweckmässig; wo der Schüler instinktiv etwas richtig macht, können unter Umständen Erklärungen verwirren; auch hier gilt der Spruch „Jugend will gewagt werden". Ergibt sich wider Erwarten in der Praxis ein Fehler oder fällt einmal einem Schüler von selbst die Konstruktionsverschiedenheit auf, dann ist es noch früh genug, die Erklärung zu bringen, ohne jedoch diese Konstruktion zu etwas Besonderem zu stempeln.

Als Ausnahme zu den mit Fragewort eingeleiteten Fragen wird in den Schulgrammatiken die mit pourquoi eingeleitete erwähnt, wonach die Inversion unzulässig ist und nur die absolute Fragekonstruktion gebraucht werden kann.[2]) Die Notwendigkeit dieser Konstruktion ist begründet durch den französischen Satzton, denn in den Fragen mit „warum?" frage ich stets nach einer Tätigkeit, einem Verb, dieses muss also an die betonte Stelle, d. h. ans Ende treten; bei der Inversion jedoch würde das Subjekt hinter das Verb an die betonte Stelle kommen. Frage ich „warum sagt dein Bruder es nicht?" so kann das nur heissen "pourquoi ton frère ne le dit-il pas?", denn jetzt steht das Verb "dit" an der Tonstelle, während in "pourquoi ne le dit pas ton frère?" das Subjekt "ton frère" betont sein

[1]) Eine andere sehr gebräuchliche Art der Wiedergabe dieses Satzes mit appositiver Nachstellung des Subjekts ist "à qui appartient-elle donc, cette maison dans laquelle vous demeurez?".

[2]) Plattner hält nach pourquoi die einfache Inversion nur gewöhnlich für unerlaubt und zitiert (*Gram.* § 227) folgende Sätze "pourquoi était heureux le royaume de Juda?" (Mougenot); und "pourquoi ne se perfectionnerait pas la société générale?" (Volney).

würde. Die deutschen Fragen „worüber beklagt sich dein Bruder?“ (de quoi se plaint ton frère) und „weshalb beklagt sich dein Bruder?“ sind nicht ganz gleichartig; in der ersten liegt der Ton auf dem Fragewort „worüber?“, in der zweiten wird nach dem Grund der Tätigkeit gefragt: pourquoi ton frère se plaint-il? und es ist etwa zu ergänzen: il n'en n'a pas le droit, puisqu'il a causé lui-même son malheur. Otto sagt: „man vergleiche où est la craie? mit den Ausdrucksweisen, die mit pourquoi eingeleitet sind; warum ist die Kreide . . . erfordert immer eine Ergänzung!“

Da die absolute Fragestellung nach pourquoi infolge des Satztones bedingt ist, fragt es sich, ob man den Schüler als besondere Regel lernen lassen soll, dass diese Konstruktion nach pourquoi immer angewandt werden muss. Anderseits sind die Fragen mit pourquoi so zahlreich und wichtig, dass man die Berechtigung, sie hervorzuheben, nicht verkennen kann. Da nun aber alles, was dem Schüler als Besonderes dargeboten wird, leicht eine Fehlerquelle für ihn bleibt, solange man es ihm nicht irgendwie näherbringt, so wird es gerade in diesem Falle wichtig sein, nicht nur auf den äusseren Unterschied der Konstruktion bei Fragen, die mit pourquoi eingeleitet sind, und solchen, die zum Beispiel mit de quoi eingeleitet sind, hinzuweisen, sondern ihm auch eine innere Erklärung zu bringen. Denn die reine Aeusserlichkeit, dass "pourquoi" in einem Wort zusammengeschrieben wird, während in "de quoi" der Charakter des mit einer Präposition verbundenen Fragefürwortes klarer erkenntlich ist, erscheint auch dem Schüler nicht als Grund für verschiedene Konstruktion. Wohl aber kann die Zusammenschreibung pourquoi als psychologischer Hinweis dienen, der den Schülern Erleichterung bringt. Wenn pourquoi in einem Wort geschrieben wird, so erhellt daraus, dass es nicht mehr als präpositionale Verbindung empfunden wird, sondern durch den häufigen Gebrauch zu einem Frageadverb verblichen ist (vergl. „für was?“ — „wofür?“ — „wozu?“ — „weshalb?“). So führt Ploetz das Beispiel "à quoi se rapportent vos citations?" unter Fragesätzen auf, die mit einem deklinierten Fragefürwort eingeleitet sind, und das Beispiel "pourquoi la gare n'est-elle pas libre?" unter solchen, die mit einem Frageadverb eingeleitet sind. Wie kommt es aber, dass Fragen mit pourquoi soviel abgenutzter sind als solche mit quoi abhängig von einer anderen Präposition? Weil tatsächlich im Menschenleben die Fragen mit „warum“, die Fragen nach dem Grunde, die häufigsten und wichtigsten sind. Schon das Kind fragt, sobald es überhaupt Beziehungen zwischen seinen Vorstellungen zu knüpfen anfängt, dauernd „warum?“; der Forschergeist nach Ursache und Wirkung wurzelt tief in der menschlichen Natur; so kann die Frage nach dem Grunde geradezu als die Frage κατ' ἐξοχήν bezeichnet werden. Ist dem Schüler dies einmal klar gemacht, so wird er leichter einen gedächtnismässigen Zusammenhang von pourquoi und der absoluten Fragekonstruktion als der

dem Französischen eigentümlichen, besonderen Fragekonstruktion herstellen. Wenn dieser psychologische Hinweis auch nicht den Anspruch einer grammatischen Erklärung erheben kann, so erleichtert er doch das Behalten der Vorschrift über die Konstruktion bei pourquoi und leistet so im Unterricht gute Dienste.

Es bleibt noch ein Fall zu behandeln, nämlich der Fragesatz mit substantivischem Subjekt, wenn er kein Fragewort verwendet. Aus dem, was die Schüler über den steigenden dynamischen Akzent im Französischen bereits wissen müssen, ergibt sich ohne weiteres, dass hier stets die pleonastische Wortfolge gebraucht werden muss: ton frère viendra-t-il? — In der Frage „wirst du kommen?“ liegt der Ton zweifellos auf dem Verb; trotzdem kann das persönliche Fürwort hinter ihm stehen (viendras-tu?), es wird den Ton nicht von dem Verbum fort auf sich hin ziehen. Wenn es betont sein sollte, müsste ja auch die volle Form stehen und wir mit Verdoppelung des Subjekts fragen "viendras-tu, toi?" Bei einem Hauptwort als Subjekt liegt der Fall aber anders, es könnte nicht hinter dem Verb stehen, ohne den mit dem Satzende verknüpften Ton auf sich zu ziehen. In der Frage „wird dein Bruder kommen?“ liegt der Ton auf k o m m e n, dies muss also am Ende stehen und duldet hinter sich höchstens ein tonloses persönliches Fürwort. Durch ein solches (il) muss aber das Subjekt ton frère hinter dem Verb wiederholt werden, damit der Satz überhaupt als Frage kenntlich wird.

Wenn in demselben Satz „wird dein Bruder kommen?“ der Ton auf das Subjekt gelegt werden soll: „wird dein B r u d e r kommen?“ so kann der Franzose dieses nicht wie der Deutsche durch die blosse Betonung ausdrücken. Durch die pleonastische Wortstellung lässt sich der Satz nicht wiedergeben, weil in ihr das Verb den Ton haben würde; die einfache Inversion können wir auch nicht verwenden, denn wir sahen, dass wir diese nur in vier bestimmten Fällen gebrauchen dürfen. Es bleibt also nichts übrig, als zu einer anderen Konstruktion zu greifen. Als solche dient die Umschreibung mit est-ce que (qui): est-ce ton frère qui viendra?. Ebenso est-ce ton père qui est arrivé?, im Gegensatz zu der früher gebildeten Frage ton père est-il arrivé?

Es bleibt nun die Aufgabe, von einfachen Subjekt-Prädikatsätzen wie ton frère viendra-t-il?, die durch alle Zeiten geübt sind, überzuleiten zu Sätzen, die ausser Subjekt und Prädikat noch andere Satzteile enthalten und zwar derart, dass diese Satzteile (Objekte oder adverbiale Ausdrücke) selber Fragewort oder mit einem Fragewort verbunden sind. Am besten lässt man ohne theoretische Erörterungen an Stelle der bisher geübten einfachen Subjekt-Prädikatsätze zunächst Sätze bilden wie "ton frère viendra-t-il ce soir?" — "ton ami est-il dans la classe?" Wenn eine Reihe solcher Fragen von den Schülern durch Induktion (im Sinne Ottos) gebildet sind, folgen wieder ohne theoretische Erörterung Sätze mit transitivem Verb, erst

ohne, dann mit Akkusativ-Objekt: "ton frère a-t-il lu?" — "ton frère a-t-il lu la lettre?" Dann ist nur noch ein Schritt zum Ziel, allerdings der schwerste, bei dem es ohne erklärende Hilfe des Lehrers nicht geht.

Haben wir den Satz „welchen Brief hat dein Bruder gelesen?" so ist dem Schüler selbstverständlich, dass das Fragewort an den Anfang des Satzes gehört.[1]) Also "quelle lettre" kommt an den Anfang; dann bleibt die Frage „hat dein Bruder gelesen?" deren französische Wiedergabe durch "ton frère a-t-il lu(e)?" ja bekannt ist. Auf die Veränderung des Partizips muss natürlich hingewiesen werden. Man lasse eine Reihe ähnlicher Sätze so konstruieren: „welches Heer hat der Feldherr besiegt?" erst Fragewort quelle armée, dann die Frage in pleonastischer Wortstellung: le général a-t-il vaincue? Jetzt wird auch der Unterschied der beiden Sätze "qui a vaincu Napoléon?" und "qui Napoléon a-t-il vaincu?" verstanden sein. Dann aber können auch Sätze gebildet werden, in denen qui nicht Akkusativ-Objekt ist, sondern von einer Präposition abhängt: „wem hat dein Bruder das Buch gegeben?" — "à qui ton frère a-t-il donné le livre?" — „Von wem hat dein Bruder sich das Buch besorgt? "De qui ton frère s'est-il procuré le livre?" Und nun das allerletzte: „wessen Buch hat dein Bruder sich verschafft?" Zunächst gelangen die Schüler nicht unmittelbar, sondern auf einer „Hilfsbahn" zum Ziel, die erst durch das „Ausüben" (wie Otto es nennt) allmählich ausgeschaltet wird. „Wessen" ist Genetiv, der französisch durch die Präposition de gebildet wird, de qui entsprechend deutsch „von wem"; ersetzen wir „wessen" durch „von wem", so besteht keine Schwierigkeit mehr zur richtigen Bildung "de qui ton frère s'est-il procuré le livre?" Ebenso kommt in der Frage „in welcher Schlacht hat Hindenburg die Russen besiegt?" zuerst der mit dem Fragewort verbundene Satzteil (die adverbiale Bestimmung) dans quelle bataille, und es folgt die durch Uebung bekannte Frage „hat Hindenburg die Russen besiegt?" Hindenburg a-t-il vaincu les Russes?"

Aus allem Besprochenen ergibt sich folgende Regel für den Gebrauch der absoluten Fragekonstruktion:

Im französischen Fragesatz muss die absolute Fragekonstruktion eintreten:

1. in Fragen mit substantivischem Subjekt, die kein Fragewort enthalten;
2. in allen Fragen, die mit pourquoi eingeleitet sind;

[1]) Hier erweist es sich, wie wichtig es für den Lehrer ist, seine Fragen im Unterricht korrekt zu bilden. Denn es leuchtet ein, dass für Schüler, die dauernd unkorrekte Fragen mit dem Fragewort in der Mitte oder am Ende hören, schliesslich Zweifel und Schwierigkeiten über die Stellung des Frageworts entstehen können.

3. in den mit einem anderen Fragewort, ausser que, eingeleiteten Fragen mit substantivischem Subjekt, wenn sie eine eng mit dem Verb verbundene Ergänzung haben; ohne solche Ergänzung wechselt sie ab mit der einfachen Inversion, je nachdem der Ton mehr auf dem Verb oder auf dem Substantiv liegt.

Zugleich haben wir hiermit die einschränkenden Bedingungen für die Gültigkeit der früher aufgestellten vierten Regel über die Uebereinstimmung zwischen Deutsch und Französisch und können auch jene Regel endgültig formulieren:

Uebereinstimmung der Wortstellung im Deutschen und im französischen Fragesatz:

Sie tritt ein:

1. wenn das Subjekt ein persönliches Fürwort, bzw. ce oder on ist;
2. wenn die Frage mit que eingeleitet ist;
3. wenn ein Fragesatz als Subjekt dient;
4. in mit einem Fragewort eingeleiteten kurzen Fragen mit substantivischem Subjekt, falls der Ton auf dem Subjekt liegt und der Satz keine eng mit dem Verb verbundene Ergänzung hat; sonst steht in solchen Sätzen die pleonastische Wortstellung.

III. Umwandlung der Frage in einen Aussagesatz.

Oft wird die pleonastische Wortstellung als unbequem und schwerfällig empfunden, z. B. in dem vorhin gebildeten Satze "dans quelle bataille Hindenburg a-t-il vaincu les Russes?" oder gar "dans quel musée ton frère a-t-il vu ce tableau qui lui plaisait tant?" Hier setzt das neben dem Drang nach Klarheit und Bequemlichkeit herrschende dritte Sprachstreben ein, der Drang nach Wohllaut. In solchen Fällen zieht der Franzose die bereits erwähnte Umschreibung mit est-ce que vor, bei welcher „der Begriff der Frage durch das Sätzchen est-ce seine Erledigung gefunden hat, und der eigentliche Inhalt dessen, wonach gefragt werden sollte, in einem reinen Aussagesatz seinen Ausdruck findet“ (Strohmeyer). Hierbei ist auf das Abwechseln der Relativpromina qui (Nom.) und que (Akk.) mit der Konjunktion que (dass) hinzuweisen. Die Anknüpfung an die Muttersprache erleichtert dies. Wenn man die bei Ploetz angeführten Beispiele zu den Fragesätzen umschreibt, so ergibt sich:

Qui détruisit Magdebourg? Wer zerstörte Magdeburg?
Qui est-ce qui détruisit Magdebourg? Wer ist es, der Magdeburg zerstörte?
Quelle nation a vaincu ce roi? Welches Volk hat diesen König besiegt?
Quelle nation est-ce qui a vaincu le roi? Welches Volk ist es, das diesen König besiegt hat?

In beiden Sätzen ist im Fragesatz das Fragewort Subjekt und im Relativsatz das Relativpronomen, folglich stehen alle Pronomina im Nominativ:

Qui avez-vous vu? Wen habt Ihr gesehen?
Qui est-ce que vous avez vu? Wer ist es, den Ihr gesehen habt?

Hier ist das Fragewort, das im einfachen Fragesatz Objekt war, durch die Umschreibung zum Subjekt geworden, und das Relativpronomen hat die Funktion des Objekts übernommen, steht also im Akkusativ· que.

In diesen Fällen hatten wir das Fragewort bezogen auf eine Person; bezogen auf eine Sache (was?) können wir, wie die Schüler bereits vom vokabelmässigen Lernen der Fragefürwörter wissen, nur den Akkusativ que? bilden und müssen im Nominativ immer die Umschreibung qu'est-ce qui? verwenden. „Was hat sich zugetragen?" heisst "qu'est-ce qui s'est passé?" also „was ist es, das sich zugetragen hat?; das Relativpronomen ist wieder Subjekt, also Nominativ, der in allen drei Geschlechtern qui heisst.[1]) Und der Akkusativ dazu wird regelrecht gebildet "qu'est-ce que vous voulez?" neben dem einfachen "que voulez vous?"

In vier Fällen haben wir Umschreibung durch den Fragesatz est-ce und einen Relativsatz; nämlich in den vier Fällen, wo das Relativpronomen Subjekt oder Objekt ist. In allen anderen Fällen wird die Umschreibung gebildet mit der Frage est-ce und der Konjunktion que. Der Satz "comment ton frère supporte-t-il son malheur?" kann ausgedrückt werden durch den Fragesatz "comment est-ce" und den konjunktionalen Aussagesatz "que ton frère supporte son malheur?" Ist die reine Frage eingeleitet durch ein Fragepronomen in Abhängigkeit von einer Präposition, so bleibt diese auch bei der Umschreibung beim Fragepronomen:

Von wem sprichst du? De qui parles-tu?
Von wem ist es, dass du sprichst? De qui est-ce que tu parles?
à qui l'as-tu donné? wird umschrieben durch à qui est-ce que tu l'as donné?

Wann die Umschreibung mit est-ce que gebraucht wird, darüber entscheidet grossenteils das Ohr, das Sprachgefühl, und eine gewisse Sicherheit der Verwendung an richtiger Stelle wird sich erst in den Oberklassen herausbilden. Aber e i n e Art ihrer Verwendung muss schon auf der Unterstufe herangezogen werden, das

---

[1]) Die in der Umgangssprache gebräuchliche pleonastische Fragestellung que se passe-t-il là-bas? — que s'est-il passé? gehört nicht in den Klassenunterricht. Strohmeyer gibt die Erklärung, warum que? was? nur bei anderem grammatischen Subjekt auftritt. Da que „die Funktionen von lateinisch quid, quod, quam, ut und vereinzelt von vielen anderen Partikeln" vertritt, würden sonst viele Unklarheiten entstehen. „Beim relativen Akkusativ que war die Gefahr eines Missverständnisses nicht gross, da das vorhergehende Beziehungswort seinen Charakter schon deutete." Ebenso ist in que veux-tu? durch die Subjektform tu ein Missverständnis ausgeschlossen. — Ein Rest alter Ausdrucksweise ist "que vous en semble?"

ist die Umschreibung der 1. Person Sing. in der Frageform: est-ce que j'aime? est-ce que je dors? — Die einsilbigen Formen dors-je? cours-je? würden sehr unschön klingen, und in der -er-Konjugation würde die den übrigen Personen analoge Bildung die Frageformen donne-je? aime-je? ergeben, die ebenfalls für das Ohr einsilbig wären. Es kommt hinzu, dass zwei aufeinanderfolgende Silben als Vokal das dumpfe e enthalten würden, was der Franzose stets vermeidet. Durch Nüancierung des Lautes, in der Schrift angedeutet durch den Akzent, behebt das Französische diese Schwierigkeit und bildet aimé-je? eussé-je? Nun sind Fragen in der Ichperson im praktischen Leben äusserst selten ausser in Verbindung mit modalen Hilfsverben „kann ich kommen?“ Deshalb liesse sich die Frage aufwerfen, ob der Schüler die Formen aimé-je?, eussé-je? und ebenso die einsilbigen dors-je?, cours-je? überhaupt lernen soll. Strohmeyer erwähnt sie nur in der Anmerkung und fügt gleich hinzu, dass sie meist umschrieben werden mit "est-ce que je dors". Man kann dagegen Wert auf ein vollständiges Paradigma legen: donné-je, donnes-tu, donne-t-il usw. Immerhin braucht das Paradigma aber nicht durchaus harmonisch aufgebaut zu sein, man könnte für die 1. Person die Umschreibung einsetzen:[1]) est-ce que je donne, donnes-tu, donne-t-il usw. Anderseits zieht sich diese Umschreibung der 1. Person Sing. nicht durch die ganze französische Konjugation hindurch, sondern beschränkt sich auf die Verba auf auf -er und die einsilbigen Formen. Da die Verba auf -er die ersten sind, die der Schüler lernt, würde ich ihn aimé-je, aimes-tu, aime-t-il konjugieren lassen und ihm beiläufig sagen, dass diese unschöne Form meistens mit est-ce que j'aime umschrieben wird. Aber ich würde diese Umschreibung in Sexta noch nicht als Regel lernen lassen, um den kleinen Schüler nicht gleich mit zuviel zu Beachtendem zu beschweren, zumal die Fragen in der Ichperson praktisch nicht bedeutend sind; auch würde ich sie deshalb in diesen ersten Uebungen nur selten verwenden. Anders wird es in der Quarta bei der methodischen Durch-

[1]) Dass ein Paradigma nicht immer harmonisch aufgebaut ist, lernt der Schüler im Englischen, wo das Futurum ihm gleich drei solche bietet:

ich will nehmen:	ich werde nehmen:	ich soll nehmen:
I will take	I shall take	I am to take
you mean to take	you will take	you shall take
he means to take	he will take	he shall take
we will take	we shall take	we are to take
you mean to take	you will take	you shall take
they mean to take	they will take	they shall take

In der 2. Pers. findet sogar noch innerhalb des einzelnen Paradigmas ein Wechsel der Hilfsverba statt:

you mean to take, aber will you take?	you will take, aber shall you take?	you shall take, aber are you to take?

nahme der „unregelmässigen“ Verben. Hier muss der Schüler lernen, dass infolge des Dranges nach ästhetischer Sprachveredlung einsilbige Formen wie dors-je? nicht gebraucht werden, sondern umschrieben werden müssen. Hier würde ich auch das Paradigma mit den umschriebenen Formen in der 1. Person lernen lassen.

Bei dem einsilbigen je peux lernt der Schüler die Nebenform je puis, die in der Frage ausschliesslich gebraucht wird: puis-je? Dass sich puis-je? und dois-je? als einzige einsilbige halten, ist psychologisch leicht zu erklären. Die Fragen „kann ich?“, „darf ich?“ sind weitaus die häufigsten und wichtigsten Fragen in der Ichperson, deshalb ist ihre kurze Form recht bequem. Ausserdem ist der Grundsatz der Sprachveredlung in diesen beiden Formen auch nicht notwendig, da sie infolge der steigenden Diphthonge — oi und ui — einen wohltönenden vollen Laut enthalten.

Am gebräuchlichsten ist die Umschreibung in Fragesätzen mit substantivischem Subjekt und einleitendem Fragewort. In dem Satz “quelle armée le général a-t-il vaincue?” stehen zwei, ihrer Form nach nicht verschiedene Substantive nebeneinander; das empfindet der Franzose als nicht wohllautend und sagt lieber “quelle armée est-ce que le général a vaincue?” Statt “comment cet accident s’est-il passé?” heisst es besser “comment est-ce que cet accident s’est passé?” Durch diese Stellung wird das Fragewort noch hervorgehoben und die Frage gewinnt an Klarheit. Dass der General irgend ein Heer besiegt hat, ist bekannt; aber „welches Heer?“ frage ich jetzt mit betonter Voranstellung, und ebenso nach dem „wie?“, dem Verlauf des Unglücks, durch, Hervorhebung des comment durch est-ce que. — Dies alles sind aber schon Feinheiten, die ins Gebiet der Stilistik fallen und höchstens in den obersten Klassen, und auch da nur gelegentlich, erwähnt werden dürfen. Da die Verwendung von est-ce que vom Sprachgefühl abhängig ist, wird sich auch bisweilen bei verschiedenen Personen eine verschiedene Auffassung einstellen. Zu lernen ist folgendes: das Subjekt „was?“ muss immer durch qu’est-ce qui umschrieben werden; die Umschreibung durch est-ce que oder durch est-ce mit Relativpronomen in den besprochenen Fällen ist bedingt durch den Wohllaut, deshalb vor allem zu verwenden in der 1. Pers. Sing. Präsens der Verba auf -er und der einsilbigen Verbformen ausser puis-je und dois-je.

Praktisch wird der Lehrer besonders im Anfangsunterricht die umschreibende Frage viel verwerten, um die Schüler zum Sprechen zu bringen und ihnen den Wortschatz einzuprägen. So deutet er bei der Einübung der Vokabeln auf einen Gegenstand und fragt “qu’est-ce que c’est que cela?” mit “c’est” folgt dann die gewünschte Vokabel. Die Durcharbeitung von Strohmeyers Uebungsstück “la classe” (III. Lekt.) würde also etwa folgendermassen vor sich gehen: der Satz “nous ouvrons les fenêtres” wird von dem Lehrer vorgesprochen und von den Schülern einzeln und im Chor wieder-

holt, vielleicht auch übersetzt. Dann fragt der Lehrer "qu'est-ce que nous ouvrons?" Ebenso im zweiten Satz "vous fermez la porte" — "qu'est-ce que vous fermez?" Abgesehen von der wegen ihres unschönen Klanges unmöglichen Frage "qu'ouvrons-nous?" wird der Lehrer auch die Frage "que fermez-vous?" praktisch zunächst durch die Umschreibung ersetzen,[1]) weil es ja doch vorläufig darauf ankommt, immer wieder auf die wichtige Wortfolge Subjekt-Prädikat-Objekt, auf den steigenden Akzent darin, das enge Zusammensprechen und Herüberziehen, kurz soviel wichtiges Neues zu achten, dass man besser zunächst nicht auch noch die Fragestellung hinzufügt. Das geringe Sprachwissen auf dieser Stufe soll nicht überladen werden mit Dingen, die zunächst überflüssig sind. Die Umschreibung mit est-ce que hat nun den Vorteil, dass in ihr alle Sätze gleichartig behandelt werden, dass jeder durch die Vorausnahme der Frage mit est-ce in gerader Wortfolge angeküpft ist, d. h. in der Form gelassen wird, die er als Aussagesatz hat und die dem Schüler infolge der immer wiederholten sprachlichen Einprägung geläufig ist.

Wegen ihrer Bequemlichkeit sind Formeln mit est-ce que im französischen Volke sehr beliebt: où est-ce que tu vas?; jedoch soll man sich in guter Sprache vor ihrer Verallgemeinerung hüten. Es würde z. B. gänzlich unfranzösich sein, wollte der Lehrer, nur um die Schüler zum Sprechen zu bringen, jeden Satz fragend wiederholen mit der Eingangsformel n'est-ce pas que (le roi d'Italie a visité le Port de Kiel)? Es gilt vielmehr, die Schüler daran zu gewöhnen, dass sie zuerst immer versuchen, eine wirkliche Fragekonstruktion zu bilden. Erst wenn dabei eine Unklarheit oder unschöne Form entstehen würde, dürfen sie zu der Umschreibung greifen; diese ist ja doch im Grunde nur ein Ersatz, eine Umgehung der Frage und ihre Verwandlung in einen reinen Aussagesatz.

IV. Die reine Aussage als Frage.

Besonders in der Umgangssprache findet sich oft nicht die Umwandlung einer Frage in eine Aussage, sondern unmittelbar der Gebrauch des reinen Aussagesatzes als Frage, gekennzeichnet nur durch den Ton. Das Deutsche gebraucht dabei gern das Wort „Also", „du hast sie also nicht getroffen?" Auch diese Konstruktion, die gewöhnlich mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Frage verbunden ist, bildet des Französische genau entsprechend; an Stelle des deutschen „also" braucht man dabei "donc": "tu ne les a donc pas rencontrés?"

---

[1]) Auch grammatisch wäre die Frage que fermez-vous? nicht ganz korrekt, denn in ihr würde das Verb den Satzton tragen, den ein unbetontes Wort wie que, womöglich gar apostrophiert, nicht übernehmen kann. Die Frage heisst aber nicht: „was schliesst ihr?", sondern „was schliesst ihr?", und diese Betonung des Frageworts wird eben ausgedrückt durch die Umschreibung "qu'est-ce que vous fermez?"

Die häufigste derartige Frage gehört der familiären Umgangssprache an: “vous y êtes?” — „Ihr seid soweit?“ Strohmeyer handelt ausführlich von derartigen Fragen und sieht ihr Wesen in ihrer Geschlossenheit, d. h. es wird nicht nach einem Wort oder einem Teil des Satzes gefragt, sondern die Gültigkeit der ganzen Aussage „in ununterbrochener Geschlossenheit soll in Frage gestellt werden: die Aussage „dein Bruder will abreisen“, soll die gelten oder nicht?“ Diesem “ton frère va donc partir” steht gegenüber “ton frère va-t-il partir?”, worin sich die Frage nicht auf den ganzen Satzinhalt erstreckt, sondern hinsichtlich des Bruders die Frage gestellt wird, ob er abreisen wird.

Bei dem Gebrauch des Aussagesatzes als Frage handelt es sich meistens um sogenannte rhetorische Fragen, d. h. Fragen, deren Antwort bereits nahegelegt ist (tu ne viendras-donc pas? — nein? —, tu vas donc être précis? — ja!—), oder um Fragen der Verwunderung (ton frère viendra? ist es wirklich wahr, dass dein Bruder kommt?), jedenfalls um Fragen in einem gewissen Affekt. Ihre Anführung in einer Schulgrammatik halte ich nicht für nötig. Wenn man bei der Lektüre auf einen derartigen Fall stösst, genügt es meiner Ansicht nach, ihn kurz zu besprechen, da diese Konstruktion keinerlei Schwierigkeit des Verständnisses enthält und genau dem deutschen Gebrauche entspricht.

Berlin. H. Wunderlich.

Der Humor Daudets und Gottfried Kellers, betrachtet an *Tartarin de Tarascon* und den *Leuten von Seldwyla* (Schluss von S. 295).

Es wird von manchen behauptet (z. B. Lindemann, F. v. Hartmann), zum Humor gehöre Rührung und Tragik. Ich habe den Begriff weiter gefasst und die Ausdrucksmittel dem Dichter überlassen. Eine Rührung, wie wir sie bei Jean Paul, Raabe, Dickens gewöhnt sind, finden wir weder in *T* noch in den *Leuten v. Seldw.* Die Rührung, die das Volk und Tartarin bei dessen Abfahrt zeigen, die der Seekranke hervorruft u. ä. ist vom Dichter komisch gemeint. Doch ist auch ein wenig Ernst dabei. Tartarin und die Kleinstädter sind empfindsam. Des Helden Sehnsucht nach der Heimat, seine Neigung für Freunde und Tiere ist echt. Das Beides und seine Gutmütigkeit und Vertrauensseligkeit nötigen uns wenigstens ein mitleidiges Lächeln ab. Die Tragik fehlt ganz; es gibt nur tragi-komische Züge. So wenn Tartarin das Geld gestohlen wird, als er auf den blinden Löwen schiesst, so dass er in die grösste Verlegenheit kommt. Diese Art hat für die obige Theorie nichts zu sagen. Was mir aber wichtig erscheint, ist der Ernst der Ideen, der hinter den lustigen Episoden steht und bisweilen hervortritt. Es kommt dabei viel auf den Leser an, was er mehr auf sich wirken lässt, die Ideen oder ihr Gewand.

Bei Keller findet man etwas Rührung in den *Missbrauchten Liebesbriefen* (Lehrer Wilhelm, mit wenig komischen Zügen); Rührung und Tragik in *Romeo und Julia* (Vrenchen zeigt etwas Humor), wo der schwarze Geiger auch den in den *K* vollendet dargestellten grotesken Humor zeigt. Der Schluss der *K* schafft eine Atmosphäre von Mitleid; Mitleid fast weniger mit den Kammachern als mit den schwächsten der menschlichen Schwächen. Man muss nicht immer nur von dem Humor der dargestellten Personen auf den des Dichters schliessen wollen, sondern ihn aus dem ganzen Geist der Dichtung herauszulesen suchen.

Dazu ist zunächst eine genaue Kenntnis der Mittel der Komik nötig und das Wie ihrer Anwendung. Die Personen stehen im Mittelpunkt. Wie wird an ihnen die Komik entwickelt? Daudet führt in scharf logischer Weise (echt französisch!) den komischen Gegensatz am Aussehen des Helden durch. Seine Gestalt, seine Kleidung, seine Gesten, alles zeigt den Esel mit dem Löwenfell. Die Doppelveranlagung des Besitzers lassen auch die Waffen, Jagdbücher, die kleinen ausländischen Pflanzen, die Rentnervilla und die ausgesuchten Lebensmittel erkennen. Man denke ferner an das Schutzzelt und die Pemmican-Tabletten, die versagen wie ihr Eigentümer. Ueber die meisten seiner langen Reden und phantastischen Erzählungen wird nur berichtet. — Viele kleine Handlungen Tartarins sind zu selbständigen Bildchen, zur Situationskomik ausgesponnen. Ausser der Gesangsszene sind es Abbilder der Hauptaktion, z. B. Tartarin auf dem Sprunge auf „ils“, die Seekrankheitsstadien, die Ausschiffung, die Verteidigung gegen „la famelle“ usw.

Tartarin sieht man leibhaftig vor sich, und die Situationen sind von vielen Malern festgehalten worden. Von den *Leuten v. S.* kenne ich nur eine Illustration (von A. Cossmann, Wien 1915). Selten hat Keller das Aeussere seiner Personen beschrieben und zur Entwicklung der Komik benutzt. Die Kammacher sind dürr wie Bleistifte; Züs hat dünne rötliche Haare und wasserblaue Augen. Das ist so ziemlich alles. Das Aeussere von Pineiss und der schönen Lydia kennen wir nicht. Der Anzug Strapinskis wird beschrieben, weil darauf die Erzählung ruht. Der zurückverwandelten alten Beghine (*Spiegel*) und dem lieblichen Vrenchen widmet Keller einige Worte. Und er ist Maler! Daudets Komik dieser Art ist mehr nach aussen gewendet, wirkt mehr ornamental; Kellers Komik ist mehr psychologisch, wirkt sachlicher. Er wird ausführlich bei den Dingen, die von dem Willen und dem Geschmack der Personen abhängen und beides kennzeichnen.

Wenn wir z. B. hören, dass Züs Bünzlin eine Nuss besass, „worin eine kleine Mutter Gottes hinter Glas lag, wenn man sie öffnete, ein silbernes Herz, worin ein Riechschwämmchen steckte,“ so steht die ehrbare Züs auch leibhaftig vor uns — in ihrer Gesinnung. Bisweilen sind Gesten und Bewegungen angeführt. Sie wirken

nicht schwankhaft bühnenmässig auf das Auge (Daudet), sondern kennzeichnen einen neuen Wesenszug der Person. So wenn z. B. Jobst seine Wäsche „auf der flachen Hand mit elegantem Gesellenschritt vor sich her nach Hause“ trägt.

Wichtiger sind aus diesem Grunde die Reden und die Handlungen seiner Helden. Um den vollen Menschen zu zeigen, reiht er ohne zu verweilen die einzelnen Tätigkeiten komisch glossierend und psychologisch erläuternd aneinander. Man denke an die Sonntagsbeschäftigungen Jobstens. Als Beispiel für die charakterisierenden Reden mögen die Gespräche Züs Bünzlins mit den drei Kammachern dienen. Die Reden führt Keller im Gegensatz zu Daudet meist wörtlich an. — Bei dem Erzählungsfluss seiner Novellen ist die Situationskomik seltener als bei Daudet. Sie ist aber drastischer und bedeutet immer einen Höhepunkt für Handlung oder Charaktere. Die komischen Situationen z. B., in denen sich Strapinski befindet, sind Stufen der Handlung, die letzte bringt die Katastrophe. Wie feiner, nur andeutender Komik Keller fähig ist, zeigt die Eingangssituation von *Romeo und Julia auf dem Dorfe*: das Pflügen der Bauern.

Den grossen Mitteln, Komik zu erzeugen, entsprechen bei Daudet vollständig die kleinen. Am häufigsten ist daher der Gegensatz angewendet. Er wirkt echt französisch klar, einfach, schlagend. Der „baobab (arbre géant, arbos gigantea)“ ist in einen Resedatopf gepflanzt usw. — Den Abweichungen von der Wirklichkeit entspricht die Uebertreibung im Ausdruck: „le gibier manque absolument“; es gibt nicht zwei Gärten in Europa wie den Tartarins usw. — Die sogenannten Ueberraschungen sind für den Leser genugsam vorbereitet: z. B. das Erscheinen der Tarasconeser statt der „ils“.

Diese kleinen komischen Mittel, die der Anlage des Werkes entsprechen und dadurch das Ganze als ein fein durchgearbeitetes Kabinettsstück erscheinen lassen, sind bei Keller nicht so planmässig angewendet. Die kleinen, lächerlich wirkenden Gegensätze fehlen ganz. Uebertreibungen in den Einzelheiten finden sich fast nur in *Kleider machen Leute*. Sie geben neben den zahlreichen Zufällen dieser Novelle etwas Willkürliches und Lustspielartiges.

Wichtiger als diese mehr technischen Mittel ist der Geist, in welchem die komischen Seiten der Personen und Vorgänge behandelt sind. Vorherrschend bei *T* ist die Ironie. Sie wird hier selten beissend, sondern bleibt meist beim gutmütigen Lächeln. Gleich der Anfang der Erzählung ist charakteristisch. Es gibt feine Verschiedenheiten in Daudets Ironie, die oft nur gewisse Seiten des Vorganges ins Lächerliche zieht. Die Grenze ist dabei häufig verwischt. So soll z. B. einerseits die Sonne des Südens tatsächlich als Entschuldigung für die Aufschneidereien des Helden gelten, anderseits ist es ein ironischer Ausdruck. Der Leser soll aber in jedem Falle an die Idee der Satire denken und den Mut der übertreibenden Südfranzosen in Zweifel ziehen. So ist auch die Inkonsequenz zu verstehen:

teils ironisches, teils direktes Absprechen der betreffenden Eigenschaften; teils ihr Vorhandensein bejahen, teils es verneinen. Die Unklarheit der Erzählung in dieser Hinsicht mildert die Satire. Allerdings ist der Franzose empfindlicher gegen das Lächerliche als wir. Daher die Empörung von Daudets Landsleuten.

Der Spott schaut ständig hinter der Ironie hervor, bisweilen tritt er selbst hervor. So wenn gesagt wird, dass Tartarins „Sahara Gemüse hatte". Er ist gutmütig wie diese, ohne geradezu warmherzig genannt werden zu können. Dazu fehlen ausgeprägt sympathische Züge des Helden und die herzliche Teilnahme an der fernliegenden Handlung.

Als Satire sind natürlich auch die *K, Spiegel* und *Kleider m. L.* voll von Ironie und Spott. In den *K* kommt nie ein Zweifel auf, wie das Lob gemeint ist. Der Deutsche ist darin meist grob-deutlich, im Gegensatz zum Franzosen. Auch wenn nur ein Teil der Eigenschaft ins Lächerliche gezogen wird, z. B. die übertriebene Dienstfertigkeit des Wirtes gegenüber Strapinski, so ist augenscheinlich, was richtig und was verkehrt an dem Verhalten ist. Bei Daudet ist die objektive Darstellung der Charaktere und Handlungen nicht eindeutig bestimmt, bei Keller ist es bisweilen seine subjektive Stellungnahme, seine letzten Gedanken über die erzählten Dinge. Der Geist, in dem er schreibt, ist oft nicht leicht zu erfassen — im Gegensatz zu Daudet. Hier der dunkle Deutsche (vgl. auch *Spiegel!*); da der rationale Franzose. So ist es möglich, dass man sich streitet, ob *Kleider m. L.* eine ernsthafte oder nur schwankhafte Erzählung wäre. Oder etwas noch Grundlegenderes: Bächthold meint: „Es mangelt ihm (Keller) das tiefe Wohlwollen." Köster nennt dagegen als einen seiner wesentlichen Charakterzüge „die Herzensgüte in rauher Schale". Das müsste auch zu einer verschiedenen Auffassung seiner Ironie führen. Wer meint, dass sich bei Keller kein Funke des Mitleids mit den wettlaufenden Kammachern regt, ist schwer zu widerlegen. Doch dann reihte sich Keller selbst unter die „Gerechten, die die 5. Bitte aus dem Vaterunser gestrichen haben". Allerdings meint er seine Landsleute und sich selbst zum Teil auch mit. Man denke auch an Pankraz-Gottfried, der suchte, „wie er irgendwo ein tüchtiges Unrecht auftreiben und erleiden könne." Um so eher lese ich aus der Ironie ein Quentchen Mitleid heraus. Die Seldwyler, d. h. alle Menschen, haben nach Keller das geringste Recht, über solche Verirrung und ihre harte Strafe zu lachen. Trotzdem bleibt bestehen, dass Kellers Ironie, manchmal verschleiert, doch fast immer rücksichtslos, bissig, bitter, vernichtend wirkt. Das erweist am deutlichsten die Erzählung der Eule vom Schnepfengarn (*Spiegel*).

Sein Spott ist auch nicht zartfühlend. Das beweisen seine Worte gegen den Pfarrer in *Spiegel.*

Bisweilen kleidet er die Satire in Symbolik. So wenn er erzählt, dass das Haus der Beghine nach der Strasse zu weiss und hell,

von hinten aber räucherig und unheimlich aussah. Er braucht sie aber nicht zur Milderung seines Spottes, sondern sie ist ihm nur eins seiner komischen Mittel. Wenn Daudet sie anwendet und das Kamel Tartarin treu folgen lässt, so bricht er damit dem Verletzenden die Spitze ab.

Heiteren Scherz in der Art Fritz Reuters findet man bei ihm reiche, witzige Ausdrucksweise. In dem Entrüstungsruf gegenüber gehen, ist zu wenig harmlos für ihn. Auch bei Keller vermissen wir dieses humoristische Mittel. Die Scherze des Kammachermeisters mit seinen Gesellen sind alles andere als heiter. Selbst der Spass Vrenchens mit der Bäuerin hat etwas Melancholisches.

Was dem *T* bei aller Satire und trotz einer gewissen Gleichförmigkeit der Mittel den scherzhaften Ton verleiht, ist die geistreiche witzige Audsrucksweise. In dem Entrüstungsruf gegenüber dem Spottlied der Savoyardenjungen: „Des coups d'épée, messieurs, des coups d'épée! Mais pas de coups d'épingle!“ wird im bildlichen Gegensatz sowohl das Verhalten seiner kleinstädtischen Mitbürger als sein eigener Charakter gekennzeichnet. Das etwas billigere Spielen mit Redensarten: „Couvre-toi de gloire . . . couvre-toi de flanelle“ ist lustig genug, um nicht banal zu wirken. Der Vergleich des sich heroisch gebärdenden Tartarin mit einem „bon cheval de trompette“ ist so köstlich anschaulich wie die bildlichen Ausdrücke, z. B. „les chasseurs de casquettes . . . traçants sur leurs passages comme des sillons glorieux.“ Ein einziges Wort gibt bisweilen den lächerlichen Sinn: „La chechia . . . auréolant cette belle tête Tarasconnaise.“ Die Verlebendigung der Sachen, die hier nur stilistischer Schmuck ist, passt zu den andern Mitteln: „Ses rifles, ses flèches, ses lazos lui criaient: Bataille! bataille!“

Die vielen witzigen Redensarten Daudets sind g e p r ä g t und besitzen daher eine gewisse Selbständigkeit. Bei Keller sind sie nicht so häufig. Sie sind angehängte Floskeln, die eine erzählte Tatsache scharf beleuchten. Schon durch den wichtig-umständlichen Predigerton werden die Niedrigkeiten abgetan. Manchmal tut es ein drastischer Vergleich, eine Derbheit, ein seltsames Wort, ein kurioser bildlicher Ausdruck. Es erfordert eine gewisse Aufmerksamkeit, aus folgenden Worten das feine Lächeln Kellers über Züs' geschäftsmässige Nüchternheit in Gefühlssachen herauszulesen: „ . . . einst hatte sie ein Verhältnis mit einem Barbiergesellen . . . gepflogen, welchen sie zu ehelichen gedachte.“ In gebräuchlicher, volkstümlicher Art meint er, dass der Meister der Kammacher „sich den Gurt um einige Löcher weiter schnallte.“ Geradezu Burleskes in Verbindung mit Traurigem ist echt Kellersche Art. So wenn er glaubt beobachtet zu haben, dass, „wenn man weint, man sich fast immer zugleich die Nase schneuzen muss!“ Wie gern hängt er ein satirisch-boshaftes Schwänzchen an! So z. B., dass die Liebhaber der Züs deren Aufsätze in die Bibel legen müssen, „w e n n s i e e i n e h a t t e n“. Wird

die Art kleinlicher Materialisten nicht scharf, doch mit kopfschüttelndem Lachen getroffen, wenn er sie am „Saugeröhrchen des guten Auskommens still, ohne Heimweh saugen“ lässt? Und die scheinbar nicht zusammenpassenden Vergleiche haben doch einen — komischen — Vergleichspunkt! Z. B.: „das Deckbett lag auf den Kammachern wie ein Papier auf drei Heringen“. Als Beispiele einzelner komischer Wörter, bei Keller drastischer als bei Daudet, seien angeführt: „Sie (Züs) sieht ihn überquer an“, und „er wurmisierte noch in der Kammer herum“.

Der Satzbau Kellers ist der einer Abhandlung, ruhig, objektiv; ein Gedanke ist dem andern untergeordnet. Bisweilen ist der Stil geschachtelt bis zur Geschraubtheit. Im *T* ist er lebhaft, nervös, von Ausrufen unterbrochen. Die Pointen bilden meist einen Satz für sich. Es ist Reporterstil. Oft fehlt das Verb. Verstärkungswörter sind häufig; bei Keller wirkt der Sinn der bedächtig gewählten Wörter an sich. So ist alles bei ihm mehr auf den Gedanken, bei Daudet mehr auf das Auge und das Gefühl zugeschnitten. Daudet belebt, wenn man abgespannt ist, Keller verlangt volle Frische und bereichert innerlich. Wenn Daudet aufzählt, was er dauernd tut, so bringt das Einzelne nichts Neues; das Ganze wirkt. Keller zählt selten auf. Am häufigsten noch in *Kleider m. L.*, welches Mittel mitbeiträgt, dass diese Novelle leichter wirkt als die *K*. Dann aber hat jedes Moment seine eigene Schattierung. Man denke an die Goldacher Schlitten mit ihren Namen; — bei Daudet an die Waffenarten Tartarins und an die Erklärung von „Ils“! Dem entspricht, dass die Beiwörter im *T* allgemeiner Art sind und ständig wiederkehren, so z. B.: „héroique, intrépide, brave“ usw. Bei Keller wechseln sie fortwährend und bezeichnen immer einen neuen Zug. Z. B. wird Züs genannt „eine tugendhafte Jungfrau, eine geschickte und überaus verständige Person“, „gestrenge Jungfrau“ usw. Der Objektivität Kellers entspricht die Form seiner Erzählung; er kommt als ich nicht vor. Daudet leitet *T* gleich damit ein. Und wenn er es auch nicht so darstellt, als ob er alles miterlebt hätte, so betont er doch durch Einschiebsel wie: „Chers lecteurs“ die ständige Verbindung mit dem Leser. Er lässt ihn an der technischen Entwicklung der Erzählung teilnehmen, greift seine Einwürfe auf und widerlegt sie. Das schafft Behaglichkeit und Gemütlichkeit. Ebenso wirken die Erläuterungen, die Hinweise auf die Idee oder auf das Komische, ohne es dadurch zu erhöhen. Z. B.: „Belles paroles (de Tartarin aux petits décrotteurs) dignes de l'histoire“. Lebensweisheit deutet er höchstens an, um Komik zu erzeugen: „O fragilité des engouements de Tarascon“. Demgegenüber fügt Keller oft Betrachtungen allgemeiner Art in der Form feststehender Wahrheiten ein. Dadurch stellt er die Erzählung unter absolute Gesichtspunkte. Der Leser muss sich daher immer als moralischer Beurteiler fühlen, wodurch die ironischen Stellen um so stärker hervortreten. Daudet

dagegen denkt sich den Leser fast ganz der Komik hingegeben. Er selbst stellt sich meist auf den Standpunkt des Helden und tritt selten als wirklicher Beurteiler hervor. Auch dann lässt er noch bisweilen Ironie mit einfliessen.

Fassen wir die Gesamteindrücke der komischen Stücke Kellers und Daudets zusammen. Wenn im Komischen etwas Nichtiges in seiner Hohlheit offenbar wird, so ist für die Wirkung auf uns grundlegend, ob und wie stark in uns ein Gefühl der Missbilligung gegenüber unberechtigten Ansprüchen erweckt wird und welche Stärke das Lustgefühl bei Auflösung des Nichtigen besitzt. Bei Keller und Daudet werden moralische Gefühle in uns erregt. Bei jenem solche grundlegend praktischer, sozialer Art, daher von ziemlicher Stärke; bei diesem solche von höherer, ideeller, individueller Art, über dem verlangten Durchschnitt liegend. Hier ein leises Bedauern, dass unsere höheren sittlichen Ansprüche nicht befriedigt werden, dort (*Spiegel, K.*) Missbilligung und Unlust, die nicht durch das Vergnügen am Komischen ausgeglichen werden. Im *Schmied seines Glückes* mildern sie sich, da sie sich auf die Faulheit beziehen, deren Folgen der Betreffende selbst zu tragen hat. In dieser Beziehung kommt *Kleider m. L. T.* am nächsten, da es sich in beiden um den Massstab und die Art der Einschätzung des Mitmenschen handelt. Die geschlossenere Handlung, die selteneren, aber stärkeren Szenen, der sachlichere Ton, die drastischeren Ausdrücke Kellers bringen auch hier noch schlagendere Wirkungen hervor. Auch diese Novelle zeigt einen weiteren Unterschied zu Daudet. Wenn die Ueberschrift zu allen Ausführungen mitgedacht wird, erhellt die didaktische Absicht, und die Wirkung auf den Willen ist unausbleiblich. Ausserdem lassen sich die Vorgänge leicht auf das eigene Leben übertragen.

Unterscheidet man zwischen Verstand und Geist, so findet der erstere mehr bei Keller, der letztere mehr bei Daudet Nahrung. Die kleine Dosis Ernst ist bei diesem in so glänzenden, scharfgeschliffenen Witz gehüllt, dass das nicht naive, sondern etwas überlegene, aber doch harmlose Lachen überwiegt. Ich für meine Person kann das bei Keller nicht sagen. Im einzelnen und im ganzen scheinen sich mir Ernst und Lachen die Wage zu halten. In den *K* scheint der Ernst, in *Kleider m. L.* das Lachen zu überwiegen, in *Spiegel* und im *Schmied s. Gl.* sind sie zu gleichen Teilen gemischt, ohne sich in mir zu verschmelzen.

Was den Inhalt dieser Gefühls-, Willens- und Verstandeseindrücke anbetrifft, so ist er gegeben mit den Rückschlüssen, die aus ihnen auf die humoristische Lebensauffassung der beiden Dichter gezogen werden können. Der humorvolle Dichter soll zugleich enge Beziehungen zu den Dingen haben und doch frei über ihnen schweben. Keller ist viel enger an sie gebunden als Daudet. Jede seiner scharfen Beobachtungen löst ein Urteil in ihm aus. Um so schwie-

riger muss es für ihn sein, den nötigen Abstand zu gewinnen. Bei Daudet hat man von vornherein das Gefühl, dass er alles aus einer gewissen Entfernung betrachtet. Er tastet gewissermassen mit den Augen. Zu einem Zufassen, Drehen und Wenden wie bei Keller kommt es bei ihm nicht. Und doch zeigt gerade dieses Umspringen Kellers mit den Dingen eine gewisse Ueberlegenheit über sie und das nur gefühlsmässige Verbundensein Daudets eine gewisse Abhängigkeit. Daudet macht sich frei durch seine Ironie; Keller mildert seine Härte durch die ausserordentlich komischen Mittel, die er anwendet.

Halten beide die Hohlheiten, die sie satirisch bekämpfen, für unverbesserlich? Sind sie darin Pessimisten? Es scheint so. Doch würden sie den Menschen keinen Spiegel vorhalten, wenn sie nicht noch hofften, dass er seine Wirkung täte! Und wo liegt die Quelle ihrer Heiterkeit? Die Resignation lässt Daudet das Grosse klein und die Torheiten so lächerlich erscheinen. Kellers urgesunde Lebenskraft versagt trotz aller erlebten Unzulänglichkeiten nicht. Gegen das Elend hilft die Freude am Schönen, gegen die Schlechtigkeit der Kampf gegen sie und das Bewusstsein, dass deren Anstrengungen und komischen Verrenkungen ihr doch den Untergang bereiten.

Die Stellung der besprochenen Novellen, besonders die *Tartarins* und der *Kammacher* in der Literatur ist eine ähnliche. Sie werden von den Literaturfreunden sehr geschätzt, von den übrigen wenig verstanden. Die Darlegung hat ja ergeben, dass die Komik der beiden Schriftsteller in wesentlichen Punkten von der der sonst berühmten humoristischen Schriftsteller abweicht, dass beide der vollen Wirkung ihrer Schriften manche Schwierigkeit in den Weg legen. Könnte man trotzdem in grösseren Kreisen für die geistreiche Art Daudets und die herbe Art Kellers besseres Verständnis wecken, so würde auch ihnen vielleicht der Humor das werden, was er beiden Dichtern war und was Keller in die schönen Worte zusammenfasste: „Den herbsten Kelch des Leidens will ich kosten, halt mir das Glas, o Seelenfreund Humor.“

Bunzlau (Schles.). W. Steinbrecher.

Zur englischen Volksetymologie.

Wer andre belehren will, muss zunächst auf dem betreffenden Wissensgebiete gründlich Bescheid wissen, den Stand der Forschung und die wichtigsten Hülfsmittel kennen. Dies ist nun offenbar bei Herrn Prof. H. Ullrich nicht ganz der Fall, der in dieser *Zeitschr.* 23, 310 ff. und 24, 33 ff. eine Anzahl von Volksetymologien des Englischen bespricht. Er gibt selbst (Bd. 23, 310) zu, dass ihm die Bücher von Palmer und Hasse nicht zur Hand gewesen seien, obgleich er sie gewiss leicht von der Jenaer Universitätsbibliothek hätte

entleihen können; das grosse Oxforder Wörterbuch (New English Dictionary), das in erster Linie hätte befragt werden müssen, nennt er überhaupt nicht, ebensowenig mein kleines etymologisches Wörterbuch (Leipzig 1917), das ihn schon vor vielen falschen Behauptungen bewahrt hätte. Damit nun nicht Ullrichs Ausführungen unwidersprochen bleiben und etwa Eingang in den Schulunterricht finden, bespreche ich im folgenden alles sicher Falsche und berichtige es, so gut ich kann — *sine ira et studio.*

beef-eater ist ein wörtlich zu nehmendes Schimpfwort für Diener, seit 1610 belegt, und hat nichts mit *buffettier* zu tun.

buck-wheat beruht auf holl. *boekweit.*

clear-story ist ganz richtig, vgl. *blind-story.*

cockatrice geht auf afrz. *cocatrice* < mlat. *calcatrīc-em* zurück und hat nichts mit *Krokodill* zu tun.

cowheart für *coward* aus frz. *couard* enthält an erster Stelle das lat. *cauda.*

curfew ist keine Volksetymologie.

farthing ist = ae. *feorthing.*

fox-glove heisst schon ae. *foxes glōfe*, ist also ganz richtig. Tiere erscheinen ja oft im ersten Teile von Pflanzennamen, vgl. *Adlerfarn, Bärlapp, Eberesche, Gänseblume, Himbeere* (aus *Hind-*), *Hundsrose, Kuhblume, Kuckucksblume, Natterzunge* usw.

good-year ist nicht entstellt, vgl. das *NED.*, das holl. *goed jaar* heranzieht. Auch schwed. *gutår* 'prosit!' hätte erwähnt werden können.

howlet kommt vom frz. *hulotte.*

lanthorn soll Anlehnung an *lamp* zeigen. Wieso?

magpie ist nicht mit *mag* 'schwatzen' zusammengesetzt, das erst eine Ableitung von *Mag* 'Margarete' und nicht vor 1810 belegt ist, sondern mit *Mag* selbst (belegt schon seit 1605).

marchpane geht durch it. *marzapane* auf arab. *mauthabān* 'sitzender König' zurück, womit die Araber den thronenden Christus auf venezianischen Münzen bezeichneten.

misrule ist ganz richtig: 'Misregel' und hat, wie alte Belege zeigen, nichts mit *revel* zu tun.

mistletoe ist im *NED.* als mittelengl. *mistilto* um 1400 belegt.

oriel aus frz. *oriol* ist = mlat. *oriolum*, das weder zu *auris* noch zu *aurum* gehört.

osprey ist Umbildung von afrz. *orfraie.*

partisan kommt < afrz. *partisane* = it. *partesana.*

pea beruht auf mndl. *pīe* (mit ī).

peruse: das einmalige *peruise* bedeutet nur langes *ü*, also ist lat. *pervīsere* fern zu halten.

pilcrow ist *pilled crow* 'gerupfte Krähe', scherzhafter Name für das §-Zeichen.

pottingar 'Apotheker' hat mit *pottinger* 'Koch' < frz. *pottager* nichts zu tun.

rake-hell ist erst später zu *rakel* verderbt.

riband: afrz. *riban* stammt von ahd. (*w*)*rīd-band* (zu ne. *writhe*).

rhyme kommt von frz. *rime* < afrz. *risme* = lat. *rhythmus* und bezeichnet wie nhd. *Reim*, das desselben Ursprungs ist, zunächst 'Lied', dann 'Vers', wie Braune, Sitz.-Ber. der Heidelb. Ak. der Wiss., phil.-hist. Kl. XI, 1916 nachgewiesen hat.

Rotten Row ist nach dem *NED.* unklar.

roundelay. Das hier genannte *virelai*, afrz. *vireli*, war wohl ein sinnloser Kehrreim (der Deutsche sagt *Refrain*) beim Tanzlied.

shuttle-cock ist schon 1522, ~ *cork* erst 1627 belegt.

sleazy, sleezy ist unerklärt.

spinning-jenny enthält den Namen *Jenny*, vgl. *Jack* für viele Werkzeuge!

tarragon geht durchs arabische auf gr. δράκων zurück.

thornbut steht für ~ *back.*

toad-eater, seit 1629 belegt, heisst wirklich 'Krötenesser'.

vent zeigt Zusammenfall zweier Wörter: frz. *fent* und (*e*)*vent.*

whip-poor-will ist lautnachahmend. Was soll übrigens *wheep* sein? Doch nicht *weep?*

widow-bird, lat. *vidua,* heisst so nach der schwarzen Farbe des Männchens.

wiseacre kommt von holl. *wijszegger*, einer Umbildung unseres *Weissager.*

Zum Schluss gebe ich noch einige neuere Literatur zur englischen Volksetymologie an; anderes verzeichnet schon Hasse: Palander, *Neuphil. Mitteil.* 1905. S. 125. — Hoops, *Engl. Stud.* 36, 157. — Krüger, ebd. 40, 79 u. 42, 463. — Swaen, ebd. 41, 173.

Kiel. F. Holthausen.

Schmock als Uebersetzer.

Schmocks Charakteristik gibt uns jedes Wörterbuch, jedes Konversations-Lexikon. Schlagen wir aufs Geratewohl nach: „Schmock, ein talentloser Vielschreiber“ (Weigand); „Bezeichnung für einen charakterlosen Journalisten“ (Brockhaus). Ueberflüssig zu sagen, dass Schmock in Freytags „Journalisten“ auftritt. Seine Nachkommen sitzen in jeder Redaktionsstube, zu Massen geballt aber im Wolffschen Telegraphenbüro. Doch davon später! —

Schmock kann alles. Er kann natürlich auch übersetzen. Ueber verkehrsmittelnden oder kundgabehaften Charakter der Sprache zerbricht er sich nicht lange den Kopf: er übersetzt! Wenn

Luther vom guten Dolmetscher Kunst, Fleiss, Vernunft, Verstand verlangt, lacht er über so unzeitgemässe Anmassung: er übersetzt! Wenn er hört, zum guten Uebersetzer gehöre feinstes Verständnis für Bedeutungsfärbung, Bedeutungsentwicklung, Bedeutungswandel, zuckt er verächtlich die Achsel; es geht auch ohne das: er übersetzt! Wozu braucht er die für Leben und Entwicklung einer Sprache wichtigen Gesetze zu kennen? Wozu den Begriff einer Sprachseele? Er übersetzt!

Am liebsten übersetzt er aus dem Englischen. Englisch ist ja so leicht!

Im Jahre 1923 hatte die Oxforder Studentenschaft die deutschen Kommilitonen zum Besuch englischer Universitäten aufgefordert. Im März brachte das *Berliner Tageblatt* nun die Nachricht, der Rektor der Oxforder Universität habe sich in einer öffentlichen Rede in scharfen Worten gegen diese Einladung gewandt. — Wer Schmocks Uebersetzungsmethode kannte, wusste, was dahinter steckte. Der Rektor einer englischen Universität heisst nämlich *Vice-Chancellor* oder *Principal.* — *Rector* ist ein Geistlicher, ein Inhaber einer Pfründe. — Richtig meldete am 15. III. 23 das *B. T.*, dass der Einladungsgegner der Pfarrer einer Oxforder Stadtkirche gewesen sei. — Inzwischen hatte aber Schmocks Gleichung: *Rector* = *Rektor* schon recht viel Verstimmung und Wirrwarr hervorgerufen.

Im Februar 1923 scheiterte der deutsche Fünfmaster „Adolf Vinnen“. Die Presse berichtet über die Rettungsarbeiten: „Einer der geretteten Ingenieure hatte mehrere Rippen gebrochen.“ Englisch: One of the saved engineers had several ribs broken, was natürlich heisst: Einem der geretteten Ingenieure waren mehrere Rippen gebrochen. Der Pressebericht würde auf Englisch lauten: One of the saved engineers had broken several ribs. (U. a.: *Danziger Ztg.* 10. 2. 23.)

„Eine Universität zur See.“ Amerikanische Kaufleute haben einen Dampfer ausgerüstet, auf dem 1000 Studierende kostenlos Reisen in die Hauptstädte der ganzen Welt unternehmen sollen. Eine f l o t t i e r e n d e H o c h s c h u l e moderner Art .... A floating university! To float heisst bekanntlich ‚schwimmen' von leblosen Körpern, also auch von Schiffen. (U. a.: *Danziger Ztg.* 21. 11. 23.)

Ein Bild: Etwa 6 Männer sitzen um einen Tisch. Unterschrift: „Die Schlusssitzung der französischen Abteilung des A n g l o - G e r m a n i s c h e n Schiedsgerichts.“ (*Weltspiegel* 1925, Nr. 48.) Anglo-G e r m a n arbitration-court. E n g l i s c h - d e u t s c h e s Schiedsgericht ist natürlich zu allgemein-verständlich!

Daily News s c h r e i b e n .... (*B. T.* 30. 11. 25.) So sagt kein Engländer! Pluralische Titel von Büchern, Zeitungen, Schauspielen usw. werden als E i n z a h l behandelt: The Times i s the best known of all English papers. Daily News t e l l s us ....

In den neunziger Jahren erliess der Präsident Mc. Kinley eine Botschaft: In our relation to Germany good will prevails. Das *Wolffsche Telegraphenbüro* übersetzte: In unsern Beziehungen zu Deutschland herrscht guter Wille vor. (Krüger: *Unenglisches Englisch*). Good will heisst aber Wohlwollen, herzliche Gesinnung. Es hätte also heissen müssen: Gegen Deutschland hegen wir herzliche Gesinnung. Statt dessen konstruierte das *W. T. B.* einen guten Willen, mit dem niemand etwas anzufangen wusste. Die Folge war eine diplomatische Spannung. Bis es jemand einfiel, ein Wörterbuch nachzuschlagen. — Derselbe „gute Wille" spukte in der deutschen Presse gelegentlich der Berichte über Locarno, und eben steht wieder im *Berl. Tgbl.* v. 9. 12. 25 *Morgenausg.*: *Coolidges Botschaft an den Kongress:* „Dann kommt der Präsident zu den Fragen der auswärtigen Politik, die, wie er einleitend hervorhebt, ausschliesslich auf den Grundlagen des Friedens, des guten Willens und der guten Werke beruhe und jeden Gedanken an Gewalt zurückweise."

Als Roosevelt seine roughriders gegen Kuba mobilmachte, übersetzte die gesamte deutsche Presse das mit ‚Rauhreiter'. Amerikanisch ist es: one who rides rough or untrained horses, also ein Zureiter, Pferdebändiger.

„Der Berichterstatter der *Times* hat ein Kompliment überhört, das Mr. Chamberlain Herrn Stresemann machte" (Pressebericht über Locarno). *To overhear* heisst ‚zufällig etwas hören'. Der Berichterstatter hörte also zufällig das bewusste Kompliment. Die deutsche Pressemeldung gibt nicht den geringsten Sinn!

Aus vorliegenden Beispielen ist Schmocks Hauptfehler deutlich zu erkennen: er übersetzt wörtlich jeden Wortteil: *good* = gut, *will* = Wille, also *good will* = guter Wille; *rough* = rauh, *rider* = Reiter, also *rough rider* = Rauhreiter; *over* = über, *hear* = hören, also *overhear* = überhören. Manchmal ist er überhaupt zu träge, ein entsprechendes deutsches Wort zu finden und nimmt dann einfach ein gleichklingendes Fremdwort: *Rector* = Rektor, *German* = germanisch, *floating* = flottierend.

Durch diese Gedankenträgheit, verbunden mit völligem Mangel an Uebersetzerrüstzeug, hat Schmock die deutsche Sprache um zwei Neuerscheinungen bereichert, die an Scheusslichkeit kaum zu überbieten sind: Kontrolle und kontrollieren.

Jedes Wörterbuch gibt uns für control folgende Bedeutungen: Gegenrechnungsbuch (contre-rôle), Kontrolle, Aufsicht, Zwang, Zaum, Herrschaft, Oberaufsicht, Gewalt, Macht, Befehl. Für to control: Rechnungen kontrollieren, prüfen, beaufsichtigen, beherrschen, Gewalt haben über, hindern, lenken, widerlegen, überführen. Einige Beispiele: Clara, control yourself! (Dickens: *Dav. Copperfield*). Beherrsche Dich! — Prices and Price-Control in

Great Britain and the United States during the World War *(Carnegie-Endowment for International Peace, Preliminary Series,* Bd.19, New York 1920). Zwangswirtschaft! Efforts to control these movements (viz. profiteering and manipulation) by law .... (ebd. preface S. 5.) Gesetzlich regeln! — Just as a crash seemed certain, the omnibus reached a patch of ground free from ice, and was got under control. (*Daily Mail,* 12. 11. 25. Bericht über einen durch Glatteis verursachten Omnibusunfall). Man bekam ihn wieder in die Gewalt! — Yon cannot control the future. Man hat die Zukunft nicht in seiner Hand! — Man lese die im Muret-Sanders aufgeführten Beispiele, und man wird über die Fülle deutscher Ausdrücke staunen, die dem Uebersetzer für *control, to control, controllable* zur Verfügung stehen! —

Schmock kennt in allen diesen Fällen nur Kontrolle, kontrollieren, kontrollierbar.

Hören wir, was er zusammenorakelt: „Die Amerikaner kontrollieren jetzt allein den Pacific! Man stellt sich unwillkürlich Uncle Sam vor, wie er an irgendeiner Sperre des Pacific steht und Eintrittskarten knipst. Es soll aber heissen: The Americans now control the Pacific = die Amerikaner beherrschen jetzt den Stillen Ozean. — „Der Berichterstatter erklärt, wir können nicht Garantien annehmen, wir müssen die Meerengen selbst kontrollieren. (19. 9. 22.) Beherrschen! — „Die republikanische Regierung in Buchara ist unter strenger Sowjet-Kontrolle wiederhergestellt.“ (24. 8. 22.) Herrschaft, Leitung! — „Wer wird die Kontrolle über die *Times* erhalten, die von Northcliffe 1907 erworben wurde? (1. 9. 22.) Besitzrecht! — „Dem Reparationsausschuss sind bei der Zollkontrolle an der Ruhr 5 Milliarden deutsche Papiermark zugeflossen. (5. 9. 22.) Verwaltung der Zölle! — „Ausbau der Gendarmerie unter internationaler Kontrolle. (15. 9. 22). Leitung! — „Die Kontrolle der deutschen Bergwerke und Forsten.“ (12. 8. 22.) Zwangsverwaltung! — „Kontrolle der staatlichen Bergwerke. (11. 8. 22.) Ausbeutung! — „Russland erhält die Kontrolle über die chinesischen Staatsbahnen. (4. 8. 22.) Verwaltung! — Er besitzt nicht die geringste Selbstkontrolle! Self-control heisst ‚Selbstbeherrschung'! — „Die Rifs sind ein unkontrollierbares Volk. Uncontrollable = unbeherrschbar, schwer zu beherrschen! —

Die Zitate sind Berliner und Danziger Zeitungen entnommen. Wenn man nach dem Born forscht, aus dem diese Weisheit fliesst, kommt man immer wieder auf eine Quelle: Das Wolffsche Telegraphenbüro! Bei der beherrschenden (kontrollierenden!) Stellung des *W. T. B.* ist es nicht verwunderlich, wenn jetzt von Memel bis Lindau und von Emmerich bis Beuthen ‚kontrolliert' wird. Hätte Hoffmann von Fallersleben schon eine moderne Zeitung gekannt, er würde sicher sein farbloses „über alles“ ver-

mieden haben. „Deutschland, Deutschland, kontrolliere — alles, alles in der Welt!“ Das klingt doch gleich ganz anders! —

Das Wort ist nicht auf die Depeschensprache beschränkt geblieben. Einer seiner frühesten Verwender ist Dr. Karl Peters. Und der konnte Englisch! Aber auch er unterlag dem sprachlichen Trägheitsgesetz. Einem englischen Wort eine deutsche Endung zu geben, ist eben bequemer, als sprachlich tief zu schürfen. Geradezu peinlich wirkt aber dieser Bequemlichkeitsdrang bei dem ehemaligen kaiserlichen Gouverneur Dr. Heinrich Schnee (*Die deutschen Kolonien unter fremder Mandatherrschaft“,* Leipzig 1922). Da äussern die Samoaner ihre Hoffnungslosigkeit hinsichtlich der Zukunft Samoas unter neuseeländischer Kontrolle (Herrschaft!), sie bitten die Londoner Zentralregierung diese Kontrolle selbst zu übernehmen, sie beklagen sich über den Gouverneur, der beauftragt ist, West-Samoa zu kontrollieren (verwalten!) und stellen fest, dass jetzt mit doppelten Kosten eine gegen früher beträchtlich verminderte Bevölkerung kontrolliert (regiert, beherrscht, verwaltet!) wird. —

Dass es auch anders geht, zeigen die vom Senat der Freien Stadt Danzig herausgegebenen Uebersetzungen der Entscheidungen des Hohen Kommissars des Völkerbundes, die durch ihre Gegenüberstellung mit dem englischen Text für Studienzwecke besonders wertvoll sind. Da ist *control* so übersetzt: Ueberwachung der Ausländer, Leitung, Verwaltung und Ausnützung der Wasserwege, unter der Leitung dieser Regierung, Aufsicht über die Finanzen; — *to control:* der Hafenausschuss überwacht und verwaltet die Wasserwege. —

Was geht nun aber die ganze Sache die Leser unserer *Zeitschrift* an?

Bevor Schmock in den Redaktionsstab des *W. T. B.* eintrat, war er auch einmal Schüler einer höheren Lehranstalt. Und da scheint er doch mit solchen Dingen, wie Bedeutungsentstehung, Bedeutungsentwicklung, Bedeutungswandel nicht belästigt worden zu sein. Oder er hat sich gegen eine solche Belästigung gewehrt. Und das war dumm von ihm.

Die neuen Lehrpläne legen für die Oberstufe das Hauptgewicht auf kulturkundliche Zusammenfassung. Für „Büffeln“ soll auf der Prima kein Raum mehr sein. Zusammenfassen kann aber nur der Schüler, der im einzelnen genau Bescheid weiss. Grosse Zusammenhänge können nur durch genaueste Kenntnis der Einzelheiten verstanden werden. Sonst liegt die Gefahr eines unfruchtbaren und unerquicklichen Dilettierens in den Randgebieten verzweifelt nahe.

Entziehen wir diesem Pfuschen die Grundlage! Gründen wir die Zusammenfassung auf genaueste Einzelkenntnis! Schicken wir keine Schmocks mehr als Uebersetzer in die Welt!

Auch Wortkunde ist Kulturkunde!

Danzig-Langfuhr. P. Roggenhausen.

Aendert sich die Anschauung über Deutschland in den Vereinigten Staaten von Amerika?

Manche behaupten, dass einer der Gründe, warum wir im Weltkrieg unterlegen seien, darin zu suchen sei, dass wir die Seele der feindlichen Völker nicht genügend gekannt hätten. Für die grosse Menge in Deutschland mag das zugetroffen haben, vielleicht auch für manche Diplomaten. Dass aber auf der Londoner deutschen Botschaft 1899 die richtige Auffassung der seelischen Einstellung Englands vorhanden war, davon hat sich Verf. selbst überzeugen können. Wenn aber die grosse Mehrzahl der Deutschen vor dem Kriege in ihrer harmlosen Denkweise unsere Feinde für ebenso gutmütig einschätzte, wie sie selbst war, so mag das zum Teil auch darin begründet sein, dass fast alle deutschen Schulausgaben französischer und englischer Schriftsteller die Stellen sorgfältig ausliessen, „die das deutsche Nationalgefühl zu verletzen geeignet waren"; und doch gibt es, besonders bei den Franzosen manche Schriftsteller — ich nenne nur Daudet und Maupassant —, die ihre Abneigung gegen Deutschland oft genug kund geben. Das geschieht bei ihnen selbstverständlich nicht in ungeschickt aufdringlicher Weise, sondern nur beiläufig und tut der künstlerischen Darstellung keinen Abbruch. Die Absicht tritt nicht hervor, und doch ist die Wirkung auf französische Gemüter so gewesen, dass die Wunde seit 1870 offen gehalten worden ist. Meist gab jener Krieg mehr oder minder den Hintergrund der betreffenden Erzählung ab. Von den Hetzzeitungen und den aufreizenden Reden der Generale soll hier nicht gesprochen werden. In England tat man Aehnliches, indem man gegen unsere Kriegsflotte unablässig schürte, aber auch die aufblühende Handelsflotte scheel ansah. Die Sorge der Engländer wurde in scheinbar harmlosen Erzählungen der Wochen- und Monatsschriften wachgerufen. *Harmsworth's* (später wurde er Lord Northcliffe) *Magazine* tat sich schon damals besonders hervor. Da stand z. B. eine Erzählung von den englischen Flottenmanövern, bei denen sich immer eine Vergnügungsjacht aufgehalten habe. Plötzlich sei sie verschwunden und mit ihr das Signalbuch der englischen Flotte. Obwohl man die Flagge der Jacht nicht genannt hatte, konnte es doch für jeden Engländer nur eine deutsche sein; das war deutlich genug gemacht. Und solche Erzählungen erschienen bereits im Jahre 1899, als wir erst eine Division Panzerschiffe hatten, die kleiner waren als die englischen desselben Jahrgangs und geringeren Gefechtswert besassen.

Von alledem erfuhr in Deutschland fast niemand etwas. Bei uns waren Pädagogen und Staatsmänner darauf bedacht, uns in falscher Anschauung zu erhalten.

Jetzt nun, nachdem Deutschland niedergeworfen ist, sollte man meinen, dass der Geist im Ausland sich ändern würde. Da berührt

es seltsam, dass gerade in den anglo-amerikanischen Kreisen der Vereinigten Staaten von Amerika still die feindselige Stimmung gegen Deutschland weiter erhalten zu werden scheint. Abgesehen davon, dass dies durch briefliche Nachrichten bestätigt wird, ist es in den Schriften von Erzählern zu finden. Nicht als ob diese darauf ausgingen, Deutschland zu schmähen. Auch sie haben Geschmack genug, das nicht zu tun. Aber in ihren Schriften, in denen hie und da der Weltkrieg zum Hintergrund genommen wird, erkennen wir deutlich bei den Schilderungen amerikanischen Lebens, dass die durch die masslosen Lügen der dortigen Tagespresse hervorgerufene hässliche Meinung über die Deutschen jetzt noch weiter aufrecht erhalten wird in ähnlicher Weise, wie es nach 1870 bei den Franzosen geschah. Unter diesen Umständen wird es lange dauern, bis ein Umschwung in der Meinung über Deutschland eintritt. Solche die Deutschen in unerfreulichem Lichte erscheinen lassende Stellen finden sich bei der jetzt gern gelesenen amerikanischen Schriftstellerin Edna Ferber; sie ist eine gute Beobachterin und lebendige Darstellerin. In ihrer romanartigen, in Chicago spielenden Erzählung *The Girls* (London, Heinemann, 1922) schildert sie getreulich die Anschauung der Amerikaner etwa 1916. Diese feindselige Stimmung wird auf solche Weise festgehalten und kommenden Geschlechtern gewissermassen eingeimpft. S. 118 heisst es: „Before the war he (= Harry Kemp) had been on the road to a more than substantial fortune. France, Italy, Bohemia and Bavaria meant, to Harry Kemp, china from Limoges; glass-ware from Venice and Prague; toys from Nürnberg and Munich. But Zeppelin bombs, long-distance guns, and U-Boats had shivered glass, china and toys into fragments these two years past.“ Edna Ferber mag zwar selbst nicht die hirnverbrannte Ansicht haben, als ob Zeppelinbomben, weittragende Geschütze und U-Boote deutsches Ausfuhrgut vernichtet hätten, aber so sieht der Durchschnittsamerikaner die Sache an, dem durch den Krieg der Einfuhrhandel geschmälert worden war. Er zieht nicht in Betracht, dass es für Deutschland höchst wichtig war, gerade die Ausfuhr nicht zu gefährden, sondern über Norwegen und Holland aufrecht zu erhalten. Er sieht nur die Schädigung seiner Landsleute.

S. 164 heisst es ferner: „They say it'll go on for years and years; it can't, the Germans are starving; don't you believe it they've prepared for this for forty years; aren't the French wonderful ....“ Hier ist die Parteinahme für die Franzosen bemerkenswert, ebenso die verkehrte Ansicht, als ob Deutschland den Krieg vorbereitet hätte. — S. 268 enthält eine weitere, nicht gerade freundliche Bemerkung: „I don't pretend to be fired with the martial spirit, simply because a European nation, grown too big for its clothes, tried to grab off a new lot and failed in the first attempt.“ — Am schlimmsten ist aber die letzte Stelle, worin die Idee festgenagelt wird, als ob die Deutschen andere

Völker in die Sklaverei brächten. In diesem Punkte sind die auf ihre vermeintliche Freiheit stolzen Amerikaner besonders empfindlich. Eine junge Amerikanerin der Erzählung war aus Chicago als Pflegerin nach Frankreich gegangen und hatte ein französisches Waisenkind heim gebracht; sie erzählt: „Well, you know, after St. Mihiel, when the Germans were retreating and our boys were advancing, the Germans took prisoner all the young French men and women all they could lay hands on. Regular slavery. They took parents from their children, and all. This baby was found in a little town called Thiaucourt, all alone, in a kind of cellar. They took care of her and sent her back to the American relief.“

So hat die grosse Menge der Anglo-Amerikaner im Kriege über die Deutschen gedacht. Durch Worte, wie die angeführten, werden solche Meinungen in der Zukunft aufbewahrt. Natürlich muss man zwischen der Anschauung der Gebildeten und der der grossen Masse unterscheiden. Die der ersteren ist leider nicht massgebend, die der letzteren wird durch die Presse gemacht.

Leipzig. Ernst Leitsmann.

Englischer Ferienlehrgang in Breslau.

Vom 5. bis 14. Oktober 1925 fand in Breslau ein englischer Ferienlehrgang für die Provinzen Nieder- und Oberschlesien, Grenzmark, Sachsen, Ostpreussen mit Unterstützung durch den Minister und die Stadt Breslau statt. Er war gut besucht und wurde vom Direktor des Provinzialschulkollegiums Dr. Müller eröffnet und vom Fachberater für neuere Sprachen, Oberstudienrat Dr. Gröhler, geleitet. Er stand unter dem Zeichen kulturkundlicher, methodischer und sprachlich-praktischer Belehrung.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Lektor Mann (Berlin) sprach in englischer Sprache über *Die Erziehung in England*, deren Ziel es ist, Führer des Volkes und brauchbare Menschen heranzubilden, und über *Das heutige England* und das gegenseitige Verhältnis von Boden, Arbeit und Volk.

Prof. Dr. Dibelius (Berlin) bot zwei Vorträge. Der erste galt *Kanada*. Er schilderte die geographisch-wirtschaftliche und historische Entwicklung und das Ringen der Franzosen und Engländer um den Besitz der Kolonie einst, das Ringen um sie zwischen England und den Vereinigten Staaten heute. Kanada ist jetzt ein Bundesstaat; in ihm gilt das Recht des Schutzes der religiösen Minderheiten; er fühlt sich, obwohl im englischen Imperium, in echt kolonialem Stolz, frei in seinen Entschlüssen, ob er z. B. Flotte und Truppen senden will, wie gegen die Buren oder im Weltkrieg gegen uns. Als England 1911 diese Freiheiten nicht geben wollte, wäre es fast zum Abfall zu den Vereinigten Staaten gekommen. Das eng-

lische Imperium gleicht heute einer losen Entente angelsächsischer Staaten; wirtschaftliche Bande umschliessen es. Das alte Band des Befehlens ist zerrissen, das neue gemeinsamer wirtschaftlicher geistiger Interessen angelsächsischer Prägung hält den gewaltigen Bau — und das ist echt englisch!

Im zweiten behandelte er in äusserst fesselnden, grosszügigen Ausführungen *Deutschlands Verhältnis zu England*. Zur Zeit der Reformation beginnt England wach zu werden. Der Wohlstand wächst, und man legt Wert auf Form. In Deutschland gab es damals kein einheitliches Kulturzentrum wie London oder Paris; die Masse der Bevölkerung war ziemlich kulturlos, nur eine dünne Schicht erhabener Geistigkeit und Freiheit war vorhanden. In England herrschte eine Meinung von Deutschland, wie wir sie von Amerika und Wild-West bis vor kurzem hatten; es war ein fabelhaftes Land. Man kannte es aus den Schilderungen Cäsars, man wusste von Dr. Faustus, von ungeschlachten kulturlosen Gesellen, auf die der Engländer mit Verachtung herabsah, und doch gab es da Figuren von wunderbarer Tiefe und unheimlicher Macht, die Angst einflössten. Dieses alte, in der Hauptsache literarische Bild hat der Engländer bis heute behalten. Denn im 17. und 18. Jahrhundert erfuhr er stärksten französischen Einfluss; von Deutschland hörte man nichts Neues und lachte über den deutschen gelehrten Alchemisten, den Schreiber dicker Folianten, und Swift sagt nicht ohne geheime Angst: „Die grössten Eingebungen kommen von den Allerdümmsten, d. h. Buchdruckerkunst, Schiesspulver.“ Die Romantiker des 19. Jahrhunderts haben versucht, Deutschlands Bild besser zu zeichnen, voran Coleridge, dann Carlyle, G. Eliot. Sie feiern Kant, Goethe usw. Die grösste Bewegung in England aber ging von denen aus, die keinen Anteil an Deutschland nahmen, von Shelley, Browning, Tennyson, Dickens, Thackeray usw. Deutschland blieb weiter so unbekannt wie bisher. Da kommt Deutschland als politische und wirtschaftliche Macht hoch und will nicht mehr wie bisher Englands Wächter am Rhein sein; der Zollverein entsteht. England schwankt bis Sedan; als der Krieg gegen Paris weitergeht, wird es deutschfeindlich. Und nun setzen die wildesten Mären ein, die abergläubische Furcht und dann Verachtung schaffen können — aus der Rüstkammer der alten Vorstellungen. Der Deutsche ist ein niederer Mensch, der Böse. Und heute hat der Engländer eine abgöttische Verehrung vor deutschen Leistungen, aber zugleich Furcht. „Man muss den Deutschen niederhalten, er ist bald wieder obenan!“ Man muss ihn belasten. Wohl sieht die englische Industrie, dass ihr der Zustand Deutschlands vor dem Kriege Geschäfte brachte, der jetzige 1 600 000 Arbeitslose, aber die englische Diplomatie bedrängt uns; Versailles bleibt, und die Welt stellt sich je länger je mehr darauf ein. Da droht eine neue Gefahr für Englands Ruhe: Russland und der Antikapitalismus. Ein grosses histo-

risches Geschehen ist da, das viele Aehnlichkeit mit der französischen Revolution aufweist. Die westlichen Demokratien marschieren diplomatisch auf; beide Gegner umwerben Deutschland; Deutschland ist trotz allem eine Macht, der deutsche Gedanke, die deutsche Arbeit. Wird nun das Bild Deutschlands in England sich ändern?

Lektor Albers sprach erstens über den *Puritanismus im modernen England* von seinen Anfängen bis in die Gegenwart und sodann über den *Einfluss der Presse in England.* Sie ist der Spiegel der öffentlichen Meinung, die sie selbst mit bildet. Gewisse Blätter wenden sich an bestimmte Volksteile, diese in ihren Neigungen charakterisierend. Vortrefflich hat Lord Northcliffe dies Instrument der Presse von den kleinen Anfängen bis zu dem gewaltigen Ring zu spielen verstanden, der uns während des Weltkrieges so gefährlich geworden ist. Gewaltig war der Einfluss dieses Zeitungskönigs auf die Personalpolitik während des Krieges. Studiere also die Presse, und Du kennst das Ausland!

Lektor Yates (Breslau) würdigte H. G. Wells, den phantastischen Romantiker und grossen, ernsten Schriftsteller soziologischer Romane, der heute, 50 Jahre alt, seine Gipfelleistungen in den beiden Werken *Grundgedanken zur Geschichte* und *Traum* erreicht hat.

Professor Dr. Köbner (Breslau) sprach über *Englische Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zum englischen Kulturleben.* Der englische Staatsmann steht für sich, ist Repräsentant der Nation, ihr anerkannter Führer, d. i. leader. Das deutsche Wort kündigt Genialität, Arbeitskraft, Heldennatur an, das englische aber bezeichnet nichts Persönliches, nur den amtlichen Posten. Der Staatsmann heisst einfach und nüchtern public man, Mann der Oeffentlichkeit, in dessen Charakter das Volk sein Vertrauen setzt, weil er des Volkes Denken und Handeln verkörpert. Dieser Begriff des Staatsmannes entsteht seit 1750, seitdem das englische Parlament die Herrschaft über das Königtum errang. Sodann würdigte der Vortragende die grossen Staatsmänner im einzelnen.

Studienassessor Dr. Busse (Reichenbach) und Studienrat Dr. Dr. Oczipka (Breslau) berichteten über ihre *Erfahrungen und Beobachtungen auf Studien- und Auslandsreisen in England, bezw. Amerika und englischen Kolonien.* Die Kriegspsychose hat die Engländer fast verlassen. Sie bewundern unsere Leistungen, wollen uns deswegen niederhalten. Sie betrachten sich allen Ernstes als das auserwählte Volk. Der Engländer ist gegen Fremde zunächst äusserst zurückhaltend. Er besitzt eine geradezu erstaunlich mangelhafte Kenntnis des deutschen und europäischen Ostens. — Die Bildung in Amerika steht auf niedriger Stufe im Vergleich zu Deutschland; 25 Prozent der amerikanischen Truppen im Weltkrieg waren Analphabeten. Der Lehrer ist gering geachtet und bezahlt. Geld machen ist die

Losung; ein Auto, Radio besitzen, ins Kino gehen, höchstes Kulturgut und Genuss, Theater bedeuten drüben nichts; höhere Geistigkeit findet man nur bei wenigen. Der Junge muss mit 11 bis 12 Jahren selbst verdienen. Die Frau nimmt eine geachtete einflussreiche Stellung ein. Von den deutschen höheren Schulen spricht man mit Hochachtung, die Volksschulen schätzt man ganz niedrig ein. Wir sollten für Aufklärung über deutsche Verhältnisse selbst sorgen. — Die Beobachtung Busses über England bestätigte Studienrat Dr. Domann-Hirschberg. — Oczipka trug seine Erfahrungen über seine 1½jährige Reise nach Amerika weiter vor. Er sprach über *Englands Verhältnis zu Amerika und die Bedeutung des Angelsachsentums in Asien.* Die beiden angelsächsischen Mächte haben verschiedene Reibungspunkte in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Er erörterte auch die kulturellen und sprachlichen Beziehungen, ihr Werden und ihre Veränderung. In Amerika sind alle Züge vergröbert, ins Grossartige gesteigert. Der Weltkrieg hat Amerikas Macht und den Dollar stark in den Vordergrund gedrängt, aber England arbeitet eifrig, seine Stellung wiederzugewinnen. Umfassend, geschickt und auch brutal sind die Angelsachsen am Werke, den Kontinent Asien von den Randländern aus wirtschaftlich zu durchdringen. In China und im grossen Ozean hat Amerika jüngst die Vorhand gewonnen, nur Japan widerstreitet; dort kommt auch das Deutsche wieder hoch. Englands Ausfallstore sind Hongkong und Singapore. In Indien versteht es noch immer, die Religionen und Kasten gegeneinander auszuspielen, und hat durch eine hervorragende Verwaltungsarbeit das Land so gehoben, dass es daraus den gewaltigsten Reichtum ziehen kann. In Vorderasien bestimmt das Rennen um die Petroleumquellen von Baku und Mossul wie die Sicherung des Weges nach Indien die Politik Englands und Amerikas, das sich gar sehr für den „Nahen Osten", d. i. Armenien, einsetzt.

Oberschulrat Dr. Hübner (Berlin) behandelte *Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts.* Dieser Vortrag liegt jetzt gedruckt vor als Buch gleichen Titels (Leipzig, Teubner).

Jantzen sprach über das Thema: *Englischer Unterricht und Deutschkunde.* Er gab praktische Anleitung, wie man das Englische in Phonetik, Wortschatz, Grammatik, Literaturwerken und Strömungen in Geschichte und Soziologie zur Vertiefung deutschkundlichen Unterrichts möglichst ausgiebig und mit Erfolg dienstbar machen kann. Shakespeare soll man möglichst eingehend kennen lernen; man lese ergänzend in deutschen Musterübersetzungen; überhaupt ist zu empfehlen, auch bei anderen Werken deutsche Uebertragungen da und dort vergleichend heranzuziehen und dabei dem Wesenhaften deutschen Geistes nachzugehen. Der Vortragende ergänzte in manchen Punkten die Ausführungen Hübners.

Lektor Pender (Berlin) charakterisierte die *Literarischen Strömungen im neuzeitlichen England,* den Individualismus, der immer

schwächer wird (Hardy, Synge, Joyce), den Imperialismus R. Kiplings, den Kollektivismus (Wells, Moore), dann die Vertreter des Mittelstandes Shaw und Galsworthy, wo man „Geld macht“, aber auf eine Weise, wie es die Gesellschaft zulässt. — Yates besprach insbesondere *Shaw*, der ja auch in Deutschland jüngst lebhaftes Interesse erregt.

Prof. Dr. Bornhausen (Breslau) behandelte packend und plastisch die *Typengestaltung angelsächsischen Christentums in der Neuzeit,* d. h. den Philosophen Locke, den Enthusiasten und Quäker Fox, den Staatsmann Cromwell; er verfolgte die Linie bis auf Shaw. England und Holland erarbeiten das Naturrecht, das Recht auf Freiheit von Natur aus, das aber Gott durch die Vernunft im Menschen begrenzt. — Prof. Dr. Otto (Marburg) entwickelte klar und erschöpfend sein System der *kulturphilosophischen Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts,* sodann erörterte er die *Verwirklichung des Arbeitsgedankens im neusprachlichen Unterricht.* Unser neues Bildungsideal ist Entfaltung der Persönlichkeit für die Gemeinschaft und im Dienste des Staates. Jeder Mensch hat eine ihm eigene Sehnsucht, Werte zu verwirklichen. Der Mensch ist gegen den anderen Menschen handelnd, am Objekt schaffend oder betrachtend, vergl. Ethik, Wissenschaft, Aesthetik. Wissenschaft sucht Wahrheit, im Kulturleben wird gewertet; alle Wertklassen haben eigene Gesetzlichkeit, Struktur. Was allen Menschen gemeinsam ist, ergibt die Ur-Struktur. So gibt es eine Ur-Struktur für alle Sprachen. Dieses Allgemeine ist dem Sextaner zu geben. Jede Sprache hat ein Streben nach Klarheit, Schönheit, Sittlichkeit, Kürze und Bequemlichkeit. Der Vortragende erläuterte dies an der englischen Sprache und wollte danach die Lektürenauswahl treffen lassen. — Oberstudienrat Dr. Gröhler schloss den anregungsreichen Lehrgang mit Worten warmen Dankes an alle Redner und Hörer.

Breslau. W. Schulz.

Von der Jahresversammlung der „Modern Language Association“ in London (1926).

Dieser Bericht über die Januartagung der *English Modern Language Association* im University College in London soll in kurzen Zügen die Eindrücke verzeichnen, die ich als Vertreter des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenverbandes dort erhielt. Zum ersten Mal nach dem grossen Völkerringen war hier die deutsche Neuphilologenschaft offiziell in England vertreten. Im Vorjahr hatte man zunächst mit Oesterreich die Beziehungen wieder angeknüpft, und durch seinen Hinweis auf die Zugehörigkeit der Oesterreicher zum ADNV ist damals Prof. Schmidt-Schmidtfelden in Wien der eigentliche Anreger zu der sehr herzlich gehaltenen Einladung geworden, die im November 1925 beim derzeitigen Vorstand in Düsseldorf ein-

lief. Einer Annahme der immerhin überraschenden Einladung stand nichts im Wege, wenngleich eine restlose Wiederherstellung des Vorkriegsverhältnisses vorerst nicht in Frage kam.

Die Tagung der *Modern Language Association* bildet nur einen Bruchteil der vom 31. Dezember bis zum 8. Januar sich hinziehenden „Annual Conference of Educational Associations“, die die stattliche Zahl von 55 Zweigvereinen zusammenschliesst. Mit der Tagung war eine reichbeschickte Buchausstellung und eine Handfertigkeitsschau verbunden. Der englische Neuphilologenverband passt sich naturgemäss den englischen Verhältnissen an. Mit seinen rund 1200 Mitgliedern übertrifft er verhältnismässig unsere 3000, da Schottland in einem eigenen Verband zusammengeschlossen ist, Irland verhältnismässig wenig Mitglieder liefert. Mit 15 s. Jahresbeitrag kann er ein ständiges Sekretariat in London unterhalten (z. Zt. im Institut de France untergebracht). Eine Zeitschrift *(Modern Languages)* wird zum Jahresbeitrag von weiteren 15 s. geliefert. Man vergleiche damit die deutschen Verhältnisse, 1 Mark Jahresbeitrag, wofür auch noch der Bericht der alle zwei Jahre stattfindenden Tagung geliefert wird! — Dass der Empfang durch den englischen Vorstand der schriftlichen Einladung entsprach, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass auch in keiner Weise auf die jüngste Vergangenheit in taktloser Weise angespielt oder brennende politische Tagesfragen angeschnitten wurden, wird einem Kenner der englischen Verhältnisse ebenso selbstverständlich sein. Die Begrüssung erfolgte in der Allgem. Sitzung des 6. Januar durch den Vorsitzenden, Mr. Richards (London) mit wenig rednerischem Aufwand, aber geschickt und sachlich. Die Vorstellung des deutschen Vertreters erfolgte unter besonders lebhaftem Beifall. Die Antworten der ausländischen Vertreter folgten. Zunächst sprach eine Dame als Vertreterin Frankreichs — dieselbe wie im Vorjahre — die zwar mit viel Stolz auf das „lien extrêmement fort“ und die „entente cordiale“ hinweisen konnte, aber auch von der Notwendigkeit der „compréhension de l'âme étrangère“ überzeugt zu sein behauptete, und als das Ideal eine „association des langues étrangères de toutes les nationalités, association des nations en petit“ anpries. Dass jede Anspielung auf Deutschland vermieden wurde, ist ebenso einleuchtend, wie dass jeder unmittelbare Annäherungsversuch unterblieb. Die kurzen Bemerkungen über französische brennende Schulfragen konnten die englischen Fachleute besonders in manchen Punkten interessieren, da Fragen wie die „direkte Methode“ augenblicklich dort im Mittelpunkt stehen. Dass in Frankreich die Frage der Heranbildung des neusprachlichen Nachwuchses als schwierig empfunden wird, darf schon deshalb nicht verwundern, weil Auslandsaufenthalt zurzeit schon aus Währungsgründen fast ganz ausgeschlossen ist. Die staatlichen Beihilfen bedeuten genau wie bei uns eine immer wiederholte und trotz aller Sparsamkeitsrücksichten berechtigte Forderung. In

meiner hier beigefügten Begrüssungsansprache, die in dem englischen Bericht abgedruckt werden wird, durfte ich nach herzlichen Dankesworten und kurzer Schilderung der Lage der deutschen Neuphilologenschaft schon jetzt die Einladung zur Düsseldorfer Pfingsttagung übermitteln. Verschiedene Unterhaltungen im Laufe der Tagung bewiesen mir, dass eine recht stattliche Anzahl der Zuhörer meine Ausführungen wenigstens zum grossen Teil verstanden hatte, wie ich überhaupt bemerkt zu haben glaube, dass das Interesse der Engländer an modernen Sprachen in aufsteigender Linie sich entwickelt. So konnten der österreichische Vertreter (wie im Vorjahre Herr Prof. Schmidt-Schmidtfelden) und ich begeisterten Beifall buchen, der sicherlich in keiner Weise von der Wirkung der französischen Worte abstach, die allerdings wohl von der ganzen Versammlung verstanden worden waren; denn dass die Kenntnis des Französischen durch die Waffengemeinschaft sehr stark angewachsen ist, wird wohl in jeder Weise und überall — nicht nur im Schulwesen — bemerkbar sein. Schmidts freimütige Aeusserungen über Oesterreichs Anschlusswünsche wurden in keiner Weise abfällig aufgenommen; sein rückhaltloses Bekenntnis zum Deutschtum übte sogar offensichtlich tiefe Wirkung aus. In diesem Zusammenhang darf ich denn auch bemerken, dass am Abend beim Dinner die ausländischen Vertreter sämtlich in englischer Sprache nochmals zu Worte kamen. Einen Höhepunkt der Tagung bildete die Presidential Address durch den bekannten englischen Völkerbundgesandten V i s c o u n t C e c i l, dessen Thema lautete: „National Characteristics and the League of Nations“. Als diesjähriger Ehrenvorsitzender der „Modern Language Association“ knüpfte er an die Tatache an, dass die Völkerverständigung durch die Vielsprachigkeit erschwert sei, eine Weltsprache trotz aller Ansätze aber immer noch in weiter Ferne liege. Die weiteren Ausführungen sahen von jeder Bezugnahme auf den Verband und seine Zwecke ab, erschöpften sich vielmehr in einer Würdigung der bisher geleisteten Arbeit des Völkerbundes unter starker Hervorhebung des britischen Arbeitsanteils. Der Redner legte von vorneherein Wert auf die Feststellung, dass der Völkerbund keine unabhängige Körperschaft, sondern eine Vertreterversammlung der verschiedenen Nationen sei, die durch das zunehmende Zusammengehörigkeitsgefühl gebunden werde. Daraus ergebe sich, das diktatorische Befugnisse nicht in Betracht kämen. Interessante Gegenüberstellungen zwischen Ostasiaten, Persern, Abessiniern und Europäern sollten die Schwierigkeiten der positiven Arbeit, Charakteristiken eines Branting, Viviani usw. die Verschiedenartigkeit der Auffassung von moderner Völkerverständigung auch unter den Europäern zeigen. Der Vergleich zwischen der „lateinischen“ und „englischen“ Methode fiel naturgemäss stark zu Gunsten der Engländer aus, die den allgemeinen Leitsätzen der Franzosen gegenüber immer die Behandlung des Einzelfalles betont hätten. Die Verdächtigung des Engländers als „hypocri-

tical, soft", usw. sei unangebracht, der englische Standpunkt sei „no less idealistic than the continental one". Die Kommission für geistige Zusammenarbeit hält der Redner für einen Unsinn. Er wünscht sogar die Unterschiede und lehnt jeden Ausgleich ab. („We want them to be different, we don't want to level up or down.") Er verlangt „Unity in diversity". In der Oeffentlichkeit der Sitzungen sieht er einen wichtigen Schritt zu Ehrlichkeit und gutem Willen. Einige Entscheidungen die er anführte, sollten erfolgreiche Arbeit des Völkerbundes beweisen, (Korfu, Schlesien) und das Interesse für die Ziele und Zwecke der Völkerversöhnung immer mehr beleben. Dass die englische Schule diesen Gedankengängen noch recht fern stände, hatte am Tage vorher schon Prof. Charles Webster in seinem Vortrag *Teaching of World citizenship* betont und doch prophezeit: „All schools will have to face this question." Er hatte unterschiedliche Stellungnahme in England festgestellt je nach dem Standpunkt des head master und dadurch zugleich wieder einmal dargetan, welche überragende Rolle im englischen Schulleben der leitenden Persönlichkeit zufällt. In der mittelbaren Methode, erst einmal ein allgemeines Interesse für die Fragen zu wecken, sieht er eine Vorbereitungsstufe der unmittelbaren Unterweisung durch Lehrbücher, Vorträge, Filme. Bisher hat die englische Schulbehörde (wie ja stets in allen wichtigen Streitfragen) keine offizielle Empfehlung, aber auch kein Verbot ausgesprochen, immerhin aber die Werbung für den Völkerbundgedanken in den Schulen gestattet. Beklagt wurde vom Redner vor allem die gleichgültige Haltung der Lehrerschaft, für die eine systematische Einführung in die wichtigsten Fragen empfohlen wurde. In einem Schulwerbefilm *The star of hope* wurden darauf die ganzen Probleme für die Schüler zu veranschaulichen versucht. Der erste Teil bot vor allem mit Eindringlichkeit die Mahnung „Nie wieder Krieg", statistische Zusammenstellungen der Ausgaben, der Opfer, usw., wechselten mit Bildern aus den zerstörten Gebieten, den Schützengräben, Friedhöfen. Im 2. Teil sollte die bisherige Arbeit des Völkerbundes dargetan werden; besonders die Rolle des Völkerbundes im letzten griechisch-türkischen Streitfall und die Behandlung der Aalands-Inselfrage dienten als Belege für die Erfolge. Als Deutscher dürfte man wohl diesen Bestrebungen zunächst noch recht kühl gegenüberstehen, und für eine Nachahmung einer ähnlichen Werbearbeit in unsern Schulen fehlt nach unsern bisherigen Erfahrungen mit den Segnungen des Völkerbundes erst recht jeder Boden, wenngleich unser Eintritt in den Völkerbund die deutschen Gebildeten vielleicht noch eindringlicher mahnen muss „To face the question".

Ueber deutsche Literatur sprach Prof. I. G. Robertson (London), früher Lektor an der deutschen Universität Strassburg. Sein umfangreiches Thema *The Movement of Ideas in Modern Ger-*

many musste sich auf die grossen Linien seit der Romantik beschränken, die heutige Lage konnte nur sprunghaft und oberflächlich skizziert werden. Im allgemeinen glaubt er „triumph of the brain over the heart“ festzustellen, und das Dichterwort „Bilde, Künstler, rede nicht“ vielen Gegenwartsgrössen einschärfen zu müssen. In der Hinwendung zur Metaphysik und der Neubelebung einer optimistischen Geistesrichtung sieht er immerhin vielversprechende Zukunftsmöglichkeiten. Dass der Redner auf dem laufenden ist, bewies er mit Bemerkungen über Thomas Mann *(Zauberberg)*, Werfels und Unruhs letzte Dramen, sowie Hinweise auf die Lage der deutschen Kritik, die er fast ausnahmslos unter jüdisch-journalistischem Einfluss weiss. —

Ein Pariser Künstlerpaar führte in vorzüglicher Form je zwei Szenen aus *Britannicus* und *Cyrano de Bergerac* vor. Laut verteilten Werbezetteln soll auch in eineinhalbstündigen Schulvorführungen der französische Sprach- und Literaturunterricht ergänzt und belebt werden. Aehnliche Wandertruppen kannten wir ja auch in Deutschland vor dem Krieg. Ob die Zeit für derartige deutsche Vorführungen in England schon gekommen ist, darf bezweifelt werden, aber man sollte ähnliche Mittel der französischen Propaganda nicht mit überlegenem Achselzucken abtun. Dass die Kenntnis des Französischen in England nach dem Krieg verhältnismässig stark verbreitet ist, erscheint selbstverständlich. Und dabei darf betont werden, dass jetzt im Gegensatz zu früher auf eine sorgfältige Aussprache ein ausserordentlich hohes Gewicht gelegt wird. Die Leistungen eines Jones und Ripman werden in den Schulen sehr fruchtbar verwertet, vor allem fällt die sorgfältige Pflege der Intonation auf. Der Vortrag über *Stress and Rhythm; some new Investigations, illustrated by Lantern Slides* von J. W. Jeaffreson zeigte, wie rührig man sich um physiologische Probleme und ihre Auswertung für den Unterricht bemüht. Auch in einem Radiovortrag wurde eine französische Unterrichtsstunde durch starke Herausarbeitung der Intonationsunterschiede überzeugend belebt. Eine Diskussionsstunde *The Methods of Testing in Oral Examination and the extent to which this should count in the Examination as a whole* zeigte bei vielen Anwesenden unverkennbare Unzufriedenheit mit dem augenblicklichen Prüfungssystem, bei dem der Einfluss der Lehrer bekanntlich vollständig ausgeschaltet ist. Der mündlichen Prüfung wird nach Ansicht der Mehrheit von einzelnen Examinatoren nicht die genügende Beachtung geschenkt, da die fachliche Durchbildung nach modernen Grundsätzen fehlt, während von anderer Seite gerügt wurde, dass die Wahl der Prüfungsstoffe leicht zu Missgriffen in der Beurteilung der tatsächlichen Kenntnisse des Prüflings führe. Zur Anwendung des Punktsystems in Zusammensetzung der Prüfungsausschüsse, Anpassung der Texte für die schriftliche Prüfung, Themen der mündlichen Prüfungsgegenstände wurden mehrere beachtenswerte Vorschläge gemacht, ohne dass man über eine allgemein gehaltene empfehlende

Entschliessung, die ganze Frage eingehend weiter zu verfolgen, hinausgelangte. Für das Studium der spanischen Sprache setzte sich Dr. A. K. Pastor mit einem ungewöhnlich lebendigen Vortrag ein. Ueber die Verbreitung des spanischen Studiums in England wurden genaue Angaben nicht gemacht, die Abendkurse in London umfassen immerhin 88 bis 90 Klassen mit 1104 Schülern! Der Vortragende suchte vor allem mit der Legende der Bedeutungslosigkeit der vorangelsächsischen Zeit in Amerika aufzuräumen und pries Las Cazas als Organisator und Kolonisator. Noch lehrreicher erscheint ihm jedoch die Beschäftigung mit der sehr hoch stehenden spanischen Literatur, auch besonders des pikarischen Romans wegen seines weitreichenden Einflusses auf die gesamte moderne Novelle. Auch schreibt er dem spanischen Volk die Erfindung der *Idea of a gentleman* zu und verwies auf den von Schopenhauer übersetzten *Gracian*. Im allgemeinen darf ein stärkeres Interesse für Spanisch in England festgestellt werden gegenüber der Vorkriegszeit.

Ich schliesse diesen kurzen Ueberblick über die Londoner Tagung in der Hoffnung, dass die wissenschaftlichen Beziehungen sich nunmehr wieder allmählich anbahnen mögen zum Nutzen von uns Lehrern, die einen Aufenthalt im Ausland so bitter notwendig haben zur Auffrischung ihrer Kenntnisse und vor allem zur Berichtigung des Urteils über heutige englische Verhältnisse, die sich durch den Krieg in vieler Hinsicht geändert haben. Eine Vermittlung englischen Kulturunterrichts, wie ihn die Richtlinien fordern, wird man nicht nur an der Hand von noch so vorzüglichen Handbüchern erteilen können. Bei der Teuerung in England bestehen geldliche Schwierigkeiten, daher müssen ausreichende Beihilfen gewährt werden. Sparsamkeit wäre hier am falschen Orte. Dass jetzt schon Interesse für Schüler- und Lehreraustausch besteht, entnehme ich aus verschiedenen Anfragen. Namentlich Damen scheinen den Schülerinnenaustausch sehr zu wünschen. Mit Oesterreich ist schon seit einem Jahre dieser Austausch begonnen, ohne aber bisher über bescheidene Ansätze hinausgekommen zu sein. Von verschiedenen Seiten wurde auf die grosse Entfernung hingewiesen und das nahe Deutschland lebhaft befürwortet. Der Austausch mit Frankreich scheint durch Währungsschwierigkeiten ins Stocken zu geraten, nachdem er in den ersten Jahren nach dem Krieg sehr lebhaft gewesen ist. Die Angelegenheit erscheint bislang für uns nicht spruchreif trotz einzelner ermutigender Winke.

Begrüssungsansprache in der Allgemeinen Sitzung vom 6. Januar 1926.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Namen des Vorstandes des Allgemeinen Deutschen Neuphilologenvereins spreche ich Ihnen für die freundliche Einladung zu Ihrer Tagung in London unseren herzlichsten Dank aus. Wir nehmen die Hand, die sich uns über den Kanal entgegenstreckt, mit aufrichtiger Freude an und sind bereit, im Dienste der Wissenschaft mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Ich bin beauftragt, Ihnen zu Ihren Beratungen die

herzlichsten Wünsche meines Verbandes zu überbringen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, dass Sie die Ziele, die Sie sich gesteckt haben, in jeder Hinsicht erreichen.

Der ADNV und, ich darf wohl sagen, die deutsche Gelehrtenwelt in ihrer Gesamtheit, hat stets an dem Standpunkt festgehalten, dass die Wissenschaft eine internationale Macht bedeutet. Selbst in den Zeiten, als dieser unserer Stellungnahme schwerste Belastung zugemutet wurde, haben wir an dieser Auffassung nicht rütteln lassen. Dass die nationale Gesinnung sich mit der Ansicht vom internationalen Charakter der Wissenschaft in vollen Einklang bringen lässt, haben die deutschen Gelehrten und Schulmänner ebenso glänzend bewiesen und bewährt. Die nationale Schule ist für uns eine gleiche Selbstverständlichkeit, und in der in echter Vaterlandsliebe und in Fernhaltung von Politik und politischem Ränkespiel erzogenen Jugend sehen wir das Heil für unser schwer getroffenes Volk.

Die Einladung der englischen Fachkollegen lässt uns annehmen, dass Sie bereit sind, mit uns gemeinsam das Studium der Neueren Sprachen auszubauen und zu fördern, wissenschaftliche Ergebnisse auszutauschen und dies im Unterricht auszuwerten; denn gerade die Ausnutzung der hohen Wissenschaft für die Kleinarbeit der Schule scheint uns vor allem wichtig. Die Pflege der Beziehungen zwischen Universität und höherer Schule ist eine der wichtigsten Aufgaben unseres Verbandes.

Aber die Wiederaufnahme des Verkehrs zwischen unseren Verbänden bedeutet mehr als eine Vermittlung sprachlicher und methodischer Anschauungen. Nicht nur Wirtschaft, Industrie und Handel können sich von der Zusammenarbeit unserer Völker Vorteil versprechen, das Studium des fremden Volkscharakters im Lande selbst ist so unumgänglich notwendig und unentbehrlich, dass keine noch so eingehende und umfassende Lektüre einschlägiger Werke dafür Ersatz bieten kann; aus der Vergleichung mit dem eigenen Volk ergibt sich die Kenntnis der vorhandenen gemeinsamen oder abweichenden Züge; aus dem Studium der historischen und wirtschaftlichen Entwicklung können sodann die Gründe für diese bestehenden Verhältnisse erkannt werden, und gerade auf dem Gebiete des Schulwesens erscheint eine solche Abwägung der Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten sehr lehrreich und anregend. Eine solche Grundlage friedfertigen Austausches vermittelt eine möglichst objektive Anschauung von Land und Leuten ausserhalb der eigenen Grenzen; so werden Missverständnisse leichter vermieden, Misstrauensregungen erstickt und das Ziel der Völkerversöhnung gefördert. In diesem Sinne betrachten wir Ihre Einladung als mehr als einen Akt internationaler Höflichkeit: wir sehen darin einen Grundstein für die Anbahnung echter Gesittung auf der Grundlage gegenseitiger Hochachtung.

Wir würden uns aus diesen Gründen freuen, wenn wir in der Pfingstwoche dieses Jahres bei unserer 20. Tagung in Düsseldorf einen Vertreter Ihres Verbandes begrüssen könnten. Die herzlichen Worte, die Prof. Daniel Jones auf der Tagung von 1924 als inoffizieller Vertreter der englischen Wissenschaft an die Versammelten richtete, sind noch in bester Erinnerung; sie haben nach unserer Ansicht wesentlich dazu beigetragen, die Annäherung unserer beiderseitigen Verbände zu ermöglichen. Sicherlich haben die Eindrücke seines Berliner Aufenthaltes zur Ausmerzung manches Vorurteiles beigetragen, wie es bei Ununterrichteten naturgemäss noch bestehen könnte. Es wird für die englischen Fachkollegen von grossem Interesse sein, zu beobachten, wie das höhere Schulwesen in Deutschland sich mit den Zielen einer überall einsetzenden

Schulreform in ernster und fruchtbringender Arbeit auseinandersetzt, wie aus dem Widerstreit der Meinungen sich immer deutlicher und klarer die grosse Linie einer neuzeitlichen Schule auf der Grundlage moderner Verinnerlichung nach Ueberwindung des Intellektualismus herausentwickelt, wie Universität und Schule sich gegenseitig auf die neuen Ziele einstellen und jede einzelne Bildungsstätte sich selbst ein Eigengepräge zu geben sucht. Manche Anregungen werden aus diesem Studium der deutschen Schulreform auch für England trotz stark abweichender Verhältnisse sich ergeben, so wie auch ich von hier aus manches Wissenswerte mitzunehmen hoffe. In diesem Sinne wünsche ich Ihren Beratungen besten Verlauf und begrüsse Sie im Namen des deutschen Verbandes nochmals herzlich und dankbar.

Düsseldorf-Oberkassel. F. Ewald.

Benno Roettgers †.

Im Herbst 1925 verschied im Ruhestand der frühere Direktor der Bismarck-Realschule zu Berlin, Benno Roettgers. Der unerbittliche Tod riss den bescheidenen, stillen Wegbereiter aus reicher wissenschaftlicher Tätigkeit, der sein Leben gewidmet war. In ihm paarte sich der strenge Wissenschaftler mit dem praktischen Schulmann. Sein wissenschaftliches Können und seine reiche Unterrichtserfahrung sicherten ihm in den besonders für Mittelschullehrer bestimmten neusprachlichen Fortbildungskursen eine grosse, dankbare Hörerschaft. In seiner *Methodik des französischen und englischen Unterrichts* (i. d. *Methodik des elementaren und höheren Schulwesens,* hrsg. v. Walsemann, 1913) wies er als einer der ersten auf die Verwertung der Sprachpsychologie im modernen Grammatikunterricht hin, seine Musterstunden in der Fremdsprache zeigten den Weg, wie man ohne Heranziehung der Muttersprache den Schüler zu vollem Verständnis führen könnte. Seine englischen und französischen Lehrbücher und Grammatiken suchten den Forderungen der Phonetik gerecht zu werden, strebten neben ständiger Fühlungnahme mit den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft in der Grammatik, in praktischer Beziehung durch einsprachige Uebungen der Reform zu dienen. In seinem zusammen mit Bornecque herausgegebenen *Recueil de morceaux choisis, Livre de lecture* und zugehörigem *Commentaire littéraire* schlug er eigene Wege ein, die ein Eindringen in die fremde Literatur nach neuen Gesichtspunkten ermöglichten. Gross ist die Zahl der von ihm herausgegebenen fremdsprachlichen Schultexte.

Seine emsige Tätigkeit, von der er nur in der Pflege klassischer Musik und in frohen Wanderungen Erholung suchte, seine stets hilfsbereite, vornehme Gesinnung gewannen ihm allenthalben Verehrer und Freunde, die gern seinen vielseitigen Anregungen folgten und heut tief seinen Verlust beklagen. Wir Neusprachler haben in ihm einen unserer eifrigsten und besten Vertreter verloren.

Berlin. Fr. Tinius.

Literaturberichte

Harald Höffding, Der Begriff der Analogie. Leipzig, Reisland, 1924. 110 S. 2,40 Mk.

Höffding stellt sich die Aufgabe, die Bedeutung der Analogie als formaler Kategorie, ihre Bedeutung für das menschliche Erkennen zu untersuchen. Es handelt sich also um ein rein philosophisches Buch. Eine kritische Besprechung wird man daher in einer philologischen Zeitschrift nicht erwarten. Nur hingewiesen sei auf die Arbeit. In einer Zeit, in der die philosophische Betrachtung der Sprache wie überhaupt die Wissenschaftsphilosophie immer stärker in den Vordergrund tritt, hat der Philologe und Sprachwissenschaftler allen Anlass, sich eingehender mit philosophischen Fragen zu beschäftigen, und er wird eine philosophische Arbeit um so lieber zur Hand nehmen, wenn sie so klar und fasslich geschrieben ist wie Höffdings Buch und einen Begriff behandelt, der nicht nur für seine Denk- und Arbeitsmethoden von Wichtigkeit ist, sondern zugleich auch ein wichtiges Moment seines Forschungsobjektes, einen bedeutsamen Faktor der Sprachentwicklung darstellt. In dieser letzteren Hinsicht ist besonders das erste Kapitel über die unwillkürlichen Analogien des prälogischen Denkens zu beachten, das mit den Auseinandersetzungen über das kollektive Denken des Primitiven gegenüber dem individuellen Denken des Menschen höherer Kultur- und Bildungsstufen einen von der Völkerkunde schon längst beachteten, von der Sprachwissenschaft aber bisher vernachlässigten Gesichtspunkt hervorkehrt. Hie und da zieht der Verf. selber die Sprache in den Kreis der Untersuchung.

Breslau. A. Nehring.

Kristian von Troyes, Cligés. Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung und Anmerkungen, hrsg. von Wendelin Foerster. 4. verkürzte Aufl., besorgt von Alfons Hilka. Halle, Niemeyer, 1921. LXVIII + 230 S. (= Romanische Bibliothek, begründet von W. Foerster, hrsg. von A. Hilka, Nr. 1.)

Hilka gibt uns eine 4. Auflage der kleinen Ausgabe des *Cligés* in der verkürzten Form, die nun einmal die Not der Inflationszeit bedingte. Er hat den Text der 3. Auflage von 1910 unverändert abgedruckt und die Anmerkungen beibehalten, und das gewiss mit Recht. Bei bloss geniessender Lektüre erscheint, was dasteht, weder anstössig noch schwierig; wie vieles dastehen dürfte, ist bei dem bösen Zustand der Ueberlieferung eine bange Frage. Der berühmte Herausgeber hatte die dornenvolle Aufgabe in seiner Art glänzend gelöst und dann, von seinen Kritikern unterstützt, noch weiter gefeilt und gebessert. Ein neuer Bearbeiter würde, besonders wenn er Hilkas Erfahrung und Arbeitskraft mitbringt, vielleicht zu einer anderen Auffassung des Variantenmaterials kommen, vielleicht auch erkennen, dass es keinen besseren Weg gibt als den von W. Foerster erfolgreich eingeschlagenen. Dass das Glossar fortgefallen ist, erklärt sich durch die Rücksicht auf das Wörterbuch zu Chrétiens sämtlichen Werken, das 1914, also nach der 3. Auflage erschienen ist und sich sehr bewährt hat. Es ist auch gewiss wünschenswert, dass der Student, der sich zu Uebungen über *Cligés* vorbereitet oder den Roman für sich liest, dazu das Wörterbuch mit der Fülle der Belegstellen und Bedeutungen und mit den Etymologien benutzt, nur ist es zum Unglück für ihn zu teuer. Auch die Abschnitte der Einleitung über „die Sprache Kristians“ und „die sprachliche Uniformierung des

Textes", die doch erst das Verständnis für die fremdartige Orthographie eröffnen, sind aus demselben Grunde gestrichen.

Der Rest der Einleitung ist beibehalten, also die literarhistorischen Kapitel „Des Dichters Leben und Werke", „Der afrz. Cligés-Roman und seine Quelle", „Der Kristiansche Roman ist nach Anlage und Absicht ein Antitristan", „Hat Kristian einen Tristanroman geschrieben?", „Der Urtristan" und das wichtige Kapitel „Die handschriftliche Ueberlieferung des afrz. Cligés". Im einzelnen hat Hilka verhältnismässig wenig gekürzt, obschon erhebliche Partien zweifellos nicht in eine Einleitung zum *Cligés* gehören und erst im Laufe der Zeit eingeschmuggelt sind, auch für die Mehrzahl der Leser ein mässiges Interesse haben. Er hat ebenso seine eigenen Meinungen als Chrétien-Forscher pietätvoll zurückgestellt, nicht ohne in der Vorrede auszusprechen, dass er „mehrfach auf einem anderen Standpunkte steht." Und wie sollte das auch nicht sein! Bei aller schuldigen Bewunderung für Foersters Gelehrsamkeit und Kombinationsgabe braucht man nicht blind zu sein gegen die Uebertreibungen und Entgleisungen, zu denen seine prächtige Phantasie, sein starkes Temperament und sein lodernder Kampfeszorn ihn verführt haben. Auch kann man in den wissenschaftlichen Polemiken, die wohl ebenso aufregend sind wie die Turniere des Cligés, ihm nicht immer den Sieg zuerkennen, den er sich selbst stets zuschreibt. So lässt man sich gern überzeugen, dass Chrétien einen Tristanroman geschrieben hat (es ist die einfachste Erklärung von V. 5 des Prologs)[1]), auch dass er mit der Darstellung und Beurteilung der ausserehelichen Liebe von Cligés und Fenice schon von der älteren, roheren Auffassung des Tristanstoffes abrückt, gegen die er auch einige Male polemisiert, und man muss dann doch entschieden die Uebertreibung ablehnen, dass der *Cligés* ein „Antitristan" und gar ein moralisches Werk sei, und fast bedauern, dass ein Anfänger solche Ausführungen zu lesen bekommt, die ihn entweder verwirren oder ihm, sofern er urteilsfähig ist, ein sonderbares Bild von Foersters Methode und Kritik geben. Mit dieser Frage ist nur eine von den Fragen berührt, die der Prolog des *Cligés* stellt. Nimmt man die anderen hinzu, zählt man überhaupt einmal auf, was wir Sicheres wissen über des Dichters Leben und Stand, die Chronologie der erhaltenen Werke, die Echtheit zweier ihm teils zugeschriebenen, teils abgesprochenen, den Ursprung der Stoffe usw., so wird man wohl zugestehen, dass die Wissenschaft trotz der aufgewandten Arbeit nicht sehr viel weiter gekommen ist, als sie vor dreissig Jahren stand. Und nach wieder dreissig Jahren wird vielleicht auch noch gelehrt werden (nicht gerade in Deutschland, wo dann das Studium des Altfranzösischen abgeschafft sein wird), dass *les comandemanz Ovide* die Vorschriften Ovids im allgemeinen bedeute, wenn es sich aber auf ein bestimmtes Werk beziehen sollte, dann auf die 'remedia amoris'; vielleicht hat auch jemand bis dahin vorgeschlagen *amandemanz* = *remedia* zu lesen und sich dafür die *amandemanz* der Fachgenossen zugezogen. Und ebenso wird man dann noch über *le Mors de l'espaule* orakeln, eine Anspielung auf die Pelops-Sage darin erblicken und das verlorene Werk zu den Ovidiana zählen. Die Vermutung von Gaston Paris, dass es sich um eine ganz andere Erzählung aus dem keltischen Sagenkreise handle, wird dann

[1]) Cil qui fist d'Erec et d'Enide Et les comandemanz Ovide Et l'Art d'amors en romanz mist Et le Mors de l'espaule fist, Del roi Marc et d'Jseut la blonde, Et de la hupe et de l'aronde Et del rossignol la muance, Un novel conte recomance usw.

nicht mehr die Autorität von Gaston Paris für sich haben, mit der es in Frankreich reissend schnell bergab geht. Ich halte sie auch für allzu gesucht; ich könnte sie schon eher annehmen, wenn man sich entschlösse nicht zu übersetzen „den Biss in die Schulter", sondern, was grammatisch möglich ist: „den in die Schulter Gebissenen"; als Name eines Helden des Artuskreises wäre *li Mors de l'espaule* auch nicht bizarrer als andere Namen.

Königsberg i. Pr. Alfred Pillet.

E. Nonnenmacher, Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. 2. Aufl., Wien, Hartleben, 1925.

Vor fast einem Vierteljahrhundert erschien zuerst dieses praktisch und geschickt verfasste Lehrbuch, das sich wandte „an angehende Fachmänner, denen es über die ersten Schwierigkeiten am Beginne ihres Studiums hinweghelfen will, sowie an alle jene, welche der romanischen Philologie fernerstehen, aber aus irgend einem Grunde sich für die alte Sprache Nordfrankreichs interessieren". „Alles Zweifelhafte und den Anfänger nur Verwirrende war von vornherein ausgeschlossen." Auch wurde bloss das Zentralfranzösische behandelt. Doch sollten „einige aus zeitlichen und örtlichen Verschiedenheiten im Altfranzösischen sich ergebende Unterschiede" dadurch veranschaulicht werden, dass die beigegebenen Textstücke (Alexius, Roland, Löwenritter) teils nach den Ausgaben, teils in zentralfranzösischer Form geboten wurden, abgesehen von längeren gegenüberstehenden Stücken diplomatischen Abdrucks (mit Auflösung der Abkürzungen). Dass auch dem Löwenritter eine zentralfranzösische Färbung gegeben wurde, ist nirgends gesagt. Dabei gewahrt man gleich in der 1. Zeile (Löw. V. 723), dass champ. *s'anble* vom Verf. nicht zu *s'emble* gemacht ist, wie es zwar nicht französisch, aber in der neufranzösischen Schriftsprache heisst (nach der sich der Verf. bei seinem Zentralfranzösisch orientiert), man findet vielmehr (auch im Glossar) *s'amble.* Kennzeichnend ist auch, dass bei den erschlossenen Formen die Sternchen und bei den Mustersätzen der Syntax die Stellennachweise fehlen, auch dass die Lautchronologie missachtet ist.

Es hatte das Buch seine guten Seiten, und da nur die sicheren oder fast sicheren Ergebnisse der Wissenschaft aufgenommen waren, so hat man es gewagt, das Buch, belastet mit einer Zahl grober Versehen (darunter z. B. Hagebutte statt Hagbuche) und einer veralteten Rechtschreibung völlig unverändert als 2. Auflage neu zu drucken. Sogar das Vorwort ist das gleiche geblieben, wenngleich es in zweiter Ausfertigung meinem Exemplar als loses Blatt beilag und da ein wenig gekürzt ist und beginnt mit den Worten: „Das vorliegende Werk, nun schon in zweiter Auflage . . ." (!) Kleine Abweichungen zeigen auch die Titelblätter, und es sind die Seitenzahlen 65 bis 67, die der 1. Auflage fehlten, ergänzt. Dafür steht S. 5 der Druck genau so windschief wie in der 1. Auflage.

Wo schon der Verlag selbst sein Buch so hinausschickt, kann es nicht unsere Aufgabe sein, die vorhandenen Irrtümer aufzuzählen oder gar nach der positiven Seite das Buch zu bereichern. Dazu hätte für die „nun schon" 2. Auflage ein Bearbeiter bestellt werden sollen. Was dadurch verabsäumt worden ist, kann jeder Einsichtige ermessen.

Breslau. H. Breuer.

Ernst Robert Curtius, Französischer Geist im neuen Europa, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1925. 372 S.

Ein neues Werk von Curtius ist uns immer eine kostbare Gabe, durch die Fülle der Kenntnisse, die es vermittelt, durch Geist und durch Anmut der Form, durch die Modernität der Anschauungen und Empfindungen, durch Anregung zum Nachdenken — und zum Andersdenken als der Verfasser. Das letzte Werk übertrifft in all dem noch die früheren, von den *Wegbereitern* bis zum *Balzac*. Es unterrichtet uns über drei relativ sehr neue, in der französischen Schätzung besonders hochstehende Schriftsteller. Es greift über die Literatur hinaus, in die wichtigsten zwischen den beiden Nationen schwebenden Lebensfragen. Es zeigt uns durch Uebersetzungen von ungewöhnlicher Vollendung Curtius auch als Dichter, den wir schon immer in dem Literarhistoriker vermutet hatten.

Drei kulturpolitische Aufsätze stehen in der Mitte des Buches, und ihnen schliesst sich, als ein vierter, der Artikel *Pontigny* an. Pontigny ist eine berühmte alte Zisterzienserabtei, unweit von Auxerre, deren Name mit dem Andenken Bernhards von Clairvaux, Thomas Beckets, Ludwigs des Heiligen und vieler anderer hervorragender Männer verknüpft ist. Jetzt ist sie Eigentum Paul Desjardins, des bekannten Professors und Politikers, der aus ihr eine Art Civitas Dei machen will, eine Stätte hoher geistiger Kultur, die über dem Widerstreit der Parteien, ja der Völker, stehen soll. In jedem Jahr vereint Pontigny einen Kreis von Schriftstellern der verschiedensten Nationen, die hier in vornehmer und anmutiger Geselligkeit miteinander verkehren und ihre Ansichten über interessante Fragen der europäischen Kultur austauschen sollen. Zweimal war Curtius Gast dieser Stätte verführerischen Charmes. Er ist, sicherlich mit gutem Recht, entzückt von dem Geist, den er dort getroffen hat. Die Luft von Pontigny schwebt denn auch über seinem ganzen Buch, eine Atmosphäre, nicht eines weltfremden Pazifismus, der die über die Grenzen brandenden Gewalten nicht sehen will, aber doch eine Atmosphäre der Hoffnung, dass die Wogen einmal zu befrieden sein werden, der Ueberzeugung, dass es eine zwingende Notwendigkeit für Franzosen ebenso wohl wie für Deutsche ist, ihre Gegensätze zu begleichen, über einer deutschen und einer französischen eine europäische Kultur aufzubauen. Die Gegensätze der beiden Zivilisationen werden in den genannten drei Aufsätzen scharf herausgearbeitet; es wird vor allem auch gezeigt, wie in Frankreich starke geistige Kräfte am Werke gewesen sind und auch jetzt noch sind, diese Gegensätzlichkeit zur Grundlage einer inneren und äusseren Politik zu machen, welche den Satz Germaniam esse delendam zum ewigen Axiom französischer Staatskunst erheben soll. Curtius zeigt aber auch, dass es andere Kräfte dort gibt, die die Notwendigkeit einer Versöhnung, eines zusammenfassenden Wirkens zum Heile der Menschheit erkannt haben. Ihnen gilt der letzte Teil seines Aufsatzes über *Zivilisation und Germanismus*, ihnen die beiden Kapitel *Europäischer Geist und französische Literatur* und *Literarische Fehden*. Und wer wollte nicht mit diesen hochstehenden Franzosen über der blutigen Vergangenheit, welche Frankreich und Deutschland trennt, eine Zukunft versöhnter Menschheit als ein erhabenes Ideal erkennen? Aber liegt es an uns, wenn dieses Ideal der Verwirklichung heut ferner scheint als je? Curtius sieht, im Vertrauen auf die Wirksamkeit seiner französischen Freunde, für uns eine Politik der Demokratie und der europäischen Verständigung vorgeschrieben. Diese Blätter sind kein Parteiorgan, und die äussere wie die innere Politik soll diesen Seiten fern bleiben. Hat aber Curtius im demokratischen Frankreich und im demo-

kratischen Amerika etwa die Bürgen des Friedens erkannt? Wer in der Demokratie die Bürgschaft des Friedens sieht, den hat die Geschichte seit dem peloponnesischen bis zum Weltkrieg nicht über die wirkliche menschliche Psyche belehrt. Doch nehmen wir mit Dankbarkeit und gutem eigenen Willen, wenn auch nur mit vorsichtiger Hoffnung, Kenntnis von den versöhnlichen Stimmungen, die sich jenseits der Grenze regen, und wenden wir uns vom Politiker dem Literarhistoriker Curtius zu.

Fast die Hälfte seines Buches ist dem 1922 gestorbenen Marcel Proust gewidmet, in welchem hervorragende Franzosen einen der Gipfelpunkte ihrer neueren Literatur sehen. Oder soll man in unserer schnellebenden Zeit schon sagen: „sahen"? für Curtius jedenfalls ist das genannte Urteil gültig. „Eine ewigkeitshaltige Harmonie — das gibt es also noch? . . . Ja, es gibt noch, es gibt wieder eine Kunst, die klar und reich ist, geformt von meisterlicher Hand, gefüllt mit Seele, beherrscht vom Geist; eine Kunst, wahr bis ins Letzte, die das Ganze der menschlichen Natur umfasst und vor Leben und Tod besteht. Eine solche Kunst ist grosse Kunst." So klingt sein Hymnus aus, und in den voraufgehenden 150 Seiten finden wir kaum einen Flecken, der das Bild des Schriftstellers trüben könnte.

Ich glaube nicht, dass man Curtius verletzen kann, wenn man von ihm sagt, dass er kein Kritiker sei, im üblichen und im etymologischen Sinn dieses Wortes; denn er ist es absichtlich, seiner Auffassung von den „Aufgaben der Kritik" folgend, nicht. Er setzt uns diese Auffassung im Eingange seines Buches auseinander (S. 14 ff.): „Wenn das Philosophieren im Staunen wurzelt, so ist es die Voraussetzung aller Kritik, dass dem Kritiker bestimmte Dinge auffallen (!) . . . Die Ruhe und Passivität des reinen Aufnehmens muss die Grundhaltung des Kritikers sein. Rezeption ist die Vorbedingung der Perzeption, und diese führt zur Konzeption. Denn über die Wahrnehmung und Festlegung der Einzelzüge hinaus schreitet die Kritik in synthetischem Verfahren zur Rekonstruktion der geistigen Gesamthaltung des Autors fort (S. 17)." Sehr gut! Ist mit der Konzeption der geistigen Gesamthaltung des Autors aber in der Tat die „Aufgabe der Kritik" erschöpft? Ist derjenige, der sich dem Autor so rein freudig, und wie es jene Schlussworte zeigen, mit der ganzen Wärme seiner Seele, aufnehmend gegenüberstellt, nicht eher als ein Kritiker, vielmehr ein Lyriker, der einen empfangenen Eindruck in seiner ganzen Reinheit, in seiner ganzen Gewalt wiederzugeben sucht, und zwar ein rein impressionistischer Lyriker, der auf die Gegenwirkung der eigenen Individualität, soweit es irgend menschenmöglich ist, verzichtet? So also nur ein Schauen, ein Einfühlen und Nachfühlen, ein Sich-erregen-, ein „Aufleuchten"-lassen (S. 17), kein Prüfen, Wägen, Urteilen, und, wenn es nötig ist, Verurteilen! Das steht in engem Zusammenhang mit Curtius' Auffassung der Kunst. Denn Kunst ist ihm Erkenntnis (S. 19 ff). Und zwar unmittelbarste, höchste Erkenntnis. „Der grosse Schriftsteller ist der, der neue Aspekte der Gesamtwirklichkeit erlebt und sie so zwingend und fordernd erlebt, dass sie für ihn einen Ewigkeitsgehalt annehmen. Sein Werk ist gleichsam ein Fenster, durch das uns eine neue Aussicht eröffnet wird; der Blick auf eine bisher unbekannte Landschaft." (S. 18.) Curtius macht sich die Anschauung Proust's zu eigen, der sagt (S. 21), „dass man die Kunst nicht in fruchtbarer Art lieben kann, wenn man sie nur um der Genüsse willen liebt, die sie gibt . . . Der ästhetische Genuss wird uns zuteil als ein Ueberschuss, wenn wir die Schönheit um ihrer selbst willen lieben; als

eine ausser uns daseiende Wirklichkeit, die unendlich viel wichtiger ist als die Freude, die wir durch sie empfangen können. Diese Freude ist nur die Begleiterscheinung einer geistigen Lebensrichtung auf ein ewiges Sein. Darum aber ist auch jedes Schönheitserlebnis nicht nur eine Beglückung, eine Beflügelung unseres Gefühls, sondern darüber hinaus die Berührung mit einer Wahrheit und einer Wirklichkeit." Eine wahrhaft hohe Metaphysik, welche die Einheit von Wahrheit und Schönheit verkündet! Und wenn wir nun meinen, dass Kunst und Erkenntnis das gleiche sei, dann ist freilich der Künstler auch intellektuell dem Nichtkünstler unendlich überlegen. Dann hat an die Stelle der Kritik die reine Huldigung zu treten.

Wie aber nun, wenn der Künstler nicht der Gott ist, dem Schaffen und Erkennen eins ist? Wenn er ein Mensch ist mit seinen immer nur begrenzten Kräften? Soll man dann von ihm und seinen Kräften und seinen Nicht-Kräften gar nicht reden? Gehört nicht für den Künstler auch der Kritiker, der jenem als fühlende, erkennende und wollende ganze und eigene Persönlichkeit gegenübersteht, der an dem Wesen jenes das eigene misst, und ergibt sich nicht erst dann zur verstehenden und einfühlenden die schöpferische Kritik, von der Curtius gelegentlich spricht?

Natürlich wird auch Curtius die kritische Kritik nicht verwerfen. Aber er lehnt sie durch die Tat, und auch durch den Willen, für sich ab. Er hält sie seiner und der von ihm geliebten Schriftsteller nicht würdig (man vergleiche sein hartes Urteil über die Balzac-Kritik). Und wer wollte den ganz Grossen gegenüber solche Hingebung nicht verstehen und achten? Aber gehört nun Marcel Proust zu jenen ganz Grossen, an denen die Kritik zum Nörgeln wird? Wenn eine Elite französischer Intelligenz sich huldigend vor ihm beugt, wenn ein Curtius sich solcher Bewunderung rückhaltlos anschliesst, so werden wir von dem Manne, der diese Anerkennung erntet, von vornherein nicht gering denken. Und sein Werk ist in der Tat in vieler Hinsicht ausserordentlich. Kaum je ist seelisches Vorgehen mit der gleichen Eindringlichkeit in den feinsten Regungen empfunden, zergliedert, vor dem Leser ausgebreitet worden. Wie der Anatom die Fasern der leiblichen Organe in winzigste Lamellen zerschnitten unter das Mikroskop legt, so seziert Proust die Seele bis in ihre minimalsten Bewegtheiten. Und mit der regsten Nervenempfindlichkeit ist eine höchstentwickelte Intelligenz und Bildung verbunden. Und was der Schriftsteller mit Sinnen und Verstand erfährt und erkennt, setzt sich in den Vibrierungen seiner Feder fort. Er legt es in einer Sprache dar, die freilich von der gepflegten Tradition eines akademischen französischen Stils weit entfernt ist. Die Sprache scheint jeder Regung der Seele zu folgen. Sie lässt den begonnenen Satz nicht los. Sie ergänzt, was begonnen ist zu sagen; sie berichtigt; sie fügt Neues hinzu; sie schränkt das Gesagte ein; sie erläutert es durch weitere Umstände, die wieder durch andere begründet werden. Eine lange Kette, bei der gelegentlich Sätze entstehen, neben denen die vielberufenen germanischen Satzungefüge wenig erstaunlich mehr sind. Wir müssen es den Franzosen überlassen, diesen Stil ästhetisch anzuerkennen oder abzulehnen; aber er erweckt freilich durch die Fülle und Genauigkeit seiner Einzelheiten den Eindruck gewissenhaftester Beobachtung, und da schliesslich auch der komplizierteste Satz grammatisch korrekt beendet wird, auch grosser Ueberlegtheit, intellektueller Energie. Es ist wohl verständlich, dass sich Proust in Frankreich als eine bedeutende Sondererscheinung durchgesetzt hat. Er hat der Literatur in mancher Richtung neue Wege eröffnet.

Ist er aber nun auch einer der wirklich grossen Menschheitsschilderer? Ich glaube es deshalb nicht, weil sein Interesse fast ausschliesslich einer Gattung gilt, die alles in allem doch eine sehr begrenzte Bedeutung hat. Seine Gedanken weilen nur bei jener typisch französischen, aus hoher Bourgeoisie und Adel zusammengesetzten Klasse, welche zwar die „Gesellschaft" bildet, aber dem lebendigen Leben der Welt sehr ferne steht. Der Sorge des Alltags enthoben, bringen ihre Angehörigen (soweit wir sie bei Proust kennen lernen; wir wissen, dass es auch andere unter ihnen gibt) das Dasein in einem geschäftigen Müssiggange hin, mit eleganten Lebensformen, in raffinierter intellektueller Atmosphäre, als wahre Lebenskünstler, d. h. als vollendete Egoisten, die sich mit kühler Vorsicht zwischen jedem Uebermass von Gut und Böse halten, weil ihnen zum Einen wie zum Andern der rechte Antrieb fehlt. Auch Curtius muss in seinem Abschnitt *Psychologie und Wirklichkeit* das Fazit ziehen (S. 77): „Prousts Roman ist eine einheitliche Rekonstruktion unseres Erlebens, eine „Summa" — in der nur ein Faktor fehlt: der Wille. Dieses Element unseres Seins . . scheint bei Proust völlig abwesend". Und mit ihnen sollen wir nun durch 11 Bände von hunderten von Seiten leben, nicht ironisch betrachtend in leichter Berührung, sondern bei ihren kleinen Freuden und uninteressanten Lastern durch mikroskopische Beobachtung mühselig festgehalten. Wo bleibt da die „Beglückung, die Beflügelung unseres Gefühls", die wir nach Proust dem Kunstwerk danken sollen? „Fama di loro il mondo esser non lassa . . . Non ragionam di lor, ma guarda e passa!"

In nicht viel anderen Kreisen scheint sich zunächst auch Valéry Larbaud zu bewegen, dem Curtius seinen dritten Abschnitt widmet. Und doch ist es eine ganz andere Luft, die wir bei ihm atmen. Auch sein Archie O. Barnabooth gehört zu den geschäftigen Müssiggängern der grossen Welt. Der junge Multimilliardär hat sein Dasein bis zum 23. Jahr in Gesellschaft von Lebemännern prinzlichen und millionären Standes, aber auch mit Dichtern und anderen Aestheten, mit Kokotten, Chauffeuren und dergleichen zugebracht. Des leeren goldenen Trubels ist aber der intelligente und au fond sehr anständig veranlagte junge Mann müde geworden. Er befindet sich jetzt auf der recherche de l'absolu, d. h. er will den Sinn des Lebens überhaupt, und seiner milliardären Existenz im besonderen entdecken. Nach einigen missglückten naiven Versuchen scheint er endlich auf das alte faustische Rezept zu stossen: Wer immer strebend sich bemüht usw. Aber Larbaud ist viel zu skeptisch-französisch, viel zu modern relativistisch, um seinen sympathischen jungen Sybariten diesen banal ernsthaften Weg des tätigen Lebens gehen zu lassen. Als Relativist des 20. Jahrhunderts sucht dieser das Vergessen seiner metaphysischen Bedrängnisse, indem er mit einer hübschen jungen Frau dem langweiligen, alt und problematisch gewordenen Europa den Rücken kehrt und in der jugendfrischen Heimat Südamerika bei behaglicher Arbeit und weisem Lebensgenuss dem Ende seiner Tage entgegengehen wird. Diese Ecole du philosophe vom Standpunkt des Milliardärs wird im Journal intime de Barnabooth mit köstlichem Humor entwickelt. Der geistreiche Plauderer Larbaud stellt sich in die Reihe der grossen französischen Erzähler, eines Voltaire, About, Renard, A. France, mit noch vollendeterem psychologischen Raffinement, mit noch reicherer Kenntnis der so viel bunter gewordenen Menschheit und der kosmopolitischen Welt. Wie weit Archie Barnabooth selbst den Möglichkeiten realen Lebens entspricht, möge dahingestellt bleiben. Die leicht satirischen Porträts der vielen männlichen und weiblichen Fi-

guren, die seinen Lebensweg kreuzen, sind in wunderbarer individueller und nationaler Mannigfaltigkeit mit vollendeter Treffsicherheit gezeichnet. Und nicht minder vollendet ist die Kunst örtlicher Schilderung. Städtebilder und Landschaften Toskanas und der Romagna, der dreizipflige Felsen von San Marino, Dalmatien, Pera und der Bosporus, das breite Russland, die stille Waldeinsamkeit des inneren Schweden, London, ein wenig Paris, ja, auch Deutschland, dessen reiche und ruhig behagliche Vorkriegsexistenz der junge Milliardär sympathisierend anerkennt, sie alle ziehen bald in scharfen Augenblicksbildern, bald mit bunter Fülle ortskundigen Details, immer in überraschender Lebenswahrheit an uns vorüber. — Noch vollendeter in der Technik psychologischer Beobachtung als Barnabooth ist vielleicht die Sammlung der drei Novellen (wenn man sie so nennen will): *Amants, heureux amants!* Dem Allen wird Curtius mit feiner Würdigung gerecht, wenn auch seine Schätzung weit mehr Proust gehört als Larbaud. Ich bitte es mir nicht als unkritische Leichtfertigkeit anzurechnen, wenn ich meine Neigung dem amüsanten Erzähler zuwende, dessen Unterhaltung doch der Philosophie, wenn auch einer sehr konniventen, modernistischen Philosophie, nicht entbehrt.

Und nun wäre noch von dem sehr ernsthaft tiefen und gelehrten, und dabei poesie-erfüllten Dichter Paul Valéry zu reden, dessen Persönlichkeit und Art der zweite Artikel von Curtius behandelt und dem die drei so kunstvoll übersetzten Gedichte am Schluss des Bandes angehören. Aber der Herausgeber dieser Zeitschrift sieht schon ungeduldig auf den schwellenden Umfang dieser Besprechung. Er möge ihn mit dem Reichtum und dem Reiz des angezeigten Buches entschuldigen.

Breslau. C. Appel.

Alfred de Musset, Comédies et Proverbes. Collection Manz, Wien, 4 Bände (Nr. 97—100). 8°.

Die vier Bände enthalten folgende Werke des Dichters: *Lorenzaccio, André del Sarto, La Nuit Vénitienne* (Bd. 97), *On ne badine pas avec l'Amour* etc. (Bd. 98), *Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée* etc. (Bd. 99), *On ne saurait penser à tout* etc. (Bd. 100). Sie sind für Arbeitsgemeinschaften Fortgeschrittener zu empfehlen und können vom Verlage broschiert oder gebunden bezogen werden.

Von Musset sind in der Collection Manz ferner noch erschienen: *La Confession d'un Enfant du siècle* (Bd. 5), *Contes (Pierre et Camille, La Mouche* etc. (Bd. 29), *Nouvelles (Les deux Maîtresses, Emmeline* etc. (Bd. 93) und *Poésies nouvelles* (Bd. 17).

Charles Baudelaire, Petits Poèmes en Prose. Collection Manz, Wien, vol. 118. 423 S. 8°.

Band 118 der *Collection Manz* bringt eine Auswahl der Werke von Charles Baudelaire. Er beginnt mit den fünfzig *Petits poèmes en prose,* die der Verf. selbst im Vorwort recht treffend als „un ouvrage qui n'a ni queue ni tête" bezeichnet. In kurzen Erzählungen und Gleichnissen, teils voll ernster Lebensweisheit, teils überreich an launigen, aber immer treffenden Seitenhieben, gibt er Bilder aus dem Leben französischer Grossstädte. Ferner enthält der Band die *„Paradis Artificiels"*, Schilderungen der Rauschzustände und schlimmen Wirkungen des Haschisch und des Opiums. Den Abschluss bilden die beiden Novellen *La Fanfarlo* und *Le jeune Enchanteur,* zwei Jugendwerke des Dichters.

Druckfehler des Bandes: S. 79, 6: *semblable* st. *sembable* und S. 378,9 l. *frappa* st. *fappa.*

Von Charles Baudelaire hat der Verlag Manz in Wien ferner noch veröffentlicht: *Les fleurs du mal* (Bd. 1), *Histoires extraordinaires* par Edgar Poe (Bd. 138) und *Nouvelles histoires extraordinaires* par Edgar Poe (Bd. 139).

Jean Lemaire de Belges (um 1473 — um 1515), Dichtungen. Romanische Texte von Lommatzsch und Wagner, Band 7. Berlin. Weidmann, 1924. 159 S. 8°.

Ph. Aug. Förster hat bereits vor 30 Jahren in seinem Buche *Jean Lemaire, der erste humanistische Dichter Frankreichs*, Strassburg 1893, auf die Bedeutung des Dichters hingewiesen. Jean Lemaire war der Lehrer Clément Marots und ein Vorläufer der Plejade und ihres Führers P. de Ronsard. Ein Neudruck seiner Werke war also durchaus gerechtfertigt, zumal bisher nur die belgische, keineswegs kritisch einwandfreie Ausgabe von J. Stecher (*Oeuvres de Jean Lemaire de Belges* p. p. J. Stecher, 4 vol., Louvain 1882—1891) zur Verfügung stand. Sie geht auf einen 30 Jahre nach dem Tode des Dichters erfolgten Druck zurück, während Lommatzsch trotz der Unzugänglichkeit französischer Bibliotheken einen noch der Lebenszeit des Dichters angehörenden Druck aus der Preussischen Staatsbibliothek in Berlin zugrundelegen konnte. Er bringt eine Auswahl der anmutigsten Dichtungen Jean Lemaires: 1. Kap. 24—27 aus dem ersten Buch der *Illustrations de Gaule et Singularitez de Troye: Paris und Oenone*; 2. *Les epistres de l'Amant vert*; 3. *La concorde des deux langaiges*; 4. *Les deux contes de Cupido et d'Atropos*. Die Texte sind mit Varianten aus den späteren Drucken der Werke versehen. Ein Wörterverzeichnis für die ausgewählten Texte schliesst dieses wohlgelungene 7. Heft der „Romanischen Texte" ab.

Wahlstatt bei Liegnitz. Fritz Stelzer.

A. Snyckers und **Emil Beger**, De l'Ecole au Bureau. In 3 Teilen mit einem Wörterbuche für Handels-, Real- und Wirtschaftsschulen, Leipzig, Gloeckner, 1925.

In der Vorrede teilen die Verf. mit, dass sie mit ihrem Unterrichtswerke den Versuch gemacht haben, „in Auswahl, Anordnung und Verarbeitung des Sprachstoffes streng methodisch vorzugehen", woraus zu ersehen ist, dass solche für rein praktische Zwecke geschriebene Leitfäden einfach ein anderes Verfahren einschlagen. Das Werk, das, wie ausdrücklich versichert wird und wie auf Schritt und Tritt zu erkennen ist, auf langer Unterrichtserfahrung beruht, entspricht nach unserem Dafürhalten seiner Bestimmung in ausgezeichneter Weise. Die 30 Lektionen des 1. Teils, *L'Ecole et la Vie quotidienne*, 79 S., sind in je vier Abschnitte zerlegt. In den Exercices oraux bereitet der Lehrer mündlich und auf Grund der Anschauung den Stoff vor, der in den Lectures als zusammenhängendes französisches Lesestück erscheint, während der dritte Abschnitt Exercices der grammatischen Verarbeitung des vorher Gebotenen dient. Die Grammatik dieses ersten Teiles umfasst die Formenlehre des Nomens und der „regelmässigen" Verben mit Ausschluss des Konjunktivs. Der 2. Teil *Le Commerçant en herbe* bringt auf 112 S. die noch fehlenden Konjunktivformen, die Verwendung von *avoir* und *être* in den zusammengesetzten Zeiten und die sogenanten unregelmässigen Verben. Hier könnten noch manche fortbleiben: bouillir, vêtir, mouvoir, absoudre, exclure, die Komposita von coudre, croître, dédire, transcrire, surfaire, moudre, s'ensuivre; der Singular veuille kommt kaum vor; j'ai failli tomber ist entbehrlich, noch mehr décéder bei den Verben mit être. Wichtige Abschnitte der Syntax sind in die Formenlehre eingestreut, so

besonders die Lehre vom Konjunktiv. Die so in verständiger Weise gekürzte Grammatik ist in dem 88 S. umfassenden 3. Teile niedergelegt. — Der Hauptvorzug des ganzen Werkes besteht in der angemessenen Auswahl der Stücke, die durchaus dem praktischen Zwecke Rechnung tragen und, soweit es der Umfang zulässt, alles enthalten, was für den späteren Kaufmann, Ingenieur usw. von Wichtigkeit ist. Der Gefahr, hier zu viel Einzelheiten zu bringen, sind die Verf. durchaus entgangen; aber auch sachlich stehen sie mit beiden Füssen in der Gegenwart, das beweisen Stücke wie Le raid transocéanique du Zeppelin, La téléphonie sans fil, Au bureau, wo Schreibmaschine und Telephon in aller Kürze besprochen werden; auch Geschäftsbriefe fehlen nicht. Dass das in den Lesestücken gebotene Französisch idiomatisch einwandfrei ist, dafür bürgt der eine der beiden Verfasser Snyckers, der „Docteur en sciences commerciales de l'université de Liège" ist. Für die Lehrer, die durchaus auch aus dem Deutschen übersetzen wollen, stehen im ersten Teil 9, im zweiten 17 Seiten deutscher Stücke anhangweise zur Verfügung. Eine Anzahl Holzschnitte, eine Karte La France agricole et industrielle und ein Plan von Paris sind als Anschauungsmittel beigegeben. — Das Buch kann für die oben genannten Schulen warm empfohlen werden. Zum Selbstunterricht für Sprachanfänger eignet es sich schon deswegen nicht, weil allenthalben und besonders in den Vokabelverzeichnissen die Angabe der Aussprache fehlt; dagegen werden Schüler, die wenigstens drei Jahre französischen Unterricht genossen haben und sich dem kaufmännischen oder einem anderen praktischen Berufe zuwenden, den zweiten Teil sicher mit Vergnügen und mit bestem Nutzen zur Ergänzung ihrer Kenntnisse verwenden.

Breslau. H. Gröhler.

Marguerite Clément and **Teresa Macirone**, Voici la France! A French Reader and Conversation Book [Heath's Modern Language Series]. Boston, Heath and Co. [1924]. 287 S.

Mit heimlichem Grauen greifen wir immer noch nach den *Leçon de choses*-Büchlein unserer deutschen Schulen, und mit Sorgen denken wir darüber nach, wie wir der neuen Aufgabe gerecht werden sollen, Kulturkunde im französischen Unterricht zu treiben. In dieser Hinsicht ist das vorliegende Buch eine wahre Erlösung. Nichts von der deutschen Gründlichkeit, die den Schüler zum Gelehrten oder zum Märtyrer macht; keine Systematik des Stoffes, kein historischer Apparat, der jedes Ding von Adam und Eva herleiten möchte. Sondern 47 ganzseitige Bilder nach Photographien neuester Zeit, die in ihrem künstlerischen Werte die Sinne fesseln, und über jedes dieser Bilder zwei Seiten frische Plaudereien, die in die französische Eigenart einführen und von warmem Anteile für das Schöne in Land und Volk, doch auch von klarem Blick für Unzulänglichkeiten und Schwächen Zeugnis geben. Keine Preisgabe der Vergangenheit, aber ein Bekenntnis zum lebendigen Fortschritt. Paris eröffnet natürlich die Reihe. Buchhändler am Seineufer, Angler, Blumenverkauf auf der Wechslerbrücke, Strassenleben und Luxusstrassen, der Eiffelturm; Paris bei der Arbeit: Autofabrik, Kraftwerk, Heimarbeit, Modesalon, Lumpensammler; im Senate, in der Akademie; im Operationssaale; Pasteur. Szenen aus der Lebensführung: Karneval, im Park, Studenten, Boulevardkaffee, vor der Anschlagssäule, Sport. Dann die Provinz: Dorfleben, Kleinstadt, Dorfbild, Gutsstube, Schloss, Mont Saint-Michel, Drehbrücke von Caronte, Felsenlandschaft; pflügende Ochsen, Heuschnitt, Schafzucht, Sandalenmacher, Viehmarkt, Pferdezucht, bre-

tonische Fischerei; Hochzeit, Kirchenfeste, Farandole, baskisches Ballspiel, Turnfest, Volksversammlung, Kugelstossen. Diese Stichworte deuten den Inhalt an und zeigen, wie der Franzose das Verständnis der Amerikaner für sein Land und Volk zu wecken versucht. Dem Schüler muss diese Art von Kulturunterricht ein Genuss und ein dauernder Gewinn werden. Wer schenkt Amerika ein ähnliches Schulbuch über Deutschland? Wer gibt der deutschen Schule ein ähnliches Kulturbuch über Frankreich? An jeden Abschnitt schliessen sich auf das Bild bezügliche Fragen, Wortschatzübungen und Anleitungen zu freier Gestaltung; ein treffliches Wörterverzeichnis umfasst das letzte Drittel des glänzend ausgestatteten Buches.

Breslau. Jos. Klapper.

Bernard Fay, Panorama de Littérature contemporaine. Paris, Ed. du Sagittaire, Sim. Kra, 1925. 215 S. 7,50 Fr.

»Si on jugeait de notre poésie d'après les livres que l'on voit à la devanture des librairies, on n'y trouverait que chaos. On écrit, on vend, on achète en France toutes sortes de poésies depuis les poèmes babyloniens ou hittites jusqu'aux proses à l'usage de l'an 2000. Pour ne considérer que Paris, chaque classe et chaque parti y a sa poésie: la droite monarchiste est classique et suit les bannières de Racine, Moréas et J. Gasquet, les communistes et les socialistes font des efforts pour constituer une poésie naturaliste, l'Université comme corps semble être romantique (ne parle-t-on pas de fonder une chaire Victor-Hugo à la Sorbonne?), dans la plupart des milieux catholiques et modérés, l'influence d'un Symbolisme assagi se maintient grâce à Jammes, Claudel et même Henri de Régnier. Toutes ces poésies coexistent, rivalisent, se mélangent et s'ignorent. Elles ne se trouvent d'accord que pour foudroyer les ouvrages des plus jeunes à qui l'on attribue incohérence, extravagance et absurdité. Ceux-ci, à leur tour, renient en bloc leurs aînés, ne voyant que verbiage et ennui dans ces amas de vers.« (Fay S. 193/4.)

Wenn schon dem französischen Literarhistoriker der gegenwärtige Anblick seiner nationalen Literatur als „Chaos" erscheint, um wieviel mehr wird es dem Deutschen schwer, nachdem fast ein Jahrzehnt lang alle geistigen Fäden zwischen den zwei Nachbarvölkern zerrissen waren, sich in dem „Chaos" zurechtzufinden und gar Spreu vom Weizen zu sondern! Abgesehen von der Schwierigkeit, sich das nötige Material zu beschaffen: welcher noch so flinke Leser bringt es heute noch fertig, sich durch eigene Anschauung ein Bild von der Gesamtheit der eigenen und nun gar einer fremden Literatur zu machen? Ganz abgesehen auch noch von der beruflichen Bindung, die den meisten „Fremdsprachlern" nur einen Bruchteil ihrer Zeit zur notwendigen literarischen Orientierung lässt. Sich durch die 755 Seiten der unlängst in der *Zeitschrift* 24, 167 besprochenen *Histoire de la Littérature Française contemporaine*, Paris, 1924, von René Lalou, durchzuarbeiten, der eine Flut von Namen bringt — sehr viel Spreu ist dabei — wird schon manchem nicht möglich sein. Ich würde Lalou mehr als Nachschlagebuch werten. Dagegen vermittelt oben genanntes Buch von B. Fay eine gute, klare Uebersicht über die französische Literatur bis zur Gegenwart in ihren Gipfelpunkten. In 18 Abschnitten entrollt sich das Panorama vor unseren Augen: Ein einleitendes Kapitel *A l'admiration si naturelle* . . . führt zur *Succession de V. Hugo*. Der 3. Abschnitt ist *Arthur Rimbaud, initiateur d'une poésie nouvelle* gewidmet, an den sich naturgemäss *Verlaine, le poète populaire du Symbolisme* anschliesst, nebst *Stéphane Mallarmé, le théoricien du*

Symbolisme intellectuel und *L'Ecole Symboliste, ou la dernière croisade.* Man sieht: schon in jeder der Kapitelüberschriften ein führender Gedanke. Die weiteren Titel lauten: *De M. Renan à M. Taine, ou le démon de la certitude; E. Zola et le naturalisme; A. France, le maître de la littérature officielle en France; P. Bourget et la haute littérature bourgeoise; M. Barrès, ou la littérature hausse le ton; La prose française de 1900 à 1914; La poésie française de 1900 à 1914, ou purification; Marcel Proust, inventeur de plaisirs; Paul Valéry, ou la voix du silence; A. Gide, ou le triomphe du désir. L'état présent de la poésie en France (1918 à 1925).*[1]) *L'état présent de la prose française (1918 à 1925).*

Wie diese Inhaltsübersicht zeigt, sind die bedeutendsten Namen in ihr vertreten. Eine Anzahl weiterer schon bekannterer Dichter, wie Loti, Claudel, Jammes, Péguy, Romain Rolland, Jérome et Jean Tharaud usw. finden sich in den einzelnen Abschnitten eingeordnet und gewürdigt. — Sehr dankenswert ist der kurze Literaturnachweis am Schluss jeden Kapitels: Livres à consulter. So z. B. sind zum Abschnitt *La Prose Française de 1900 à 1914* (mit dem Untertitel *De Mme. Loie Fuller aux ballets russes!*) als charakteristische Werke empfohlen: Maurras, *Les Amants de Venise*; Valery Larband, *A. O. Barnabooth*; R. Rolland, *Les trois premiers Jean Christophe qui sont fort beaux;* Loti, *L'Inde, sans les Anglais*; J. et J. Tharaud, *La Fête Arabe* usw.

Fays Sprache ist auffallend frisch und klar, wie schon oben mitgeteilte Probe zeigt. Das *Panorama* kann zur Orientierung aufs wärmste empfohlen werden.

Wer *de l'heure en l'heure* dem Pulsschlag der französischen Literatur folgen will, sei hingewiesen auf *Les Nouvelles littéraires artistiques et scientifiques. Hebdomadaire d'information, de critique et de Bibliographie,* deren Schriftleiter Frédéric Lefèvre ist. Sie werden in der Librairie Larousse, Paris, 13—17 rue Montparnasse, herausgegeben und stehen jetzt im 4. Jahrgang. (Preis jährlich 25 Frcs.) Ferner sei erwähnt die *Chronique des Lettres Françaises* seit 1923 erscheinend, deren Herausgeberstab Namen wie M. Barrès, Nolhac, Maeterlinck, Maurras, Tharaud enthält. Sie erscheint in der Librairie Ancienne Edouard Champion, Paris, 8 Quai Malaquais. (Preis jährl. 40 Frcs., Jahrg. 1923—25 zusammen 110 Frcs.)

Bergedorf/Hamburg. Emilie Schomann.

Ploetz-Pubanz, Lehrgang der französischen Sprache, Einheitsausgabe für Knaben- und Mädchenschulen, I. Teil. Berlin, Herbig, 1925. 108 S.

Das Buch ist für den französischen Anfangsunterricht in Sexta bestimmt. Es bietet zunächst die Lautlehre an der Hand von Sprichwörtern, die in vier Gruppen eingeteilt sind. Die erste veranschaulicht in sechs Beispielen die Vokale; in der zweiten, die fünf Sätze enthält, treten die Halbvokale hinzu, in der dritten ebenfalls in fünf Sprichwörtern die Nasale, und die sieben Sätze der vierten Gruppe zeigen das Gesetz der Bindung. Nach dieser Einführung, die nur eine Seite umfasst, folgen 21 Lektionen mit zusammenhängenden modernen Texten, die die notwendigsten Dinge aus der Formenlehre und der Syntax darbieten. Den Schluss bildet ein grammatischer Anhang von 18 S. Uebungen jeder Art fehlen, da sie sich der Lehrer selbst gestalten soll.

---

[1]) Die erste Seite dieses Abschnittes ist oben als Probe mitgeteilt.

Der Hauptvorzug des Buches liegt in seinem geringen Umfang: man wird den vorhandenen Stoff in einem Jahr bewältigen können. Die Lesestücke sind zur Einführung in die lebende Sprache durchaus geeignet, die Grammatik behandelt die elementaren Spracherscheinungen in der Reihenfolge, wie sie auftreten. Nur die Beispiele zur Einführung in die Aussprache sind zu gering an Zahl und mitunter zu abstrakt für Sextaner (c'est le ton qui fait la musique). Im übrigen halte ich es für durchaus möglich, unter Zugrundelegung des „neuen Ploetz" einen Anfangsunterricht im Sinne der „Richtlinien" zu erteilen.

Grund-Neumann, Kulturkundliches französisches Lesebuch für Oberklassen. Frankfurt, Diesterweg, 1925. 240 S.

Vergleicht man die jetzt vorliegende 2. Auflage mit der ersten von 1922, die ich in dieser *Zeitschrift* 22, 21 ausführlich besprochen habe, so fällt als bemerkenswerte Aenderung ein 33 S. starker Anhang mit dem Titel *La France d'aujourd'hui* auf, der von Grabert bearbeitet ist. Wie schon die Ueberschrift zeigt, findet man in dem Anhang Stücke, die einen Einblick in die Gedankenwelt der heutigen Franzosen gewähren: *La vertu sociale d'un cadavre* aus den *Déracinés* von M. Barrès, *La conscience et la vie* von Bergson, *Les cathédrales de France* von Rodin, *La jeunesse sportive* von Montherlant, *Les Evangiles du Théâtre* von Gémier, *La vraie France* von R. Rolland und *La France, la patrie et le dernier refuge du classicisme* von A. Gide. Diese Stücke sind nicht willkürlich zusammengesucht, sondern sie alle durchzieht derselbe Gedanke der Abkehr von der Zerfaserung der „Eindruckskunst" und der Hinneigung zur „Einheit", zur «tradition française», zur Zusammengehörigkeit in der Volksgemeinschaft. So bildet dieser Anhang eine wertvolle Bereicherung des Lesebuchs und kann unter Leitung eines kundigen Lehrers mit Nutzen gelesen werden. Meine Besserungsvorschläge in der oben erwähnten Besprechung sind leider nicht berücksichtigt worden.

Wehlau i. Ostpr. Leo Pilch.

René Bazin, La Terre qui meurt. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von J. Hellwig. Mit 3 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, Renger, 1915. VII+135 S. Wörterbuch 43 S. [= Franz. u. engl. Schulbibliothek hrsg. v. Dickmann & Pariselle. Reihe A. Bd. 172.]

Der Bearbeitung des vorliegenden Bandes, der aus verlagsrechtlichen Gründen erst 1925 erscheinen konnte, wurde die 112. Auflage des bei Calmann-Lévy in Paris herausgekommenen Romans zugrunde gelegt. Die Einleitung bringt einige Daten über Bazins Leben und seine Werke. Der 1853 zu Angers geborene Akademiker lehrt seit 1878 das Strafrecht an der Faculté libre de Droit d'Angers. Daneben entfaltet er als Heimatschriftsteller eine fruchtbare literarische Tätigkeit. Was Pierre Loti für die Bretagne, André Theuriet für Lothringen, Ferdinand Fabre für das Gebiet der Cevennen, George Sand für die Landschaft Berry gewesen, das wurde Bazin für Anjou, oder genauer für die Vendée angevine. So ist auch *La Terre qui meurt,* wohl das verbreitetste und erfolgreichste Werk (1. Aufl. 1899, jetzt in 124. Aufl. erschienen), ein Heimatroman im besten Sinne des Wortes. Er spielt unter der gegenwärtigen Republik und hat zum Grundgedanken das zeitgemässe Problem der Landflucht und Stadtsucht. Der Schauplatz ist die Vendée, jenes eigenartige Land, das Bazin von früher Jugend an auf Streifzügen zu jeder Stunde und zu jeder Jahreszeit gründlich kennen und samt seinen Bewohnern von ganzer Seele lieben gelernt hat.

Um die umfangreiche Originalausgabe für den Zweck der Schule nutzbar zu machen, musste bedeutend gekürzt werden, im ganzen auf 17 Kapitel. Diejenigen Abschnitte, in denen Sitten und Gebräuche der Vendée geschildert werden, sind möglichst ungekürzt gelassen, so Kapitel VIII (*Les Conscrits de Sallertaine*) und X (*La Veillée de la Seulière*). Ebenso wurden die Schlusskapitel (XVI. *La Nuit de Février*; XVII. *Le Renouveau*) ohne Streichung aufgenommen. Die Anmerkungen sind auf das Notwendigste beschränkt (S. 131—135) und enthalten demgemäss nur sachliche Erläuterungen. Einige leicht erkennbare Abweichungen der volkstümlichen Rede vom korrekten Sprachgebrauch der Gebildeten — Auslassung von *ne* oder *pas*, des unpersönlichen *il*, von *si* wenn, ferner *je vas für je vais*) werden nicht jedesmal besonders erwähnt. *La terre qui meurt* ist ein für die Oberstufe höherer Knaben- und Mädchenschulen vortrefflich geeigneter Lesestoff. Es ist wohl sicher, dass diese erste deutsche Bearbeitung des in Frankreich so beliebten Romans eine freundliche Aufnahme finden wird.

Wismar i. Mcklbg. Glöde.

Diesterwegs neusprachliche Lesehefte; hrsg. von Krüper und Sohild. Nr. 18, 24, 25. Frankfurt a. M. Diesterweg, 1924.

Heft 18. The British Empire in Transition. A modern newspaper reader. (Selections from the Manchester Guardian weekly.) Ausgew. u. hrsg. v. K. König. 1+25+4 S. Anmerkg.

Wieder eine verdienstvolle Zusammenstellung über die jüngste Politik Englands aus einer englischen Zeitung; die zahlreichen recht ausführlichen Anmerkungen erleichtern das Verständnis.

Heft 24. Rousseau: Mon Enfance; hrsg. v. Ph. Krämer. 11+2 S. Anmerkg.

Geschickte Zusammenstellung der wichtigsten Abschnitte aus Rousseaus Jugend.

Heft 25. Hugo: Cosette; hrsg. v. Stehling. 14+1 S. Anmerkng.

Eine kleine recht nette Episode aus dem Roman *Les Misérables*, die aber ein zu alltägliches Thema behandelt.

E. L. Llorens, Spanisches Uebungsbuch. 2. Auflage. Hamburg, Meissner, 1924. 80+23 S. Wörterbuch.

Das vorliegende Uebungsbuch ist der 3. Teil des *Lehrbuches der spanischen Sprache* und soll im Anschluss an die beiden ersten Teile benutzt werden; ja, der Verf. ist sogar so kühn zu behaupten, dass es sich auch wohl zu einem anderen Lehrbuch benutzen liesse. Man fragt sich beim Durchlesen dieser „Uebungen" vergeblich, wozu sie dienen sollen. Etwa zur Bereicherung des Vokabelschatzes? Dann wäre der Lernende übel dran; er findet ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Kapiteln verschieden verdeutscht, ohne die eigentliche Grundbedeutung klar erkennen zu können. Oder zur Vertiefung der Grammatik? Das dürfte auch ein vergebliches Bemühen sein, denn es fehlt jede Einheitlichkeit und Uebersicht. Die einzelnen, völlig zusammenhanglosen Sätze wie „Seid ihr Studenten? — Die Bäume der Gärten sind hoch" usw. nach alter, längst überholter Methode wirken sehr ermüdend. Hin und wieder findet der Benutzer wohl einen zusammenhängenden Stoff, der aber nichts typisch Spanisches enthält, so dass Kenntnis der spanischen Sitten, des Volkes und der Kultur ganz in den Hintergrund treten. Was übrig bleibt, ist so dürftig zusammengestellt, dass man sich wundern muss, wie so ein veraltetes Uebungsbuch eine 2. Auflage erleben konnte.

Es fehlt doch wahrhaftig nicht an vorbildlichen spanischen Schriftstellern, die guten, inhaltsreichen Stoff in einwandfreiem Spanisch bieten; natürlich hätte bei ihrer Aufnahme die ganze Anlage des Buches geändert werden müssen; das wäre zweckmässiger gewesen, als es in der bisherigen zu lassen; denn die 25 Kapitel, die es enthält, bieten nichts, was für den Unterricht in Betracht kommt. Das am Schluss neu aufgenommene deutsch-spanische Wörterverzeichnis ist ebenfalls recht dürftig und nach der Art der so oft angefeindeten Sonderwörterbücher angelegt. — Auffallende Druckfehler hätten sich vermeiden lassen. Für den Gebrauch an unseren Schulen kommt es gar nicht in Frage.

Hirschberg i. Schles. Karl Schröder.

V. Hugo, Das Jahr der Guillotine. Bearbeitet von L. Perutz und O. Levett, Berlin, Ullstein. 246 S.

Wir haben hier ein treffliches Beispiel, wie man heute für packende und zeitgemäße Unterhaltungsliteratur sorgt. Das Buch ist keine Uebersetzung, sondern eine „moderne" Bearbeitung von *Quatre-vingt-treize,* jenes eigenartigen, bei aller Breite doch fesselnden Alterswerkes des Dichters. Die Bearbeiter haben „störendes Beiwerk, Längen und Wiederholungen entfernt, Verblasstes und Vergilbtes erneuert, Abschweifungen gestrichen, grosse Strecken völlig neu erzählt". Das Ziel ist damit erreicht. Es ist eine spannende Erzählung aus hoch erregter Zeit übrig geblieben, über deren Unwahrscheinlichkeiten man rasch hinweggleitet, aber V. Hugo ist nicht mehr er selbst. Die alte Uebertragung von L. Schneegans ist stellenweise benutzt. Dem Neuphilologen ist mit einer solchen „Neubearbeitung" natürlich nicht gedient.

M. Cléry, Das Tagebuch aus dem Temple. Uebersetzt von Max Graf v. Platen-Hallermund, Paderborn, Schöningh, 1925. 152 S. 2,80 Mk., gbd. 4,— Mk.

Dieses Buch ist ein Geschichts- und Kulturdenkmal von erschütterndem Inhalt. Es enthält die Aufzeichnungen, die Cléry, der letzte Kammerdiener Ludwigs XVI. während der Gefangenschaft des Königs im Temple vom August 1792 bis zur Hinrichtung am 21. Januar 1793 gemacht hat. Schlicht und einfach berichtet er alles, was damals geschah, aus unmittelbarer Anschauung und eigenem Miterleben, die Leiden und Aengste der königlichen Familie und die Bosheiten und Quälereien der Machthaber und ihrer Werkzeuge — bis zum schrecklichen Ende. Diese Aufzeichnungen erschienen zuerst 1798 in London; die deutsche Uebersetzung, die sich gut liest, entreisst diese Blätter einer unverdienten Vergessenheit.

C. Goldoni, Der Diener zweier Herren. Bearb. v. F. Knöller.
Lope de Vega, Das Hirtenspiel. Bearb. v. Fr. Walther, Berlin, Verlag des Bühnenvolksbundes, 1925. 121+57 S. Gebd. 2,70+1,50 Mk.

Beide Stücke sind vom Bühnenvolksbund aus für heutige Aufführungszwecke bearbeitet worden. Goldonis Lustspiel, 1749 entstanden, ist dem Urtext gegenüber kaum mehr wiederzuerkennen. Aus 3 Aufzügen sind 2 geworden, die Personen sind zum Teil umbenannt, manches aus dem Dialog ist weggelassen. So ist ein recht unbedeutender Schwank übriggeblieben, der allerdings in Breslau bei der Aufführung im Februar 1926 infolge einer überspannt expressionistischen Ausstattung zu einem kleinen Theaterskandal führte. Viel taugt er nicht, für heutigen Geschmack ist er nichtssagend und etwas langweilig. Die Scherze und Wortspiele der venezianischen Mundart, die in der Urfassung den Haupt-

spass ausmachen, mussten natürlich fallen. Das Ganze ist ein Versuch von recht zweifelhaftem Werte.

Fast das gleiche kann man von Lopes *Hirtenspiel* sagen. Es ist aus dem grossen Auto sacramental *Das Spiel vom Sündenfall und von der Geburt Christi* herausgeschnitten. Die Liebesgeschichte zwischen Hirte und Hirtin passt nicht für unseren Geschmack. Für den literarischen Geniesser ist das Bruchstück nicht geeignet, für volkstümliche Zwecke taugt es auch nicht, da wir unsere schlichten, schönen Weihnachtsspiele gewohnt sind und sie mit Recht lieben.

G. K. Chesterton, Bernard Shaw. Wien, Phaidon-Verlag, 1925. 241 S.

Karl Arns teilt in seinem Buche über *G. K. Chesterton* (Dortmund, 1915) eine geistvolle Charakteristik des viel gefeierten Schriftstellers von Frank Harris mit (S. 9), die rühmend gemeint ist, aber auch alle unerfreulichen Eigenschaften des allzu bunt schillernden Freundes und Altersgenossen Shaws ins rechte Licht stellt. Auch das vorliegende Buch über Shaw zeigt alle jene Eigenheiten, die die Bewunderer Chestertons preisen: „Feuerwerkerei mit schillernden Redensarten, seine Vorliebe für Paradoxe und seinen Mißbrauch damit, Wortspielereien, phantastische Einfälle, Mischung von Scherz und Ernst, Wahrheit und Parodie, Ehrlichkeit und Ironie“ usw. — alles Erscheinungen, die nach meinem Gefühl nur unangenehm wirken, weil hinter all dem hochtönenden und geistreich sein sollenden Wortschwall nichts oder nicht viel steckt. Wäre Ch. ein Deutscher, so würde man gern seine Ausdrucksweise mit dem Worte benennen, mit dem man gewisse Erscheinungen berlinerischen Wortschwalls zu kennzeichnen pflegt. Am fruchtbarsten ist die aus dem Buche hervorspringende Erkenntnis, dass Ch. in Ton, Stil und gesamtem Behaben ausserordentlich viel von Shaw gelernt hat oder ihm mindestens in manchen Stücken sehr ähnelt, ob aus Naturanlage oder infolge von bewußter Nachahmung, kann ich nicht entscheiden. Sachlich lernt man über Shaw nicht eben viel zu dem hinzu, was man gemeinhin weiß. Dass sein Irentum, sein Puritanertum und seine fortschrittliche Gesinnung die drei Beine des Dreifusses sind, auf dem der große Prophet sitzt, ist in geschmackvollerer Form auch früher schon ausgesprochen worden. Ch. betrachtet Shaw als Kritiker, als Dramatiker und Philosophen und bespricht in diesem Rahmen seine Hauptwerke, aber auch nur skizzenhaft und einseitig; manche ältere Stücke sind nicht erwähnt, die wichtigen neuen *Johanna* und *Methusalem* sind noch nicht berücksichtigt. Die Uebersetzung rührt von Clarisse Meitner und Ludw. Goldscheider her. Die Ausstattung ist glänzend. Mir war das Lesen des Buches kein Genuss und nur ein mässiger Gewinn.

Chamber's Twentieth Century Dictionary of the English Language. Edit. by Thomas Davidson. London W. W. & R. Chambers (o. J.), 1240 S. Alleinvertrieb f. Deutschland: Leipzig, Teubner, 8.50 Mk.

Zu den zahlreich vorhandenen älteren einsprachigen Handwörterbüchern der englischen Sprache gesellt sich das vorliegende als eines der neuesten, reichhaltigsten und billigsten. Es bringt überall die Aussprache der Wörter nach einem sehr einfachen System, Wort- und Sacherklärungen, Etymologien und vielfach kleine Bilder zur Erläuterung. Es verarbeitet einen ausserordentlich reichen Wortschatz. Es will die Literatur- und Umgangssprache erfassen, auch das ältere literarische Englisch seit dem 16. Jhdt. und eine möglichst große Fülle von Fachausdrücken aus

Kunst, Wissenschaft, Technik und Sport, ferner schottische und sonstige mundartliche Ausdrücke. Sehr nützlich und lehrreich sind die vielen Anhänge: *Prefixes and Suffixes — Etymology of Names of Places — List of Abbreviations, together with Signs and Symbols used in Medicine and Music — Correct Ceremonious Forms of Address — Pronouncing Vocabulary of Scripture Proper Names — The More Common English Christian Names, with their Origin and Meaning — Words and Phrases in more or less Current Use from Latin, Greek, and Modern Foreign Languages — The Metric or French System.* — Der letzte Anhang ist ein mehrere hundert nachträglich aufgenommener Wörter umfassendes *Supplement* (S. 1209—1240); darin steht viel Kriegsenglisch, Afrikanisches, Gelehrtes, z. B. auch *boche, bosch = a German,* immerhin mit dem Zusatz *(abusively).* Der Druck ist klein und etwas blass, jedoch scharf, die sonstige Ausstattung bescheiden, der Preis sehr mässig. Das Buch ist sehr empfehlenswert und durch Teubner zu beziehen.

P. Rohrbach, Amerika u. wir. Reisebetrachtungen. Berlin, Buchenau & Reichert (1926). 204 S. Gebd. 10 Mk.

Das ist ein vorzügliches Buch, auch ein Führer zur Kulturkunde von hohem Werte. Es enthält Reiseberichte des bekannten Verfassers aus den Jahren 1913 und 1921—1924. R. hat unendlich viel gesehen, fast ganz Südamerika, Mexiko und Nordamerika. Und er versteht ausgezeichnet zu sehen und zu schildern: Naturschönheiten, Landschaftsbilder, Wirtschafts- und Kulturverhältnisse, geschichtliche und geographische Fragen, Altertümer, Gegenwartserscheinungen, Politisches und vor allem, stets stark betont, die Beziehungen jener Länder und Verhältnisse zum deutschen Leben der Gegenwart. Brasilien und die La Plataländer, Chile, Peru und Bolivia, Mexiko und die Vereinigten Staaten in Ost und West durchwandern wir mit ihm, und wir lernen dabei in angenehmster Form ausserordentlich viel Wertvolles und Nützliches. 2 Karten und 98 Bilder auf 24 Tafeln veranschaulichen das Dargebotene trefflich. Wie alle Kenner des Landes warnt auch er uns Deutsche vor blinder Vertrauensseligkeit und unangebrachter Gefühlsschwärmerei. Amerika liebt uns nicht. Aber es kann uns wieder achten und schätzen lernen, wenn wir das Unsrige leisten und mannhaft und arbeitsam sind. Das Buch wird dem Anglisten und Geographen ausgezeichnete Dienste leisten. Es gehört in unsere Lehrerbüchereien, kann aber sehr wohl auch den Schülern der Oberstufe in die Hand gegeben werden.

Der Kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Freiburg i. B. Herder & Co. 1531 S. Gbd. 30 Mk.

In Frankreich ist der kleine Larousse ein längst bekanntes und weit verbreitetes einbändiges Sachwörterbuch, in England ist ihm vor kurzem Chamber's *Twentieth Century Dictionary* zur Seite getreten, und jetzt erhalten wir auch ein deutsches einbändiges „Konversationslexikon“ in dem *Kleinen Herder,* der an Gehalt und Güte der Ausstattung seine eben genannten ausländischen Vorgänger weit übertrifft. Das Werk ist eine Meisterleistung des deutschen Verlagsbuchhandels, die dem zweibändigen *Kleinen Brockhaus* ebenbürtig ist. Seine Vorzüge sind gross: Gutes Papier, klarer, sehr deutlicher Druck, fester, geschmackvoller Einband, eine gewaltige Stoffülle (über 50 000 Artikel), die ganz knapp sind, aber das Wesentliche gut herausheben und alle Gebiete unserer Kultur umfassen, eine Menge von kleinen, aber recht guten und äusserst lehrreichen Abbildungen, Fortführung des Stoffes

bis in die unmittelbare Gegenwart; eine besondere Eigenheit sind die sehr geschickten Rahmenartikel, die wichtige Sachgebiete in grösseren Zusammenhängen behandeln. So ist es zurzeit das praktischste und billigste unter den kleineren Handbüchern dieser Art. Seinem Geiste nach ist es auf der katholischen Weltanschauung begründet, ist aber in allem Wesentlichen objektiv; es würdigt auch protestantische Grössen vorurteilsfrei. Nur bei der Aufnahme von Persönlichkeiten, bei der Auswahl der Bilder, der Aufzählung von Kirchen und Wohlfahrtseinrichtungen ist die katholische Welt etwas reicher bedacht; auch bei der Beurteilung von Menschen und Kunstwerken ist dieser Standpunkt durchgeführt. — Drei Kleinigkeiten seien angemerkt: Lord Byrons Geburtsstadt ist London, nicht Dover; Missolunghi ist üblicher als Mesolongion. Bei Shakespeare fällt der Geburtstag auf: 3. 5. statt 21. (oder 23.) 4. Unter *Wels* findet man zwei Eigennamen, aber nicht den bekannten Fisch.

Breslau. H. Jantzen.

Otto Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England.

Hermann Levy, Die englische Wirtschaft. (= Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur, hrsg. von W. Dibelius.) Leipzig, B. G. Teubner, 1922.

Wenn die Besprechung vorliegender Bücher erst so spät erscheint, so liegt es daran, dass Ref. in den Jahren 1924/25 in Amerika und im englischen Kolonialreich geweilt hat. Aber diese Zeit hat ihn noch mehr dazu befähigt, in die angelsächsische Kultur tiefer einzudringen. Denn für das Verständnis der angelsächsischen Kultur sind Religion und Wirtschaft von besonderer Bedeutung. So sind die obengenannten Bücher aus dem Bestreben hervorgegangen, durch grössere, in gedrängter Form zusammengefasste Veröffentlichungen Teilgebiete der angelsächsischen Kultur zu erschliessen.

Wir sind gewohnt, die englische Frömmigkeit als Heuchelei zu empfinden, und fassen die englische Kirche für gewöhnlich unter dem Namen high church zusammen, Begriffe und Anschauungen, die sich hartnäckig verbreitet haben und doch falsch sind. Wir erhalten in Baumgartens Buch eine sehr anschauliche Schilderung der Typen englischer Frömmigkeit. Vorausgeschickt hat der Verf. dankenswerterweise einen Abriss der dem Neusprachler gewöhnlich fremden englischen Kirchengeschichte.

An der Spitze der verschiedenen kirchlichen Typen steht der staatskirchliche und der kleinkirchliche, die Baumgarten als die Durchschnittsfrömmigkeit bezeichnet, da ja diese Typen neben dem hochkirchlichen wohl die entscheidenden für das kirchliche Leben Englands sind. Der evangelische Typus, der dem deutschen Pietismus verwandt ist, sowie der breitkirchliche Typus (broad-church) stehen in einem gewissen Gegensatz zu den vorhergenannten, da vor allem die broad-church, wenn auch nicht liberal in unserm Sinne, sich den Ergebnissen fortschrittlicher Erkenntnis und Kultur angepasst hat. Der methodistische Typus in England ist der deutschen methodistischen Richtung nicht gleichzustellen. Der puritanische Typus, wohl der wichtigste, hat seit Cromwell zur Gestaltung des modernen Englands wesentlich beigetragen.

Zum Lebensreformtypus gehören neben Absplitterungen die Baptisten und hauptsächlich die Quäker. Der chiliastische Typus mit den Sekten der Adventisten, Irvingianer und Darbysten ist in England kaum bodenständig. Das 19. Jhdt. hat den christlich-sozialen Typus (Heilsarmee) und den ästhetisch-religiösen Typus geschaffen.

Trotz dieser Verschiedenheit liegt in den Frömmigkeitstypen etwas gemeinsam Englisches: die starke Gebundenheit an die Bibel, ein grosser Zug zum Moralisieren, ein gewisser Nützlichkeitszweck in höherem Sinne, ein ausgebildeter Formensinn. Obwohl dadurch das religiöse Leben in England sehr gewonnen hat, ist die Gefahr der Veräusserlichung des inneren Lebens gross geworden.

Wenn nun der Verf. sein Buch *Religiöses und kirchliches Leben in England* nennt, so ist zu bedauern, dass er den immer grösser werdenden Katholizismus in England nicht berücksichtigt hat. Die Oxforder Bewegung (Oxford-movement), die sich dem Katholizismus näherte, mit Manning und Newman, die später zum Katholizismus übertraten — Newman wurde später Kardinal — hat an Ausdehnung zugenommen, und der englische Katholizismus ist ein im heutigen englischen Leben nicht zu unterschätzender Faktor.

Das Buch von Levy behandelt auch einen dem Neusprachler im allgemeinen nicht geläufigen Stoff; aber bei der heutigen unbestrittenen Vormacht der angelsächsischen Welt ist ein Verständnis des modernen literarischen Englands, besonders von der Zeit der Königin Elisabeth an bis zum britischen Imperialismus, ohne ein Eingehen auf die wirtschaftliche Entwicklung nicht möglich. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus kann ich daher es nur gut heissen, wenn Verf. in einem allerdings stark zusammenfassenden Kapitel den Einfluss der politischen und kirchlichen Kämpfe, sowie der Philosophie des 17. u. 18. Jhdts. auf die volkswirtschaftlichen Ideen behandelt. Uns fehlen leider noch Arbeiten, die uns den Zusammenhang zwischen Literatur und Wirtschaftsideen behandeln, wenn auch, wie z. B. bei Dickens, schon Anfänge dazu gemacht worden sind. Verf. hat an der auch sonst üblichen Einteilung volkswirtschaftlicher Lehrbücher festgehalten, wenn er die englische Wirtschaft unter den grossen Kapiteln Handel, Industrie, Landwirtschaft, Soziale Bewegung und Neubritische Wirtschaftspolitik zusammenfasst.

Für das Verständnis der Literatur des 19. Jhdts. sind Probleme, wie die Corn-Laws, Working and Gentleman Farmer, die Arbeiterfrage wichtig, für das Verständnis des Britischen Reiches, Probleme wie Freihandel, Schutzzoll, Organisation der Grossindustrie, Bodenreform, Arbeiterschutz und Wirtschaftskrisen. — Beide Bücher werden in Zukunft wesentliche Bestandteile der englischen Kulturkunde sein.

Breslau. Paul Oczipka.

E. Albert, A History of English Literature. London. Harrap & Co., Alleinvertretung für deutschsprechende Länder, Leipzig. Teubner, 1925. 542 S. Preis geb. 4,— **Mk.**

Systematische Literaturgeschichte kommt bei dem rein intuitiven Unterricht, der jetzt mancher Orten propagiert wird, nicht in Frage (Hübner); mithin kann auch diese Literaturgeschichte nicht etwa ein Lektürebuch sein, sondern nur dem Lehrer oder besonders begabten Schülern als Nachschlagebuch oder zu gelegentlichen Vorträgen dienen. Das drückt auch der Verf. E. Albert, aus, der am George Watson's College for Boys in Edinburgh arbeitet, wenn er es „a practical book for senior classes" nennt. Literarischen Arbeitsgemeinschaften und besonders Universitätsseminaren ist es durchaus zu empfehlen.

Das vorliegende Buch (Section two, Chapters nine to end) behandelt die Literatur von 1700 bis zur neuesten Zeit (Galsworthy, Shaw, Wells). Es gibt für jede Periode den historischen Hintergrund, arbeitet

Strukturlinien und Richtung heraus, gibt sehr einprägsame Zusammenstellungen in Tabellenform, die durch das ganze Buch verstreut sind, sich aber besonders im Anhang finden. Da behandelt eine Tabelle die Formen der Prosa von 1500—1900, eine den Roman, eine den Essay, eine das Drama; auch metrische Formen werden in dieser Weise dargestellt. Die literarische Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten ist eingehend behandelt und durch passende Auszüge bewiesen. Eine Bibliographie vervollständigt das Buch; seine Benutzung wird durch einen Index to Extracts und einen General-Index erleichtert.

Interessant sind die *Questions and Exercises,* die an das Ende jedes Abschnitts gestellt sind. Man kennt derartige Fragen und Uebungen von gewissen Schulausgaben klassischer deutscher Dramen, französischen Geschichtsbüchern für französische Schüler u. s. f. Hier aber ist den Fragen noch mancherlei wertvolles Material beigegeben, aus dem die Beantwortung zu erarbeiten ist. Die eine oder andere der Fragen könnte recht wohl als Aufgabe in einer mündlichen Reifeprüfung gestellt werden, wenn man im Anschluß an die *Richtlinien* an eine Reform der mündlichen Prüfung denkt und das bisher übliche Lesen, Uebersetzen und die meist vorbereitete Konversation verwirft.

Alles in allem wäre das Buch eine wertvolle Bereicherung unserer Lehrerbüchereien, denn was der Verf. sich als Ziel gesetzt, hat er erreicht: „to set out the facts with clearness, vivacity and some kind of literary elegance."

Berlin. P. R. Sanftleben.

Hans Precht, Englands Stellung zur deutschen Einheit 1848—1850. 192 S. München, Oldenbourg, 1925. 6 Mark.

Es ist eigenartig, wie selten man früher in Deutschland Englands Politik klar erkannt und richtig eingeschätzt hat, eine Politik, die sich doch stets nur von englischen Interessen leiten und bestimmen liess, eine Politik, die in Weltteilen zu denken gezwungen war und in Europa immer nach dem Gleichgewicht der Kräfte strebte. Auf Grund der Blutsverwandtschaft und der gemeinsamen Kämpfe gegen Frankreich glaubte man bei uns jenseits des Kanals deutscher Sympathie sicher zu sein und sollte grausame Enttäuschungen erleben.

Auch das vorliegende Buch ist ein Beleg hierfür. Es zeigt uns, wie geringes Wohlwollen der englische Staatsmann und Minister der auswärtigen Angelegenheiten Palmerston dem aufstrebenden Preussen und Deutschland in der Revolutionszeit von 1848 entgegenbrachte, wie er, in dem schleswig-holsteinischen Konflikt zum Vermittler angerufen, derartig zugunsten Dänemarks entschied, dass ihn seine Königin Victoria darauf aufmerksam machen musste, wie wenig unparteiisch er seine Rolle auffasste und ausübte. Und dahinter steckte stets die englische Abneigung, im Herzen Europas eine geschlossene Grossmacht sich bilden zu sehen, die vielleicht und sehr wahrscheinlich dem englischen Handel und der englischen Seemacht Schwierigkeiten bereiten könnte. Daher die politische Unterstützung des kleinen dänischen Staates, der den Schlüssel zum Sund verwahrte, daher die Hindernisse, die man den von Disraeli verhöhnten deutschen Einheitsbestrebungen entgegensetzte und die man Preussen bei der Ausdehnung des Zollvereins auf die norddeutschen an Ostsee und Nordsee liegenden Staaten bereitete, und der Druck, der Preussen zur Annahme des Waffenstillstandes von Malmö und der Punktation von Olmütz zwang. Mit Palmerston wetteiferten seine Gesandten,

— besonders Lord Westmoreland und Forbes — die deutsche Entwicklung zu hemmen und zu durchkreuzen.

Handelsneid auf der einen Seite und Furcht vor einer deutschen Flotte andrerseits sind die Motive, die Englands Politik gegen Deutschland schon seit 1848 beeinflussen. Dies weist der Verfasser in überzeugender Weise nach. Sein Buch ist nach Inhalt und Form nur zu loben und beruht auf gründlichen Archivstudien. Natürlich hat er auch die gesamte einschlägige Literatur benutzt mit Einschluss der führenden englischen politischen Zeitungen. Sein Werk ist insofern aktuell, als es darlegt, wie das Bevormundungssystem und Oberaufsichtsrecht fremder Reiche über Deutschland nicht erst durch den Versailler Vertrag festgelegt wurde, sondern eigentlich schon durch die Wiener Kongressakte von 1815 im Keime vorhanden war und besonders von England und Russland zum Schaden Deutschlands bei jeder sich bietenden Gelegenheit zur Anwendung kam. Ausserdem kann man eine auffallende Aehnlichkeit feststellen zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm II. sowie ihren diplomatischen Vertretern Bunsen und Lichnowski bezw. Bethmann-Hollweg mit Bezug auf ihre falsche und gefühlsmässige Einstellung englischer Politik.

Charlottenburg. H. Engel.

Edith L. Elias, This England of ours. Edited with notes and glossary by Max Fuhrmann. Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben. Bd. 75. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1925. 47 S.

An englischen Lesestoffen, die das kulturkundliche Element in den Vordergrund stellen und schon auf der Unterstufe gelesen werden können, besteht kein Ueberfluss. In dem vorliegenden originellen Büchlein haben wir tatsächlich einen solchen. Eine Fülle von „Realien" werden geboten: Kleidung, Eisenbahn, Städte usw., usw. und zwar in der anschaulichen anregenden Form eines Gespräches, die, in der Durchführung durch zehn Kapitel freilich etwas unnatürlich und gekünstelt anmuten mag, immerhin jedoch der gangbarste Weg bleibt, um einen so vielgestaltigen Stoff an den Schüler der Unterstufe heranzubringen. Ob man mit ihm schon weitergehende volkswirtschaftliche und geographische Exkurse wagen darf, erscheint mir freilich zweifelhaft. Eins jedoch kann er sicher daraus lernen, wenn der Lehrer die Mühe nicht scheut: ein gutes, idiomatisch reines, „rassiges" Englisch.

J. T. Grein, The New World of the Theatre 1923—1924. With a Preface by G. K. Chesterton. London, M. Hopkinson, 1924. 264 S.

Ein recht überflüssiges und belangloses Buch. Nichts weiter als eine Sammlung von bereits veröffentlichten Artikeln, die zumeist recht wenig mit Drama und Bühne zu tun haben, in der „a bewildering multiplicity of subjects" herrscht, um mit Chesterton, dem Verfasser des Vorwortes, zu sprechen. Wenn es wenigstens nur eine Zusammenstellung von wertvollen Theaterrezensionen wäre. Aber deren gibt es nur verhältnismässig wenige in diesem Buche; zu ihnen zählen etwa die Kritiken von Joseph Conrads *Secret Agent*, George Moores *The Coming of Gabriele*, G. B. Shaws *Back to Methusalem*. Sonst spricht Grein, freilich in lebhafter, anschaulicher Weise, über alles Mögliche, über Alfred Capus, das Theater in Bulgarien, die Rechte des Kritikers, ein russisches Tänzerpaar, Eleonore Duse, Sarah Bernhardt, den deutschen Nibelungenfilm, Schauspielkunst und Gefühl usw. Diese Rederei über allerlei unwichtige und nichtige Dinge ist auf die Dauer unerträglich. Geradezu albern ist der Artikel *Hats off!*, wo den ein Engagement suchenden Schauspielerinnen

empfohlen wird, im Büro des Theaterleiters den Hut abzusetzen, um vorteilhafter auszusehen. Natürlich gibt ein so erfahrener und sonst so geistvoller Bühnenfachmann wie Grein auch manche wertvolle Anregung z. B. über die Pflege des bislang so sehr vernachlässigten „Kolonialdramas", die Gründung eines „Schauspielermuseums", in dem künftige Geschlechter die Stimmen der bedeutenden Schauspieler der Gegenwart hören können, die Einrichtung einer gut organisierten, von einem Fachmann geleiteten Bücherei festländischer Stücke. Aber als Ganzes ist das Buch abzulehnen. Die Unsitte, aus einer Anzahl Feuilletons ein „Buch" zu „machen", nimmt in England in den letzten Jahren immer mehr zu.

Bochum. Karl Arns.

Logan Pearsall Smith, Words and Idioms, London, Constable, 1925. 300 S. 7/6.

Der als Lexikograph und Sprachforscher schon seit langem tätige Verf. legt hier in Buchform fünf Studien vor, die früher teils als Aufsätze der *Engl. Review*, teils als Veröffentlichungen der *Society for Pure English* und der *Yorkshire Dialect Society* erschienen sind. Es sind Streifzüge durch die ungeheueren Schatzkammern sprachlicher Erkenntnisse, die in dem grossen Oxford Dictionary und dem Dialect Dictionary aufgespeichert sind; sie führen uns mitten in das rastlose Weben und Wachsen der englischen Sprache und spüren den Regeln nach, in denen sich ihre ungeheuere Lebenskraft auswirkt. Kap. I *English See Terms* beleuchtet an dem kleinen Ausschnitt eines bestimmten Berufes die internationale Grundlage des Englischen, das sein sprachliches Rohmaterial aus aller Welt bezieht, und setzt die sprachbildende Tätigkeit der tieferen Volksschichten ins rechte Licht. Kap. II *The English Element in Foreign Languages* geht den umgekehrten Weg; wir sehen, was Frankreich und Deutschland von England entlehnt haben, und aus dieser Auswahl tritt uns das Wesen des Engländertums mit erstaunlicher Schärfe entgegen; denn aus dem sprachlichen Export erhellt, dass die Engländer ein vorwiegend praktisches Volk sind. „Ein bewusstes Streben nach Ideal und Vollkommenheit beseelt sie nicht, und sie haben der Menschheit ihre Religionen, ihre Träume und Sehnsuchtsziele nicht geliefert. Was sie beigesteuert haben, ist vielmehr instinktiv geschehen, als augenblickliche Lösungen auftauchender Schwierigkeiten, als unbewusstes Angleichen an neue Verhältnisse. Sie liefern neues Material für Theorien und 'the stoff that dreams are made on' und sie haben viel geleistet, um Theorien und Träume wieder zur realen Welt herabzuziehen, Ideale in Institutionen zu verkörpern, abstrakte Theorien auf Experiment und Tatsachen zu gründen! (S. 62.) Die meisten der exportierten Worte gehören somit dem Bereich gesellschaftlicher Betätigungen, sie sind Namen für die Methoden und Ergebnisse grösserer oder kleinerer Arbeitsgemeinschaften wie z. B. die Ausdrücke des politischen Getriebes, des Klublebens, der sozialen Vereinigungen, des Sportlebens, der gesellschaftlichen Ansprüche an Wohnung, Kleidung, Nahrung und Lebensweise. — Noch tiefer in die kulturgeschichtliche Bedeutsamkeit der wechselseitigen Entlehnungen führt das 3. Kap. *Four Romantic Words.* An der Hand des Bedeutungswandels der von England ausgehenden Worte romantic, original, creation, genius erleben wir die gesamte ästhetische Umwälzung, die auch für uns den Inhalt des „Sturms und Dranges" und der „Romantischen Schule" bildet. Sehr richtig erkennt der Verf. die Gefahr für die künstlerische Zukunft Europas, die in der allzuhäufigen Anwendung dieser meist nicht klar erfassten, immer noch etwas überschwenglichen

Begriffe liegt, denn sie hat zu ungerechter Einschätzung jener Künstler geführt, denen die formale Seite ihrer Kunst, der Zusammenhang mit der Tradition höher steht als das Spontane, Eigenwillige, Regellose. Mit dem Vorschlage, den Gebrauch von *erudite* im Sinne von *perfect workmanship* und *invention* an Stelle von *creation* zu fördern, schliesst das ungemein reiche Kapitel. — Der nächste Abschnitt *Popular Speech and Standard English* behandelt das reizvolle Auf und Ab der Worte auf der Stufenleiter: dialect — colloquial talk — conversation — written language — poetry und zeigt an zahlreichen Beispielen, auf welchen Wegen die Sprache der Gebildeten aus dem ungeheueren volkstümlichen Vorrat an uraltem Sprachgut, an assimilierten Fremdwörtern, an onomatopoetischen Gebilden und den vielen einsilbigen Lautbildern ihre ewige Erneuerung herbeiführt.

Das Schlusskapitel *English Idioms* behandelt die wichtigste Art, in der die englische Umgangssprache sich unablässig verjüngt und ausbaut: die idiomatischen, den Regeln der Logik und Grammatik widerstreitenden Sprachbildungen. Hierher gehört der willkürliche Gebrauch der Präpositionen, die Verbindug von Verbum und Präposition, alte paarweise, oft allitterierende Formeln, Nachstellung der Präposition und jene logischen Anomalien, für die (vielleicht gerade wegen ihrer wörtlichen Absurdität) das Englische eine solche Neigung zeigt. Hierauf folgt eine lehrreiche Zusammenstellung der Idiome nach ihren Quellen (verschiedene Berufe, Künste, Bibel, Shakespeare, klassische Sprachen, Französisch und die vom menschlichen Körper und seinen Teilen entlehnten „somatic idioms"). Die grösste Mannigfaltigkeit aber erzielt der Engländer durch die Verbindung der sogenannten „dynamic verbs" wie come, go, run, fall, stand, get, take usw., mit den Präpositionen up, down, over, off. Sie ergibt zahllose Redewendungen voll suggestiver Kraft und Bildhaftigkeit; diese dienen dazu, für die einfachsten Formen menschlichen Lebens kurze Symbole zu finden: für kluges und törichtes Handeln, für Beifall und Tadel, Erfolg und Misserfolg, Rivalität und Uebervorteilung. Aus ihnen spricht der harte, scharfblickende common sense des Engländers, seine zähe Ausdauer, seine entschiedene Stellungnahme bei Freundschaft und Feindschaft, die Offenheit seiner freien Rede. Kein Volk der Welt besitzt eine solche Ueberfülle von energiegeladenen Schöpfungen aus dem Drange des Augenblicks, in denen sich die Schöpferkraft der Umgangssprache unaufhörlich entlädt. — Es ist überflüssig, dieser gedrängten Inhaltsangabe ein Wort des Lobes hinzuzufügen; das Buch zu studieren, erscheint mir Pflicht eines jeden Anglisten — keiner wird es ohne reichste Belehrung aus der Hand legen.

Prag. E. Rosenbach.

Albrecht Riesenberg, Einführung in Sprechtechnik und Vortragskunst. Leipzig, Teubner, 1925. 130 S. Gebd. 4,50 Mk.

Der Lektor an der Technischen Hochschule zu Hannover gibt hier auf Grund langjähriger Unterrichtserfahrung eine Einführung in die beiden Gebiete, die zwar in erster Linie für den Deutschlehrer ihre Bedeutung haben, aber doch auch jedem Neuphilologen zu empfehlen sind, soweit er nicht durch gründliche phonetische Ausbildung in den neueren Sprachen bereits auch für ein gesundheitsmässiges und ästhetisch schönes Sprechen seiner Muttersprache wenigstens den Grund gelegt hat. Erfreulicherweie erheben sich ja neuerdings immer mehr Stimmen für eine stärkere Pflege der sprechtechnischen und damit zugleich der ästhetischen Seite im Gebrauch der Muttersprache auch in der Schule. Wie dringend

notwendig das ist, bedarf für den Einsichtigen keiner weiteren Begründung mehr. Bei der immer wieder geforderten „Pflege des mündlichen Ausdrucks“ denkt die Mehrzahl aber meist vorwiegend an grammatisch und stilistisch einwandfreies Sprechen und leider viel zu wenig an das rein Artikulatorische. Und doch ist gerade ein artikulatorisch einwandfreies, durch mundartliche oder aus „Maulfaulheit“ entstandene Unarten unbelastetes Sprechen die unumgängliche Vorbedingung für einen gesundheitsmässigen und wohlgefälligen mündlichen Ausdruck. Lautlich richtige Beherrschung der Muttersprache ist aber auch wiederum Vorbedingung für die Aneignung einer guten Aussprache des Englischen, Französischen usw. Daher wird das vorliegende Büchlein in seinem umfassenderen Teil der Atem- und Sprechtechnik (97 S. gegenüber 33 S. Vortragskunst) auch dem Neuphilologen von Nutzen sein. Schade ist, dass der Verfasser nicht von der Lautschrift Gebrauch macht und auf diese Weise das Lautliche von dem Graphischen scharf trennt. In der vorliegenden Gestalt dürfte dem Anfänger wegen der vielfachen Verquickung der beiden Momente doch manches nicht gleich ganz unmissverständlich sein. Zu warnen ist vor den von Talma-Guttmann, Possart und Zopff vorgeschlagenen, vom Verf. mit aufgenommenen Uebungen zur Erlernung des Zungen-r S. 68/9 Nr. 1, 4 u. 5, während die unter 2, 3 gegebenen durchaus zu empfehlen sind und sich bei entsprechenden Gelegenheiten auch im neusprachlichen Unterricht bewähren (z. B. bei dem einmal angeschlagenen, von Jones semi-rolled genannten, Zungen-r des Englischen).

Göttingen. Walter Gerlach.

A. Degenhardt, Lehrgang der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. Für Englisch als erste Fremdsprache. I. Sexta, II. Quinta. Breslau, Trewendt u. Granier, 1924/25. VI+64, IV+80 S.

Das Buch sieht bewusst von Anleitung zu Uebungen oder sonstiger Verarbeitung des Lehrstoffes entsprechend dem Wunsche des preussischen Erlasses vom Dezember 23 ab; aber damit erschwert es dem Lehrer und dem Schüler zweifellos seine Benutzung. Nicht nur der Anfänger, auch der geübte Fachmann ist für praktisch-methodische Anleitung dankbar. So aber kommt man schon beim Lautkursus in Schwierigkeiten, weil wohl eine Beschreibung und Systematik der Laute, aber keine Beispiele gegeben werden. Die *Uebersicht über die Schreibung der englischen Laute* ist dafür kein Ersatz, weil sie — zu Lautübungen benutzt — weder auf noch nicht erlernte Laute Rücksicht nimmt, noch sich zur Zusammenstellung einfacher Sätzchen als Lese- und Sprechübung eignet. Die Texte sind gut und anschaulich; soweit sie nicht englischen Ursprungs sind, sind sie gemeinsam mit Engländerinnen verfasst. Wenig passend sind die Verse auf S. 32. Die Vokabeln sind durchweg phonetisch umschrieben, wenn auch vereinzelt nicht zuverlässig; leider fehlen Sachgruppen. Die Grammatik enthält die regelmässige Formenlehre; zu beanstanden ist die Deklinationstabelle S. 55/6; bei den Frageformen S. 57 fehlen die Fragezeichen.

Die Stücke des II. Teils führen in Leben, Land und Leute und die ältere Geschichte Englands ein. Sie sind — Quellenangaben fehlen — wohl meist keine Originaltexte, aber, wie aus dem Vorwort hervorgeht, mit Hilfe von Engländern verfasst. Für meinen Geschmack überwiegt der lehrhafte Ton zu sehr; ich hätte auch die kleinen Anekdoten u. dgl. aus dem Anhang lieber über das Buch verteilt gesehen. Geeignete Ge-

dichte sind ziemlich zahlreich geboten. Die Grammatik dient nur zur Erweiterung und Festigung der Formenlehre. In diesem Band ist auf Anleitung zu Uebungen nicht verzichtet; auch Hinübersetzungstexte sind darunter.

Oskar Wagner, Die Reformmethode. Lehrgang der englischen Sprache mit Erläuterungen und Uebungen der neun Redeteile. 1. Buch. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1925. 47 S.

Diese vom Verfasser mit grossem Selbstbewusstsein angekündigte Reformmethode entpuppt sich als ein harmloser Leitfaden im alten Stil, in dem nach einer nicht immer einwandfreien Lautlehre die 9 Wortklassen ganz elementar behandelt werden. Er gibt zwar alle Fachausdrücke deutsch und englisch; aber es fehlt durchaus an zusammenhängender englischer Rede; nur lose Einzelsätze werden als Beispiele und Uebungsstoff geboten.

A. Schwieker, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache, Ausgabe „Town Life". 18. Aufl. Neubearbeitung. Hamburg, O. Meissner, 1925. XII+400 S.

Hier liegt ein gutes Buch für die Oberklassen der gehobenen Volksschulen vor, die bekanntlich in Hamburg Englisch treiben.

Besonderer Wert ist auf die Einübung der Aussprache gelegt; hier ist absichtlich auf die Weltlautschrift verzichtet, weil sie nach der Erfahrung des Verfassers sich als zu schwer erwies, und eine nur andeutende Bezeichnung verwendet. Ich stehe auf anderem Standpunkt: Sextanern schadet die allgemeine Lautschrift doch auch nicht. Wichtiger ist aber, dass in den einleitenden Uebungen schon Laute vorkommen, die erst später geübt werden; besonders auffallend ist das bei dem wichtigen *r*. Auf diesen fast allgemeinen Missstand englischer Lehrbücher habe ich wiederholt schon hingewiesen.

Die Stücke, die vorwiegend England und englisches Leben schildern, bieten mehr Realien als Kulturkundliches, sind aber sonst inhaltlich und sprachlich gut und eignen sich auch von vornherein gut zu Sprechübungen; sogar kindertümliche dramatische Szenen sind geboten, wie sie durchaus dem Arbeitsschulgedanken entsprechen. Gute Bilder aus England, z. T. nach eigenen Aufnahmen des Verfassers, beleben das Buch. — Der Entwicklung des Wortschatzes ist viel Sorgfalt zugewandt, Wortfamilien, Synonymik nehmen einen breiten Raum ein. Ein systematisches Wortverzeichnis nach Stoffkreisen fehlt aber. Die Grammatik ist auf die einzelnen Lektionen verteilt und umfasst noch das Wichtigste aus der Syntax. Viele und mannigfaltige Anleitung zu Uebungen ist gegeben. Die der Hinübersetzung dienenden deutschen Sätze sind aber leider in dem Bestreben, auf den gewünschten englischen Ausdruck hinzuführen, oft in sehr schlechtem Deutsch abgefasst. In Lautlehre, Formenlehre und Wortverzeichnis sind verknüpfende Hinweise auf Niederdeutsch und Hochdeutsch häufig. — Im einzelnen habe ich manche grösseren und kleineren Ausstellungen, hier nur das Wichtigste. S. 46 wird die Bildung von *he replies* verlangt, die erst S. 94 erlernt wird. Das Deklinationsschema S. 18 ist wissenschaftlich nicht haltbar und irreführend. Namen wie Dauerform, Imperfekt sind schief. Die S. 194 in der Anmerkung gegebene Uebersetzung von *with measured beat* „mit taktvollem (!) Schlage" ist sehr unglücklich.

A. Schwieker und Dr. F. Schwieker, Little Folks in England (Collection English Life, Part I). Leichte Sprachstoffe zur Einführung in das Leben englischer Kinder. Hamburg, Meissner, 1925. 64 S.

Die hier aus englischen Quellen zusammengestellten Sprachstoffe — Alltagserlebnisse zu Hause, im Seebade und auf der Schule und Märchen — erfüllen durchaus die im Untertitel ausgesprochene Absicht des Verfassers und werden eine vorzügliche Lektüre für Quarta und für Mittelschulen und gehobene Volksschulen bilden. Sie sind wirklich kulturkundlich und zudem sprachlich ausgezeichnet.

Brieg, Bez. Breslau. Walther Preusler.

Edgar Rice Burroughs, Tarzan and the golden Lion. Tauchnitz Edition. Vol. 4652. Leipzig, Tauchnitz, 1924.

Vier Tarzan-Bücher sind bereits in deutscher Uebersetzung erschienen und haben — bedauerlicherweise! — einen grossen Leserkreis gefunden. Dasselbe unverdiente Glück wird vermutlich dem vorliegenden Bande zuteil werden, sobald er ins Deutsche übertragen ist. Im Mittelpunkte der ebenso zahlreichen wie unmöglichen Abenteuer steht hier der Marsch des Affenmenschen Tarzan nach Opar, wo er seine dahingeschmolzenen Schätze aus dem von den Bewohnern von Atlantis stammenden Golde ergänzen will. Aus der schlimmsten Not wird er stets von einem Löwen gerettet, den er als junges Tier eingefangen und wie einen Jagd- und Polizeihund abgerichtet hat und der an Intelligenz natürlich den geschicktesten Detektiv übertrifft. (Vgl. *Zeitschr.* 22, 73). — Wem ein Gemisch von Robinsonaden, Indianer- und A. C. Doyle-Literatur als geistige Nahrung genügt, der wird an dem vorliegenden Bande seine Freude haben. Irgendwelchen Wert dürften die Tarzan-Bücher indessen nur insofern haben, als die starke Nachfrage danach ein trauriger Beweis für den schlechten Geschmack des lesenden Publikums ist.

Neusalz (Oder). Walther Grack.

Zane Grey, Tappan's Burro. The Call of the Canyon. Tauchnitz Edition Vol. 4648, 4649, 1924.

„A wild country, colourful, beautiful, bountiful" ist es, in das uns Zane Grey führt. Die Urwälder der Cordilleren, das Bergland von Arizona in Wild-West und die tief eingeschnittenen Täler des Rio Colorado und seiner Zuflüsse erstehen in begeistert geschauten Bildern vor unseren Augen. Der erste Band enthält eine Reihe von scharf umrissenen und gut abgerundeten Einzelerzählungen. Seltsame Gestalten und ihre Erlebnisse, wie sie zu dieser wilden Umgebung passen, werden uns vorgeführt, der einsame Goldsucher, der Rubber Hunter, Bilder aus den grausigen Verzweiflungskämpfen der Indianer gegen die weissen Eindringlinge.

Der zweite Band enthält eine zusammenhängende Erzählung, die absichtlich breiter ausgemalt ist, denn es soll psychologisch ganz eingehend verständlich gemacht werden, wie die junge Carley Burch, der tenderfoot des Ostens, von der Schönheit und der Lebenskraft des Westens in Bann geschlagen wird und im Vergleich mit dem nichtigen Gesellschaftstrubel der fashionable society erst die echten Werte des Lebens und den Zweck des menschlichen Daseins erfassen lernt. Aus dem Buche spricht eine begeisterte Liebe zu Amerika, das im Westen eine Quelle frischen, unverdorbenen Menschentums besitzt, das aus dem engsten Zusammenhange mit der Natur heraus eine innere Erneuerung der Bevölkerung bringen kann. Scharfe Angriffe auf die Ueberkultur des Ostens

geben fesselnde Einblicke in das innere Leben des heutigen Amerika, und in prachtvollen Naturbildern schauen wir den lockenden Canyon und die mühevolle Arbeit seiner an Leib und Seele gesunden Bewohner. Beide Bücher können bestens empfohlen werden.

Joseph Hergesheimer, Balisand. Tauchnitz Ed., Vol. 4661, Lpz. 1924.

Eine geschichtliche Erzählung wird stets Freunde finden, besonders wenn sie, wie die vorliegende, dem gegenwärtigen Zeiterleben nahesteht. Hergesheimer schildert das Wachsen und Werden der Vereinigten Staaten nach dem Unabhängigkeitskriege. Er gibt ein fesselndes Bild von der inneren Zwiespältigkeit im Lande während der Kämpfe zwischen Föderalisten und Democratic Republicans bis zur Wahl Jeffersons. Die Erzählung gestaltet sich zum Charakterbild des letzten Bale of Balisand. Er ist der typische Vertreter der aus England eingewanderten Neuaristokratie Amerikas, festverwurzelt mit dem Boden, den seine Vorfahren seit 1652 bebauten, fest verwurzelt auch mit dem alten Kulturgute der Bale of Balisand, ein tapferer Soldat und ein unerschrockener Vorkämpfer für Washingtons Staatsgedanken. If I was wrong, then wrong was right for me, and the end was just, aber die politische Zeitentwicklung geht über ihn hinweg und über die Anschauungen, denen er sein Leben opfert. Die romantische Liebe zu der toten Lavinia mag in gewissem Sinne zu dem Charakterbilde passen, wenn auch ihr beinahe ans Uebersinnliche streifendes Wesen einen allzu neuzeitlichen Ton in die Erzählung trägt. Prächtig ist die Gestalt der Lucia gezeichnet, deren Selbständigkeit und Kernigkeit die moderne Amerikanerin vorahnen lässt.

Breslau. Lucie Hillebrand.

Cervantes, Comedia de los Tratos de Argel. Hrsg. von Ludwig Pfandl. (= Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke.) Leipzig, Freytag, 1925.

Dies Buch ist eine der besten Einzelausgaben spanischer Werke, die es in Deutschland gibt. Es ist mit Sachkenntnis und Gründlichkeit bearbeitet. Der Text ist mit grosser Sorgfalt auf Grund der alten spanischen Ausgaben hergestellt. Ein umfangreicher Anhang macht an der Hand alter Berichte mit den Zuständen bekannt, die zur Zeit des Cervantes im Sklavenwesen Nordafrikas herrschten, führt also in das Kulturbild des Stückes ein; hebt die Wichtigkeit der Komödie für die Biographie ihres Verfassers hervor; betont mit Recht, dass sie nicht ein vorzügliches Bühnenstück darstellt, dass ihr Wert vielmehr darin liegt, dass sie ein „Abglanz der Seelenstimmung eines grossen und edlen Menschen an einem Abschnitt seiner inneren und äusseren Entwicklung" ist; liefert schliesslich schätzenswerte bibliographische Nachweise. Bei der Verteidigung der Verwendung des in dem Stücke vorkommenden Löwen als Führer des flüchtigen Sklaven hätte Pfandl sich noch darauf berufen können, dass s. Z. ähnliche Löwengeschichten auch von anderen, grösseren Dramatikern, als es Cervantes war, mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurden, so von Lope in den Komödien *El cardenal de Belen* und *El esclavo de Roma.* Desgleichen hätte er bei der Besprechung der in dem Stücke auftretenden allegorischen Gestalten darauf hinweisen können, dass ähnliche Figuren nicht nur bei so untergeordneten Dramatikern wie La Cueva und Argensola vorkommen, sondern sich auch in manchem ganz vorzüglichen Drama des alten spanischen Theaters finden und keineswegs störend empfunden wurden, so, um nur ein Beispiel anzuführen, in Lopes

berühmtem Schauspiel *El nuevo mundo descubierto por Colon.* — Hoffentlich lässt sich der Schwarm derjenigen, die seit zwei oder auch vier Jahren Spanisch treiben und auf Grund dieses sich berufen fühlen, alle möglichen und unmöglichen spanischen Werke in Bearbeitungen herauszugeben, über die der einigermassen fachkundige Leser nur den Kopf schütteln kann, durch die vortreffliche Arbeit Pfandls und den grossen Namen des Cervantes nicht dazu verleiten, auch dessen andere Komödien herauszugeben. Das verdienten höchstens die *Numancia* und eine Anzahl seiner Entremeses. Denn so gross Cervantes als Romandichter ist, so unbedeutend ist er als Dramatiker. Doch darüber mag man Näheres in einem Aufsatz *Zeitschrift* 24, 339 ff. nachlesen.

Hirschberg i. Schles. M. V. Depta.

Spanische Lauttafel (System Viëtor), bearbeitet von H. Haacke. Grösse 86 : 66 cm. Marburg, Elwert, 1925.

Nun liegt auch für die spanische Sprache eine Lauttafel nach dem System Viëtor in der bekannten Gliederung — Lippen-, Zahn-, palatale und velare Gaumenlaute; nach Verschluss, Enge und Oeffnung — vor; sie unterscheidet in dreifarbigem Druck die stimmlosen von den stimmhaften und nasalen Lauten. Als Wandtafel im Klassenzimmer wird sie dem Unterricht recht nützlich sein können.

Göttingen. Alfred Günther.

Erwiderung.

P. R. Sanftleben hat oben auf S. 372 f. dieser *Zeitschr.* meine Schrift *Die englische Lektüre im Rahmen eines kulturkundlichen Unterrichts* einer Kritik unterzogen, die mich zu einigen Bemerkungen veranlasst.

Dass man in der Kernfrage andrer Meinung sein kann, ist selbstverständlich und das gute Recht des Rezensenten. Wenn dieser seinen ablehnenden Standpunkt irgendwie sachlich begründet hätte, wäre es freilich für die Klärung der ganzen Frage noch erspriesslicher gewesen. Verwahrung aber darf ein Autor dagegen einlegen, dass Behauptungen zurückgewiesen werden, die er gar nicht getan hat. Dass ich gesagt hätte, „Arbeitsunterricht sei nichts als kulturkundlicher Unterricht," wird man hoffentlich nicht von mir annehmen; auf der von dem Rezensenten angezogenen S. 55 meiner Schrift steht etwas wesentlich anderes. Noch ärger ist das Missverständnis des Kritikers — ein solches muss ich annehmen —, wenn er unter den von mir empfohlenen Quellenschriften Abhandlungen von Quiller-Couch, Brandl, Dibelius, Franz usw. in je einem (!) Sonderheftchen versteht; wären das „Quellen"? — Es bedarf keines besonders „kundigen" Thebaners, um aus meinen Ausführungen das Wort „Kulturkunde" herauszulesen, das ja schon im Titel des Büchleins steht. Die Art aber, in der ein nicht erst durch „späte Umstellung" um unsere Wissenschaft sehr verdienter Verlag mit den Darlegungen des Verfassers, für die dieser allein die Verantwortung trägt, in Zusammenhang gebracht wird, dürfte als sachliche Beweisführung nicht anzusprechen sein.

Charlottenburg. W. Hübner.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Strasse 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.

ZEITSCHRIFT
FÜR FRANZÖSISCHEN UND ENGLISCHEN UNTERRICHT
MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER ÜBRIGEN NEUEREN FREMDSPRACHEN

BEGRÜNDET VON M. KALUZA, E. KOSCHWITZ, G. THURAU
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN JANTZEN, BRESLAU

1926 25. BAND 6. HEFT

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG / BERLIN

An unsere Leser und Freunde!

Mit diesem Hefte schliessen wir den Jubeljahrgang der Zeitschrift mit herzlichem Dank an alle Mitarbeiter und Bezieher.

Wir verbinden hiermit die erfreuliche Mitteilung, dass dank der stetig wachsenden Abnehmerzahl im neuen Jahre wiederum eine Vermehrung des Umfanges stattfinden kann. Das ist im Dienste unserer Sache auch dringend erforderlich geworden; denn auf unserem Gebiete herrscht infolge der Schulreform eine so rege Betätigung wie kaum je zuvor. Das ist verständlich und notwendig, weil die Zahl der Probleme nie so reich, ihre Schwierigkeit nie so gross war wie in unseren Tagen.

Statt der bisherigen 6 Hefte zu je 6 Bogen wird der neue Jahrgang 8 Hefte zu je 5 Bogen umfassen, sein Umfang also von 36 Bogen (= 576 Seiten) auf 40 Bogen (= 640 Seiten) steigen, während der Preis nur um eine Mark, d. h. von 15 Mark auf 16 Mark erhöht zu werden braucht.

Wir vertrauen darauf, dass diese kaum spürbare Preissteigerung in Anbetracht des erheblich vermehrten Umfangs und der sehr vorteilhaften rascheren Erscheinungsfolge der Hefte willig getragen werden wird. Ausserdem wird künftig besseres, holzfreies Papier verwendet werden.

Wir bitten alle Neusprachler, auch fürderhin an der inneren Ausgestaltung und der äusseren Förderung der Zeitschrift aus allen Kräften mitzuarbeiten und für ihre immer weitere Verbreitung zu wirken. Das fördert unsere Sache, unsere Schule, unsere Jugend, unser Volk!

Je grösser unsere Arbeitsgemeinschaft, um so grösser unsere Leistungsfähigkeit!

Der Verlag:	Der Herausgeber:
Weidmannsche Buchhandlung	**Dr. H. Jantzen,**
Berlin.	Breslau 5.

Die Behandlung des Partizips in der englischen Schulgrammatik.

Schon einmal habe ich zur Frage der Partizipialkonstruktionen Stellung genommen (*Neuere Sprach.* 32, 436 ff.). Ich habe damals ausgeführt, dass im Grunde genommen von einer Partizipialkonstruktion überhaupt nicht gesprochen werden könne, da ja Substantiv, Adjektiv, Adverb, adverbialer Ausdruck in der gleichen Funktion wie das Partizip begegnen, und habe den Vorschlag gemacht, die Partizipialkonstruktion unter der Ueberschrift „appositive Satzaussage" zu behandeln. Wenn der Vorschlag auch hier und da Anklang gefunden hat, so wird doch auch die Bezeichnung „appositive Satzaussage" dem wirklichen Sachverhalt nicht gerecht. Ich habe daher in der Neubearbeitung der Grammatik von Zeiger (Teubner 1926) meinen a. a. O. vertretenen Standpunkt aufgegeben und habe eine neue Form der Darstellung gewählt, die dem Wesen der sprachlichen Erscheinung besser gerecht wird.

Nach wie vor lehne ich den Ausdruck „Partizipialkonstruktion" ab, da ja, wie ich oben angedeutet und in der erwähnten Abhandlung ausführlich begründet habe, die gleiche Konstruktion sich auch bei anderen Wortklassen findet.

Es fördert das Verständnis der sprachlichen Erscheinung nicht, wenn die Regel aufgestellt wird: „Das Partizip steht in Anlehnung an ein Substantiv." „In Anlehnung" bedeutet doch „sich anlehnend", d. h. appositiv neben etwas stehend. Der Ausdruck wäre also nur da verständlich, wo das Partizip sich wirklich an ein Nomen anlehnt, d. h. bei der sogenannten absoluten Partizipialkonstruktion: God sparing my life, I will try to save him. Aber in dem Satze: Seeing the boy eating, the dog came near him, kann doch von einer „Anlehnung" an the dog nicht die Rede sein; höchstens könnte man von „Beziehung" des Partizips zu dem Substantiv dog sprechen. Aber „Beziehung" ist doch auch nur eine äusserliche Feststellung und besagt nichts über das innere Verhältnis der beiden Wörter zueinander, denn „Beziehung" ist keine Bestimmung der Satzgliedschaft. Eigenartig mutet es an, wenn man liest, dass das Partizip in

Anlehnung an ein „vorhandenes" Substantiv oder Pronomen steht. Demnach müsste ja auch Anlehnung an ein nicht vorhandenes Substantiv in Frage kommen! Das „vorhandene" Substantiv tritt aber tatsächlich in dem besonderen Falle, der mir vorschwebt, nicht in Gegensatz zu einem „nicht vorhandenen" Substantiv, sondern zu einem „eigenen, neuen Subjektswort". Ist das „eigene, neue Subjektswort" nicht auch „vorhanden"? Und nun kommt noch ein neuer grammatischer Begriff hinzu: das „Subjektswort". Die Bezeichnung ist offenbar gewählt, weil man Anstoss daran genommen hat, vom „Subjekt" einer Nominalform zu sprechen, anderseits aber andeuten wollte, dass das Wort in der Funktion eines Subjekts steht. Dann müsste freilich ebensogut in the love of God der Genetiv Subjektswort (bzw. Objektswort) zu love sein. Ganz abwegig ist es, aus der irrtümlichen Feststellung, dass das Partizip in Anlehnung an ein eigenes, neues Subjektswort stehe, die Schlussfolgerung zu ziehen: „Dann haben Haupt- und Nebensatz verschiedene Subjekte." Es mag zunächst dahingestellt bleiben, ob an einen deutschen oder englischen Nebensatz gedacht wird: muss aber unter allen Umständen dem Partizip mit seinen Erweiterungen ein Nebensatz entsprechen? Der Satz: Having drunk his glass of beer, Paddy again started for London braucht doch nicht übersetzt zu werden: „Nachdem Paddy sein Glas Bier ausgetrunken hatte, . . ." Wäre es falsch, zu sagen, P. trank sein Glas Bier aus und fuhr dann nach London ab? Wo ist dann noch der deutsche Nebensatz? Aber vielleicht hat man an einen englischen Nebensatz gedacht. Könnte man nicht sagen: After having drunk . . .? Wo ist dann der englische Nebensatz? Nehmen wir das Beispiel: Coming home, Arthur found a letter from his uncle. Wo ist da der Nebensatz, wenn ich übersetze: Bei seiner Ankunft zu Hause fand Artur . . .? Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, um die Behauptung ad absurdum zu führen, das Partizip stände zur „Vertretung eines Nebensatzes".

Auch Deutschbeins Darstellung in seiner Schulgrammatik[1]) gibt zu wesentlichen Ausstellungen Anlass. Er unterscheidet zwischen (A) adjektivischem Gebrauch des Partizips und (B) dem Partizip als Verb. Für Deutschbein liegt adjektivische Verwendung vor, wenn das Partizip attributiv oder prädikativ gebraucht ist. Um prädikatives Partizip handelt es sich für ihn 1. nach den

[1]) Quelle u. Meyer, Leipzig 1924; vgl. *Zeitschr*. 24, 88 ff.

Verben des sinnlichen Wahrnehmens (They saw a tall and desperate fellow standing in the corner); 2. nach den Verben, die Ruhe und Bewegung ausdrücken (He remained standing where he was. He came running); 3. nach to have und to get in der Bedeutung „lassen“. Indessen das Partizip hat stets verbale Funktion, sofern es nicht zum reinen, steigerungsfähigen, bisweilen auch durch die Aussprache gekennzeichneten Adjektiv geworden ist (vgl. charming — more charming, learned[-id]). Die Begriffsbestimmung, die Deutschbein für das Partizip als Verb gibt, trägt dazu bei, die Schwierigkeiten zu vermehren, statt zu vermindern. Er sagt in der Vorbemerkung zu § 93: „Wenn das Partizip verbale Kraft und Bedeutung innerhalb eines Satzes erhält, so nimmt es eine gewisse selbständige Stellung innerhalb des Satzganzen ein. Diese selbständige Stellung wird durch die Stellung oder durch Pausen (in der schriftlichen Darstellung durch Kommata) zum Ausdruck gebracht. (Von den beigebrachten Beispielen greife ich nur das erste heraus: Here are many letters announcing my intention to start.) Wer kann mit dieser Definition etwas anfangen? Was die „gewisse“ selbständige Stellung mit dem Partizip als Verb zu tun hat, dürfte schwerlich nachweisbar sein. Deutschbein stösst auch selbst seine Begriffsbestimmung wieder um, denn im § 236 erscheinen die erweiterten Partizipien (s. o. announcing) als Adjektive: It concludes with the hymn of the angels ministering to their Lord. Wie unterscheidet sich hier ministering von dem § 93 als Verb charakterisierten announcing? Und ferner kann ja auch an Stelle des Partizipiums ein Adjektiv stehen. He allowed only five pounds at first, and then a sum equal to that one (§ 236,1). Sollte man dann auch vom Nomen (equal) sagen können, es sei als Verb gebraucht?

Man wird einsehen, dass auf diesem Wege zu keiner Lösung zu gelangen ist. Und dass es unmöglich ist, das Partizip als Verb wieder zu unterscheiden als „verbundenes“ Partizip und als „absolutes“ Partizip, liegt klar zutage. Wenn ein Partizip sich an ein Nomen anlehnt, ist es schlechterdings unmöglich, von einem absoluten Partizip zu sprechen. Nur das Nomen, nicht aber das Partizip steht dann absolut, d. h. von der Satzgliedschaft losgelöst. Ein absolutes Partizip liegt nur vor in feststehenden Wendungen wie: Judging from his appearance, he must be ill. Supposing I take my dinner outside?

Wie ist aber ein Ausweg aus all diesen Schwierigkeiten zu finden? Nun, es gibt keinen anderen als den naturgemässen, den ich auch in meiner Neubearbeitung der englischen Grammatik von Zeiger gegangen bin, nämlich den, das Partizip als Satzteil zu betrachten. Da es eine Nominalform ist, die sich vom Adjektiv nur durch seine gleichzeitige verbale Natur unterscheidet, so muss das Partizip in derselben Verwendung begegnen wie ein anderes Nomen. Ich habe daher das Partizip als 1. attributives Partizip und 2. als prädikatives Partizip dargestellt.

Attributives Partizip liegt überall da vor, wo es sich um eine begriffliche Einschränkung eines Substantivs handelt. There is no striking boundary between Wales and England. Das attributive Partizip steht hinter seinem Substantiv, wenn es erweitert ist: On reaching the bottom of the shafts we find several roads leading to various workings of the mine. Dementsprechend das Adjektiv: He allowed only five pounds at first, and then a sum equal to that one. Ist aber das Partizip durch ein Adverb erweitert, so steht es — wie im gleichen Falle das Adjektiv — vor dem Substantiv: The swiftly moving cage neben an extremely nice fellow.

Das prädikative Partizip dient einmal dazu, den Verlauf einer Tätigkeit, bei der das Subjekt oder Objekt während der Satzhandlung begriffen ist, oder den Zustand, in dem das Subjekt oder Objekt sich während der Satzhandlung befindet, zu kennzeichnen. In diesem Sinne steht das Partizipium prädikativ zum Subjekt nach Verben der Ruhe und Bewegung (wie das Adjektiv). The people stood looking at the bell; oder prädikativ zum Objekt nach bestimmten Verben: I saw him coming. I found him crying. The school kept its colours flying. Das Part. Perf. kann in diesem Falle einmal den Verlauf einer Handlung bezeichnen, die am Objekt (im Passiv am Subjekt) vorgenommen wird (He felt his hand shaken by his friend = er fühlte, wie seine Hand geschüttelt wurde) oder den Zustand, in den das Objekt versetzt worden ist (He found the words written on the blackboard = er fand die Worte als geschriebene). Ebenso kann nach to have und to get das Part. Perf. einen unabhängig vom Willen des Subjekts bewirkten Zustand bezeichnen (im Deutschen durchs Passiv übersetzt): He likes to get other fellows thrashed. I have been beaten till I had my ears torn. Es kann nach den

beiden Verben auch den Verlauf einer Handlung bezeichnen, die am Objekt nach dem Willen des Subjekts vorgenommen wird (dt. „lassen“): I can get my luggage taken away. The king had a large bell made.

Eine Sonderstellung nimmt das prädikativ-adverbiale Partizip ein. Während das Partizip als Prädikatsnomen den Verlauf einer Tätigkeit (Zustand) des Subjekts oder Objekts während der Satzhandlung bestimmt, gibt das adverbiale Partizip den Umstand an, unter dem sich die Satzhandlung vollzieht: Coming home, Arthur found a letter from his uncle. Durch das Partizip als Prädikatsnomen wird ein Nomen charakterisiert, durch das adverbiale Partizip wird das logische Verhältnis des durch das Partizip bezeichneten Vorgangs zu der finiten Satzaussage angedeutet. Das partizipiale Subjekts- oder Objektsprädikativ bildet mit dem Verb eine geschlossene Einheit. Würde nämlich das Partizip wegbleiben, dann würde sich der Sinn des Satzes verschieben, oder er würde ganz unverständlich sein. In dem Satze: I kept you waiting ist die Aussage nicht: I kept, sondern I kept waiting. In viel loserem Zusammenhang steht das prädikativ-adverbiale Partizip mit der Satzaussage. Der Satz: Mr. McGregor was on his knees, planting out cabbages wäre auch ohne die prädikative Erweiterung des Subjekts durch das Partizip planting verständlich.

Syntaktisch steht das Partizip im prädikativen Verhältnis zu einem Nomen innerhalb oder ausserhalb der Satzgliedschaft. Ist das Nomen ein Satzglied, so ist die Stellung des prädikativ-adverbialen Partizips so frei wie die einer adverbialen Bestimmung, d. h. das Partizip kann am Anfang, in der Mitte oder am Ende des Satzes stehen. Dadurch unterscheidet es sich äusserlich von dem Partizip als Prädikatsnomen, das infolge seiner engen Zugehörigkeit zur Satzaussage in seiner Stellung so gebunden ist wie die eines jeden anderen Prädikatsnomens. Ist das Nomen ein ausserhalb der Satzgliedschaft (absolut) stehender Nominativ, so hat das prädikative Partizip seinen Platz unmittelbar hinter dem Nomen (appositive Stellung).

Wird das Partizip in der von mir vorgeschlagenen Weise behandelt, dann dürften die mancherlei Unklarheiten und Schiefheiten, die sich in den verschiedenen Darstellungen finden, zum Nutzen der Schüler vermieden werden.

Elmshorn. Gustav Humpf.

Meals sent out. — Drinks sent for.

(Ein Beitrag zur Betonung der Präpositionen im Englischen.)

Die Angaben in einer grossen Zahl von Grammatiken der englischen Sprache über die Betonung der Präpositionen sind recht unzureichend oder unklar und falsch. Der Lernende, der gar keine oder ungenügende Belehrung findet und keine Gelegenheit zur Beobachtung des lebendigen Sprachgebrauchs hat, wird die Präpositionen im Englischen in derselben Weise betonen wie im Deutschen. Oft trifft er damit das Richtige, in manchen Fällen aber ist seine Aussprache ungewöhnlich oder falsch. Ich habe in England verschiedene Deutsche mit vorzüglicher Aussprache des Englischen kennen gelernt, die gerade in dieser Einzelheit der englischen Betonungsweise sündigten, ein Zeichen, wie stark sich hier das deutsche Betonungsschema gegenüber dem englischen behauptet, wenn nicht besonders scharfe Beobachtung oder Belehrung den unbewussten analogischen Gebrauch der deutschen und englischen Präpositionen zu vermeiden lehrt.

Vorbemerkung: Die nachfolgend gegebenen Regeln sind für den Deutschen und im Hinblick auf praktisch pädagogische Zwecke geformt. Es werden drei relative Stärkegrade des Akzents unterschieden:

(1) stark: hi: keim ín. (In diesem Falle verwenden wir das Akzentzeichen);

(2) halbstark: ðə doktə wəz waíəd fɔ.

(3) schwach: hi· a:skt fə ðə búk.

(Präpositionen, bei denen die Schwachform sich auch qualitativ von der Starkform unterscheidet, sind nach Palmer, *Grammar of Spoken English*: æt—ət, fɔ:—fə, frɔm—frəm, ɔv—əv, tu—tə.)

Die gegebenen Beispiele habe ich in London mit mehreren gebildeten Engländern durchgesprochen.

Regeln.

A. Zum Nomen gehörige Präposition ist schwach oder halbstark.

I. a) Unmittelbar vor dem Substantiv und vor dem betonten Pronomen schwach (3): ai waiəd fə ðə dóktə; ai waiəd fə hér

b) vor unbetontem Pronomen halbstark (2): ai waíəd fɔ him·

II. Steht die Präposition losgelöst vom Nomen, zu dem sie gehört, so ist sie halbstark (2): ðə doktə wəz waíed fɔ: — wɔt ə ju· lúkiŋ æt — hi sʌksi : dz in éniθiŋ hi puts hiz hǽnd tu — wɔt iz ɔ·l ðæt fʌ́s əbaut — it iz sʌmθiŋ to luk fɔ́:wəd tu.

B. Zum Verbum gehörige Präposition (adverbial gebrauchte) ist im allgemeinen stark und hat level stress mit dem Verbum. Z. B.: hi keim ín (1) wið ə tʃaild — ai wiʃ ju· wud hʌri ʌ́p — teik it ɔ́f.

Als A u s n a h m e von dieser Regel B erscheint halbstarke Form in manchen der Fälle, wo das Verbum ausser der Präposition noch ein substantivisches Objekt trägt.

Dasjenige von den drei Worten, das in jedem Einzelfall die schwächste Betonung hat, ist in Nachfolgendem ohne Akzent geschrieben, während die beiden stärkeren das Zeichen des Akzents tragen. Z. B. a) (Verb. Obj. Präp.) táke your hát off (2) (aber: what do you take your hat off for,[1]) I have only got to gét my boóts on (2);

aber b) (Obj. Verb. Präp.) I have only got one bóot to get ón (1);

c) (Verb. Präp. Obj.) táke off (2) your hát, he broúght in (2) a child. — When the enemy attacked them, they poúred in (2) a deadly vólley. — He will pút in (2) a wórd for you. — I should búrn up (2) the gráss. — Tell the clerk to máke out (2) my bíll.

Wichtig für Fall c) ist, dass Verb und Präposition auf gleicher Tonhöhe gehalten werden müssen und dass f a s t level stress mit dem Verbum vorhanden ist.

Beachte adverbiale Bestimmung in: He was laid úp for wéeks. — Wolfe sailed úp (1) the ríver with his troops;

aber Objekt in: The men got to the top and they even cárried up (2) a tént, oder ebenso: he came ín (1) with a child, oder: he came ín at that moment; aber: he bróught in (2) a chíld.

Beachte ferner: táke off your hát; — aber: will you take óff your hát?, wahrscheinlich, weil hier ein stärkeres Betonungsprinzip über ein schwächeres siegt: die Bindungskraft des Verbums an das Hilfsverbum ist wohl in diesem Falle stärker als die des Verbums an das Objekt.

Hierher gehören auch interessante Fälle wie: I will think over all you tell me, wo der Akzent entweder auf dem óver liegen kann oder auf dem áll, während das over in diesem Falle halbstark ist; — aber allein: I will thínk of all you téll me.

Diese Ausnahmen zu B. zeigen, dass die Fassung der Regel bei Linke: „Das Adverb ist stets betont", nicht ganz genau ist.

Obige Regeln stilisieren Betonungsverhältnisse, die in Wirklichkeit sehr viel mannigfaltiger und unübersichtlicher sind. Zu beachten ist, dass in allen Fällen die unemphatische Betonung gewählt ist. In einem Satz wie I wish you would hurry up kann natürlich auch auf I der Hauptakzent fallen oder auf wísh oder auf yoú. Die Regeln sollen den Hauptbetonungstypus feststellen, den Sätze vom angegebenen grammatischen Typus finden.

---

[1]) Die drei für diesen Satz möglichen Betonungstypen sind: 1. what do you take your hát off for? — 2. what do you take your hat off for? — 3. what do you táke your hat off fór?

Der häufigste von deutschen Betonungsverhältnissen her naheliegende Fehler ist:

Die vom Nomen losgelöste zum Nomen gehörige Präposition wird intonatorisch behandelt wie die adverbiale Präposition. (Da im Deutschen nur der letztere Typus vorhanden ist.)

Es wird nicht unterschieden zwischen: The doctor was called ín — und: The doctor was cálled for.

Oder: I don't know what car he cáme in, — aber: I don't know when he came ín.

Oder: meals sent oút — aber: Drinks sént for.

Oder: There is no one to tálk to — aber: They fell tó and ate up all the provisions.

Oder: He did not know what line to gó on — aber: I told him to go ón.

Bei Imanuel Schmidt heisst es § 440: Verbindung der Präposition mit dem Verbum statt mit dem Objekt: „Präpositionale Adverbien treten in Verbindung mit Verben und haben dann den Ton, während bei der Verbindung mit einer eigentlichen Präposition das regierte Wort, nicht die Präposition betont wird. I will think over // all you tell me. I will think // of the subject. Auf der engeren Verbindung mit dem Verbum beruhen folgende Konstruktionen: This interest he was the first to laugh at. — What is an estate good for, if it cannot buy content."

I. Schmidt fordert also augenscheinlich für A II und B gleiche Betonung, nämlich starke. In der Schulgrammatik von Dubislav-Boek heisst es richtiger in Fall A II von der Präposition: „Sie ist dann tonlos und verwächst mit dem Zeitwort."

Doch die Wahrheit liegt in der Mitte, die Präposition in dieser Stellung ist weder schwach noch stark, sondern halbstark. Es ist unbedingt ein deutlicher Unterschied zwischen den drei Formen: ai kɔ:ld fə ðə dóktə — ðə doktə wəz kɔ́:ld fɔ: — ðə dɔktə wəz kɔ:ld ín.

Die Schulgrammatik von Riemann und Eckermann sagt: „Sehr gebräuchlich ist, vor allem in der Umgangssprache, die Stellung des Verhältniswortes hinter dem Zeitwort am betonten Satzende," und legt damit starke Betonung nahe.

Zur Regel A I b ist zu bemerken, dass sie vor allem aus pädagogischen Rücksichten so gefasst ist. Die „objektive" Grammatik wird feststellen, dass die Präposition in dieser Stellung stark, halbstark und schwach erscheint.

Stark: Beispiel aus Jones: The bills were not large, but there were a great many óf (1) them. Sweet sagt dazu: „In combination with the pronouns all prepositions may take the chief stress as in: will you go wíth him — as compared with — will you go with that mán. Even „of" may take the stress as in: What óf

it, where it is — preceded by a word of subordinate stress. If however a strongly stressed word precedes, the preposition loses its stress as well as the pronoun: I will thínk of it, do not tálk about it. (Beachte: He does not think anything óf (1) it („dabei"); aber: he does not thínk of (2) it („daran"), — Sweets Grund „where it is preceded by a word of subordinate stress usw." scheint mir als Erklärungsgrund nicht zuzutreffen.)

Der von deutschen Betonungsverhältnissen her naheliegende und wirklich störende Fehler scheint mir hier zu sein, dass das Pronomen im Vergleich mit der Präposition zu stark betont wird. Um genügend schwache Betonung des Pronomens zu sichern, halte ich daher die gegebene Fassung der Regel für pädagogisch praktisch, obgleich oft genug auch die schwache Form der Präposition in dieser Stellung erscheint. Eine Aenderung der Betonung bewirkt hier eine Aenderung der Bedeutungsnuance, die im Deutschen nicht mit gleichen intonatorischen Mitteln ausgedrückt wird. Mehr darüber weiter unten.

Zwei Präpositionen bezogen auf das gleiche Nomen:

a) Stärkeakzent, wie wenn jedes von den Wörtern mit abhängiger Präposition für sich allein in der betreffenden Konstruktion stände. Das Wort, von dem die Präposition abhängt, ist also stärker betont als die Präposition.

b) Tonbewegung leicht steigend.

c) Beachte, das zweite Komma ist nicht Zeichen für eine Pause, die zweite Präposition kann mit steigender und mit fallender Tonbewegung gesprochen werden.[1]) 1. z. B.: I did not see the races which the boys had been looking fórward to, (2) and tálking about (2), so long. 2. z. B.: A saddler is a déaler in (3), and a máker of, (3) saddles and harness (keine Pause beim zweiten Komma!). 3. z. B.: I can neither find fáult with, (3) nor have objéction to, (3) the practice. 4. She was in all respects équal to, (3) and wórthy of (3), such a husband.

Linke[2]: „Nach beiden Präpositionen wird ein Komma gesetzt und die Stimme gehoben." Die praktische Wirkung des Rates, die Stimme zu heben, wird oft sein, dass die tonhohe Silbe auch tonstark gesprochen wird, was von deutschen Betonungsverhältnissen her sehr nahe liegt, also: The saddler is a dealer ín, and maker óf, saddles and harness. Es ist darum besonders hervorzuheben, dass der Stärkeakzent nicht auf der Präposition ruht.

Ausnahme zu A II: Während im allgemeinen das Verbum den relativ stärkeren Akzent hat, wenn die Präposition im Fall A II

[1]) Ein englischer Gewährsmann, Akademiker, hält nur das erste Komma in Beispiel drei für korrekt, alle übrigen für falsch.

von einem solchen abhängig ist, macht das Hilfsverb to be dazu eine Ausnahme. Es heisst: The soldiers get a booklet showing what actions they foúght in. Aber: what actions they were ín. — What are the police fór. Aber: What do you blame the políce for. He could not see anything in the fog he was ín. I did not know what house he líved in. (Eine andere Ausnahme scheinen Fälle zu sein, vom Typus . . . a lamentable state of mind to gét yourself ínto.)

Einige Phonetiker bezweifeln — wahrscheinlich mit Recht — dass es so etwas wie stress im Sinne eines Stärkeakzents wirklich gibt. Von diesem beschreibend wissenschaftlichen Standpunkt aus, der selbst das Vorhandensein einer Stärkeskala anzweifelt, muss natürlich die Stilisierung dieser kontinuierlichen Skala mit einer unbegrenzten Zahl von Stufen in drei Stärkegrade des Akzents ganz absurd erscheinen.

Vom praktisch pädagogischen Standpunkt aus ist aber der Begriff „Stärkeakzent" durchaus brauchbar, ganz gleichgültig, ob das „Gewicht", das einer Silbe gegeben wird, nun wirklich durch Aspirationsstärke bewirkt wird, oder durch andere Umstände wie Qualität und Quantität der Laute, durch ihr relatives Verhältnis zu den benachbarten Silben in bezug auf Qualität, Quantität und Tonhöhe. Da die relative Stärke das Wichtige ist, erscheint uns eine Stilisierung auf drei Stärken erlaubt und nützlich. Sie genügt für die Fassung zum mindesten dieser Regeln, um das relative Stärkeverhältnis der Präposition zu den benachbarten Worten einigermassen genau auszudrücken. Viel besser und richtiger wäre es, bei der Fassung von Regeln überhaupt immer nur von dem relativen Stärkeverhältnis der Satzteile und Wortarten zu einander zu sprechen, davon, dass eine Silbe betonter und unbetonter, dass sie stärker und „schwächer" als eine oder mehrere andere, und nicht dass sie „stark" oder „schwach" ist. Das ist hier nicht versucht, da eine Teildarstellung aus einer solchen noch ungeschriebenen intonatorischen Grammatik sehr viel schwieriger wäre, weil die Herauslösung aus all den organischen Beziehungen zu anderen Wortarten grosse Schwierigkeiten machen würde. Ich habe daher bei meiner Darstellung die Annahme eines Systems absoluter Grössen und Grenzen aufrecht erhalten.

Wenn Jones und andere nur zwei Stärkegrade graphisch unterscheiden, so bedeutet das zweifellos eine Stilisierung der Wirklichkeit, weil nicht nur unter den „betonten", den „stressed" Silben, sondern auch unter den unbetonten Gradunterschiede des Stärketones bestehen, weil diese Scheidung einen willkürlichen Schnitt in einer kontinuierlichen Reihe bedeutet.

Sweets Unterscheidung von vier Stärkegraden ist wohl genauer, für pädagogische Zwecke aber etwas verwickelt, da im allgemeinen eine graphische Stilisierung auf zwei Stärkegrade durchaus genügen

wird und nur für einige Zwecke, wie den vorliegenden, eine Scheidung von drei Graden vorteilhaft ist, und soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, ihren Zweck erfüllt.

In der „exakten“ Grammatik ist es ferner falsch, alle Präpositionen gleich zu behandeln. Es gibt von Natur volltönendere, nicht so abgeschliffene, ein grösseres semantisch-intonatorisches Eigengewicht tragende Präpositionen gegenüber von Natur schwächeren: Behind the curtains, gegenüber to the father.

Aber der Deutsche, der Englisch lernt, wird hier keine praktischen Schwierigkeiten finden.

Dieselbe Erscheinung der Akzentverlegung aus rhythmischem Bedürfnis, die wir bei einem Einzelwort beobachten wie the góód-natured mán — aber: the mán is goodnátured, gilt wahrscheinlich auch für Wortgruppen, z. B.: táke off your hát — aber: will you take óff your hát.

Doch ich möchte zu erwägen geben, ob nicht Rhythmus oft ein Deckname für noch nicht klar erkannte Erscheinungen semantischer Art ist. In vielen Fällen wird sich zweifellos zeigen, dass eine Aenderung des relativen Stärkeverhältnisses der Präposition zu den Worten ihrer Nachbarschaft auch eine Bedeutungsänderung bewirkt. Auf die Frage, welche „Betonung“ richtig ist, ob: he knows very little óf it — oder: he knows very líttle of it — wird man sehr häufig und sehr bestimmt hören: beide! Auf die weitere Frage, ob ein Sinnunterschied zwischen beiden Formen besteht, wird die Antwort unsicher und verlegen lauten: — ja —, aber ich kann nicht ausdrücken, worin er besteht. Und in der Tat sind solche verschiedenen Betonungstypen desselben Satzes wohl bedeutungsähnlich, sehr ähnlich oft, aber kaum je völlig gleich.

In unserem doch meist nur andeutenden Sprechen erfüllt ein synonymer Ausdruck für gewöhnlich denselben Zweck wie der wirklich gebrauchte. Es ist für die praktischen Zwecke der Sprache völlig gleichgültig, ob ich sage: hole mir doch bitte das Kissen, oder: „bringe mir doch bitte das Kissen.“ Jeder von beiden Ausdrücken ist „richtig“, und doch ist ein Bedeutungsunterschied vorhanden, der sich vom sprachlich und logisch Geschulten klar erkennen lässt.

Ebenso sind von zwei Betonungstypen eines gleichen Satzes beide „richtig“, aber es wird meist ein mehr oder weniger grosser Bedeutungsunterschied bestehen, und die Schwierigkeit für die Erlernung einer Fremdsprache besteht auf diesem Gebiet darin, dass manchmal einer gleichen Abtönung der intonatorischen Mittel in verschiedenen Sprachen nicht dieselbe Abtönung der Bedeutung entspricht und umgekehrt.

Auf ganz grobe Fälle dieser Art ist schon oft hingewiesen worden, so z. B. darauf, dass ich dieselbe semantische Wirkung,

die ich im Deutschen und Englischen hervorrufe, indem ich „I" oder „Ich" betone in einem Satz, wie I have seen him, im Französischen nicht mit dem gleichen Mittel erreiche.

In den Sätzen: „Do you mean the town hall?" und „meinst du die Stadthalle?" liegt in „tówn hall" gesprochen mit derselben Akzentverteilung wie „Stádthalle" eine Implikation, die im deutschen Satz bei gleicher Betonung nicht vorhanden ist, nämlich die Betonung eines Gegensatzes, S t a d t - halle und keine andere Halle etwa.

Der vom deutschen Betonungstypus Verführte sagt also im Englischen etwas sprachlich durchaus Richtiges, aber etwas anderes, als er meint. Ebenso meint er etwas anderes, als er sagt, wenn er in dem Satz: he knows very little of him, dem him nach deutscher Weise ein etwas stärkeres Gewicht gibt als dem of (Stärke 3 für die Präposition enthält hier die Implikation: Hervorhebung des Pronomens, Stärke 1 die Implikation: Beziehung auf etwas Vorhergesagtes).

Wenn ich in dem englischen Satz „I was angry", das „was" betone, so entsteht eine sehr deutlich andere Nuancierung von der unemphatischen Betonung, wie wenn ich im deutschen Satz „Ich war ärgerlich", das „war" betone. Oder „You áre a good girl." „But if you w i l l wipe your fingers. (Miss Pearce, *Pygmalion,* Akt 2.) (Im Deutschen wird man für gewöhnlich die gleiche semantische Wirkung durch Adverbien wie etwa „wirklich" zu erreichen suchen, oder durch ein Nachdruck verleihendes „aber".)

Wie hier die anomalous finites eine andere intonatorische Behandlung erfahren, als die entsprechenden deutschen Verben, so ist auch die Behandlung der Präpositionen als grammatischer Kategorie eine grundsätzlich andere als die der deutschen Präpositionen. (He knows very líttle of him, he knows very little óf him.) Das relative Tongewicht von Präposition und Pronomen ist im Englischen ein anderes als im Deutschen, das des Pronomens schwächer, das der Präposition stärker.

Kruisinga hebt in seinem *Handbook of Present day English* hervor (263): „In English an auxiliary has weaker stress than the preceding personal pronoun that is its subject: I've done it; I shall [ai šl] go to-morrow, etc. In Dutch the pronoun has weaker stress and consequently often loses its vowel: ik heb het hem gezegd [kεb et əm gəzεxt]." — Dasselbe dürfte für das Deutsche gelten.

Die obige Darstellung der Betonung der Präpositionen im Englischen will von einem pädagogischen Gesichtspunkt aus einen Tatbestand feststellen. Sie will aber überdies helfen, eine Betrachtungsweise auszubauen, die vielleicht dazu beitragen kann, das Geheimnis der „Intonation" besser zu ergründen. Alle diejenigen, die bei dem augenblicklichen Interesse für Fragen der Intonation die so verdienstvollen

Darstellungen von Klinghardt, Jones, Palmer, Armstrong-Ward studierten, werden doch, wenn sie unter Engländern englisch sprechen, sich bewusst bleiben, dass sich noch in einem ungreifbaren, wissenschaftlich noch nicht Festgelegten ihre Sprache von der des Engländers unterscheidet, auch wenn sie immer wieder das ehrlich gemeinte Kompliment hören, dass sie „awfully well" Englisch sprächen. Ausser den von Klinghardt so meisterhaft beschriebenen Unterschieden der Intonation, die gewissermassen allgemein gelten und ohne dass dabei der grammatische Bau und der Sinn des Satzes von Bedeutung wären, ist m. E. noch die Unterschiedlichkeit in der intonatorischen Behandlung grammatisch-semantischer Kategorien (Wortarten, Satzteile) von Bedeutung.

Wie Hilfsverben, Präpositionen und Pronomina grammatisch-syntaktisch in beiden Sprachen sich unterscheiden, so sind sie auch verschieden nach den Bedeutungsabtönungen, die an ihnen durch intonatorische Mittel ausgedrückt werden. Das Gleiche gilt für alle grammatischen Kategorien, und ich kann demjenigen, der sich für längere Zeit in England aufhält, nur empfehlen, für Gruppen von Wochen seine Aufmerksamkeit auf je eine Wortart zu richten, um sich solche Unterschiede bewusst zu machen, die nur bei zielbewusster Beobachtung zu grösserer Klarheit kommen. Die phonetische Umschrift hat einen ganz ausserordentlich hohen pädagogischen Wert. Wer aber das Ziel verfolgt, Englisch sprechen zu wollen wie ein Engländer, muss sich der Genauigkeitsgrenzen der phonetischen Darstellung bewusst bleiben. Wenn es schon für die einzelnen Laute nötig ist, loszukommen von „Fehlern" der spelling pronounciation, die sich aus dem Lesen von phonetischen Texten ergeben können, ja müssen, wenn nicht ein Engländer korrigierend eingreift, so sind die willkürlichen Grenzen, die jede graphische Darstellung des Akzents in eine kontinuierliche Skala hineinzieht, leicht ein irreführendes Hilfsmittel, zumal da vor allem das relative Verhältnis der Silbe zu ihren Nachbarn das Wesentliche ist.

Der Mängel meiner Darstellung, vor allem des Nachteils, dass das Akzentzeichen teils den nucleus Palmers bedeutet, teils aber nur eine stark betonte Silbe, aber nicht die stärkste der Sprechgruppe, bin ich mir durchaus bewusst. Ich glaube aber, dass meine Betrachtungsweise insofern fördernd ist, als sie den Zweckwert der grammatischen und der intonatorischen Mittel der Sprache und ihr Verhältnis zueinander ins Auge fasst. Denn in höherem Masse, als bisher allgemein anerkannt ist, bestimmen die Zwecke der Sprache die äussere Form ihrer Mittel und deren geschichtliches Werden und Vergehen.

Frankfurt a. O. Georg Schmidt.

Willa Cather als Romanschriftstellerin.

Im Amerikaheft der *Literatur* (Juni 1926) macht William Lyon Phelps die interessante Feststellung, dass Amerika mit England, ja mit jedem anderen Lande in den literarischen Wettbewerb treten könne, was die Zahl und die Bedeutung der Romanschriftstellerinnen angehe. Zu den sechs „ausgezeichneten Romanschriftstellerinnen" zählt er ausser Edith Wharton, Dorothy Canfield, Anne Sedgwick, Zona Gale, Edna Ferber auch Willa Cather. An die Spitze stellt er Edith Wharton, während nach anderer Schätzung Willa Cather die grösste lebende amerikanische Romanschriftstellerin sein soll. Alexander Porterfield behauptet sogar zu Anfang seines grösseren, von uns zu Rate gezogenen Aufsatzes im *London Mercury* (März 1926): „No figure of contemporary American literature is more interesting or more important than Miss Willa Cather." Das mag eine übertriebene, zu persönliche Wertung sein. So viel jedoch steht fest, dass sie eine wahrhaft „autochthone" amerikanische Dichterin ist. 1876 in Virginia geboren, wurde sie frühzeitig verpflanzt nach der ungeheuren, fruchtbaren Prärie von Nebraska, wo Polen, Deutsche, Tschechen, Slawen, Angelsachsen mit ihren verschiedenen, einander widerstreitenden Sitten und Ueberlieferungen zu einem bodenständigen Ganzen verwoben werden. Tief wurzelt diese seltene Frau, welche übrigens die Doktorwürde der Universität Nebraska erlangte, später ihre Prüfung in Literaturgeschichte ablegte, dann eine Zeitlang journalistisch tätig und Redakteurin an einer populären illustrierten Zeitschrift war, in dem auch ihr zur Heimat gewordenen Boden. Sie kennt den „mittleren Westen", das Stadtleben nicht minder als das Landleben, wie kaum ein zweiter. Die scheinbar so chaotische amerikanische Szene gestaltet sie in ihrer durchsichtigen, fliessenden Prosa zu einem einheitlichen Bilde amerikanischer Lebensphilosophie.

Typisch für ihre Kunst sind schon ihre frühen Romane *O Pioneers* und *My Antonia,* und zwar insofern, als sie uns auf ihren Lieblingsschauplatz, den mittleren Westen, führen, in die Zeit vor etwa einem halben Jahrhundert, als das Leben trotz aller Beschwerden noch etwas Geruhsames und Patriarchalisches hatte. Ihre Charaktere tragen alle das unverkennbare Gepräge der Rassenindividualität, sie sind so eigenartig wie die Landschaft, die sie besonders in *My Antonia* so charakteristisch und so liebevoll zu schildern weiss: als Beispiel und Beweis genüge eine Stelle: "I used to love to drift along the pale yellow cornfields, looking for the damp spots one sometimes found at their edges, where the smartweed soon turned a rich copper color and the narrow brown leaves hung curled like cocoons about the swollen joints of the stem" (S. 32). In ihren besten Werken bewegt sie sich fast immer in einer Atmosphäre der "placid reminiscence". Sie vermag die Vergangenheit zu verlebendigen, sie sozusagen zu verwirklichen und zu vergegenwärtigen. Erstaunlich ist es, wie sie die Menschen der Vergangenheit zu neuem

Leben und Erleben zu erwecken weiss. Dabei schreibt sie ein ganz schlichtes und klares Englisch; sie bedarf keiner Phrasen und Kunstgriffe, um Menschen, Natur und Geschehnisse zu einem künstlerischen Ganzen zu formen. In der Technik ist sie in *O Pioneers* und *My Antonia* stark beeinflusst von Edith Wharton, deren Einwirkung jedoch mit *One of Ours* aufhört; es handelt sich aber nicht um eine äusserliche Nachahmung, sondern um eine wesensverwandte Nachschöpfung. Denn beide Romane machen den Eindruck der Frische, der Unmittelbarkeit, der Gefühlsechtheit. Das beste der beiden Bücher ist gewiss *My Antonia*; die Heldin, ein Böhmenmädchen, das mit ihrem grimmen Lebenstrotze das Leben überwindet, symbolisiert Geist und Seele des mittleren Westens deutlicher als Alexandra in *O Pioneers!* Wenn *My Antonia* ein verheissungsvolles Versprechen war, so wurde der 1922 mit dem Pulitzer-Preis gekrönte Roman *One of Ours* eine wirkliche Erfüllung.

Der Held Claude Wheeler ist wiederum ein Typus, und zwar wiederum ein sympathischer Typus. Er verkörpert in sich vollkommen alles, was die amerikanische Jugend an guten Eigenschaften besitzt, daher der Titel dieses „Kriegsromans". Er stirbt als der romantische Idealist, der er auch im Leben gewesen ist. Er stirbt im festen Glauben daran, dass sein Vaterland besser ist als in Wirklichkeit, dass Frankreich ein besseres Land ist als irgendeines auf der Welt. Mit diesen Lebenslügen scheidet er aus dem Leben. Lieber hätten wir gesehen, wie er mit seinem neuen seelischen Menschen fertig geworden wäre, wie er mit der amerikanischen Gesellschaft abgerechnet hätte, besonders wie er das Problem seiner glücklosen Ehe gelöst hätte. Dieser wirklichkeitsfremde Mensch wird aber mit einem starken Wirklichkeitssinn geschildert, auch die anderen Gestalten sind erdennahe Menschen von Fleisch und Blut; so wird uns der Vater des Helden mit wenigen Worten greifbar nahe gerückt: "He was a very large man, taller and broader than any of his neighbors. He seldom wore a coat in summer, and his rumpled shirt bulged out carelessly over the belt of his trousers. His florid face was clean shaven, likely to be a trifle tobacco-stained about the mouth, and it was conspicuous both for good-nature and coarse humour, and for an imperturable physical composure" (S. 3). Die Schilderung der Landschaft ist etwas unbestimmt und konturenarm, aber die Kriegsszenen werden mit männlicher Kraft beschrieben; man wird an Barbusse erinnert, wenn man liest: "The stench was the worst they had yet encountered, but it was less disgusting than the flies; when they inadvertently touched a dead body, clouds of wet, buzzing flies flew up into their faces, into their eyes and nostrils. Under their feet the earth worked and moved as if boa constrictors were wriggling down there — soft bodies, lightly covered. When they had found their way up to the Snout they came upon a pile of corpses, a dozen or more, thrown one on top of another like sacks

of flour, faintly discernible in the darkness. While the two officers stood there, rumbling, squirting sounds began to come from this heap, first from one body, then from another — gasses, swelling in the liquefying entrails of the dead men. They seemed to be complaining to one another; glup, glup, glup" (S. 445/6). Das Buch ist einer der wenigen Kriegsromane von bleibendem Werte. Es wächst aber über den Kriegsroman hinaus ins Symbolische.

Symbolisch zu deuten ist auch *A Lost Lady,* ein schlichter Roman ohne aufrüttelnde Ereignisse. Der Inhalt ist ein wenig dürftig und mager, dafür aber ist das innere Leben um so grösser und tiefer, nicht als ob die Verfasserin uns philosophisch oder metaphysisch, psychologisch oder psychoanalytisch käme. Aber man wird zum Miterleben gezwungen und zum weiteren Nachdenken, wenn man das Buch längst aus der Hand gelegt hat. Das ist die Folge dieser scheinbar absichtslosen und doch so meisterhaften Erzählungstechnik, die ich nur an einer Stelle beanstanden muss, nämlich im zweiten Kapitel, das recht ungeschickt beginnt: "But we will begin this story with a summer morning long ago." Die Geschichte bewegt sich in einer Atmosphäre wehmütigen, nicht etwa schwermütigen, oft sogar liebevollen Gedenkens und Sicherinnerns. Sie spielt im mittleren Westen, vor etwa drei bis vier Jahrzehnten in der Zeit des Eisenbahnbaues. Damals gab es eine Art „Eisenbahn-Aristokratie", wozu vornehmlich die Directors, die general managers, die vice-presidents, die superintendents mit ihrem jüngeren Anhange von auditors, freight agents, departmental assistants gehörten. Zwei soziale Schichten gab es damals in den Präriestaaten: die homesteaders und die hand-workers, die sich dort ihren Lebensunterhalt verdienten, und die bankers und gentlemen ranchers, die von der Küste kamen, um ihr Geld zu investieren, "to develop our great West", wie sie zu sagen pflegten. Neben ihnen bilden die „Eisenbahner" eine soziale Sonderschicht. Sie pflegen eine unvoreingenommene Gastfreundschaft, die dem Ganzen den Stempel des Gemütvollen und Herzlichen aufdrückt. Das offenste Haus hat Mrs. Forrester, die junge, reizvolle, kinderlose Gattin des um fünfundzwanzig Jahre älteren Unternehmers Captain Forrester. Wir sehen die Frau und das Leben, dessen Mittelpunkt sie bildet, mit den Augen eines sie verehrenden Knaben Niel Herbert. Wir erleben mit innerlichster Anteilnahme, wie der starke Mann, von dem die Frau sehr abhängig ist, älter wird, altert und stirbt, wie allmählich das Leben, das sie um sich aufgebaut hat, verfällt und sie stirbt, wie der Knabe zum jungen Manne heranwächst und nur noch gerüchtweise von ihren letzten Lebensjahren zu berichten weiss. Die Ereignisse haben also gar nichts Besonderes an sich, sie sind sogar recht alltäglich. Aber hinter dem ewig Gestrigen schimmert doch etwas Symbolisches, und dieses Symbolische liegt darin, dass die Tragik der Einzelmenschen sich uns weitet zur Menschheitstragödie überhaupt. Die Menschen

sind alle scharf umrissene Gestalten. Die Heldin ist besonders liebevoll und anschaulich geschildert; die Verfasserin begnügt sich nicht mit einer einmaligen Charakterisierung, sondern sucht sie uns an verschiedenen Stellen nahe zu bringen: "Compared with her, other women were heavy and dull; even the pretty ones seemed lifeless, — they had not that something in their glance that mande one's blood tingle. And never elsewhere had he heard anything like her inviting, musical laugh, that was like the distant measures of dance music, heard through opening and shutting doors" (S. 41/42); "Where Mrs. Forrester was, dulness was impossible, Niel believed. The charm of her conversation was not so much in what she said, though she was often witty, but in the quick recognition of her eyes; in the living quality of her voice itself. One could talk with her about the most trivial things, and go away with a high sense of elation" (S. 70); "she had always the power of suggesting things much lovelier than herself, as the perfume of a single flower may call up the whole sweetness of spring" (S. 172). Auch die anderen Figuren tragen plastische Züge, so z. B. Frank Ellinger, von dem es heisst: "Frank Ellinger was a bachelor of forty, six feet two, with long straight legs, fine shoulders, and a figure that still permitted his white waistcoat to button without a wrinkle under his conspicuously well-cut dinner coat. His black hair, coarse and curly as the filling of a mattress, was grey about the ears, his florid face showed little purple veins about his beaked nose, — a nose like the prow of a ship, with long nostrils. His chin was deeply cleft, his thick curly lips seemed very muscular, very much under his control, and, with his strong white teeth, irregular and curved, gave him the look of a man who could bite an iron rod in two with a snap of his jaws. His whole figure seemed very much alive under his clothes, with a restless, muscular energy that had something of the cruelty of wild animals in it" (S. 45/46).

Willa Cathers neuer Roman *The Professor's House* zählt nicht zu ihren besten Büchern. Es ist eher eine lose aufgebaute Charakterstudie als ein festgefügter Roman. Es ist die Geschichte des Professors St. Peter, eines gentleman und Gelehrten, während einer kurzen Periode seiner reiferen Mannesjahre. Zum Schaden der Einheitlichkeit wird ein Drittel des Buches ausgefüllt mit den Erlebnissen seines im Kriege gefallenen Schülers, des Erfinders Tom Outland. Um die Hauptfigur des alternden Gelehrten konzentrieren sich einige nicht minder scharf profilierte Gestalten: Seine praktische reizvolle Frau, seine beiden verheirateten Töchter — eine Goneril und eine Cordelia — und deren Gatten, ein reicher Geschäftsmann und ein Journalist. Es sind keine Ausnahmemenschen, aber es sind wirkliche Menschen, und das eben macht sie so interessant. Der Universitätslehrer, dessen Lebensführung uns hier so unironisch geschildert wird, ist ein echt amerikanischer Typus, auch "one of ours".

darüber hinaus ist er der typische reife Mann, der die jedem geistigen Menschen beschiedene geistige Krisis des Alternden durchmachen muss. Die Chronik seiner reiferen Lebensjahre wird aber streckenweise zur ausschliesslichen Erzählung von Ooutlands archäologischen Forschungen im Südwesten. Der Grund für die bedeutende Rolle, die hier ein Toter spielt, mag darin liegen, dass die Verfasserin den Gemütszustand des Helden blosslegen will, der das weite Panorama seines Lebens überschaut, bevor er vom Schauplatz abtritt. Dieser hochkultivierte, zartbesaitete, ernste, zurückhaltende Mann weckt unsere tiefste Sympathie. Er übersteht seine Krisis, er söhnt sich mit dem Schicksal aus: "He had never learned to live without delight. And he would have to learn to, just as, in a Prohibition country, he supposed he would have to learn to live without jerry. Theoretically he knew that life is possible, may even be pleasant, without joy, without passionate griefs. But it had never occurred to him that he might have to live like that." Wir müssen diesen Menschen, dem sich jeder reife denkende Mensch wesens- und schicksalsverwandt fühlen muss, liebgewinnen. Er nimmt unser Hauptinteresse in Anspruch; die anderen Gestalten fesseln uns nur insofern, als sie auf seine sensitive, reflektierende Natur reagieren. Als Ganzes und äusserlich betrachtet, macht der Roman, besonders durch die Abschweifungen in die Vergangenheit eines erst nach seinem Tode berühmt gewordenen Erfinders, einen etwas formlosen Eindruck; aber er hat den echten "accent of truth"; er trägt den Stempel der Aufrichtigkeit; er ist ein rührendes menschliches Dokument, wenn auch kein literarisches Meisterwerk.

Mit *Youth and the Bright Medusa* zollte Willa Cather der Zeitmode der "short story" ihren Tribut. Die erste Kurzgeschichte *Coming, Aphrodite!* ist sicherlich eine der besten, die in den letzten Jahren überhaupt in Amerika geschrieben worden ist; sie ist von einer eigenartigen Schönheit und Lebensfülle, die uns Bewunderung abnötigt. Der bizarre Gesamttitel ist wohl Symbol: die "Bright Medusa" versinnbildlicht vielleicht die Kunst, die "Youth" das amerikanische Volk. Jede der Kurzgeschichten hat nämlich einen Künstler zum Hauptbelden. Auch hier behandelt Willa Cather das Problem, das jeden gebildeten, denkenden Amerikaner dauernd beschäftigt: Die Kluft zwischen den geistigen Werten, die wir in Gedanken vage mit der europäischen Tradition verknüpfen, und der materialistischen Lebensanschauung der amerikanischen Nation überhaupt; jedenfalls sind diese Kurzgeschichten als Ganzes "one of the truest as well as, in a sober and earnest sense, one of the most poetical interpretations of American Life that we possess", wie der Kritiker der Newyorker *Nation* mit Recht behauptet.

Bochum. Karl Arns.

Eine anglistische Tat.

An Lesebüchern für den englischen Unterricht in höheren Schulen hat es bis jetzt nicht gefehlt und doch wollten die Klagen über den Mangel an Hilfsmitteln für die Einführung in die Kultur Englands und Amerikas nicht verstummen. Sie waren berechtigt, insofern als in den Lehrmitteln früherer Zeit die in Betracht kommenden Literaturgattungen und Kulturströmungen sich wohl widerspiegelten, aber ein Bild von dem Charakter und der Bedeutung der angelsächsischen Welt, wie sie seit der Zeit der Königin Elisabeth Jahr für Jahr machtgebietender und gefahrdrohender sich über den Planeten ausgedehnt hat, gaben sie nicht und konnten sie nicht geben. Das Weltbild hat sich unter der Wucht der Ereignisse des Krieges so sehr verändert, und gewaltige Kräfte des staatlichen Lebens und politischen Denkens in den angelsächsischen Ländern sind für alle Welt so sichtbar in die Erscheinung getreten, dass eine Neuorientierung auf dem Gebiete der Lehrmittel, welche Tatsachen, Stimmungen, Willensrichtung von Völkern und Personen sachgemäss erfassen und zweckdienlich darstellen, unabweisbare Notwendigkeit geworden ist. Psychologie, Kulturgeschichte und die Bedeutung von Persönlichkeiten, die den Willensinhalt ganzer Perioden bestimmen und tragen — und an solchen sind gerade England und Amerika so reich — müssen mehr zu ihrem Rechte kommen. Weltkenntnis und Gegenwartswissen, sprachliche und literarische Bildung, Gefühl und Verständnis für die Bedürfnisse des eigenen Volkes müssen zusammenwirken, damit in einem neuzeitlichen englischen Lesebuch diejenigen Seiten des fremden Volkstums vertreten sind, die das eigene Wesen bereichern und weiterbilden können.

Diesen Anforderungen entspricht in hohem Masse das soeben im Verlage von Teubner in Leipzig erschienene Lesebuch von Mack und Walker.[1]) Nach den vielen Konferenzen und nicht immer fruchtbaren Beratungen über Umfang, Einrichtung und Methode des neusprachlichen Unterrichts ist es eine anglistische Tat, auf welche die rührigen Verfasser mit Recht stolz sein dürfen. Denn an Grosszügigkeit und Vornehmheit des Zieles ist mir auf anglistischem Gebiet kein Unterrichtswerk bekannt geworden, das sich an seine Seite stellen könnte. Mit sicherem Blick haben die Verfasser den Druck der Zeit erkannt. Der nach neuen Idealen suchenden vaterländischen Jugend wird das Buch neue Ziele setzen, die dazu angetan sind, den Charakter des Individuums und die Seele der Nation zu heben und zu stählen. Vollkommen ist das Werk nicht. Wie jeder erste Versuch hat es hie und da kleine Mängel. Es ist jedoch so eingerichtet, dass diese in späteren Auflagen leicht beseitigt werden können.

[1]) Angelsächsische Kultur im Spiegel der Literatur. Ein Lesebuch für Oberklassen von Prof. Dr. Mack (Stuttgart) und Prof. Dr. Walker (Esslingen), 1926, Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

Das Buch ist ein beredtes Zeugnis für die Fruchtbarkeit enger Zusammenarbeit zwischen Universität und Schule, zwischen Wissenschaft und Praxis im Dienste hoher kultureller und nationaler Ziele. Sehr wertvoll und einzigartig ist eine über Kultur und Wesen des Angelsachsentums orientierende Einleitung der beiden Verfasser. Erleichtert wird der Gebrauch des Buches durch die sehr anerkennenswerte verständnisvolle Mitarbeit von Frl. Dr. Lic. L. Schmid (Stuttgart), die die Anmerkungen und Wörterverzeichnisse am Schluss des Bandes ausgearbeitet hat. Die vorliegende erste Hälfte des Werkes bietet in fünf Kapiteln mit Sachkenntnis, Scharfblick und richtigem Instinkt ausgewählte Lesestücke aus dem Schrifttum vornehmlich der neueren Zeit, in denen die gewaltigen Triebkräfte des staatlichen, kolonialen, wirtschaftlichen und sozialen Wachstums der angelsächsischen Nationen zur Darstellung kommen.

Mit Recht ist die Bedeutung des Meeres, der Wiege jungen Wagemutes und kühnen Abenteuergeistes, vorangestellt. Sein Zauber spiegelt sich in den Dichtungen Byrons und Swinburnes vielleicht am unmittelbarsten und vollendetsten. Stark betont sind die Begriffe des Patriotismus, des Nationalstolzes, ohne die die Erfolge über See und das britische Imperium nicht möglich gewesen wären. Durch passend ausgewählte Stücke wird dem Leser dann zum Bewusstsein gebracht, was das seit den Tagen des Simon von Monfort schon Betätigung suchende Freiheitsgefühl des Engländers für das innerstaatliche Leben seines Landes bedeutet. Es hat auch die Macht des Parlaments im Kampfe mit dem Absolutismus der Stuarts gehoben und gefestigt. Die tiefe Religiosität des Puritaners und der Glaube an eine göttliche Sendung liehen dem Engländer die Kraft und den Mut ein Weltreich zu gründen, das Habsucht und Expansionsbedürfnis geschaffen und hemmungsloser Herrscherwille verteidigt. Von dem Grossen und Bewundernswerten, was der Imperialismus, Britanniens Industrie und sein Geschäftsgeist im Laufe von anderthalb Jahrhunderten hervorgebracht, geben andere zweckdienlich ausgewählte Lesestücke eindrucksvolle Bilder. Wie Satire und Humor in den Werdegang des politischen, gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens auf der Insel bald als Würze, bald als Aetzmittel eingegriffen haben, zeigt ein letztes Kapitel, in welchem auch Irland, das Opfer britischer Herrschsucht, das Wort erhält.

Mit nicht geringen Erwartungen darf man dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegensehen. Er wird das innere Gesicht der angelsächsischen Kultur zeichnen und gesteigerte Anforderungen an Lehrer und Schüler stellen. Insonderheit sollen hier behandelt werden die Bedeutung der Persönlichkeit, die Neigung des Engländers zu aristokratischer Lebenshaltung, seine Liebe zur Natur, Militarismus, Aktivismus als Grundforderung erfolgreichen Strebens und Verwandtes. Fehlen sollte auch nicht ein besonderes Kapitel über self-respect. Der Krieg hat viele still und geheim wirkende Kräfte

enthüllt. Zu ihnen gehört vor allem der cant in der Fülle seiner Farben und Formen. Die amerikanische Spezies würde vielleicht am zweckdienlichsten in enger Verquickung mit dem Pharisäertum und dem Goldfieber Amerikas dargestellt werden. Denn, was der Golddurst der Union für Europa zu besagen hat, fängt man bei uns erst an zu ahnen. Die Pest früherer Jahrhunderte konnte durch Absperrung und hygienische Massnahmen bekämpft werden, doch der bevorstehende Kampf Europas gegen die von Wallstreet New York ausgehende Pest der neuen Welt ist vielleicht ein ernsteres Problem, auf das die Jugend nicht früh und energisch genug hingewiesen werden kann.

Das in knappem Rahmen, doch auf weitfassender Grundlage ausgeführte Werk wird in seiner Vollendung ein Spiegelbild sein der Fülle der Willens- und Kulturkräfte in psychologischer und geschichtlicher Beleuchtung, aus deren freiem Spiel in Arbeit, Kampf und Gewalttat die angelsächsischen Staaten diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans hervorgewachsen sind. Inhalt, Charakter und die Aufeinanderfolge der mit kurzen orientierenden Einleitungen versehenen Lesestücke sind so gewählt, dass der fremde Lesestoff der suggestive Nährboden deutscher Kraft wird, in dem die vaterländische Gesinnung die Brutwärme findet, aus der Selbstachtung, Nationalstolz und Machtbedürfnis von selbst hervorquellen können.

Die Lesestücke stellen uns das Angelsachsentum so vor Augen, wie es in Wirklichkeit ist, sine ira et studio, nicht wie ein missverstandener deutscher Idealismus und altzeitliche Pädagogik es uns haben sehen lassen. Ueber ihrer Arbeit haben die Verfasser jedenfalls viel gelernt und viel erlebt. Möge das Geheimnis ihrer Erkenntnis und ihre Gesinnung sich jedem Leser mitteilen, der das Werk mit Andacht in sich aufnimmt. In der Tiefe lebt ein ungeformtes starkes Wollen, das in dem Frühlicht einer neuen Zeit des Gedankens Blässe zu rotwangiger Tat erglühen lässt. Dieses Werk wird Samson die Locken wachsen lassen —

Tübingen. W. Franz.

The German Academic Bureau, London.

Im Anschluss an den Aufsatz von Georg Schmidt *Vorschlag zur Gründung eines Auskunftsamtes für Auslandsaufenthalt* in dieser *Zeitschr.* 25, 193 ff., in welchem der Wunsch ausgesprochen wird, es möge eine Auskunftsstelle für deutsche Philologen in England eingerichtet werden, wird es für die deutsche Neuphilologenschaft von Interesse sein zu hören, dass der sächsische Staat in der Verwirklichung der diesem Vorschlage zugrunde liegenden, lange gehegten Wünsche vorangegangen ist und eine derartige Beratungsstelle für sächsische Neuphilologen in London bereits gegründet hat. Die An-

regung dazu ist von der Leipziger Universität ausgegangen, und der sächsische Staat hat den Gedanken in der sicheren Erkenntnis, dass ein derartiges Unternehmen für die Ausbildung der sächsischen Neuphilologen und darüber hinaus für die Anbahnung besserer Beziehungen zu England und dem ganzen englischen Kulturkreis von ungeheurer Bedeutung ist, in wohlwollendster Weise aufgegriffen. Nachdem an einem kritischen Punkte der Fortgang des einmal eingeleiteten Unternehmens durch die Freigebigkeit der Firma B. G. Teubner vorübergehend gesichert worden war, hat im Verein mit der neusprachlichen Abteilung des sächsischen Philologenverbandes der sächsische Staat seine Finanzierung übernommen und zunächst ein festes Gehalt für die Anstellung eines Sekretärs in London ausgeworfen. Die Leitung dieses Instituts, welches die Bezeichnung "The German Academic Bureau (Advisory Centre for German Teachers and Students), London" trägt, liegt in den Händen einer sehr deutschfreundlichen englischen Dame, deren gute Beziehungen zu gebildeten englischen Familien sie für die Unterbringung deutscher Philologen besonders befähigen. Sie hat schon seit Anfang dieses Jahres in uneigennützigster Weise die Vorbereitungen zur Uebernahme dieses Amtes getroffen und umfangreiche Wohnungslisten angelegt, wobei sie ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet hat, nur solche englische Familien in ihre Listen aufzunehmen, die eine unbedingte Gewähr für gute Unterbringung und Förderung der Sprachkenntnisse der Pensionäre bieten. Die entsprechenden Gegenstellen in Sachsen sind auch bereits in der Bildung begriffen, und zwar ist eine solche vom Vorstand des Sächsischen Philologen-Verbandes, Abteilung Neuere Philologie, in Dresden übernommen worden, während eine zweite zur Auskunftserteilung an Studierende in Leipzig errichtet werden soll.

Ausser der Besoldung des Londoner Sekretärs hat der sächsische Staat noch Mittel zur Erteilung von Stipendien für Auslandsaufenthalt bereitgestellt, die vor der Hand nur für die Bestreitung der Bedürfnisse der sächsischen höheren Lehrer zureichen. Man hofft aber, auch einen Etat für Seminarstipendien zu schaffen, um auch den Studierenden in den höheren Semestern die Gelegenheit zu bieten, England kennen zu lernen, ihre Sprachkenntnisse im Lande selbst zu erweitern und sich einen Einblick in die Kulturverhältnisse Englands zu verschaffen.

Naturgemäss konnte das Bestreben zunächst nur dahin gehen, die neue Einrichtung in beschränktem Rahmen einzurichten und sich einspielen zu lassen, um zu sehen, ob sie sich dann auf grössere und erweiterte Verhältnisse unter Benutzung der inzwischen gesammelten Erfahrungen übertragen lässt. Das zukünftige Ziel war aber von allem Anfang an viel weiter gesteckt. Da nun die bisher gemachten Erfahrungen schon sehr günstig ausgefallen sind und die Ratschläge der Londoner Sekretärin sich als sehr förderlich erwiesen haben, wäre

es sehr erwünscht, wenn auch die anderen deutschen Bundesstaaten sich nunmehr dem Unternehmen anschliessen und daraus durch Einrichtung zahlreicher anderer Gegenstellen ein ganz Deutschland umfassendes Gebilde schaffen würden.

Leipzig. Walther Ebisch.

Die Etymologie des Wortes *macabre*.

Zu Beginn des 11. Jhdts. dringt von Osten her in die abendländische Dichtung ein eigenartiges Motiv: die Legende von den drei Lebenden und den drei Toten. Der Kernpunkt dieser aus antiken und christlichen Ueberlieferungen gespeisten Erzählung ist der in der sepulkralen Sprache aller Kulturvölker, im Talmud und in den Sprüchen des Omar Chaijam, bei Petrus Alphonsi, Jakob Balde und Michelangelo wiederkehrende Warnungsruf der Toten an die Lebenden: „Was Ihr seid, das waren wir! Was wir sind, das werdet Ihr! (Quod estis, fuimus! Quod sumus, eritis!)“ Ihr Inhalt ist durchaus moralischen Charakters mit stark lehrhaftem Einschlag. Drei vornehme Reiter, so erzählt die Legende, reiten in den Wald zur Jagd. Plötzlich stossen sie auf drei Tote, die ihnen die Vergänglichkeit alles Irdischen ins Gedächtnis rufen.

Auf den bildlichen Darstellungen der Legende zu Briey, Pisa und Subiaco, auf dem Holzschnitt der Guyot Marchantschen Ausgabe der Pariser *Dance macabre* vom Jahre 1486, in der lateinischen Dichtung des Rodericus Zamorensis sowie auf dem berühmten Wandgemälde im Camposanto zu Pisa, das unter dem Namen *Triomfo della morte* bekannt ist, findet sich neben den sechs Hauptfiguren die anscheinend bedeutungslose Figur eines Eremiten. Giorgio Vasari, der berühmte Florentiner Kunstgelehrte des 16. Jhdts., überliefert gelegentlich der Besprechung des Pisaer Gemäldes, dass dieser Anachoret der Heilige Macarius sei. Dem gegenüber ist zu bemerken, dass die *Vita Macarii* die Heiligengeschichte, wie sie uns heute vorliegt, die Legende von den drei Lebenden und den drei Toten nicht kennt. Sie weiss nur von Palladius und Ruffinus, dass der Aegypter Macarius zur Bekehrung eines Sünders, der die Auferstehung des Fleisches leugnete, einen Toten erweckte. Diese alte, aus der Zeit um 400 stammende Ueberlieferung kann kaum der Ausgangspunkt einer so weitreichenden Legendenbildung gewesen sein. Das Hinzufügen einer scheinbar rein repräsentativen Heiligenfigur zum eigentlichen Inhalt des *Dit des trois mors et des trois vifz,* wie die poetische Bearbeitung des Legendenstoffes aus der Hand Baudouin de Condés und Nicoles de Margival betitelt ist, ist nichts weiter als das Mittel einer naiven Kunst, die einen dargestellten natürlichen oder übernatürlichen Vorgang als visionären oder legendarischen Stoff kenntlich

und damit glaubhaft machen will. Trotzdem hat man die Behauptung Vasaris zu stützen versucht und sie mit dem französischen Wort für *Totentanz,* mit *dance macabre* in Verbindung gebracht. Bereits Otte (*Handb. d. kirchl. Kunstarcheol. d. dtsch. Mittelalt.* Leipzig 1883, I, 305 ff.) und Gröber (*Grundr.,* II, 2) wiesen mit Recht auf die inhaltliche Verwandtschaft des *Dit des trois mors et des trois vifz* mit dem Totentanzmotiv hin, ohne indes einer etymologischen Verwandtschaft der Worte *Macarius* und *macabre* Erwähnung zu tun. Gestützt auf Crowe-Cavalcaselles *Geschichte d. ital. Malerei,* die Vasaris Nachricht unbeanstandet übernimmt, versucht nun Kupka (*Wissenschaftl. Beil. z. Progr. d. Gymn. zu Stendal,* 1905 u. 1908) die schon vordem wiederholt aufgestellte Etymologie *Macarius-macabre* zur Geltung zu bringen. Er erklärt die *Dance macabre* (worunter man in erster Linie den frz. Totentanz an der Kirchhofsmauer des Klosters Aux Innocents zu Paris und danach die frz. Totentänze überhaupt zu verstehen hat) als eine Weiterbildung der Macariuslegende. Die Etymologie des Wortes *macabre* ist trotz der vielen Arbeit, die zu ihrer Aufhellung verwendet worden ist, noch immer in Dunkel gehüllt. Es erscheint angebracht, die bisherigen Forschungsergebnisse zusammenzufassen und einen Fingerzeig zu endgültiger Erhellung zu geben. Vom ausgehenden Mittelalter, dem die Bedeutung des wunderlichen Sprachgebildes längst entfallen war, übernahmen die Gelehrten — unbeanstandet — die Gleichung *Dance macabre = Chorea Macabaeorum.* Man nahm nämlich an, dass in den (immerhin sehr zweifelhaften) Totentanzaufführungen den sieben makabäischen Brüdern mit ihrer Mutter und Eleasar (*2. Mak. 6,* 7) eine hervorragende Rolle zugeteilt war — eine durch nichts bewiesene Annahme, die nur das eine für sich hat, dass sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert weitervererbt hat. J. Grimm war der erste, der auf Grund dieser Ueberlieferung die sieben Brüder zur Erklärung des Wortes *macabre* heranzieht. W. Wackernagel folgte dem Altmeister hierin unter Hinweis auf den Artikel *Macabaeorum Chorea* im Lexikon von Carpentier und Henschel. Von nun an schleppte sich diese Ansicht durch eine Reihe von Abhandlungen als gesicherte Wahrheit hindurch. Die französische Form des biblischen Namens lautet nämlich Machabe. Daneben findet sich nach G. Paris die unregelmässige, angeblich apokryphe Form *Macabre,* die nach Kupka durch Kreuzung der beiden Worte *Macaire-Macarius* und *Machabe-Macabaeus* entstanden sein soll. Von diesem Ergebnis aus betrachtet erscheint Kupka die Figur des Predigers, wie er uns in den Eingangsbildern zum Totentanz entgegentritt, als der aus der Legende und der Vision wohl bekannte (?) Einsiedler Macarius und die Totentänze demnach als Abwandlungen der *Visio Macarii.*

Das Motiv der Totentänze ist nun allerdings mit dem der Legende verwandt. Aber für eine unmittelbare Verbindung beider

Bilderfolgen fehlt uns jeder Beweis.[1]) Auch wenn Kupka für seine Gleichung *Macaire+Machabe* = *Macabre* Anhänger finden würde, so bliebe dennoch die Frage: Wie kommt der Tanz zum Tode? unbeantwortet.

Kehren wir zur Etymologie des Wortes *Macabre* zurück! Die zahlreichen Deutungen, die dieses geheimnisvolle Wort gefunden hat, zeigen, was für eine unsichere Stütze die Etymologie ist. Das griechische *μακάριος* = selig, das lateinische *macresco* = abmagern, das englische *make away* = töten, das auvergnische *ma cabre* = Dudelsacklied, das bergamesische *macabret* = Teufel und das burgundische *bachuber* = Schwertertanz haben als angebliches Stammwort herhalten müssen. G. Paris' Ansicht (*Romania* 24, 129 ff.) geht dahin, dass die Lesart *Dance macabre* überhaupt falsch ist, und dass sie richtig *Danse macabre* lauten müsste. Le Febure (1376) sagt *Macabree,* Lydgate *Machabree,* Desrey *Macabrus,* der französische Druck von 1589 *machabrey,* Oudin (1640) *Macabée* ou *Macabré,* Chorier (1659) *Macabrey.* Bis um die Mitte des 16. Jhdts. druckte man noch keine Akzente und wenn daher die alten Ausgaben das Wort *macabre* haben, so konnte dies sehr wohl *macabré* ausgesprochen werden. Nach G. Paris ist *Macabre* ein Eigenname, *macabrée* die dazugehörige Adjektivform. Schon in den dreissiger Jahren des vorigen Jhdts. war die Meinung verbreitet, der Text zum Pariser Totentanz stamme von einem Dichter *Macaber* und sei nach ihm *Dance macabre* genannt worden, ein Irrtum, der sich an eine lateinische Textausgabe des Pariser Totentanzes knüpft, die folgenden Titel führt: *Chorea ab eximio Macabro versibus alemanicis edita et a Petro Dresrey emendata.* Parisiis per magistrum Guidonem Mercatorem (Guyot Marchant) pro Godofredo de Marnef 1490. Nach einer anderen von Van Praet aufgestellten Etymologie ist das Wort *Macabre* aus dem Arabischen entlehnt, das die Mauren in Spanien gesprochen haben. Es lautet in dieser Sprache *maqabir* = Gräber und ist die Pluralform von *maqbara* = Grab.

Die heutige Volkssprache kennt die Form *macabre* nicht mehr. Nur in der Langue verte der Buchdrucker begegnet sie noch in der Bedeutung *Mort.* Das Argot der Pariser bietet nur *machabée.* Es erscheint als sicher, das alte Wort *macabre* mit der Bedeutung tot zu identifizieren. Bei den Studenten heissen noch heute die Leichen der anatomischen Institute, bei den Schiffern alle auf der Seine treibenden Leichen und Tierkadaver *macabres.*

Pirmasens. Gert Buchheit.

---

[1]) Ueber die Entstehung und Entwicklung des Totentanzmotivs berichtet eine in Kürze erscheinende Arbeit von mir.

Das koloniale Frankreich.

Die Auseinandersetzung über die „Kulturkunde" ist noch in vollem Gange. Das Schlagwort ist schon recht abgenutzt und wirkt — wie sich in Düsseldorf beim Neuphilologentag zeigte — fast mehr abschreckend als anziehend. Das ist bedauerlich, denn der Streit ist wichtig genug, um geduldig weiter ausgefochten zu werden, und er kann nur bei allgemeiner Anteilnahme zu bleibenden Ergebnissen führen. Ich gestehe, dass der etwas dogmatische Ton, den Schön zuerst in seinem Aufsatz in Ilbergs *Neuen Jahrbüch.* anschlug, mich auch zur Kritik herausforderte. Als aber dann das Buch über *Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht* erschien, gewann ich eine neue Auffassung. Schön zeigte sich als hervorragenden Interpreten französischen Geistes und verfiel auch nicht der naheliegenden Gefahr, bei jedem Lehrer des Französischen dasselbe feinfühlige Verständnis und dieselbe Sympathie für französisches Wesen vorauszusetzen. Den Hauptproblemen des idealen französischen Unterrichtes: „Die Kunst zu leben und die Kunst, mit Menschen zu verkehren, Gesellschaftskultur, Wortkunst, Lebensphilosophie" — stellt er eine Reihe von konkreteren, leichter zugänglichen Problemen gegenüber: „Die Franzosen und der Rhein, Paris und die französische Provinz, französische Kulturpropaganda, Frankreichs Kolonien, der Versailler Vertrag, Frankreich, das Land der Bourgeoisie". Auch diese Probleme lassen sich kulturkundlich behandeln, auch auf diesem Wege kann man zum Verständnis französischer Eigenart gelangen.

Gegenüber den politischen Problemen ‚die Franzosen und der Rhein' und ‚der Versailler Vertrag', auf deren Behandlung Schön eingeht, scheint mir das der französischen Kolonisation manche Vorteile zu bieten: es rührt nicht so gefährlich an hasserregende Erinnerungen, führt vielmehr in politische und geographische Weite hinaus und gestattet, das Interesse der Jugend für die Erforschung und Erschliessung ferner Länder nutzbar zu machen. Nach den Lehrbüchern und Lektüretexten zu schliessen, sind die französischen Kolonien bisher merkwürdig wenig im französischen Unterricht behandelt worden.[1]) Während man sich gewöhnt hat, im Engländer den prädestinierten Kolonisator zu sehen, erscheint die koloniale Expansion der Franzosen nicht als eine bedeutungsvolle Auswirkung ihres Volkscharakters. Wie passt die Kolonisation zur französischen „Dekadenz"? Zu gesunder, lebenskräftiger Kolonisation gehört nach

---

[1]) Von Fromentins *Un été dans le Sahara* gibt es eine Schulausgabe vom Jahre 1897 (Weidmann). Sonst findet man die französischen Kolonien in den zahlreichen Sammlungen von Lektüretexten fast gar nicht berücksichtigt. Erst in letzter Zeit sind einige Lesehefte darüber erschienen (bei J. Beltz, Langensalza, und bei Velhagen). Ich darf dabei auch auf meine zwei Auswahlbändchen *La France coloniale I/II* (Diesterwegs Reformausgaben) hinweisen.

deutscher Anschauung überquellende Bevölkerung, kühner Unternehmungsgeist und zähe Ausdauer. Alles das vermissen wir an den Franzosen. Die Misserfolge, die sie im kolonialen Wettbewerb mit England erlitten haben, sind uns infolgedessen leicht verständlich. Haben die Franzosen aber nicht auch grosse Erfolge aufzuweisen, ist die Geschichte ihrer kolonialen Expansion, die schon im 14. Jhd. beginnt, nicht auch reich an bewunderswerten Leistungen? Davon wissen wir im allgemeinen sehr wenig, und das ist kein Wunder, denn in Darstellungen der französischen Geschichte werden die Kolonien nur nebenbei berücksichtigt, und in der Ueberfülle der Kolonialliteratur sucht man vergebens nach zusammenfassenden Werken.

Der berühmte Historiker der französischen Revolution, Louis Madelin, hat in seinem glänzend geschriebenen, aber sehr nationalistisch-propagandistischen Buche *L'expansion française, de la Syrie au Rhin* (*Conférences*, 2. éd., Paris 1918) die französische Kolonisation neben der Expansion in Europa behandelt, und diese Verbindung ist gewiss zu billigen. Wenn man ein gerechtes Urteil über die Kolonisationsleistungen des deutschen Volkes gewinnen wollte, dürfte man sich ja auch nicht auf unsere überseeische Kolonisation beschränken. Da aber die Darstellung Madelins ausserdem nur bis 1789 reicht, so erschöpft sie den Stoff bei weitem nicht. Ein deutsches Buch über die gesamte französische Kolonisation besitzen wir aus dem Jahre 1901: Alfred Zimmermann, *Die Kolonialpolitik Frankreichs*. Dieses Werk beruht auf einer gründlichen Kenntnis der Sonderliteratur, lässt aber das Bedeutsame nicht genügend hervortreten. Man kann die Kolonialgeschichte von verschiedenen Gesichtspunkten aus darstellen, denn jede Kolonisation ist ja das Werk von Tatmenschen der verschiedensten Berufe, die weit auseinandergehende Interessen dabei verfolgen: das Machtstreben des Staates, das ausser den Politikern und Offizieren auch kulturelle Kreise vertreten, verbindet sich mit dem wirtschaftlichen Interesse des Handels und der Industrie, mit der christlichen Missionsbewegung, dem geographischen und naturwissenschaftlichen — besonders auch völkerkundlichen — Forschungstrieb, dem Ausdehnungsbedürfnis der Landwirte und Jäger und endlich überhaupt mit der Freude an grosszügigem Schaffen und blosser Abenteuerlust. Man kann daher die Kolonisation vom Standpunkte der politischen oder der Wirtschaftsgeschichte aus betrachten — und dabei wird man zugleich das kolonisierte wie das kolonisierende Land näher kennen lernen —, man kann aber auch das Augenmerk auf die Zusammenhänge mit der Geographie, der Völkerkunde, der Missionsgeschichte — man vergleiche z. B. Goyau, *Les origines religieuses au Canada* — richten. Eine Synthese dieser Mannigfaltigkeit, die dadurch noch verwirrender wird, dass es sich um soviel verschiedene Kolonien handelt, müsste man auf kulturkundlichem Wege zu erreichen versuchen. Auf Vollständigkeit der äusseren Tatsachen kommt es nicht an. Man darf die

Tendenz der Entwicklung, die Seeley so schön für die Geschichte der englischen Expansion herausgearbeitet hat, das Kulturelle und Psychologische, das menschlich und national Charakteristische nicht von der Ueberfülle der Einzelheiten überwuchern lassen.

Die französische Kolonialgeschichte bietet nicht wie die englische das Bild eines stetigen Fortschreitens, eines grossen einheitlichen Aufbaus. Infolge der schweren Verluste bei den Friedensschlüssen von Utrecht (1713), Paris (1763) und Wien (1815) ist die französische Kolonisation des 19. Jhdts. nur lose mit der der früheren Jahrhunderte verknüpft. Die ältere Epoche unterscheidet sich von der jüngeren durch die stärkere Wirksamkeit privaten Vorgehens. Man hat gesagt: die ältere Kolonisation entspringt einem Kraftüberschuss, die neuere einem aussenpolitischen Trostbedürfnis (E. Pröbster, *Frankreich im Orient, Prss. Jhrb.*, Febr. 1924). Bei dem Ausdruck ‚Kraftüberschuss' darf man freilich nicht nur an die Quantität und physische Qualität der Bevölkerung denken. Was die französische Expansion im 17. und 18. Jhdt. so stark machte, stärker als im 19., das war das nationale Kraftgefühl und Selbstvertrauen, das sich auf soviel politische und noch mehr kulturelle Erfolge gründete. Louis Madelin (a. a. O. S. XXII) weist darauf hin, wie wichtig gerade für den französischen Unternehmungsgeist der Erfolg ist: „Le Français . . . se sent comme paralysé par le désastre. Le succès, la gloire, le montent et l'incitent à obtenir mieux, toujours mieux; c'est par une suite de victoires . . . que la nation fut, de 1792 à 1800, portée à l'incroyable esprit d'entreprise." — Die Kaufleute und Reeder von Dieppe haben schon i. J. 1315 Handelsniederlassungen an der Senegal- und Guinea-Küste gegründet. Der kühne Seefahrergeist der Normannen und Bretonen tritt deutlich hervor in der älteren französischen Kolonialgeschichte. Ein Normanne eroberte 1402 die Kanarischen Inseln. Ausser von Dieppe wurde die Kolonisation besonders von den Häfen Rouen und St. Malo aus betrieben. Im ersten Jahrzehnt des 16. Jhdts. fassten Diepper Kapitäne festen Fuss an der brasilianischen Küste, und es entwickelte sich ein lebhafter Handel — zugleich freilich auch ein erbitterter Kaperkrieg mit den Portugiesen, in dem die Normannen sich stark überlegen zeigten, bis Franz I. sie zwang, Frieden zu halten und zu verzichten — das erste Beispiel der Behinderung der französischen Kolonisation durch Rücksichten der europäischen Politik! Freilich hat Franz I. die Kolonisation sonst tatkräftig unterstützt. Als Pfadfinder und Pioniere sandte er Forschungsreisende aus, von denen der Entdecker Kanadas, Jacques Cartier aus St. Malo, der bekannteste ist (1535—1550).

Während des ganzen 16. Jhdts. und auch noch jahrzehntelang im 17. hatten die französischen Kolonisten mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Regierung konnte in der Zeit der Religionskriege nur wenig für sie tun. Wie man in Südamerika auf die

Feindschaft der Portugiesen stiess, so in Nordamerika auf die der Spanier, die z. B. eine französische Niederlassung in Florida grausam vernichteten. Die Franzosen zahlten ihnen zwar mit gleicher Münze heim, schadeten sich aber sehr durch Disziplinlosigkeit und Uneinigkeit — der religiöse Zwiespalt des Heimatlandes wurde auch in die Kolonien getragen — und waren nach spanischem Muster so begierig, schnell reich zu werden, dass sie lange keine dauernden Erfolge erzielten. Es gehörte damals ein ausserordentlicher Wagemut dazu, um sich an der Kolonisation zu beteiligen. Man setzte nicht nur sein Vermögen — grosse Geldmittel waren erforderlich —, sondern auch sein Leben aufs Spiel. Wie langwierig und gefährlich war schon die Ueberfahrt, wieviele Schiffe wurden von Stürmen vernichtet oder von Feinden gekapert! In der Kolonie gab es dann dauernd Kämpfe mit den rivalisierenden Europäern sowohl, wie mit den Indianern, die von jenen gut mit Waffen versorgt wurden, und noch schrecklicher waren oft die Pockenepidemien. Der Unternehmungsgeist, der vor all diesen Gefahren nicht zurückschreckte, war natürlich oft mit rücksichtsloser Selbstsucht gepaart, und so machten sich die Kolonisten auch gegenseitig das Leben sehr schwer.

Nach dem Vorbild der Niederlande und in gleicher Weise wie England suchte die französische Regierung Geldopfer dadurch möglichst zu vermeiden, dass sie Handelsgesellschaften das Ausbeutungsmonopol für die zu erschliessenden Landstriche übertrug und sie dafür die Lasten der Kolonisation tragen liess. Die Kolonien wurden den Gesellschaften aber nicht nur wirtschaftlich, sondern auch verwaltungsmässig und politisch ausgeliefert. Die Compagnie des Indes orientales z. B. bekam das Recht, im Namen des Königs mit den einheimischen Fürsten Krieg zu führen und Verträge abzuschliessen, Garnisonen in die Städte zu legen, Truppen auszuheben, Kanonen zu giessen und einen Gouverneur und Richter zu ernennen. Das vernichtende Urteil, das Zimmermann (a. a. O. S. 421 f.) über die französischen Kolonialgesellschaften fällt, erscheint mir einseitig, denn zweifellos haben die Agenten der erwähnten indischen Gesellschaft z. B. Grosses geleistet und sich im Rahmen der Compagnie frei auswirken können. Richtig aber ist es, dass die Misserfolge der Handelsgesellschaften die Erfolge stark überwiegen. Ein Bankerott folgte auf den anderen, und der Staat musste immer wieder die Geldopfer bringen, die er eigentlich vermeiden wollte. In Kanada zeigte sich die Gesellschaft der Cent Associés so unfähig, Sicherheit, Ordnung und Wohlstand zu schaffen, dass sie ihre Rechte an die Krone zurückgeben musste (1663). Wie die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit des Krämergeistes die französischen Kolonien lange gehemmt hat, so ist die wirtschaftliche Seite der französischen Kolonisation überhaupt nicht besonders glänzend. Unter dem Merkantilismus Colberts haben die Kolonien noch im 19. Jhdt. zu leiden gehabt. Frankreich hatte immer Sorge, dass die Früchte seiner Kolonisation von anderen ge-

erntet werden könnten (vergl. L. Brentano, *D. franz. Kolonialpolitik*, Berlin 1919).

Gross und rühmlich ist der Anteil der katholischen Mission an der französischen Kolonisation. Im J. 1611 begannen die Missionare ihre Wirksamkeit in Kanada, und obgleich der konfessionelle Streit dadurch verschlimmert wurde, und es obendrein noch zu schweren Zerwürfnissen zwischen den Beamten und der Geistlichkeit kam, so wird man doch anerkennen müssen, dass sowohl die Patres vom Orden der Recollecten wie die Jesuiten sich mit grossem Eifer und grosser Aufopferung ihrer Aufgabe gewidmet haben. Die Abneigung gegen die Jesuiten entsprang hauptsächlich der Furcht vor einer Handelskonkurrenz von ihrer Seite. Wie aber in einer Erklärung der Compagnie vom Jahre 1643 festgestellt wurde, haben die Jesuiten tatsächlich trotz der argen Not, die sie manchmal litten, das Verbot, sich am Handel zu beteiligen, nicht übertreten. Das Motiv, den Indianern das Christentum zu bringen, hat bei den französischen Pionieren des 17. Jhdts. in nicht zu unterschätzender Weise mitgewirkt. Champlain z. B., der hervorragende Kolonisator Kanadas, war ein frommer Mann, dem die Ausbreitung des Christentums am Herzen lag.

Wieviele französische Unternehmungen waren im 16. Jdht. gescheitert! Kein Wunder, dass der Skeptiker Montaigne meinte: „J'ai peur que nous ayons les yeux plus grands que le ventre, et plus de curiosité que nous n'avons de capacité: nous embrassons tout, mais nous n'estreignons que du vent" (*Des Cannibales,* I, 30). Mit Champlain begann jedoch eine neue, erfolgreichere Epoche. Heinrich IV. und besonders Richelieu und Colbert setzten sich mit voller Kraft für Frankreichs Teilnahme am kolonialen Wettbewerb ein. Es galt vor allem, eine Seemacht zu schaffen, um den Kolonisten Rückhalt bieten zu können. 1613 hatte mit einem englischen Angriff auf Kanada das 200jährige Ringen zwischen Frankreich und England begonnen. Dass Frankreich in diesem Kampfe so völlig unterlag, erklärt sich zum grossen Teil daraus, dass England, begünstigt durch seine Insellage, seine Kräfte auf Seemacht und Kolonien konzentrieren konnte, zum Teil aber auch aus einer ernsten und charakteristischen Schwäche der französischen Kolonisation: dem Mangel an Ansiedlern. Trotz aller Zwangsmassnahmen — wieviele Landstreicher, Sträflinge und Dirnen schaffte man nach Kanada! — konnten die Franzosen in der Besiedlung Nordamerikas, von dem sie doch den weitaus grösseren Teil beanspruchten, auch nicht entfernt mit den Engländern Schritt halten. Als der Entscheidungskampf um Kanada begann, standen den 54 000 Franzosen (in ganz Nordamerika waren es 80 000) 400 000 Engländer gegenüber. Es ist erstaunlich, dass sich die Franzosen trotzdem so lange behaupten konnten. — — Die französische Kolonialgeschichte des 17. u. 18. Jhdts. ist reich an glänzenden Namen und Leistungen. Der grösste

von den vielen kühnen Forschungsreisenden war der normannische Edelmann Cavelier de La Salle, der vom Südende des Michigan-Sees bis zur Mündung des Mississippi vordrang und das gewaltige Stromgebiet für Frankreich in Besitz nahm (1681). — Um die wirtschaftliche Hebung Kanadas machte sich Talon hoch verdient, während sich der Gouverneur Frontenac (vgl. H. Lorin, *Le comte de Frontenac,* Paris 1895) und der General Montcalm im Kampfe gegen die Engländer auszeichneten. Wenn Kanada auch politisch verloren ging, ist es Frankreich doch kulturell erhalten geblieben, und gerade darin liegt ein schöner Beweis der kolonisatorischen Fähigkeiten der Franzosen. — Auf den wirtschaftlich so überaus ergiebigen Antillen wurde der Kampf gegen die Spanier, Holländer und Engländer von französischen Abenteurern, den *boucaniers* und *flibustiers,* fast ohne Hilfe von der Regierung siegreich geführt. Die Insel Saint Domingue entwickelte sich zur reichsten und blühendsten französischen Kolonie.

Die glänzendsten Leistungen sind jedoch von den Franzosen in Indien vollbracht worden.

Einfache Kaufleute bewiesen grosse kolonisatorische Begabung. Der grösste von ihnen war Joseph Dupleix, der 1715 mit 18 Jahren in den Dienst der Handelsgesellschaft trat. Als Gouverneur von Chandernagor brachte er diese Stadt zu grosser Blüte. Bald nachdem er Generalgouverneur geworden war (1741), brach der Krieg zwischen Frankreich und England aus. Dupleix hatte von der Regierung keinerlei Hilfe zu erwarten, er schreckte aber nicht davor zurück, den Kampf mit den Engländern aufzunehmen. Dabei konnte er sich auf den hochbefähigten Bretonen La Bourdonnais stützen, der, auch im Dienste der Handelsgesellschaft, aus der Nachbarinsel von Bourbon, der Ile de France (Mauritius), einen blühenden Handelsplatz und einen starken Machtposten geschaffen hatte. Auf Dupleix' Hilferuf schiffte er 3342 Mann ein und eroberte Madras. Sein Selbstbewusstsein aber war so gross, dass er sich dem ‚Kaufmann' Dupleix nicht unterordnen wollte. Der Streit der beiden grossen Pioniere schadete der französischen Sache sehr. Ein grosses indisches Heer marschierte auf Madras, und ein englischer Admiral belagerte und bestürmte Pondichéry mit ausserordentlicher Heftigkeit. In heldenhaftem Kampfe siegte Dupleix. Ludwig XV. aber gab Madras im Frieden von Aachen (1748) den Engländern zurück. Trotzdem liess sich der geniale Kolonisator nicht entmutigen, der an seiner hochbegabten, wagemutigen Frau, der in Indien geborenen Tochter eines Franzosen und einer Portugiesin, eine vom gleichen Geist beseelte Mitarbeiterin hatte. "The man who first saw that it was possible to found an European empire on the ruins of the Mogul monarchy was Dupleix. His restless, capacious, and inventive mind had formed this scheme at a time when the ablest servants of the English Company were busied only about invoices and bills of lading . . . He

was perfectly aware that the most easy and convenient way in which an European adventurer could exercise sovereignty in India, was to govern the motions, and to speak through the mouth of some glittering puppet dignified by the title of Nabob or Nizam. The arts of war and policy, which a few years later were employed with such signal success by the English, were first understood and practised by this ingenious and aspiring Frenchman" (Macaulay, *Lord Clive*, Velh. u. Klas. 52 A, S. 24 f.). „Chimären und Visionen“ nannte der Minister Machault Dupleix' grossartige Pläne, und auch der Handelsgesellschaft lag nichts an seinen Eroberungen, sie wünschte weniger Risiko und mehr Dividende. Dazu kam, dass das französische Denken — nach einer Epoche glänzender Expansion — kosmopolitisch geworden war. Voltaire bemitleidete die Menschen, die sich ‚pour quelques arpents de neige au Canada‘ die Hälse abschnitten, und er spottete über die Schlachten bei ‚Tritchinapaly, Chillambaram und Volkonsdapouram‘ (L. Madelin, a. a. O. 147). So konnte es geschehen, dass die französische Regierung aus Angst vor England Dupleix abberief. England liess sich dadurch nicht abhalten — wie man gehofft hatte —, sich mit Preussen zu verbünden, und machte während des Siebenjährigen Krieges der französischen Herrschaft in Indien ebenso ein Ende wie in Nordamerika. Als Erinnerung an die grossen Taten der Martin, Dumas und Dupleix sind den Franzosen in Vorderindien nur fünf Städte geblieben, darunter Surate, Chandernagor und Pondichéry.

Von der Eroberung von Algier bis zum Zwischenfall von Faschoda rivalisiert auch im 19. Jhdt. die französische Kolonisation mit der englischen, doch ohne dass es zum Kriege kommt. Der Kampf ist nur diplomatisch und wirtschaftlich. Dabei zeigt sich deutlich der Unterschied zwischen der neueren französischen und der englischen Expansion. Von dieser sagt Mangin (*Regards sur la France d'Afrique*, Paris, 1924, S. 228): „Le pavillon suit le commerce,“ von jener: „Le commerce suit le pavillon.“ Der englische Staat konnte die Initiative ruhig den Kaufleuten überlassen, der französische musste aber in Afrika der Wirtschaft den Weg bahnen. Einen französischen Cecil Rhodes hat es nicht gegeben. Darin äussert sich der Mangel an Unternehmungsgeist im modernen Frankreich, wenngleich der grössere wirtschaftliche Reichtum Englands zu berücksichtigen ist. Régismanset (*Questions coloniales*, I, 1912, S. 256) spricht von der ‚peur d'entreprendre‘. ‚Les Français se prétendent sans cesse individualistes et ils n'osent rien tenter sans l'aide de leur gouvernement.‘ — Die Männer jedoch, die im Dienste der Regierung in den Kolonien gewirkt haben, haben unzweifelhaft Grosses geleistet. Wie im 17. Jhdt. La Salle seinem Vaterland Louisiana schenkte, so geht im 19. Jhdt. die Erwerbung einer grossen neuen Kolonie, Französisch-Aequatorial-Afrikas, auf die Pionierarbeit eines kühnen Forschungsreisenden zurück. Der Name des Amerikaners Stanley, der seine

Reisen im Auftrage des Königs von Belgien unternahm, ist allgemein bekannt — wer aber kennt seinen Zeitgenossen, den jungen Schiffsfähnrich De Brazza, der mit den bescheidensten Mitteln noch Grösseres leistete? Stanley selbst nannte ihn ‚den grossen Apostel Afrikas, einen grossen Strategen und einen grossen Diplomaten‘. Der Anteil der Franzosen an der Erforschung Afrikas ist bedeutend. Neben De Brazza sind Binger, Marchand, Gentil und Ch. de Foucauld zu nennen. Wie oft ist von Franzosen die Sahara durchquert worden, um die Verbindung zwischen Algerien und Westafrika herzustellen! Ch. de Foucauld, der als Einsiedler in der Sahara lebte und während des Weltkrieges ermordet wurde, ist zugleich eine der grössten religiösen Persönlichkeiten der französischen Kolonisation (vgl. R. Bazin, *Ch. de Foucauld,* Paris 1921). — Als Heerführer haben sich z. B. Bugeaud und der Duc d'Aumale in Algerien, Galliéni im Soudan, in Tongking und auf Madagaskar ausgezeichnet. Von Lyautey wird noch die Rede sein. Diese wenigen Namen müssen genügen. Es verdienen aber nicht nur die grossen Führerpersönlichkeiten Beachtung, sondern auch der Idealismus der jungen Offiziere, von deren Leistungen die Geschichte nicht spricht. Wenn wir die ergreifenden und sympathischen Bücher von Psichari und E. Nolly lesen, können wir uns eine Vorstellung von der Summe namenlosen Heldentums machen, die in der französischen Kolonisation enthalten ist, und zugleich von dem starken Nationalismus, der die jungen Kolonisatoren zu solchem Heldentum befähigt.

Die Schwierigkeiten der französischen Kolonisation waren auch im 19. Jhdt. nicht gering. Der Feldzug gegen Algier wurde 1830 trotz ernster englischer Drohungen durchgeführt — das letzte Unternehmen der Restauration. Länger als 40 Jahre dauerte es, bis die Franzosen Algerien endgültig unterworfen hatten. Die Erwerbung von Indochina erforderte mehr als 100 Jahre. Der erste grosse Vertrag wurde 1787 abgeschlossen. Das Julikönigtum und das zweite Kaiserreich kämpften in Indochina, das meiste zur Vergrösserung des asiatischen Besitzes aber tat die dritte Republik. Es war nicht nur das Bestreben, Ersatz für den Verlust von Elsass-Lothringen zu suchen, was die Franzosen nach 1871 zu so eifriger kolonialer Expansion trieb. Die schnelle Entwicklung der europäischen Industrie führte zu Krisen und erweckte allgemein ein lebhaftes Bedürfnis nach neuen Absatzmärkten und Rohstoffquellen. 1881 sagte Gambetta zu den Abgeordneten (Mangin, a. a. O. 227): „Est-ce que vous ne sentez pas que les peuples étouffent sur ce vieux continent?“ und der Staatsmann, der sich das grösste Verdienst um den Ausbau des französischen Kolonialreiches erworben hat, Jules Ferry, sagte 1884 im Senat: „Est-ce qu'il ne vous apparaît pas que, pour toutes les grandes nations de l'Europe moderne, dès que leur puissance industrielle est formée, se pose l'immense et redoutable problème qui est le fond même de la vie industrielle, la question du debouché?“ Der

industrielle Wettbewerb hat sich seitdem noch bedeutend verschärft, besonders durch den Weltkrieg.

Auch machtpolitisch haben die Kolonien für Frankreich infolge des Krieges sehr an Bedeutung gewonnen. Die Kolonialpropaganda kann darauf hinweisen, welche schätzbare Hilfe die farbigen Truppen Frankreich geleistet haben — z. B. haben aus Algerien 170 000 Mann, aus Tunis 63 000 und aus Westafrika 164 000 am Kriege teilgenommen — und kann daran grosse Zukunftsverheissungen knüpfen: Eine systematische militärische Ausnutzung der Kolonien würde ein gewaltiges Heer in den Dienst des französischen Imperialismus stellen — General Mangin rechnet zunächst auf eine Million Mann —, so dass die Franzosen ohne drückende Militärpflicht ihre erhöhten Ansprüche auf Weltgeltung verteidigen könnten. Bei seinem Bevölkerungsmangel ist Frankreich auf die Hilfe der Kolonien geradezu angewiesen. „La sécurité de la France est desormais tributaire de ses colonies“ (A. Sarraut, *La mise en valeur des colonies franç.,* 1922, S. 25). — Während Deutschland nicht weiss, wo es seinen Bevölkerungsüberschuss unterbringen soll, befindet sich Frankreich in der umgekehrten Lage: es hat zu wenig Ansiedler für seine Kolonien. Das ist, wie schon erwähnt, eine Schwäche des französischen Kolonialwerkes. Die nordafrikanischen Kolonien unterscheiden sich klimatisch nur wenig von Frankreich und eignen sich also gut zur Aufnahme französischer Kolonisten. Frankreich hat auch die Auswanderung dorthin nach Kräften gefördert, um im Lande fester Fuss zu fassen und die Französierung der einheimischen Bevölkerung zu erleichtern. In Algerien ist nun nach fast hundertjähriger Kolonisation das Ergebnis: bei einer Gesamteinwohnerzahl von 5,8 Mill. sind von 800 000 Europäern 300 000 französischer Abstammung (viele davon ehemalige Elsässer und Lothringer, die nach dem 70er Kriege auswanderten, und denen die französische Regierung 100 000 Hektar in Algerien zur Verfügung stellte). Im Departement von Oran übertrifft die Zahl der Spanier die der Franzosen ganz bedeutend (180 000 Spanier, davon die Hälfte allerdings naturalisiert, gegen 94 000 Franzosen). Während aber die Spanier loyal sind, macht die starke italienische Majorität in Tunis (85 000 gegen 54 000 Franzosen) den Franzosen durch ihren Nationalismus ernste Schwierigkeiten. Durch den Krieg ist der Menschenmangel in Frankreich so verschärft worden, dass man wohl sagen kann, dass bei jeder Auswanderung der Verlust für das Mutterland grösser ist als der Gewinn für die Kolonie. — Die Neigung der Franzosen zum Auswandern ist gering. Régismanset (a. a. O. 256) weist hin auf ‚l'amour des Français pour le sol natal, sol qui leur dispense généreusement tout ce qui fait la vie belle et bonne‘, und auf ‚la répugnance instinctive des Français à quitter ce sol, à s'en éloigner pour des entreprises lointaines et incertaines‘. Doch in dieser starken Heimatliebe wurzelt auch ein lebhafter Nationalismus, der für Frank-

reichs Prestige in der Welt sehr empfindlich ist. Das französische Temperament ist impulsiv und expansiv, lebhaft, heiter und gesellig. ‚L'ardeur du prosélytisme est une des formes de la sociabilité française. Nous éprouvons un invincible besoin de faire partager au monde entier nos idées ou nos sentiments' (Alfred Fouillée, *Esquisse psychologique des peuples européens,* 7e éd., Paris, S. 459). Auch Madelin betont den kulturellen Expansionsdrang der Franzosen, die Begierde, ‚die Ideen, die ihnen teuer sind, über die Grenzen hinaus zu verbreiten.' Darin sind die Franzosen auch zweifellos besonders erfolgreich gewesen. Der Reiz ihrer Sprache und ihres Wesens hat es ihnen oft leicht gemacht, sich durchzusetzen. Ebenso wichtig wie die Kraft, die erobert, ist die Fähigkeit, moralische Eroberungen zu machen. Madelin behauptet (a. a. O. 4): „Quiconque nous a, de par le vaste monde, connus comme maîtres nous garde un souvenir fidèle." Das Gewinnende, Einschmeichelnde, die ‚séduction', haben die Franzosen vor den Engländern voraus. El. Hurwicz (*D. Seelen d. Völker,* Gotha 1920, S. 49) weist darauf hin, dass die Franzosen bei den Indianern Nordamerikas beliebt waren und treue Bundesgenossen in ihnen fanden, während die Engländer die Rothäute demoralisierten und ausrotteten. Freilich ist diese Beliebtheit, auf die die Franzosen so stolz sind, ganz relativ, man darf sie beileibe nicht überschätzen. Ich erinnere nur an die vielen Aufstände in den französischen Kolonien! Andererseits aber darf man die englische Ueberlegenheit an Tatkraft auch nicht überschätzen: ‚Isolé, le Français n'a pas la vigueur de volonté d'un Anglais, la patience obstinée d'un Allemand; mais il retrouve ses avantages quand il se sent uni à la collectivité, quand il veut, pour ainsi dire ‚collectivement' (A. Fouillé, a. a. O. 459).

Die Fortschritte der Technik haben die äusseren Schwierigkeiten der Kolonisation stark verringert, die inneren Schwierigkeiten aber sind geblieben, ja, sie sind sogar grösser geworden. Ein kulturelles, psychologisches Problem ist es, auf das die kolonisierenden Völker immer wieder stossen: das Problem der Eingeborenenbehandlung. Nicht nur der Interessengegensatz von Siegern und Besiegten — eine unüberbrückbare seelische Kluft trennt die Franzosen von den afrikanischen Negern, den Mohammedanern Nordafrikas und den Indochinesen. In dem Masse, wie die Franzosen durch enttäuschungsreiche koloniale Erfahrung diese Kluft immer klarer erkannt haben, haben sie auch an der Verbesserung ihrer Kolonisationsmethode gearbeitet. Die Vertreter der Assimilationsmethode stellten sich die Französierung eines Kolonialvolkes sehr einfach vor. Sie glaubten, dass es genüge, eine Kolonie in Departements und Arrondissements einzuteilen und sie in Verwaltung, Rechtsprechung, Militärdienst und Unterricht möglichst dem Mutterland anzugleichen, um die Bevölkerung schnell mit französischem Geiste zu durchdringen. Dem modernen europäischen Fortschrittseifer erscheint die Aufgabe so verlockend, rückständige Völker mit den neuesten Errungenschaften

unserer Zivilisation zu beglücken. Für die Franzosen lag bei ihrem Rationalismus und Zentralismus die Versuchung besonders nahe, das Heil der Kolonien davon zu erhoffen, dass man die Bevölkerung gleichsam möglichst unverfälschte Pariser Luft atmen liess. Am günstigsten lagen für dieses Bestreben die Verhältnisse in Algerien: Die Franzosen waren dort schon seit 1830, es gab zahlreiche europäische Kolonisten, und die einheimische Kultur schien nur um einige Jahrhunderte hinter der französischen zurückgeblieben zu sein. Es zeigte sich aber, dass die Araber und Berber sich keineswegs von dem Zauber der so stolz und überlegen auftretenden fremden Zivilisation blenden liessen. Der Islam gab ihnen ein unbeugsames Selbstgefühl und ein unerschütterliches Beharrungsvermögen. Der Nationalökonom Alfred Rühl weist in seiner sehr beachtenswerten Studie *Vom Wirtschaftsgeist d. Orients* darauf hin (S. 10), dass von 1830—77 in Algerien nicht mehr als 53 Ehen zwischen Franzosen und Mohammedanern geschlossen worden sind, und fährt dann fort: „Die Vorteile, die die Sympathie der Franzosen, auch eine Naturalisation, bieten könnte, werden den Eingeborenen nicht aufgewogen durch die Verachtung der Glaubensgenossen und die Entziehung jeglichen Haltes und Schutzes, die gerade der Mohammedaner in seiner Religionsgemeinschaft in so reichem Masse findet.“ Da der Islam, ähnlich dem Mosaischen Gesetz, das soziale und private Leben der Gläubigen bis ins Kleinste regelt, wirkt er auf allen Lebensgebieten trennend zwischen Christen und Mohammedanern. Von liberalem Geiste erfüllt, haben die Franzosen von Anfang an — bei der Kapitulation von Algier wurde den Besiegten ‚le libre exercise de la religion mahométane‘ zugesichert — auf religiöse Behinderung und Beeinflussung der Eingeborenen verzichtet. Christliche Mission wäre auch die aussichtsloseste Art der Kulturpropaganda gewesen. Die Toleranz liess sich aber nur bis zu einer gewissen Grenze durchführen, denn sonst hätte man auf Verwaltung und Rechtsprechung überhaupt verzichten müssen. Die Bestechlichkeit und Willkür erschien als eine Karikatur von Rechtspflege, so dass die Franzosen sich gedrängt fühlen mussten, die Eingeborenen des Segens einer modernen Rechtspflege teilhaftig werden zu lassen, um sich auch dadurch ihre Dankbarkeit zu erwerben. Und das Ergebnis? In seinem auf gründlicher Sachkenntnis beruhenden, objektiven und dabei doch lebendig geschriebenen Buche *L'œuvre franç. en Algérie* (Paris 1912) urteilt Raymond Aynard folgendermassen: „Le système de l'assimilation qui avait triomphé pendant soixante ans, en soumettant complètement les musulmans d'Algérie à notre jurisdiction et à notre procédure pénales, avait le double inconvénient de la lenteur et de l'inefficacité . . . . Cette justice boiteuse était presque aveugle, faute d'auxiliaires locaux; quand on voyait poindre à l'horizon le juge d'instruction sur son mulet ou dans sa carriole on savait que le moment était venu de prendre le large ou de réunir les barbes les

plus vénérables du douar pour appuyer les faux serments nécessaires (S. 159)... Aux décisions arbitraires ou suspectes, mais simples et rapides du cadi et du beylik, nous avons substitué la machine surannée de notre procédure qui n'écrase pas moins d'honnêtes gens, mais qui les sacrifie à la logique et à la forme.... A la complication des rouages ajoutez la difficulté des communications, le nombre insuffisant des juges et des sièges, l'ignorance réciproque des langues, des usages et des lois ... et vous apercevrez les mécontentements et les malentendus qui peuvent naître en ce pays de l'application même la mieux intentionnée et la plus loyale de nos façons de raisonner et de constater les faits" (S. 143 f.). — — Noch weniger als auf Nordafrika lässt sich europäische Rechtsprechung auf Indochina übertragen. Pierre Mille gibt in einer Erzählung des Buches *Barnavaux et quelques femmes* die Psychologie einiger indochinesischer Delinquenten (*La Justice*). Daraus ein Beispiel: Ein Annamit hat seinem Nachbar beim Spiel 100 Piaster gestohlen. Er wird zu Gefängnis verurteilt, bekommt aber Strafaufschub, gemäss einem Gesetz, das nach dem Senator Bérenger benannt ist. Dieses Urteil betrachtet der Dieb als Freisprechung, und zwar glaubt er sie dem Senator B. persönlich zu verdanken. Er will ihm 10 Piaster dafür schicken und ihm 10 weitere versprechen, damit er ihm wieder zu dem gestohlenen Gelde verhilft! — Eine hübsche Probe vom Rechtsempfinden der Neger gibt P. Mille in der Erzählung *Le Romancero* in demselben Buche: Ein Haussa-Neger hat einer Jangeeree-Negerin ein Huhn zu billig abgekauft. Der Mann der Negerin entrüstet sich darüber, läuft dem Haussa-Neger nach und tötet ihn. Darob grosse Wut bei den Haussas. Sie wollen den Tod ihres Stammesgenossen rächen, es droht ein Krieg zwischen den beiden Negerstämmen. Da schlägt ein erfahrener französischer Kolonist dem Mörder vor, dem Vater des Getöteten zum Ersatz für seinen Sohn eine jungfräuliche Tochter zu geben. Er ist einverstanden, unter der Bedingung, dass die Tochter nach der Geburt eines Knaben zu ihren Eltern zurückkehren soll. Dem Haussa ist das recht, er verlangt nur noch, dass ihm das von seinem Sohn gekaufte Huhn zurückerstattet wird.

Gering schätzt Aynard auch die Assimilationswirkung des Militärdienstes und der Schule ein. „L'Arabe ou le Berbère qu'on a transformé le plus vite en un militaire discipliné, en un parfait serviteur de la France deviendra, une fois libéré, l'administré le plus rebelle, le moins déférent, le plus empressé à troubler la région par ces louches intrigues qui sont la plaie des pays musulmans" (a. a. O. 134). Die Franzosen müssen darauf bedacht sein, sich durch Schule und Militärdienst die zuverlässigen Hilfskräfte heranzubilden, ohne die sie bei der Verwaltung der Kolonie nicht auskommen können. Wenn sie aber einen ehemaligen Spahi- oder Tirailleur-Leutnant, der sich gut bewährt hat und für eine höhere Beamtenstellung geeignet erscheint, zum Kadi ernennen, so haben die Eingeborenen kein Ver-

trauen zu ihm. Das führt zu dauernden Reibungen und Anklagen, während die Bevölkerung einem ungebildeten Führer aus ihrer Mitte viele Fehler und Uebergriffe ruhig hingehen lässt. — Grosse Hemmnisse des Schulunterrichts sind das Misstrauen der Mohammedaner und die Sprachverschiedenheit. Daher wurden die französischen Schulen 1912 (nach Aynard) noch nicht von 10 Proz. der Knaben besucht, und die Unterrichtserfolge sind gering, besonders im Verhältnis zu den aufgewandten Mitteln. Doch selbst wenn es gelänge, unter den Arabern und Berbern eine Fülle von Kenntnissen zu verbreiten, so wäre das kein reines Glück für die Franzosen, denn erstens würde die geistige Ueberlegenheit der Kolonisten dadurch sehr beeinträchtigt — diese verlangten im Jahre 1908, dass der Elementarunterricht für die Eingeborenen abgeschafft würde! —, und zweitens würde die Franzosenfreundlichkeit der Araber dadurch schwerlich viel grösser werden, im Gegenteil, die Erfahrung lehrt, dass die Eingeborenen mit gründlicher europäischer Bildung die gefährlichsten Feinde der Europäer werden (Abd-el-Krim!).[1]

Die Misserfolge des Assimilationsbestrebens haben die Franzosen eine bessere koloniale Methode gelehrt. Sie haben in Tunis nicht wieder den Fehler begangen, alle bestehenden Einrichtungen aufzulösen, um sie durch französische zu ersetzen. Nicht mehr ein Maximum, sondern ein Minimum von Einmischung war das Kolonisationsideal. Bei der Anwendung dieser Methode stiess man auf viel geringeren Widerstand. An der Spitze eines Landungskorps von 8000 Mann präsentierte der General Bréart im Mai 1881 dem Bey von Tunis einen Vertrag zur Unterschrift, der seine Regierung und die einheimische Verwaltung des Landes bestehen liess und für Frankreich nur das Recht der auswärtigen Vertretung, des militärischen Schutzes und der Verwaltungskontrolle forderte. Anstatt zu annektieren, errichtete man ein Protektorat. Der Bey regierte weiter als absoluter Herrscher, seine Dekrete bedurften aber der Genehmigung des Generalresidenten. Protektorate sind auch Annam, Tongking und Kambodja, während der am längsten französische Teil von Indochina, Conchinchina, ebenso wie Madagaskar, als Kolonie bezeichnet wird und direkte französische Verwaltung hat. — Der Zusammenfassung des ostasiatischen Besitzes unter dem Generalgouverneur von ‚Indochina' entsprach die der westafrikanischen Kolonien (Le Sénégal, le Soudan franç., la Haute-Volta, la Guinée, la Côte d'Ivoire, le Dahomey, la Mauritanie und la colonie du Niger) zum Gouvernement Général de l'Afrique occidentale française und die der zentralafrikanischen Gebiete (Gabon, Moyen-Congo, Oubangui-Chari, Tchad) zu L'Afrique équatoriale française. Diese Zentralisierung der Verwaltung bedeutete zugleich eine Dezentralisation mit Bezug auf

[1]) Man vergleiche dazu auch: Un Africain: *Manuel de politique musulmane,* Paris 1925.

Paris und eine Verselbständigung der Kolonien dem Parlament gegenüber.

Die französische Kolonisationsmethode ist von Galliéni und Lyautey weiter verbessert worden. E. Pröbster (a. a. O. 124) definiert die neueste Phase der französischen Kolonisation als ‚politische, wirtschaftliche und soziale Kommanditgesellschaft eines an Macht, Erfahrung, Bildung und Geld reichen Landes mit einem machtlosen Lande'. An die Stelle der ‚Assimilation' ist die ‚Assoziation' getreten (vgl. Sarraut, a. a. O. 88: ‚Il n'y a plus spoliation d'une race par une autre, mais association, suivant la formule heureuse qui est devenu la devise de notre politique coloniale. Les colonies ne sont pas que des ‚marchés'; ce sont des entités vivantes, des créations d'humanité, des parties solidaires de l'Etat français). Lyautey war der Schüler und Mitarbeiter Galliénis in Tongking und Madagaskar gewesen und hatte auch in Algerien Erfahrungen gesammelt, als er 1907 nach Marokko kam. Er nahm an der Eroberung des Landes teil und begann 1912 nach der Errichtung des Protektorates seine grosszügige, schöpferische Arbeit als Generalresident. Seine grosse kolonialpolitische und psychologische Begabung ermöglichte es ihm, in dem kaum eroberten Lande zwölf Jahre lang mit erstaunlich geringen Machtmitteln — beim Ausbruch des Weltkrieges musste er den grössten Teil seiner Truppen nach Frankreich schicken — den Frieden aufrecht zu erhalten. Meisterhaft verstand er es, die Uneinigkeit und den Ehrgeiz der marokkanischen Führer auszunutzen. Die französisch-marokkanische Assoziation wurde durch Dissoziation der Marokkaner, durch behutsame Lockerung ihres Zusammenhaltes gefördert. Immer gab es Unterdrückte, die man gegen ihre Unterdrücker in Schutz nehmen konnte. Dabei wurde die Empfindlichkeit der Marokkaner aufs sorgfältigste geschont. Lyautey trat in der Oeffentlichkeit zurück hinter ‚Seiner Majestät', dem Sultan, der zwar politisch wenig Einfluss hatte, aber als religiöses Oberhaupt, als Vertreter Allahs auf Erden, den Franzosen ein wichtiges Werkzeug blieb. Die zwölf Friedensjahre von 1912 bis 1924 nutzte Lyautey rastlos zur wirtschaftlichen Erschliessung des Landes aus: Strassen, Eisenbahnen und Häfen wurden gebaut, der Handel nahm einen mächtigen Aufschwung und die Städte wuchsen mit amerikanischer Schnelligkeit (die Einwohnerzahl von Casablanca ist in der Zeit von 1908 bis 1923 von 20 000 auf 125 000 gestiegen).

Vor einer Ueberschätzung dieser Erfolge warnt uns jedoch der Aufstand der Riffkabylen. Er beweist, dass dem wirtschaftlichen Aufbau in Marokko die solide Grundlage fehlt, solange die Herzen der Marokkaner nicht für Frankreich gewonnen sind. Die moderne Technik kann sich eines Landes schnell bemächtigen, die Volksseele aber wandelt sich nur äusserst langsam. Lyautey hat die Freundschaft der Marokkaner vielleicht doch zu teuer erkauft: er hat die Waffen, die jetzt gegen Frankreich benutzt werden, zum Teil selbst

ausgeteilt. Es zeigt sich auch, wie gefährlich es ist, Kolonialvölker militärisch ausnutzen zu wollen. Die Farbigen haben im Weltkrieg viel gelernt, nicht nur militärisch, sondern auch politisch.

In Tunis ist die franzosenfeindliche Destour-(= Verfassung) Bewegung nach dem Kriege mächtig gewachsen. Im April 1922, kurz vor der Ankunft des Präsidenten Millerand, forderte man die Abdankung des Bey, und es folgte eine Auseinandersetzung zwischen diesem und dem Generalresidenten. Die Bewegung ist um so gefährlicher, als sie von kommunistischer Seite eifrig unterstützt wird.

Auch das Selbstgefühl der Neger ist durch ihre Verwendung im Weltkrieg gesteigert worden. Sie fangen an, sich ihrer Zusammengehörigkeit bewusst zu werden, sich zu organisieren und politische Forderungen zu formulieren. Im August 1920 tagte in Newyork der erste Negerkongress, der von 3000 Vertretern der schwarzen Rasse besucht war. Auf dem Negerkongress in Paris wurde anerkannt, dass die Neger von Frankreich besser behandelt würden als von anderen Mächten. Die Franzosen haben sich als erstes Kulturvolk zur Gleichstellung der schwarzen Rasse mit der weissen bekannt, im Gegensatz besonders zu dem Rassenstolz der Engländer und Amerikaner. Da die Franzosen sich von der militärischen Hilfe der Neger so abhängig gemacht haben, ist es zu verstehen, dass sie diese bei gutem Willen zu erhalten wünschen, zumal wenn man berücksichtigt, wie grossen Wert die Franzosen überhaupt auf Beliebtheit und moralische Eroberungen legen. Es mag auch sein, dass sie mit ihrem psychologisch-künstlerischen Sinn den Negern vorurteilsloser gegenüberstehen als andere Völker. Auf unsere Klagen und Anklagen wegen der ‚Schwarzen Schmach' antwortet der ehemalige Kolonialminister Sarraut (a. a. O. 100): „La France en appelant ces auxiliaires indigènes à l'honneur de défendre son drapeau, n'a fait que demeurer dans la logique même de sa doctrine coloniale. Elle a mobilisé ses ‚enfants' des colonies." Sarraut versteigt sich sogar zu der echtfranzösischen sentimentalen Expektoration: „Nous, paternellement, nous savons, contre notre poitrine, appuyer l'humble visage du frère jaune ou noir, qui entend les pulsations de notre cœur battre à l'unisson du sien" (a. a. O. 122). Dadurch, dass man die Neger zu ‚Brüdern' und ‚Kindern Frankreichs' erklärt, ist aber die ungeheure Kluft zwischen der schwarzen und der weissen Rasse noch nicht überbrückt. Sarraut warnt selbst davor, in der Naturalisation und Verleihung des Bürgerrechtes zu weit zu gehen, und findet, dass sogar die farbigen Völker durch ungeheure Abstände der Entwicklung voneinander getrennt sind. Der Realist Régismanset aber konstatiert (a. a O. 56): „Dans nos colonies, depuis quelques années et du fait du contact persistant, l'âme noire évolue. Evolue-t-elle dans une direction supérieure? Y a-t-il action civilisatrice du Blanc sur le Noir et interpénétration de leurs deux âmes? Non, trois fois non!" (a. a.

O. 52). „La superstition régnante, c'est l'humanitarisme, maladie étrange issue du faux idéalisme de 1789.“

Sarraut hat das grosse Verdienst, einen einheitlichen Plan für die Ausgestaltung und Nutzbarmachung des ganzen französischen Kolonialreiches entworfen zu haben. Er hat der Planlosigkeit und dem Zickzackkurs, unter denen die französische Kolonisation so lange gelitten hat, besonders in Algerien, ein Ende gemacht. Seine so überaus humanitären Ausführungen über die Eingeborenenbehandlung aber sind eine schöne — und für die nationale und koloniale Propaganda auch nützliche — Theorie, von der die Praxis wesentlich abweichen dürfte. Trotz der Negerfreundlichkeit der Franzosen beschwört René Maran, selbst ein Neger, die französischen Schriftsteller in der Einleitung zu seinem Roman *Batouala,* ihre Stimme zugunsten der gequälten Eingeborenen von Französisch-Aequatorial-Afrika zu erheben. Die Bevölkerung von Oubangui-Chari sei in einem Zeitraum von sieben Jahren (1911—1918) buchstäblich dezimiert worden.

Im Versailler Vertrag wird die Kolonisation als ‚mission sacrée de civilisation‘ bezeichnet, deren wir Deutsche unwürdig seien. Die Franzosen neigen besonders dazu, ihrer Zivilisation, die sie mit Vorliebe als lateinisch bezeichnen, eine religiöse Weihe zu geben und ihre Expansion damit zu beschönigen. So begründen sie z. B. ihr Recht auf Nordafrika gern damit, dass die Römer einst dort geherrscht haben. A. Fribourg hat seine Broschüre über die nordafrikanischen Kolonien *L'Afrique latine* betitelt (4e éd. 1922). Er weist da auf alle Spuren der Römer hin und zieht viele Vergleiche zwischen der römischen und der französischen Kolonisation. J. Germain und St. Faye aber verherrlichen in ihrem Buche *Le nouveau monde français* (Paris 1924, S. III/IV) die Eroberung und Kolonisation von Algerien in folgender, charakteristischer Weise: „Un coup d'éventail; et la France, traversant le beau lac surtout français (!)... arrive, guerrière et pacifique à la fois; . . . elle veut vaincre pour que soit sauvée de la pollution barbaresque la civilisation latine. Un coup d'éventail; et la France est pour toujours en Algérie, d'abord redoutée, puis comprise, puis estimée, puis aimée (?), apportant, fidèle à son passé, son cœur avec sa science, son goût avec ses traditions, son panache (!) avec son amour de la terre . . .“

Wenn Frankreich das Land der feierlichen Rhetoren und der gefühlvollen Schönredner ist, so ist es doch andererseits auch das Land der Kritik. Nach Sarraut (a. a. O. 88) basiert die Kolonisation nicht einfach auf dem Recht des Stärkeren, sondern auf dem Recht des Stärkeren, dem Schwächeren zu helfen. Der Forschungsreisende G. Bonvalot (*Une lourde tâche,* 2e éd., Paris 1913, S. IV) dagegen spricht ironisch von dem ‚droit du meilleur exploitant: on a droit à la possession de la terre dont un indigène ne tire que 2 pour cent, parce que l'on en tirerait 15 ou 20 pour cent‘. Bonvalot zeigt

dann auch, zu welchen Mitteln die Franzosen gegriffen haben, um aus Ländern mit bedürfnisloser, indolenter Bevölkerung und ungesundem Klima die gewünschten Prozente herauszuwirtschaften (vergl. Kap. V: *Le régime des concessions*; S. 195 ff: das Alkoholmonopol in Indochina, verbunden mit ‚consommation obligatoire (!)'). Auch Régismanset macht den Zivilisationskult nicht mit: „La colonisation européenne un progrès? Un progrès, alors que, pour amener à nous les Noirs, nous ne disposons que d'un moyen: leur créer des besoins artificiels, c'est-à-dire travailler à leur damnation éternelle!“ (a. a. O. 94). Régismanset lehnt ebenso die ideelle wie die materielle Begründung der kolonialen Arbeit ab. Seiner starken Vitalität ist die Anstrengung selbst eine Lust. Diese Auffassung ist aber mehr typisch-englisch als französisch.

Kritik an der französischen Kolonisation ist besonders viel vom Parlament geübt worden, doch mehr zum Schaden als zum Nutzen der Kolonien. Die französischen Kolonisatoren haben mit viel mehr parlamentarischen Hemmungen zu kämpfen gehabt als die englischen. Der erwähnte Zickzackkurs erklärt sich aus dem schnellen Wechsel der parlamentarischen Konstellation und aus der doktrinär-parteimässigen Behandlung der kolonialen Fragen. General Mangin gibt ein gutes Bild von dem Streit über Algerien (a. a. O. 45): „La cause première de tous ces retards dans l'œuvre commencée, c'est l'indécision du Parlament. Il eut dans son sein, jusqu'en 1840 et même après, quelques intransigeants qui réclamaient l'évacuation: d'abord les fanatiques qui répudiaient l'héritage de la Restauration, sans vouloir en faire l'inventaire; puis les apôtres du recueillement nécessaire dans la situation de l'Europe; enfin les théoriciens de l'économie politique qui déclaraient que toute colonie était funeste à la métropole. En face d'eux se dressaient les rares partisans de la conquête totale, infime minorité des clairvoyants. Entre les deux, la masse des indécis cherchait le juste milieu et prônait une occupation restreinte que les uns limitaient à Alger, les autres à quelques ports de la côté et à leurs environs immédiats, les plus hardis à quelques plaines fertiles . . . Chacune de nos entreprises coloniales a fait renaître la même querelle, envenimée par la politique intérieure, la hideuse politique, qui nous a infligé tant de retards, coûteux en vies humaines et en argent.“ Wie von der Innenpolitik, so liess sich das Parlament in Kolonialfragen auch von aussenpolitischen Stimmungen beeinflussen. Ferrys Kolonialpolitik war unpopulär, weil sie von Bismarck begünstigt wurde, hinter dem Vorgehen in Marokko aber stand die ganze Nation, weil Deutschland Schwierigkeiten machte. Der in Frankreich — im Gegensatz zu England! — immer stark vertretene Linkssozialismus sieht in der Kolonisation ein kapitalistisches und militaristisches Unternehmen (man lese z. B. den Bericht über die Marokkodebatte vom 27.—29. Mai 1925 in den *Renseignements coloniaux* der Monatsschrift *L'Afrique française,* Juni 1925).

Eine gewisse Zurückhaltung des Parlaments kolonialen Unternehmungen gegenüber ist freilich durchaus verständlich, wenn man bedenkt, dass Frankreich in dem Zeitraum von 1885 bis 1898 die ungeheure Summe von 1,2 Milliarden Franken aus Staatsmitteln für seine Kolonien zu zahlen hatte, und dass sich die Gesamtkosten Algeriens vor dem Weltkrieg auf etwa 4,5 Milliarden beliefen (nach Albr. Wirth). Frankreichs Industrie und Handel ziehen unstreitig grossen Nutzen aus den Kolonien (Algerien z. B. exportiert fünf Sechstel seiner Erzeugnisse nach Frankreich und steht unter seinen Kunden an fünfter Stelle), für den Staatshaushalt bildet aber dauernd der Kolonialetat eine nicht unbeträchtliche Belastung, die durch Kolonialkriege zeitweise noch stark erhöht wird.

Ueber das geringe koloniale Interesse des französischen Volkes wird viel geklagt. ‚La croissance de notre force coloniale s'est accomplie au milieu de beaucoup d'indifférence, d'ignorance et d'hostilités‘ (Sarraut, a. a. O. 25). ‚Les Français ne daignent pas lire les ouvrages où les questions coloniales sont abordées. Que l'auteur ait pris le ton sérieux ou la forme plaisante, on s'en détourne, et il prêche dans le désert‘ Bonvalot, a. a. O. VII). Sarraut meint allerdings, dass infolge des Weltkrieges die ‚atonie du sentiment public‘ vor der kolonialen Wirklichkeit gewichen sei. Jedenfalls wird von den kolonialen Kreisen alles getan, um das Interesse für die Kolonien zu beleben. Während meines vorjährigen Aufenthaltes in Paris habe ich eine ausserordentlich rege Kolonialpropaganda, besonders in den Zeitungen und Zeitschriften, beobachtet. Z. B. war eine ziemlich umfängliche illustrierte Beilage des *Temps* ganz dem französischen Afrika gewidmet. Auf der internationalen Kunstgewerbeausstellung waren Indochina, Nordafrika und das schwarze Afrika mit recht wirksamen eigenen Pavillons vertreten. Zum Teil allerdings mag es sich aus dem Marokkokrieg und aus dem Bestreben, der kommunistischen Propaganda entgegenzuwirken, erklären, dass die Kolonien so im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stehen. — Die Kolonialfreunde sind zusammengeschlossen zu der ‚Ligue maritime et coloniale‘, es gibt ein wissenschaftliches Kolonialinstitut und seit 1922 eine Académie des sciences coloniales. Wichtige Zeitschriften sind: *L'Afrique française* (Bull. mensuel du Comité de l'Afr. frç., du Com. du Maroc et du Com. Algérie-Tunisie-Maroc, mit der wertvollen Beilage: *Renseignements coloniaux et Documents,* 35e année 1925); *L'Asie française* (Bull. mens. du Comité de l'Asie frç., Indochine-Levant-Extrême-Orient, 25e an.) und die vierzehntägige illustrierte Zeitschrift *L'Afrique du Nord,* 20e an.

Werdau i. Sa. Armin Fröhlich.

Die französischen substantivischen Demonstrativpronomina.

Während die lateinischen Nomina, die den Begriff „Mensch“ bezeichnen (persona und homo), bei ihrer Umwandlung in französische Pronomina Substantiva blieben (personne, on), sind die lateinischen substantivischen Pronomina quisque und qualis (+quam) im Französischen ausschliesslich adjektivische Pronomina geworden (chaque. quelque). Wie hilft sich die Sprache nun, wenn die Pronomina „jeder“ und „irgendeiner“ als Substantiva ausgedrückt werden müssen? Den Weg hierzu weist bereits im Deutschen das letzte der beiden: „irgend e i n e r“; die Pronomina bleiben tatsächlich im Französischen Adjektiva und treten als solche in Verbindung mit dem Zahlwort: un. Während bei quelqu'un in der Schreibung diese Entwicklung noch deutlich zu erkennen ist, fand bei (chaque+un) chacun Verschmelzung zu einem Wort statt. Dasselbe ist der Fall bei aucun (aliquis+unus).

Eine ganz ähnliche Erscheinung liegt vor bei dem Demonstrativum „dieser“, das eine so böse Fehlerquelle bei Hinübersetzungen ins Französische bildet. Hier halte ich einen psychologischen Hinweis für am Platze. Wie jene drei unbestimmten Pronomina nur adjektivisch, d. h. in Verbindung mit „un“ gebraucht werden können, so ist auch ce nur Adjektiv. Wird das Demonstrativum „dieser“ Substantiv, so dass „ce“ nicht als Adjektiv bei einem Nomen stehen kann (ce garçon), so bleibt trotzdem ce Adjektiv, und zu ihm tritt, an Stelle eines Namens, ein Pronomen; celui (dieser Knabe — dieser „er“). Man lasse getrost, unbekümmert um historisch-grammatische Korrektheit, die Schüler merken: Folgt auf „ce“ kein Nomen, so folgt das entsprechende P r o nomen:

ce + lui = celui
ce + elle = celle
ce + eux = ceux
ce + elles = celles,

wozu dann die Ortsadverbia ici und là treten (celui-ci, celui-là), die nur vor dem Relativum (celui qui, usw.) und vor einem Genitiv (mon livre et celui [= das(jenige)] de mon frère) verschwinden.

B e r l i n. H. W u n d e r l i c h.

Sei ein Mann!

Von Madame Edmond de P r e s s e n s é.

Du wirst nun Mann, mein Kind. An jedem neuen Tage
Erschliesst sich immer weiter Dir des Lebens Kreis.
Du ahnst des Daseins Grösse. Pflicht, Gefahr und Plage
Erscheinen Dir des Schweisses wert bei solchem Preis.

Du wirst nun Mann, mein Kind. Die Abschiedstränen weben
Gar dicht den Schleier vor der Zukunft Angesicht.
Du ziehst dahin. Und doch, Dein junger Traum vom Leben
Ist eines Mannes würdig. Ich erröte nicht.

Ein Mann zu sein, bedenk' es wohl, ist nichts für Schwache.
Das heisst Geduld zu üben, stark, gerecht zu sein,
Zu wollen und zu lieben; jeder edlen Sache
Sein ganzes Leben, seine ganze Kraft zu weihn.

Das heisst mit starker Hand den Schwachen rasch zu dienen;
Den Unterdrückten Kampfgenoss, Gefährte sein;
Heisst aufzurichten alle, die verzweifelt schienen,
Zu bergen die Enterbten in des Herzens Schrein.

Um Mann zu sein, muss man an heil'ge Dinge glauben,
Muss man im Herzen tragen göttliches Verstehn,
Und fern dem Glück der Masse, die Dein Ich will rauben,
Musst Du auf rauhen Pfaden Deines Weges gehn.

Ein Mann zu sein, das heisst zuerst sich selbst bezwingen.
Um frei zu sein, ist halber Glaube zu geringe:
Der Glaube nur leiht uns der Freiheit stolze Schwingen,
Nur ihm gehorsam stets zu sein, dem Herrn der Dinge.

Ein Mann zu sein, das heisst die Segensspur zu wandeln,
Die Jesus uns auf Erden vorgezeichnet hat,
Zu lieben gleich wie er, vielleicht gleich ihm zu handeln,
Und auch bei ihm zu finden eine Ruhestatt.

Jedoch um Mann zu werden, Kind, da gilt's dem Lose
Des Menschen treu zu bleiben: seine Pflicht zu tun.
Die Stunde, die Du fliehen siehst, fühlt ja im Schosse
Den Keim der Zukunft, Gutes oder Böses, ruhn.

Chemnitz. Otto Hofmann.

Bericht[1]) über meine Reise nach Spanien im Frühjahr und Sommer 1925.

Im Dezember 1924 erhielt ich eine Einladung der Madrider philosophischen Fakultät, im Laufe des Frühjahrs 1925 einige Vorlesungen aus meinem Arbeitsgebiet zu halten. Ich erklärte mich dazu bereit und setzte die in Betracht kommenden deutschen Behörden sofort davon in Kenntnis. Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus war bereit, mir Urlaub für die Sommermonate zu bewilligen; das Auswärtige Amt hat die deutsche Botschaft in Madrid sowie sämtliche Konsulate in Spanien von meiner Reise in Kenntnis gesetzt und mir dadurch alle Wege geebnet; der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Hochschulen hat mir gestattet, mich als Vertreter sämtlicher deutschen Hochschulen bezeichnen zu dürfen und hat mir dementsprechend einführende Schreiben an die spanischen Universitäten mitgegeben, und last not least hat der Rektor unserer Hochschule und der akademische Senat einigen bedeutenden

---

[1]) Eine Ergänzung zu diesem Bericht bildet mein Erlanger Vortrag: *Die spanischen Universitäten* (*Neue Jahrb.* 1925, S. 774—782.)

Spaniern die Würzburger Universitätsmedaille verliehen, die ich samt künstlerisch prächtig ausgestatteten Diplomen persönlich überreichen durfte. Um mich nicht allein auf Madrid beschränken zu müssen, hat mir das Auswärtige Amt eine Reisebeihilfe bewilligt, die es mir ermöglichte, meine Fahrt noch weiter auszudehnen, als es ursprünglich geplant war.

Durch das Zusammenwirken all dieser Umstände ist die bis ins einzelnste vorbereitete Reise vom ersten bis zum letzten Tage anregend und gewinnbringend verlaufen und dürfte ihren Zweck, fürs Deutschtum zu werben und zu wirken, vollkommen erreicht haben.

Ich fuhr über Paris nach San Sebastian, durch das baskische Gebiet hindurch (mit Auto) nach Bilbao, von hier nach Burgos, Valladolid und über Avila nach Madrid. Von der Hauptstadt aus besuchte ich Toledo, Segovia, Aranjuez und Alcalá de Henares. Mitte Mai ging der Weg weiter nach Córdoba, Sevilla, Cadiz, Algeciras, Ceuta, Tetuán, Gibraltar, Málaga, Granada und wieder zurück nach Madrid. Ende Juni trat ich die Reise nach Barcelona an. Auf der Hinfahrt wurden einige Tage auf Zaragoza verwendet, woran sich ein Ausflug das Ebrotal aufwärts, nach Tudela und anderen kleineren Orten in Navarra anschloss. Von Barcelona aus machte ich einen Ausflug nach dem Monserrat und kehrte dann über Gerona, Perpignan, Nîmes, Avignon, Lyon, Genf, Zürich in die Heimat zurück.

Schon in Burgos konnte ich einer Sitzung des Ateneo beiwohnen, und man hätte mich gerne zu einem Vortrag eingeladen. Ich kannte aber die Empfindlichkeit der Spanier und durfte die Madrider, auf deren Wunsch ich ja in erster Linie nach Spanien kam, nicht dadurch verletzen, dass ich in einer anderen Stadt zuerst sprach. So musste ich es mir versagen, in Burgos und Valladolid vor die Oeffentlichkeit zu treten. Spätere, von Madrid aus unternommene Versuche, in Valladolid Vorträge zu veranstalten, führten wegen der Universitätsferien zu keinem Ergebnis. In Valladolid habe ich aber dafür Gelegenheit gehabt, in anderer Weise mit der Universität Beziehungen anzuknüpfen. Ich besuchte den Rektor, Don Evaristo Valverde, und überreichte ihm mein Beglaubigungsschreiben als Vertreter der deutschen Hochschulen und wurde von ihm und anderen Professoren, vor allem von dem Literarhistoriker Don Narciso Alonso Cortés, wie auch vom Erzbischof, den ich zufällig kennen gelernt hatte, mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit empfangen. In Madrid verging noch geraume Zeit, bis ich meine angekündigten Vorträge halten konnte. Der Empfang beim Rektor und beim Vizerektor der Universität sowie beim Dekan der philosophischen Fakultät, denen ich die Würzburger Universitätsmedaille feierlich überreichte, war nicht minder herzlich wie im Hause des deutschen Botschafters, der mir in jeder Weise mit Rat und Tat zur Seite stand. Das Thema meiner auf spanisch in der Universität gehaltenen Vorträge: *Schopenhauer und die spanische Literatur* erwies sich in jeder

Beziehung als sehr glücklich. Schopenhauer ist in Spanien in vielen Uebersetzungen verbreitet, aber von seiner Kenntnis der spanischen Sprache und Literatur ist so gut wie nichts bekannt. Es war mir deshalb ein Leichtes, die Spanier dafür zu interessieren, zumal ich in meinen Ausführungen auch näher auf einen Vergleich der Denkart Schopenhauers mit der spanischen Psyche eingehen und der spanischen Gedankenrichtung gemäss den spanischen Optimismus ins rechte Licht setzen konnte. Meine Vorträge über Schopenhauer haben wohl nicht zuletzt deshalb solchen Erfolg gehabt, weil ich den Spaniern Dinge sagen konnte, die sie gerade im Munde von Ausländern gerne hören und die ihrem stark ausgeprägten Nationalgefühl Rechnung trugen. Die Madrider Universität hat meine Vorträge auch bereits erscheinen lassen. Eine Reihe von Professoren der verschiedensten Fakultäten besuchte mich nach meinen Vorlesungen und überreichte mir Widmungsexemplare ihrer Werke und eine Anzahl Empfehlungsbriefe nach anderen spanischen Universitäten, nach Sevilla, Granada, Valencia, Zaragoza und Barcelona. Alle Einladungen konnte ich für diese Reise nicht annehmen. Ich beschränkte mich auf Vorträge in Sevilla, Granada und Barcelona.

In Sevilla übernahm der ständige Vertreter des Hamburger ibero-amerikanischen Instituts und des Verbandes der deutschen Hochschulen, Prof. Dr. Schäfer, die Vorbereitungen. Er führte mich auch in die Universitätskreise ein, stellte mich dem Vizerektor und dem Dekan der philosophischen Fakultät vor. Mein Vortrag fand in dem schönen Sitzungssaal der Universität statt. Hernach wurde eine photographische Aufnahme gemacht, die in den Zeitungen Sevillas erschien.

In Granada war die Begeisterung am grössten. Der Dekan der Fakultät, Don Alberto Gomez Izquierdo, hatte selbst die technischen Vorbereitungen übernommen. Der Rektor, ein Mediziner von Ruf, der in Deutschland studierte und erst 1921 zum letztenmal in Deutschland war, machte mir im Hotel seinen Besuch, ebenso kam der Gobernador civil (Regierungspräsident), der einem Vertreter der deutschen Wissenschaft seine Aufwartung machen wollte. Der Rektor stellte mir sein Auto zur Verfügung und holte mich zu dem am 1. Juni stattfindenden Vortrag persönlich ab. Er selbst führte bei der „Conferencia“ den Vorsitz und hielt — ganz gegen das Herkommen — selbst eine Rede, in der er darauf hinwies, dass es nicht das erste Mal gewesen wäre, dass ein Würzburger Professor in Granada gesprochen hätte. Als e r noch Student und sein Lehrer Rektor war, hätte Virchow an der gleichen Stelle gesprochen, von der aus ich sprechen durfte, und wie er sagte, wäre die Begeisterung für die deutsche Wissenschaft und ihre Vertreter auch heute noch die gleiche wie zu der Zeit, als Virchow sprach. Nach meinem Vortrag sandten die Granadiner Studenten eine Abordnung zu mir, die mir die Grüsse der Studentenschaft überbringen und die Bewunderung und Hoch-

achtung für ihre deutschen Kommilitonen zum Ausdruck bringen wollte. Am Abend gab der Rektor in dem auf dem Alhambrahügel gelegenen Palace Hotel, das einen prächtigen Blick auf die Sierra Nevada bietet, mir zu Ehren ein Bankett.[1])

In Barcelona war mein Vortrag wenig günstig gelegen. Der deutsche Generalkonsul Haessel hatte es freundlicherweise übernommen, mir eine Einladung des katalanischen Ateneo zu verschaffen. Aber obwohl ich der Vorstandschaft des Ateneo meinen Besuch gemacht hatte, war doch niemand erschienen, der mich, wie das sonst üblich ist, dem Publikum vorgestellt hätte. Nur gegen 25 Zuhörer waren anwesend, die allerdings mit ihrem Beifall nicht geizten. Die geringe Teilnehmerzahl wird dadurch erklärlich, dass schon viele Interessenten in die Ferien abgereist waren. Dafür habe ich in Barcelona andere wichtige Verbindungen, so mit dem Institut d'estudis catalans angeknüpft, die zu einem Zeitschriftenaustausch führten.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Madrid hielt ich in der deutschen Arbeitsstelle einen Vortrag in deutscher Sprache über *Die spanischen Studien in Deutschland.* Zu diesem Abend waren auch der deutsche Botschafter, Herren und Damen der deutschen Kolonie und vom Centro de estudios históricos dessen Direktor D. Ramón Menéndez Pidal mit zwei Herren erschienen. Auch dieser Vortrag wird gedruckt werden. Am Zustandekommen dieser Veranstaltung hat der rührige Leiter der deutschen Arbeitsstelle Dr. Gerhard Moldenhauer das ausschliessliche Verdienst. Der Vortrag hat auch in England Aufsehen erregt, wie ich der Septembernummer der neuen hispanistischen Zeitschrift Englands *The Spanish Studies* entnehme. Und eine amerikanische Zeitschrift wird den Vortrag in englischer Sprache veröffentlichen. Im Original wird ihn die *German.-roman. Monatsschr.* bringen.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise liegen nur zum Teil auf dem Gebiete der spanischen Studien. Ich besuchte die Bibliotheken in Madrid, Sevilla, Burgos, im Escorial, sowie einige der Allgemeinheit nicht zugängliche Privatbibliotheken in Madrid und Burgos. In einer solchen fand ich einen sehr wichtigen handschriftlichen Katalog, der aus einer Bibliothek des 18. Jhdts. stammt und auf Fundorte bisher verschollener Handschriften und Drucke hinweist. Eine Reihe Nachforschungen nach wiederholt gesuchten seltenen spanischen Drucken sind leider auch in Spanien vielfach vergeblich gewesen.

Dafür habe ich auf dem Gebiete der französischen Literaturgeschichte wichtige positive Ergebnisse aufzuweisen. Ich fand eine

---

[1]) Der in Granada gehaltene Vortrag — eine Zusammenfassung der Madrider Conferencias — erschien in den ***Anales de la Facultad de Letras de la Universidad de Granada*** 1926.

bisher gänzlich unbekannte Handschrift von Clément Marots Uebersetzung des zweiten Buches von Ovids Metamorphosen, von der man bisher nur Drucke, aber keine Handschriften kannte; ausserdem glückte es mir, eine Reihe kleinerer altfranzösischer Texte ausfindig zu machen. In Aragonien und Navarra bin ich schliesslich den Spuren des Rolanddichters nachgegangen, um an Ort und Stelle über die Geographie des Rolandliedes und anderer Chansons de geste Studien zu machen.

Aber neben den wissenschaftlichen Studien, die mir übrigens überall durch grosses Entgegenkommen, vor allem durch den Direktor der Madrider Nationalbibliothek, Rodriguez Marín, durch unseren deutschen Landsmann und Kollegen Hugo Obermaier sehr erleichtert wurden, habe ich Aug und Ohr den neuen Eindrücken geliehen und nicht nur versucht, überall als Vertreter der deutschen Wissenschaft für Deutschland zu werben, sondern auch Stimmungen und Einstellungen der spanischen gebildeten und ungebildeten Kreise Deutschland gegenüber auf mich wirken zu lassen.

Immer wieder und an den verschiedensten Orten wurde ich über meine Meinung betreffs der Reichspräsidentenwahl gefragt, und ich konnte zu meiner Freude viele Vorurteile zerstreuen. Schon in Burgos hatte ich das grosse Interesse weiter Kreise, vor allem auch des Klerus, am Ausgang dieser Wahl beobachten können.[1]) In Avila war das erste, dass man mir als Deutschem sagte: „Der Marschall ist gewählt.“ Ganz Avila erzählte übrigens auch voll Begeisterung vom Besuche des Sohnes des deutschen Kronprinzen, der acht Tage vor mir dort gewesen war und besonders deshalb einen so ausgezeichneten Eindruck hinterlassen hatte, weil er tadellos spanisch sprach. In allen Gegenden Spaniens liess sich die Bewunderung für Deutschlands rastloses Aufwärtsstreben feststellen. Mehr als alle Propaganda hat die Stabilisierung der Mark auf die Spanier Eindruck gemacht, und im Gespräch darüber wurde dann immer die Anschauung vertreten, dass Deutschland doch jetzt wieder eine reiche Nation sein müsse, weil so viele Deutsche nach Spanien kämen. Ich habe demgegenüber darauf hingewiesen, dass die Deutschen eben ihr Geld lieber zu ihren Freunden tragen als zu ihren Feinden, und dass jetzt alle, die früher in Ententeländer gereist sind, nach Spanien gingen. Im Zusammenhang damit habe ich aber nie unterlassen, auf die grosse Not hinzuweisen, die in Deutschland heute noch herrscht, und die durch die Inflation, die Kapitalknappheit und die

[1]) Von den etwa 80 Theologiestudierenden des Seminars in Burgos stand etwa ein Drittel vollständig auf seiten Hindenburgs mit der Begründung, sie wären während des Krieges für den grossen deutschen Heerführer begeistert gewesen und würden deshalb auch seine Wahl zum Reichspräsidenten mit der gleichen inneren Anteilnahme begrüssen.

dadurch bedingten geringen Einkommen so vieler Volksgenossen hervorgerufen werde.

Die Kreise, die in Spanien heute noch die Oberhand haben, sind der Klerus, das Militär und — wie überall — die Presse. Ich habe deshalb nie versäumt, wo es sich ermöglichen liess, mit diesen Kreisen in Berührung zu treten. Dass der spanische Klerus und das spanische Militär mit wenigen Ausnahmen grosse Sympathie für Deutschland haben, ist ja längst bekannt; auch ich konnte diese erfreuliche Tatsache erneut an zahlreichen Beispielen bestätigt finden. So hat der Erzbischof von Valladolid nur auf die Mitteilung hin, dass ich ein Deutscher wäre, mitten in der Kathedrale vor allen Umstehenden eine begeisterte Lobrede auf Deutschland und das grosse deutsche Volk gehalten, und als ich ihm weiter sagte, ich käme auf Einladung der Universidad Central als Vertreter der deutschen Universitäten, da kannte seine Liebenswürdigkeit keine Grenzen mehr. Aehnliche Erlebnisse hatte ich in der Kathedrale von Granada, wo ein Mitglied des Domkapitels den „profesor alemán" auf die Kanzel führte, damit er den Kardinal und die gottesdienstlichen Handlungen „besser sehen könnte".

Mit dem Militär kam ich das erstemal in Avila in Berührung, wo mich ein Oberstleutnant durch alle Räume und Winkel der von ihm geleiteten Academia militar führte, wobei ihm der Gedanke gar nicht gekommen zu sein schien, dass ein Ausländer ja auch spionieren könnte. Wiederholt traf ich aus Marokko zurückkehrende oder an die Front fahrende Offiziere, die es aber taktvoll vermieden, vor mir irgend eine Kritik an dem Marokkounternehmen laut werden zu lassen. Unter dem Volke konnte ich jedoch wiederholt die Aeusserung hören: „Jetzt betteln die Franzosen um unsere Hilfe, während sie vorher den Riffleuten Waffen gegen uns lieferten." Das Volk hat einen feinen Instinkt dafür, dass es eigentlich nur von den Franzosen vorgeschoben wird. Es erinnerte ganz an unsere Kriegsjahre, wenn man die vielen jungen Spanier in Felduniform und die Verwundeten zu sehen bekam, und die Stimmung der auf dem gleichen Schiff mit mir nach Ceuta und Tetuan fahrenden Offiziere und Mannschaften war ziemlich gedrückt.

Als Vertreter der spanischen Presse war mir der Redakteur an der grössten spanischen Zeitung *ABC*, Javier Bueno, der als Schriftsteller unter dem Namen Antonio Azpeitúa schreibt, längst bekannt. Ich hatte die Freude, ihm in feierlicher Weise die Würzburger Universitätsmedaille überreichen zu dürfen. Durch ihn konnte ich das grosse Gebäude der Redaktion und der Druckerei des *ABC* besichtigen, und mit Stolz und Freude zeigte er mir die grossen von Koenig und Bauer (in Zell bei Würzburg) bezogenen Maschinen, mit denen man so ausserordentlich zufrieden wäre. Es war ein ungemein lehrreicher Besuch in diesem Betrieb, in dem täglich 200 000 Zeitungen gedruckt werden. Persönlich bin ich sonst mit keinem Zeitungsverlag bekannt

geworden. Aber die Zeitungen haben mich nicht übersehen. Anlässlich meiner Vorträge an der Madrider Universität berichteten ausführlicher ausser dem *ABC* der *Heraldo de Madrid,* der *Sol,* die *Informaciones,* die *Epoca,* die Zeitschrift *Hispania* sowie die Sevillaner Zeitung *El noticiero sevillano.* Meinen Sevillaner Vortrag besprachen *El Liberal, La Unión,* in Granada hatten die *Gaceta Sur,* die *Publicidad,* der *Noticiero Granadino* ihre Vertreter geschickt; von Barcelona ist mir dagegen nur ein ausführlicher Bericht im *Levante agrario* bekannt geworden. Auch der deutsche Vortrag fand lebhaftes Echo im *ABC,* in *La Epoca,* in den *Informaciones,* im *Heraldo de Madrid,* im *Sol.* Es ist mir wiederholt aufgefallen, dass mich Vertreter der Presse besuchten, die im Knopfloch das Band der Ehrenlegion trugen. Es ist bedauerlich, dass wir Deutsche gar keine Möglichkeit haben, in ähnlicher Weise den Spaniern Auszeichnungen zu überreichen. Der Spanier ist äusserlich, und hat für Ehrungen, die er nicht auch äusserlich sichtbar machen kann, wenig Verständnis. Titel werden in Spanien nicht geführt, mit Orden und Bändern dagegen kann man sich sehen und bewundern lassen. Ich bin durch meinen diesjährigen Aufenthalt in Spanien sehr skeptisch geworden gegen die Verleihung von Ehrendoktoren, und ich halte die Verleihung einer am Bande zu tragenden Universitätsmedaille für viel wirkungsvoller. Die Franzosen haben mit ihrer Ehrenlegion unzweifelhaft einen Vorsprung vor uns, wie sich überhaupt die geschickte französische Propaganda eine glänzende Stellung in Spanien geschaffen hat. Das grossartig eingerichtete Institut français ist der Mittelpunkt der französischen Bestrebungen. Grosse Geldmittel fliessen nach Spanien, und kein französischer Gelehrter von einiger Bedeutung unterlässt es, wenn er nach Madrid kommt, im Institut français zu sprechen oder sonst in irgend einer Weise für Frankreich Propaganda zu machen.

Arbeitet Frankreich seit Jahrzehnten an der kulturellen Durchdringung Spaniens, so sind die Bestrebungen Englands in Spanien erst in den Anfängen und daher bei uns noch kaum bekannt. England hat bereits an vier Universitäten eigene Lehrstühle für Spanisch. Die Seele der spanischen Studien Englands ist Liverpool, wo seit zwei Jahren eine eigene hispanistische Zeitschrift erscheint. Der Herausgeber Professor Allison Peers hält jedes Jahr Ferienkurse in Santander ab — ähnlich wie Frankreich in Burgos — und will nächstes Jahr in Granada die gleiche Einrichtung treffen. Auch bereitet er die Gründung eines englischen Instituts in Madrid vor.

Nur zögernd geht Deutschland an eine ähnliche Aufgabe. Der Leiter der deutschen Arbeitsstelle Dr. Moldenhauer ist zwar unermüdlich tätig, hat spanische Kurse für Deutsche eingerichtet und bemüht sich mit Erfolg, die nach Madrid kommenden deutschen Gelehrten zu Vorträgen zu gewinnen. Jetzt sucht er auch eine Bücherei zustande zu bringen, die den dringendsten Bedürfnissen genügen soll.

Aber gerade dazu gehören vor allem andere Räume und viel mehr Geldmittel. Bis jetzt ist die deutsche Arbeitsstelle wahrlich mehr als kläglich ausgestaltet.

Spanien bewegt sich ohne Zweifel auf einer aufsteigenden Linie. Es ist durch seine Neutralität im Weltkrieg in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen gefestigt und gefördert worden. Wer Spanien vor 15 Jahren besuchte und es jetzt wieder sieht, erkennt es in vielem nicht wieder. Der wirtschaftliche Aufschwung, die literarische Renaissance, die Europäisierung sind in den Städten unverkennbar. Die Ausnützung der Wasserkräfte, die ich im Süden in den neuen Anlagen oben auf der Sierra Nevada, sowie in Chorro bei Malaga bewundern konnte, macht auch im Norden in Asturien grosse Fortschritte. Vor allem sind die Verkehrsverhältnisse auf den grossen Linien den unseren ebenbürtig. Verspätungen der Züge, die früher an der Tagesordnung waren, gehören jetzt zu den Seltenheiten. Deutsche Maschinen (München und Kassel) herrschen ausser in Katalonien überall vor.

Auch auf dem Gebiete des Schulwesens sind Fortschritte zu verzeichnen. Ich hatte Gelegenheit, in Madrid eine höhere Mädchenschule (Instituto — escuela) näher kennen zu lernen, in der durchaus grosszügiger fortschrittlicher Geist weht. Freilich sind das erst Anfänge, denn in der Provinz sieht es immer noch sehr schlimm aus. Dafür finden sich aber in vielen Orten ausländische Schulen, und es sind auch auf diesem Gebiete die Franzosen, die allen anderen Nationen vorangehen. Die französische Propaganda hat hier vor allem an den aus ihrer Heimat vertriebenen Mönchen und Nonnen, die aber trotz allem Franzosen geblieben sind, einen starken Stützpunkt. Unsere deutsche Oberrealschule in Barcelona geniesst seit langem hohes Ansehen in Spanien, und heuer ist zum ersten Male in Madrid die Reifeprüfung an der zur Oberrealschule erweiterten Realschule abgehalten worden. Auch in verschiedenen anderen spanischen Orten bestehen deutsche Schulen, die dank der regen Fürsorge, die sie vom Referenten des Auslandschulwesens im Auswärtigen Amt, Geheimrat Dr. Soehring, erfahren, stark im Aufblühen begriffen sind. Eine kräftige Unterstützung erfahren diese Bestrebungen von unseren Konsuln, deren ich mehrere persönlich kennen lernte, und die mir in liebenswürdigster Weise ihre wertvolle Hilfe angedeihen liessen.

Allen heimatlichen Behörden, die zum Gelingen dieser Reise beitrugen, soll auch an dieser Stelle mein inniger Dank zum Ausdruck gebracht werden.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Der 20. Deutsche Neuphilologentag in Düsseldorf.

Vom 26. bis 31. Mai 1926 wurde in Düsseldorf der 20. Deutsche Neuphilologentag abgehalten, zu dem etwa 800 Teilnehmer aus allen Gegenden des Reiches, aus Oesterreich, der Schweiz, Spanien und England zusammengeströmt waren. Den Vorsitz führte Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Meyer-Lübke aus Bonn, der bei der grossen Eröffnungsfeier in der Städt. Tonhalle die Begrüssungsrede hielt. Von Vertretern der Behörden sprachen Ministerialrat Dr. Schellberg für das preussische Kultusministerium und die Abgeordneten der übrigen deutschen Regierungen, Vizepräsident Dr. Siebourg für das rheinische Provinzialschulkollegium und in bedeutsamen geschichtlichen Ausführungen der Oberbürgermeister von Düsseldorf, Dr. Lehr. Zum ersten Male nach dem Kriege hatte auch England wieder einen Vertreter entsandt, Prof. Jones, der die Grüsse und Wünsche der Universität London überbrachte. Die drei Vorträge dieses Eröffnungsmorgens waren nicht eben glücklich gewählt. Gerade in der vollen Oeffentlichkeit und in der Gegenwart der Vertreter anderer Stände hätte man sich grosszügige, packende Ausführungen gewünscht; aber es wurden von den Rednern nur Einzelfragen behandelt, die bloss wenige besondere Kenner fesselten.

Prof. Dr. Franz (Würzburg) sprach über *Körper und Seele im Dichtwerk, mit Beispielen aus Dantes Göttlicher Komödie.* Er zeigte, wie vom Dichter durch Angabe körperlicher Bewegungen seelisches Erleben dargestellt oder angedeutet wird und belegte dies durch eingehende Erläuterung von *Purgatorio* 21.

Prof. Dr. Winkler (Innsbruck) suchte in eingehenden und schwierigen Darlegungen Beziehungen zwischen *Sprachmusik und Stilistik* aufzuweisen.

Prof. Dr. Küchler (Wien) erörterte die Frage *Wie sollen wir Molière beurteilen?* und beantwortete sie dahin, dass er weder Realist noch Moralist noch Philosoph ist, sondern einzig und allein genialer Komiker.

Der Stellung der neueren Sprachen in der Schule waren folgende Vorträge gewidmet: Der Vizepräsident des Provinzialschulkollegiums in Kassel Dr. Borbein sprach über die *Grenzen des neusprachlichen Unterrichts* und äusserte sich den weitgehenden Forderungen der preussischen Richtlinien gegenüber ziemlich zurückhaltend, ja warnend. Seine Ausführungen sind bereits in den *Neuer. Spr.* 34, 250—266 gedruckt.

Dem Vortrage von Prof. Dr. Widmann (Esslingen) über *Neusprachlichen Unterricht und staatsbürgerliche Erziehung* lagen folgende Leitsätze zugrunde:

1. Auswahl und Betonung der Haupt- und Nebenziele, die Erziehung und Unterricht leiten, hängen von Volkscharakter, Kulturhöhe und Zeitlage ab; bei uns Deutschen ist die staatsbürgerliche Erziehung und Bildung besonders wichtig geworden.

2. In einer Zeit gesteigerten Nationalbewusstseins und kulturellen Wettbewerbs hängt der Bestand einer Kulturnation im letzten Grunde davon ab, wie weit der einzelne seiner staatsbürgerlichen Pflichten als dienendes Glied sich bewusst und an ihre Erfüllung gewöhnt ist; in dieser Hinsicht ist eine von den Schülern selbst mitgetragene Schulordnung und Arbeitsgemeinschaft auch bei den neueren Sprachen wohl durchführbar.

3. Erziehung zur Persönlichkeit und zum Staatsbürger berühren sich nahe; das national-staatsbürgerliche und das humanistisch-persönliche Erziehungsziel sind also auf gegenseitige Ergänzung und Durchdringung angewiesen, was für den neusprachlichen Unterricht eine grössere Vereinheitlichung bedeutet.

4. Der neusprachliche Unterricht hat wie jeder andere zur staatsbürgerlichen Bildung ausdrücklich beizutragen.

5. Deutschland steht mit einer Reihe von Völkern in politischen Beziehungen und wirtschaftlichem und geistigem Wettbewerb und Güteraustausch; einer Auswahl der deutschen Schuljugend als künftigen, verantwortlichen deutschen Staatsbürgern müssen deswegen die Sprachen und Kulturen der wichtigsten dieser Völker als möglichst bewusstes Mittel für den Kampf um Dasein und Höhe der eigenen Kulturnation und Nationalkultur bis zu einem gewissen Umfang zugänglich gemacht werden.

6. Die Erlernung der neueren Sprachen darf nie auf Kosten dessen gehen, was der Deutsche dem eigenen Staat und Volkstum schuldig ist. Zur Abwehr und Vorbeugung gegen Ausländerei und Ueberfremdung muss jede Ueberschätzung der Fremdsprachen vermieden, die Einstreuung fremder Sprachbrocken und überflüssiger Fremdwörter in die Muttersprache scharf gerügt und vor unnötigem oder gar würdelosem Gebrauch der Fremdsprachen im In- und Ausland ausdrücklich gewarnt werden.

7. Da eine zu stoffliche kulturkundliche Auffassung der staatsbürgerlichen Bildung zu einer weiteren Belastung und Zersplitterung des Unterrichts führen kann, muss ausdrücklich betont werden, dass es sich nur um einen organisierenden Leitgedanken handelt, der die staatsbürgerlichen Gesichtspunkte und Stoffe zur Geltung bringen soll.

8. Die staatsbürgerliche Seite des neusprachlichen Unterrichts baut sich in drei in einander übergehenden Stufen auf: anschauungsnahe Gegenwartskunde, Erweiterung des geschichtlichen Gesichtskreises und psychologische und kulturphilosophische Vertiefung und Zusammenschau von beiden. Beschränkung auf das Wertvollste und Vermenschlichung und Vergeistigung des staatsbürgerlichen Bildungsguts ist erforderlich.

9. Die volle Wirksamkeit staatsbürgerlicher Bildung im neusprachlichen Unterricht ist nur durch die richtigen Quer- und Längsverbindungen mit den anderen Fächern möglich, und zwar im Sinn eines jugendpsychologisch unterbauten, kulturphilosophischen Gesamtplans, der zugleich Ausland- und Deutschkunde in gegenseitig klärende und fruchtbar ergänzende Verbindung bringt.

10. Innerhalb des neusprachlichen Unterrichts muss sich die Heranziehung des staatsbürgerlichen Bildungsguts der fremden Kulturen nach Alter, Geschlecht und Empfänglichkeit der Jugend, nach der Eigenart der Schulgattung und nach der methodischen und stofflichen Neigung und Eignung der Lehrer richten.

11. Bei der Auswahl der Sprachstoffe aus Verfassung und Recht, Wirtschaft und Gesellschaft des fremden Volkes ist stets dessen lebendiger seelischer Zustand, vor allem die Verkörperung in führenden Persönlichkeiten mitzuberücksichtigen.

12. Eine anschauliche, psychologisch vertiefte und kritisch wertende Kenntnis des fremden Volks und seiner Stellung zum Staat kann zusammen mit dem Wissen um die Verdienste der Auslanddeutschen für ihre Adoptivvölker auch eine verständnisvollere Haltung und gesteigerte Verantwortung dem eigenen Staat und Volk gegenüber anbahnen helfen und dann vielleicht später zu einem auf besserer Selbst- und Fremdkenntnis und -achtung aufgebauten gerechteren Völkerfrieden sein bescheidenes Teil beitragen.

Stud.-Rat Dr. Schwabe (Lübeck) behandelte in lebhafter und gründlicher Darlegung den *Kulturkundlichen Unterricht der neueren Sprachen im Lichte der Schulpraxis.* Er betonte vor allem den hohen geistigen und geistbildenden Wert der kulturkundlichen Stoffe, über denen man aber unter keinen Umständen vergessen dürfe, dass die Kenntnis der Sprache oberstes Gesetz bleiben müsse. Auch er warnte, ähnlich wie Borbein, vor Ueberspannung und Uebertreibung der Forderungen und bemerkte ausdrücklich, dass vergleichende Kulturgeschichte und Völkerpsychologie die Fassungskraft der Schüler übersteigt.

Stud.-Rat Gerstenberg (Berlin) erörterte *Die Behandlung der Grammatik im Unterricht im Rahmen der Richtlinien.* Er hielt sich dabei an die dort angegebenen leitenden Grundsätze der induktiven Methode, der kulturkundlichen Einstellung und das Arbeitsschulprinzip. In den Beispielen, die er heranzog, stützte er sich insbesondere auf das neue französische Lehrbuch von Engwer-Lerch.

Direktor Dr. Ott (Karlsruhe) besprach eingehend den *Aufbau der französischen Lektüre an höheren Lehranstalten.* Oberstudiendirektor Dr. Mackel (Hildesheim) zeigte unter Verwendung von Lichtbildern, wie sich *Die Kulturströmungen des 17. bis 19. Jahrhunderts im Spiegel französischer Kunst* verfolgen lassen, und Prof. Standenat (Wien) besprach eine grosse Anzahl *Kulturgeschichtlicher Redensarten im Französischen.* Grossen Sturm entfachte Prof. Dr. Voretzsch (Halle) mit seinen von heftiger, rückhaltsloser Kritik und schneidender Ironie erfüllten Darlegungen über *Philologie und Kulturkunde,* die er selbst in folgenden Leitsätzen zusammenfasste:

1. Kann und soll die Kulturkunde als solche, in dem in den ‚Richtlinien' gedachten Umfang, in den französischen und englischen Unterricht eingeführt werden? — Nein! Eine Ausdehnung des Unterrichts auf so viele und so verschiedenartige Stoffgebiete kann nur zu oberflächlicher Vielwisserei führen.

2. Kann und soll die Volkspsychologie, d. h. Volkscharakter und Volkstum der Franzosen und Engländer, Gegenstand des Unterrichts sein? — Ja! Dieses Ziel kann unter Benutzung entsprechend ausgewählten Lesestoffs durchaus erreicht werden.

3. Soll künftig das eigentliche Ziel des neusprachlichen Unterrichts die Einführung in die Kultur- und Geisteswelt der fremden Völker sein? — Nein! Das Ziel muss die Erwerbung allseitiger und gründlicher

Sprachkenntnis bleiben, welche allein die für das Studium notwendige geistige Schulung verbürgt und den Weg zu den geistigen Leistungen der fremden Völker öffnet.

4. Soll der künftige Lehrer der neueren Sprachen auch noch in den verschiedenen Kulturgebieten dieser Sprachen geprüft werden? — Nein! Solange er mit drei Fächern, einschliesslich Philosophie mit vier Fächern belastet ist, bleibt eine solche Verbreiterung des einzelnen Faches eine Unmöglichkeit.

5. Kann der Universitätsunterricht in französischer und englischer Kultur dem Romanisten und dem Anglisten aufgebürdet werden? — Nein! Beide sind schon längst überlastet und bedürfen der Entlastung.

Mochte er auch in seiner Ablehnung der neuen Forderungen zu weit gehen, es war doch sehr lehrreich, dass einmal ein angesehener und unabhängiger Vertreter der älteren Anschauungen seine Stimme erhob. Unterstützung fand er nur durch Geheimrat Appel (Breslau), während der alte Kämpe Prof. Dr. Wendt (Hamburg) ihm sehr heftig, Oberschulrat Dr. Hübner ruhiger erwiderte und Geheimrat Prof. Dr. Förster durch klug vermittelnde Worte die Spannung löste.

Oberstudiendirektor Dr. Zeiger (Frankfurt) machte sehr beherzigenswerte Vorschläge zu einer dringend erforderlichen *Neuorganisation* des Neuphilologenverbandes. Um bei den massgebenden Behörden stärkeren Einfluss bei Regelung wichtiger Fragen zu gewinnen, müsse unbedingt neben dem jetzigen gleitenden Vorstande ein stetiger Vorstand geschaffen werden. Auf der nächsten Tagung soll darüber beraten und beschlossen werden.

Der pädagogische Ausschuss machte sich, wie schon in Berlin bei der letzten Tagung, dadurch sehr verdient, dass er die zahlreich eingegangenen Anträge und Leitsätze sorgfältig durcharbeitete, so dass die Lesung in der Hauptversammlung rasch und reibungslos, allerdings auch recht oberflächlich, erfolgen konnte. Die wesentlichsten Wünsche der Neuphilologenschaft waren nicht neu, sondern betrafen ältere, bisher unerfüllt gebliebene Forderungen; so Herabsetzung der Pflichtstundenzahl und der Klassenbesuchsziffern, Vertretung des Faches in den Unterrichtsbehörden, Erhaltung und Förderung des Reformgymnasiums in beiden vorhandenen Formen, Schutz des Französischen gegenüber dem Englischen.

Breslau. H. Jantzen.

Englische Vorträge.

Professor Dr. Fischer (Dresden) brachte *Grundsätzliches zur amerikanischen Literaturbetrachtung.* Im amerikanischen Schrifttum haben wir eine literarische Entwicklung vor uns, die mit gebieterischer Notwendigkeit zur Behandlung unter einem beherrschenden Gesichtspunkte drängt, und dieses ist der gesellschaftsgeschichtliche, der soziologische. Worauf es ankommt, das ist der für die Literatur der Vereinigten Staaten zu erbringende Nachweis, dass bestimmte Lebens- und Gesellschaftsformen eine bestimmte Art Literatur begünstigen.

Alle einigermassen namhaften Darsteller der amerikanischen Literatur, die ja sozusagen mit lauter soziologischen Quellenschriften anhebt, sind sich des besonders engen Zusammenhanges zwischen amerikanischer Gesellschafts- und Staatsgeschichte einerseits und amerikanischer Literaturgeschichte andererseits wohl bewusst geworden und strebten in ihren Darstellungen die sinnvolle Verschmelzung des historischen Gesichtspunktes mit dem geistesgeschichtlichen auch meist an, ohne dass sie aber in allen Fällen voll geglückt wäre. Nach Erledigung dieser Zwischenfrage erhärtete der Redner im Hauptteil seiner Ausführungen die These von der soziologischen Bedingtheit der amerikanischen Literatur an drei teils bekannten, teils noch unbekannten Forschungskomplexen. Jede Darstellung der amerikanischen Literatur beginnt mit der Tatsache, dass die beiden Zentren, von denen aus die Besiedlung der späteren Vereinigten Staaten stattfand, Virginia im Süden und Neuengland im Norden, ihrer gesellschaftlichen Schichtung nach wesentlich verschieden waren. An einigen besonders klaren Fällen erklärt der Vortragende die Bedingtheit der amerikanischen Literatur durch soziologische Verhältnisse. Die drei wichtigsten treibenden Kräfte, welche die amerikanische Literatur im ganzen bestimmt haben, sind: 1. das Verhältnis zu England; 2. der puritanische und 3. der demokratische Zug. Das Verhältnis zu England ist wesentlich, zum mindesten in den Anfängen, soziologisch aufzufassen, und die im Verlauf der amerikanischen Geschichte in diesen Verhältnissen eintretenden Veränderungen bewirken ein reizvolles Spiel von Wirkung und Gegenwirkung, das auch in der Literatur sein getreues Spiegelbild findet. Der puritanische Zug ist dagegen zuvörderst ein geistiger Faktor; aber die bestimmten sozialen Bedingungen, unter denen er in Neuengland auftritt, haben bei seiner weiteren Ausgestaltung entscheidend mitgewirkt. Der demokratische Einschlag, den man ganz gut als eine Resultante aus Puritanertum, Reaktion gegen England und neuer Einwanderung auffassen kann, vereinigt Soziologisches und Geistiges zu einem untrennbaren Ganzen.

Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Förster (München) führte *Die Shakespeare-Erinnerungsstätten in Stratford* in zahlreichen Lichtbildern vor, erörterte die Geschichte der einzelnen Gebäude und besprach auch ihre Authentizität. Es ergab sich dabei, dass das sogenannte Geburtshaus Shakespeares, das heutzutage in einer modernen Erneuerung nach einem Bilde des 18. Jhdts. vor uns steht, nur in seinem untersten Stockwerke alt ist. Der heute als Geburtszimmer gezeigte Raum findet sich dagegen in einem erst im 17. oder 18. Jhdt. aufgesetzten Stockwerk. Genau wie zu Shakespeares Zeit ist die Schule des Ortes erhalten, die in dem 1427 erbauten Gilden-Ratshause im obersten Stockwerk untergebracht ist. Die alte Form bewahrt auch die Pfarrkirche zur Dreifaltigkeit. An der Chorwand neben seinem Grabe befindet sich die Büste des Dichters, die schon

vor 1623 errichtet sein muss. Die Pfarrkirche ist in ihren Lang- und Querschiffen Mitte des 14. Jhdts. errichtet. Der Chor sowie die oberen Fensterreihen des Langschiffes sind Ende des 15. Jhdts. völlig erneuert. Der Vierungsturm stammt sogar noch aus der romanischen Zeit. So stellt die Kirche, wie wir das so oft bei englischen Kulturerzeugnissen finden, eine Vereinigung von Kulturelementen der verschiedensten Zeitalter dar. Die ausserordentlich lebendig vorgetragenen Ausführungen sind auch für die Schule verwertbar.

Univ.-Prof. Dr. Jones (London) behandelte *Some new developments of Phonetic Theory.* Zunächst brachte er eine "classification of vowels" und dann den Unterschied zwischen "speech sounds" und "phonemes". Das Viëtorsche Vokaldreieck erklärte er für unzureichend und führte eine Variation vor, ein Viereck, um besonders das offene *a* von dem geschlossenen zu unterscheiden. Genauer müssten die Vokale auf einer nicht geradlinigen Figur angeordnet sein. Dann kam Jones auf die Untersuchungen von Helmholtz zu sprechen, deren Fehler darin bestand, dass er die Dialektqualitäten im Deutschen nicht berücksichtigte. Zu wünschen wäre ein System, das nicht begrenzt ist auf eine einzige Sprache. Es ergeben sich acht Grundvokale. Diese können als Ausgangspunkt benutzt werden, weil sie extrem sind. Im zweiten Teil seiner Darlegungen erörterte Jones den Unterschied zwischen Laut und "phoneme" und brachte dazu einige Illustrationen, wie z. B. *ki ka ku,* wo die drei *k* verschiedene Laute sind, ebenso wie die drei *h* in *hi ha hu*; auch der Buchstabe *t* hat im Englischen eine dreifache Aussprache, so ist das *t* in *cattle* ganz abweichend, weil die Spitze der Zunge die Bewegung nicht mitmacht; das Englische hat auch zwei verschiedene *l,* z. B. in *little* und in *rule.* Da alle diese verschiedenen Laute nur in bestimmten Vokal- und Konsonantenverbindungen vorkommen, so erübrigt sich eine verschiedene Schrift. Ein "phoneme" ist sozusagen also eine Familie von Lauten. Zwei Laute, die in einer Sprache zu demselben System gehören, gehören unter Umständen in einer anderen Sprache zu verschiedenen Systemen. Aehnliches liesse sich von Vokalen sagen; das *e* in *to get* z. B. ist ein anderes als das *e* in *well.* Die phoneme-Theorie ist wichtig, weil in der phonetischen Umschrift ein Symbol für ein phoneme gebraucht wird. Jones bezeichnete seine Darlegungen als für Fortgeschrittenere bestimmt; im ganzen aber war er recht elementar und schulmässig.

Verblüffend waren die Thesen von Univ.-Prof. Dr. Schöffler (Köln) in seinem Vortrage über *Die angelsächsische Welt und das Alte Testament.* In England spielt das Alte Testament erst im 16. und 17. Jhdt. eine Rolle; das ist die natürliche Folge der Kirchentrennung. Der Kalvinismus gründet sich auf dem Alten Testament, dieses sieht er als die Grundlage seiner Kirche an. Die lutherische Kirche neigt von vornherein dem Neuen Testament zu. Die schwei-

zerische Reform wird gemildert durch den Zwinglianismus. Am Rhein finden wir keinen Kalvinismus in Reinkultur. In Holland gelangt der Kalvinismus nie so zum Siege wie etwa in Genf. In Schottland herrscht im 16. Jhdt. der reine Kalvinismus, genferischer Geist. Das Alte Testament hat damals in England viel mehr auf die Massen gewirkt als das Neue. Britannien ist im 16. Jhdt. die einzige europäische Kultur, wo das Alte Testament dominiert. Aus der Flanke der mit kalvinistischem Geiste erfüllten anglikanischen Kirche entsprangen viele Zweige und Wucherungen. Die Toleranzakte von 1689, welche alle Sekten anerkannte, war von ungeheurer Bedeutung: die englische Kultur wurde die einzige europäische, worin es nicht zu einer Einheit kommt. Der Pietismus, der im 18. Jhdt. in Europa unterdrückt wurde, gelangte zur Blüte. Um 1800 stehen ein Viertel der Bewohner ausserhalb der Staatskirche, heute etwa die Hälfte. Die Freikirchen sind soziologisch anders geschichtet als die Staatskirche, die heute noch die Kirche des oberen Mittelstandes ist; sie umfassen die unteren Schichten, welche die Bibel buchstäblich auffassen; sie sind biblizistischer, alttestamentlicher, die Schrift ist ihre stärkste Waffe. Völlige Unbefangenheit gegenüber der Grösse des Alten Testaments herrscht nur im 16. und 17. Jhdt. Die starke Durchsetzung mit Juden verhindert die unbefangene Betrachtung des Alten Testaments. Exponent der judenfeindlichen Stimmung im 17. Jhdt. ist Luther. Er entfernte sich im Laufe der Entwicklung immer mehr vom Alten Testament, daher wird die ganze lutherische Kirche vom Antisemitismus erfüllt. England kannte mindestens bis 1914 keinen Antisemitismus von kontinentalem Ausmass. Jüdische Adelige und Juden in führender Stellung finden wir in England noch heute; vor einigen Jahrhunderten ist sogar die Beschneidung in der kalvinistischen Kirche an zwei Orten angenommen worden. Das englische Volk ist nach der Ansicht vieler Engländer die Fortsetzung der zehn Stämme Israels. Diese gegenüber dem Judentum ganz unbefangen sich verhaltende Geisteseinstellung ermöglicht auch die unbefangene Betrachtung des Alten Testaments.

Wie aus den folgenden privaten Diskussionen hervorging (zu einer öffentlichen kam es leider nicht!), erregten die Thesen Schöfflers vielfach Widerspruch, sogar Ablehnung. Aber anregend ist seine neue, vorläufig noch einseitig erscheinende Betrachtungsweise hochinteressanter Probleme unbedingt.

Univ.-Prof. Dr. Deutschbein (Marburg) machte in seinem Vortrage über den *stilistischen Wert der sogenannten grammatischen Redeteile im Englischen* einige Erscheinungen des allerneuesten Englisch zum Gegenstande seiner Untersuchung. Zunächst behandelte er den immer mehr überhandnehmenden Gebrauch der Ersetzung des Adjektivums durch Abstrakta. Selbst in der englischen Poesie finden wir häufig Abstrakta, wo im Deutschen Adjektiva stehen

müssten. Schon Wordsworth gebraucht im Deutschen schwer wiederzugebende Ausdrücke wie "presence of spirit and emotion" oder "the end of evening smiles". Die englische Sprache hegt im allgemeinen eine Abneigung gegen Abstrakta, daher ist die Erscheinung um so auffallender, die Abstrakta treten auf in zwei Formen: in der Genetivform, wie angegeben, und als Hendiadyoin (hues and harmonies = harmonische Farben). Heute dringen Abstrakta auch in die Umgangssprache: he was no success, I had a devil's time yesterday, I've got the devil of a teeth-ache, a hell of mistake; im Deutschen findet sich Aehnliches, wie z. B. „ein Teufel von einem Weibe"; aber im Englischen ist die Erscheinung viel häufiger. Nach einem englischen Zeugen ist der sparsame Gebrauch des Adjektivs ein Zeichen des guten Stils; Ruskin wurde wegen zu vieler Adjektiva getadelt. Das Adjektiv ist nämlich einordnend, klassifizierend, mehr intellektuell als anschaulich, es ist zu statisch, zu schwach, zu abstrahierend. Das Englische aber liebt die präzise Ausdrucksweise, es hat ausgesprochen dynamischen Charakter, es abstrahiert nicht so viel wie das Deutsche. D. zeigte mit diesen Ausführungen, dass man selbst das modernste Englisch zum Gegenstande der Forschung machen kann. Er deckt die innere Sprachform auf und enthüllt, indem er die neuen Erscheinungen der in einem ungeheuren Wandel begriffenen englischen Sprache untersucht, gleichzeitig die entsprechend sich wandelnde englische Mentalität. Ausdrücke wie " a devil's time" sind jetzt selbst in den gebildeteren Kreisen der jüngeren Generation üblich, während sie Damen aus der viktorianischen Zeit noch als "shocking" erscheinen. Deutschbeins für die Praxis, für die Schule ungemein wichtigen sprachwissenschaftlichen Ergebnisse bilden einen unentbehrlichen Teil der „Kulturkunde", die sich nicht auf das Schrifttum allein gründen kann.

Bochum. Karl Arns.

Französische Vorträge.

Zu den schon erwähnten, in der Eröffnungssitzung und in der pädagogischen Abteilung gehaltenen Vorträgen kommen noch folgende:

Privatdozent Dr. Friedmann (Leipzig) zeichnete in seinen Ausführungen *Einige Strömungen in der französischen Lyrik der Gegenwart* ein scharfumrissenes Bild der beiden grossen Strömungen, des Naturismus und des Expressionismus, und charakterisierte anschaulich die Hauptvertreter dieser Richtungen, Paul Valéry, Paul Claudel, Jules Romain und Georges Duhamel.

Prof. Dr. Gelzer (Jena) gab einen lebendigen Ueberblick über *Leben und Werke, Entwicklung und Bedeutung des Dichters und Philosophen Henri Barbusse.* Er zeigte, wie aus dem Aufklärer der rein pazifistisch eingestellte Sozialist wurde, der allem geschichtlichen Geschehen zwischen 1789 und 1917 jeden Wert abspricht. Gerade

diese eigenwillige, folgerichtige Auffassung aber sichere ihm einen Platz in der französischen Geistesgeschichte des 20. Jhdts., wenn er auch, vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, nur einen einzigen Erfolg erringen konnte.

Düsseldorf-Gerresheim. H. Deichsel.

Spanische Vorträge.

Prof. Dr. Haack (Hamburg) sprach über *Die Auswertung der spanischen Literatur für den Unterricht.* An die 50 neue spanische Schulausgaben sind erschienen. Sie alle leiden unter dem unhaltbaren Zustande, dass wir in Preussen nicht wissen, wie wir beim Spanischen daran sind. Die Schüler müssen den spanischen Zusatzunterricht besonders bezahlen; an dieser unsozialen Neuerung würde der ganze spanische Unterrichtsbetrieb ersticken, wenn ihn nicht weitblickende Stadtverwaltungen, so die Hansastädte und Köln, weiterhin aufrecht erhielten. Die spanischen Schulausgaben sind für alle Stufen bestimmt. Der Haacksche Lektüreplan will der heutigen Ziellosigkeit steuern unter folgenden Gesichtspunkten: 1. Miteinbeziehung von Kulturkunde, 2. Lesen der Klassiker Calderon und Cervantes, 3. Zurückgehen bis zur Wende des 16. und 17. Jhdts., 4. Bevorzugung der dramatischen und lyrischen Dichtung und des Essays anstatt zusammenhängender Geschichtswerke, 5. Lesen religiöser Lektüre, sowie 6. spanisch-amerikanischer Schriftsteller und Zeitungen. H. verbreitete sich weiterhin über die kulturkundliche Auswertung, die Auswertung der Literatur der edad de oro und die Frage: Welche Literaturgattungen sollen im Unterricht behandelt werden? Wie soll ihr Verhältnis zueinander sein? und belegte seine Thesen mit vielen Beispielen. M. E. hätte H. die Richtigkeit seiner Ansicht noch durch Heranziehung spanisch-amerikanischer Schriftsteller, hauptsächlich durch Vertreter des Romans wie des Venezolaners Ruf. Blanco-Fombona, erhärten können. Allerdings leidet die Berücksichtigung der amerikanischen Schriftsteller von Ruf bei Schulausgaben unter dem widrigen Umstand, dass sie meistens noch nicht freigegeben sind und die spanischen Verlage vorderhand wenig Entgegenkommen zeigen. Gilt das z. B. für das Epos *Tabaré* des Uruguayers J. Zorilla de S. Martin, so wären immerhin aus dem Bereich der im Epos glücklicheren südamerikanischen Dichter, so des Ekuatorianers Olmedo *Canto a Bolívar* und des Kolumbianers J. Arboleda *Gonzalo de Oyón* als Ersatz für den Mangel an grossen spanischen Epen verwertbar.

Umrahmt wurde dieser Vortrag von dem einleitenden Vortrag des verdienten Vorkämpfers für das Spanische an deutschen Schulen Stud.-Dir. Dr. Greif (Berlin) über den *iberischen Kulturkreis und unsere höheren Schulen* und dem spanischen Vortrag des Dr. Artigas (Santander) über die Frage: *Wie soll der deutsche Philologe in Spanien studieren?* Bei Greif kam

die Geschichte mehr zu Wort als ihre Lehren und die Verwendung in den höheren Schulen. Artigas begann mit Dankesworten für seine früheren Lehrer in Berlin und Jena und dem Lob auf die ruhmreiche Ueberlieferung der spanischen Philologie in Deutschland, kam zu seinem Heimatland, wo nach Menendez y Pidals linguistischen Bemühungen regionale Sprachforschungen begonnen haben, streifte Krügers an Ort und Stelle gesammeltes, reiches sprachliches Material für Dialektstudien und die Mitarbeit zweier deutscher Philologen an der *Revista de la „Sociedad de los Estudios Vascos“*. In einem geschichtlichen Exkurs vom Renacimiento im 16. Jhdt. an betonte A., wie nicht allein die Philosophie und Theologie, auch das Beste an Poesie in lateinischer Sprache niedergeschrieben worden ist, berührte die Historia politica und würdigte knapp die Höhen des Siglo de oro, Cervantes und Lope de Vega. Zum Schluss behandelte er die Möglichkeiten und Erleichterungen des spanischen Philologiestudiums in Spanien. Die seit zwei Jahren bestehenden Kurse in Santander werden hauptsächlich von Deutschen besucht. Die „lejanía“ Deutschlands von Spanien ist einer objektiven Betrachtung der Kultur, des Geistes Spaniens förderlich. Neben Santander heissen die Madrider Kurse den deutschen Philologen willkommen. Es fehlt noch an einem vollständigen Verzeichnis bibliographischer Quellen. Wir Deutsche würden jedoch unschwer den Vorsprung wieder einholen, den uns Franzosen und Amerikaner während des Krieges abgewinnen konnten. Priv.-Doz. Dr. Grossmann (Hamburg) sprach über *Die nationale Philologie im spanischen Amerika*. Die Literatur des spanisch-amerikanischen Volkes war traditionslos; selbst der Auslandsdeutsche war ein Gegner der philologisch-spanischen Bildung. Aber schon mehrere Jahrzehnte gibt es eine Geschichte der spanischen Philologie in Amerika, seit dem Sieg des Amerikanismus drüben; die transatlantische Philologie ist tonangebend für die kulturellen Bindungen mit der Madre España. Andrés Bellos *Spanische Grammatik* (1845) ist nach Lenz die vollständigste und gründlichste, allerdings mehr empirischer Natur und unbekannt mit sprachvergleichender Methode. Der Dichter Bello ist als kritischer Herausgeber des *Cid* und Uebersetzer von Bruchstücken des *Nibelungenliedes* bekannt und vielleicht der einzige Humanist, den Spanisch-Amerika hervorgebracht hat. In den Jahrzehnten des politischen Chaos schwieg die Philologie. Dann begünstigte man (Sarmiento) das planmässige Eindringen von Gallizismen, rein aus politischer Einstellung gegen Spanien und seine Meister, und schrieb bewusst in amerikanischer Sprache (Gauchodichtung). Amerikanistenwörterbücher registrieren noch gerade indianische Lehnwörter zuverlässig, machen aber in der Etymologie grosse Fehler. Kurz, Dilettantismus herrschte, bis Ernesto Quesada (Argentinien) den französischen Verfasser von *El Idioma nacional de los Argentinos* (1900) lächerlich machte. Die Zeit allseitigen Aufbaus, grosszügiger Organisation hatte die der

Romantik abgelöst. Die Lokalstaaten wollen Weltstaaten werden (Argentinien, Brasilien), der Südamerikaner will als gebildeter Mensch, als Grossstädter gelten. Rufino José Cuervo gab 1874 Bellos Grammatik neu heraus und schrieb 1876 die *Anotaciones sobre el lenguaje Bogotano,* Rud. Lenz schuf in Chile das *Diccionario de las voces Chilenas* und machte späterhin Wundts sprachpsychologische Erkenntnisse drüben fruchtbar, indem er u. a. auch die Sprache der Strasse studierte. Friedrich Hansen gab 1910 seine *Spanische Grammatik auf historischer Grundlage* heraus. Beide bereiteten die Stimmung vor, die in dem Rufe nach dem reinsten Kastilisch mündete. Quesada schuf 1910 die juristisch orientierte argentinische Akademie. Die grossen Blätter haben ihre philologische Ecke. 1923 entstand das Instituto de filología der Universität zu Buenos Aires, sowie das Instituto de Literatura argentina. Ein Diccionario Panhispanico ist geplant.

In den beiden folkloristischen Vorträgen (mit Lichtbildern) von St.-R. Dr. Schecker (Bremen) und Prof. Dr. Krüger (Hamburg) über *Spanische Volkskunde* und *Volkstümliche Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel* kam die Kulturkunde auf ihre Kosten. Schecker brachte Beobachtungen, die verwendbarer für die Schule sind, Krüger verfolgte sein Thema in dem unbekannteren, ärmlichen Nordwestspanien und Nordportugal.

Der Vortrag von Artigas über *Das Wesen des Gongorismus* in deutscher Sprache behandelte die wichtige Periode des spanischen Geisteslebens im 18. Jhdt., wurde aber durch den Tonfall und die Aussprache des Ausländers in seinem Verständnis erschwert.

Emmerich. Alexander Stelzmann.

Schlusswort.

Auch an geselligen Veranstaltungen fehlte es bei der Tagung nicht. Ein reich besuchter Begrüssungsabend am Tage vor der Eröffnung führte alte Freunde und Bekannte zu regem Gedankenaustausch zusammen und liess manche neue Beziehung anknüpfen; ein weiterer Gesellschaftsabend diente dem gleichen Zwecke. Die Aufführung von Romain Rollands *Spiel von Liebe und Tod* im Schauspielhaus, eigens für die Neuphilologen einstudiert, war in ihrer vorzüglichen Geschlossenheit ein erlesener Genuss, und der Besuch der gewaltigen Ausstellung, der „Gesolei", der ein ganzer Nachmittag gewidmet war, eröffnete mit ihrer erstaunlichen Fülle und überwältigenden Reichhaltigkeit den Philologen Einblicke in Gebiete, die ihnen im allgemeinen fern liegen, die aber für eine lebensvolle Erfassung unserer Gegenwart unentbehrlich sind. Demselben Zwecke diente am letzten Tage eine trotz wenig günstigen Wetters höchst genussreiche Rheinfahrt von Düsseldorf nach Xanten. Kaiserswerth mit seiner alten, stolzen Pfalz erweckte grosse geschichtliche Erinnerungen, das Beobachten der zahllosen zu Berg und zu Tal ziehenden

Dampfer und Schleppzüge lehrte eindrucksvoll die ungeheure wirtschaftliche Bedeutung des majestätischen Stromes, namentlich in der unmittelbaren Nähe der mächtigen Hafenanlagen von Duisburg, Ruhrort und Hamborn, und die nur allzu oft auftauchende französische Flagge zwang immer wieder zu dem trüben Gedanken, dass der Rhein kein freier deutscher Strom mehr ist. Der wundervolle Viktorsdom in der alten Siegfriedsstadt aber war mit seinen einzigartigen Kunstschätzen ein ganz starkes Erlebnis für sich.

Alles in allem war die Düsseldorfer Tagung wohl gelungen; aber ihre Bedeutung erreichte nicht die des Berliner Neuphilologentages von 1924. Insbesondere vermisste man den dort so wohltuend empfundenen planmässigen Aufbau der Vorträge; es fehlte ein grosser leitender Gedanke, und eine schärfere Sichtung unter den angemeldeten Vorträgen hätte sich wohl empfohlen; auch fehlte das sonst übliche, während der Tagung ausgegebene Teilnehmerverzeichnis. Trotzdem aber gebührt dem geschäftsführenden Ausschuss und insbesondere auch den Mitarbeitern an der reichhaltigen, allen Teilnehmern überreichten stattlichen Festschrift warmer Dank, denn der Gesamtertrag an Belehrung, Anregungen und neuen Eindrücken war reich genug. Die nächste Tagung wird 1928 in Hamburg stattfinden.

Breslau. H. Jantzen.

Literaturberichte.

Jahrbuch für Philologie. Hrsg. von V. Klemperer und E. Lerch unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter. I. Bd. München, Max Hueber, 1925.

Dieses neue von Klemperer und Lerch herausgegebene Jahrbuch verspricht, wie aus dem Vorwort hervorgeht, sich in den gleichen Bahnen zu halten, welche von beiden Herausgebern bereits in der 1923 zu Ehren Vosslers veranstalteten Festschrift *Idealistische Neuphilologie* betreten worden sind.[1]) Das Neue an dem Unternehmen ist, dass der Begriff 'Philologie' hier in denkbar weitester Auslegung gefasst wird. So befasst sich dieser erste Band in gleicher Weise mit Stillehre und Syntax, mit dem seelischen Ursprung der Sprache wie mit den Beziehungen zwischen Kultursprache und Mundart, mit Wortgeschichte und Sprachmelodie, mit Psychologie und philosophischen Kulturströmungen, mit Problemen der Malerei und der bildenden Kunst: Sicherlich Fragen, deren Behandlung nicht jedermann in einer unter einem so ‚nichtssagenden' Titel segelnden Zeitschrift suchen würde.

---

[1]) Die von diesen beiden Gelehrten mit besonderem Eifer verfochtene „idealistische" Forschungsrichtung hat wegen ihrer unkritischen und oberflächlichen Methoden in letzter Zeit öfter ausserordentlich scharfe Kritik erfahren, vgl. K. Jaberg, Idealistische Neuphilologie, *Germ.-Rom. Monatsschr.* XIV (1926), 1—25, G. Rohlfs, „Idealistische" Neuphilologie, *Zeitschr. f. franz. Spr. u. Lit.*, Bd. 48, 121—136. Leo Jordan, *Zeitschr. f. roman. Phil.* 44, 322 ff., Matteo Bartoli, *Introduzione alla Neolinguistica* (Genève, Olschki 1926), S. 64.

Eingeleitet wird der Erstlingsband durch einen Aufsatz von Karl Vossler *Die Nationalsprachen als Stile* (S. 1—23), der einem Abschnitt seines inzwischen erschienenen Buches *Geist und Kultur in der Sprache* (Heidelberg, 1925, S. 148—176) entnommen ist. Die Ausführungen des angesehenen Münchener Romanisten sind wie immer feinsinnig und tief gedacht, dazu von anhaltender künstlerischer Wirkung, aber oft so glatt und geschmeidig, dass sie dem Leser zwischen den Händen entgleiten, wenn er sich anschickt, über Einzelpunkte nachzudenken. Nicht immer ist es leicht, aus Vosslers schöner Stilornamentik den wahren und positiven Sinn seiner Worte zu interpretieren. „Die Nationalsprachen", heisst es z. B. auf S. 4, „sind im Lebensprozess der Menschheitssprache der eigentliche stilistische Moment, d. h. diejenige Phase der sprechenden Tätigkeit, in der der Geist sich den Spielraum schafft oder die Bahn bereitet, innerhalb deren gesprochen wird. Die Regeln des Gebrauches erscheinen dann nicht als Zwang, sondern als gewollte Bindung und errungene Freiheit, ja nicht einmal als etwas Fertiges, sondern als Richtungen und Strömungen des sprachlichen Willens." Ich muss zu meiner Schande zugeben, dass es mir schwer fällt, die wirkliche Bedeutung dieser schönen Worte zu erfassen.[1])

Es folgt ein Artikel von E. Lorck über *Die Sprachseelenforschung und die französischen Modi* (S. 24—54). Um die Bedeutung der französischen Modi zu verstehen, sucht Verf. auf Grund von psychologischen Erwägungen ihren seelischen Ursprung aufzudecken. Auch hier verlieren sich die Erörterungen meist im Dunkel und im Wirrsal schwer eindeutig zu erfassender Generalvorstellungen. Neues wird kaum geboten. Wo der Verf. von der bisherigen Meinung abweicht, ist es schwer, ihm zu folgen. S. 39 wird umständlich und mit Zuhilfenahme ebenso tönender wie nichtssagender Begriffe[2]) wie „Phantasiedenkakt", „Wunschperspektive", „Distanzgefühl", „Träger eines seelischen Erlebens" der Grund zu erklären versucht, warum man in Fällen wie „Oh, qu'il vînt!" (eine im Modernfranzösischen ungebräuchliche Konstruktion!) die Zeitform der Vergangenheit gebraucht, anstatt einfach zuzugeben, dass wir es hier mit einer allgemein romanischen[3]) auf lateinische Vorbilder zurückgehenden literarischen Ausdrucksform (*Utinam tacuisses!*) zu tun haben, deren Form nur aus lateinischem Sprachmaterial heraus zu verstehen ist. Unhaltbar ist auch die Annahme, dass ein *je veux qu'il vienne* zu zerlegen sei in eine Gruppe von drei psychologischen Momenten: Volo. — Quid? — Veniat! Unhaltbar schon deswegen, weil bereits bei Gregor von Tours *quod* sogar nach Verben des Sagens und Glaubens ganz gewöhnlich ist und die im Italienischen nach *che* eintretende Verdoppelung des folgenden Konsonanten (*voglio che vviene*) darauf hinweist, dass die Konjunktion mit dem Inhalt des abhängigen Satzes stets aufs engste verbunden war.[4])

---

[1]) Dass es auch anderen so geht, zeigen die Worte von A. Meillet im *Bulletin de la société de linguistique* XXVI 27 „. . . les idées de M. Vossler qui souvent se perdent dans des phrases difficiles à saisir exactement."

[2]) Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an die beherzigenswerte Mahnung von C. Appel: „Vorgänge, die sich im Sprachbewusstsein jedes Romanen ohne Mühe und Unsicherheit vollziehen, müssen sich auch in Einfachheit darlegen lassen." (*Germ.-Rom. Monatsschr.* XII (1924). 375.

[3]) Vgl. im Spanischen *¡Pluguiese a Dios! — ¡Pluguiera a Dios! — ¡Si me escuchara!* — im Italienischen *Oh! che tornasse! Oh! che fosse qua!* — im Altprovenzalischen *Dieus o volgues!*

[4]) Vgl. z. B. *credens quod aliqui praecessissent; . . . quod . . . venturus erat propheta tuus ait* bei Bonnet, *Le latin de Grégoire de Tours*, S. 662—663.

Erfreulicher ist der Aufsatz von H. Naumann *Ueber das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht* (S. 55—69). An der Hand trefflicher Beispiele wird gezeigt, dass Kultursprache sich zu Mundart verhalte wie Kulturmöbel und Bauernhausrat, wie Kulturkleidung und Volkstracht, insofern, als die Mundart in ihrem Wortschatz, im Stil und in ihren sprachlichen Floskeln oft um Jahrhunderte hinter den Ausdrucksformen der Oberschicht hinterherhinkt. Besonders nachdrücklich wird hervorgehoben (was freilich längst Allgemeingut der Sprachwissenschaft ist!), wie aus der Oberschicht Modewörter allmählich in immer breitere Volksmassen dringen. Indes ist N. hier zu leicht geneigt, diesen im allgemeinen verständlichen Vorgang auch in Fällen anzunehmen, wo doch wohl in erster Linie ganz andere Faktoren ausschlaggebend gewesen sein dürften. So ist (S. 58) lat. insula ins Deutsche offenbar deswegen eingerückt, weil der alte Ausdruck *Aue* früh in eine andere Bedeutungsrichtung (‚Land am Wasser', ‚Wiesenland') gedrängt worden war. Lateinisch caseus (> *Käse*) ist ein Terminus der Käsebereitung, die nachgewiesenermassen vom romanischen Süden zum germanischen Norden gedrungen ist.[1]) Auch Ausdrücke wie ***Fenster, Becher, Schüssel, Mühle, Tisch, Mantel*** werden in erster Linie nicht geistigen, sondern sachlichen Motiven ihre Aufnahme im germanischen Gebiet verdanken. Es sind Wörter, die mit der Ausbreitung der feineren römischen Hauskultur in Germanien Fuss fassten. — Der Gedanke, dass der Ursprung der süddeutschen Vokaldiphthongierungen in dem ethnischen Mischcharakter des südlichen peripheralen Koloniallandes zu suchen sei (S. 60), hat viel für sich, müsste aber im Einzelnen erst erhärtet werden. — „Die Fülle scheinbarer, in Wirklichkeit feinste Bedeutungsunterschiede festhaltender Synonyma wirtschaftlich-konkreter Begriffe" möchte ich nicht als ein „Merkmal der Unentwickeltheit des Intellekts" (S. 67) bezeichnen. Vielmehr steht etwa die bis in feinste Details ausgeprägte Terminologie gewisser Hirtenvölker auf der gleichen Stufe wie die Fachsprache eines modernen Elektrotechnikers oder eines Börsenmaklers. Der Umfang und die Nuancierung des Wortschatzes ist in den verschiedenen Gesellschaftsschichten eben auf ganz verschiedene Gebiete verteilt.[2])

Ergänzt werden die Ausführungen Naumanns durch einen Artikel von E. Lerch *Ueber das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht mit besonderer Berücksichtigung der Lautgesetzfrage* (S. 70—124). Da Lerchs Darlegungen in einer Reihe von Irreführungen und Fehlschlüssen gipfeln, sei hier etwas ausführlicher zu ihnen Stellung genommen. Der Aufsatz setzt ein mit einer Polemik gegen die übliche Bezeichnung „Entwicklung der Laute" (S. 72). „Wer von ‚Entwicklung' redet, setzt einen Zweck, ein Ziel, legt einen Massstab an; wer von einer ‚Entwicklung der Laute' redet, gibt (wenn man ihn beim Wort nimmt) damit zu verstehen, dass er den Endzustand, der sich durch die lautlichen Veränderungen ergibt, als einen irgendwie höheren, vollkommeneren betrachtet. . . . da sie [die Sprachforscher] die Veränderungen der Laute als eine Entwicklung zu bezeichnen pflegen, so stellen sie sich diese Veränderungen unwillkürlich als ebensoviele Fortschritte vor." Ich möchte wissen, welcher Sprachforscher (ausser Lerch) bisher auf den ausgefallenen Gedanken ge-

---

[1]) Vgl. Chr. Luchsinger, *Das Molkereigerät in den roman. Alpendialekten d. Schweiz* (Diss. Zürich, 1905) S. 10; E. Herdi, *Die Herstellung u. Verwertung von Käse im griech.-röm. Altertum* (Progr. der Thurgauischen Kantonsschule 1917/8) S. 23.

[2]) Vgl. H. Schuchardt, *Baskisch u. Romanisch* (Beih 6 zur *Zeitschr. f. roman. Phil.*) S. 56 und M. L. Wagner, *Germ.-Rom. Monatsschr.* VIII. S. 48.

kommen sein soll, etwa in der Verschiebung eines intervokalischen — *p* — > *v* (Frankreich) einen Fortschritt zu erblicken! Muss ein Mann, der sich doch zu den Philologen rechnet, erst darauf aufmerksam gemacht werden, dass im täglichen deutschen Sprachgebrauch „entwickeln" sich nicht nur auf eine „fortschrittliche" ‚Veränderung', sondern auf eine beliebige ‚Entstehung' beziehen kann?[1]) Weiterhin wird Front gemacht gegen die allgemein verbreitete Ansicht, dass nur die Unterschicht „ein natürliches Sprachleben" führe. Was hiergegen gesagt wird, ist ganz unkritisch. Wenn es beispielsweise heisst, dass in der Syntax und in der Stilistik die „Unterschicht im wesentlichen nur Verarmung eintreten" lasse (S. 74), so zeugen diese Aeusserungen von einer grenzenlosen Verkennung der romanischen Sprachentwicklung. Das romanische Futurum (*cantar-ai*), die Bildung des Adverbiums auf *-mente*, die Ausprägung des Artikels, das auf der Verwendung von Präpositionen aufgebaute Deklinationssystem, der Ersatz von *cantarem* durch *cantavissem*, die Steigerung durch *plus* oder *magis*, die Entstehung des indefiniten Pronomens ‚man' (*homo cantat)*: das alles sind Erscheinungen, die in römischen Unterschichten zur Entwicklung gelangt sind. Jedenfalls sind dies bahnbrechendere Umwälzungen und Neuschöpfungen als die von Lerch ins Treffen geführten Neubildungen von Konjunktionen wie *après que, en cas que, à condition que,* welche nur in der Sprache der Oberschicht überhaupt in wirklichem lebendigen Gebrauch sind.

Als Beweis, dass auch in rein lautlichen Dingen die Oberschicht tonangebend sei, wird der Umstand angeführt, dass einst in Paris aus intervokalischem — *r* — entstandenes — *s* — (*mon pèse, ma mèse*) heute wieder dem ursprünglichen — r — gewichen ist. In diesem Falle ist eine solche Entwicklung natürlich auf Konto einer korrigierend einschreitenden Oberschicht zu setzen, aber diese Erscheinung ist viel zu unbedeutend, als dass man daraus auf einen überwiegenden Einfluss der Oberschicht in lautlichen Dingen schliessen darf. Sehr viel umwälzender war für Nordfrankreich der Wandel von *a* > *e*, von *u* > *ü*, von intervokalem *p* > *v*, der Verlust von intervokalischem — *t* — und — *d* —. Wenn es heute in Frankreich nicht *capu*, sondern *chef*, nicht *nata*, sondern *née* heisst, so zeigt das zur Evidenz, wie wenig die Oberschichten, die sicher auch im ausgehenden Altertum an der ‚korrekten' lateinischen Aussprache festzuhalten versucht haben werden, sich solchen von den vulgären Unterschichten ausstrahlenden Lautverschiebungen zu widersetzen imstande waren. Ebenso unrichtig ist die (gegen H. Schröder) vorgebrachte Hypothese, dass die hyperkorrekten Sprachformen nicht den Gebildeten, sondern nur den Unterschichten zuzuschreiben seien (S. 87). Wo und in welchem Umfange solche Sprachversehen auftreten, hat überhaupt nichts mit Ober- und Unterschicht zu tun, sondern hängt ab von dem individuellen Temperament, von der Energie und der Häufigkeit, mit der sich bei dem Sprechenden gedankliche Nebenassoziationen einstellen. Mir selbst passiert es oft genug im Kolleg, dass ich *pfalten* statt *falten, Pfüllen* statt *Füllen, Pfeder* statt *Feder* sage, was sich daraus erklärt, dass ich in der täglichen Umgangssprache *Fert* (= Pferd), *Fal* (= Pfahl), *Funt* (= Pfund) spreche, in sorgfältigerer Rede diese Vulgarismen zu vermeiden suche und nun wider meinen Willen gelegentlich in den

---

[1]) Vgl. ‚es entwickelt sich Gas', ‚die Feuchtigkeit entwickelt Fäulnis', ‚Neid und Missgunst entwickelten sich in ihm'. Vgl. auch Spitzers in dem gleichen Sinne gehaltenen Einspruch, *Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil.* 47. 23.

gegenteiligen Fehler verfalle.[1]) — S. 89 legt sich Lerch allen Ernstes — incredibile dictu! — die Frage vor, ob die Veränderung der Laute der Sprache zum Vorteil oder zum Nachteil gereiche, und kommt (S. 90) zu dem Urteil: „So ist denn das, was durch das Walten der Lautgesetze herausgekommen ist, nicht nur kein Fortschritt, sondern viel eher ein Rückschritt; nicht von einer ‚Entwicklung' der Laute sollte man sprechen, sondern von ihrer Degeneration." Diese lächerlich-pedantische Ansicht[2]) spricht ein Mann aus, der sich mit tönenden Worten zum Vorkämpfer für die ‚idealistische' Sprachforschung ausruft! — Unverständlich ist, was (S. 103) über das prosthetische i im Italienischen gesagt wird. In dieser Sprache soll die Prosthese, bewirkt durch die Reflexion der Oberschicht, wieder beseitigt worden sein. Aber die Prosthese ist ja im gebildeten Italienisch keineswegs aufgegeben, sondern durchaus erforderlich noch überall da, wo sie von Hause aus allein bedingt war, nämlich dann, wenn *sp—*, *st—*, *sc—* auf ein mit Konsonant schliessendes Wort folgten (*in ispecie, per iscopo, con istento* usw.)! Wo sonst im Französischen der Vorschlagsvokal auftritt (z. B. afranz. *les espines, les estrées, il escrira, nous avomes esté* usw.), war im Italienischen ja nie ein Grund vorhanden, ihn eintreten zu lassen, da in allen solchen Fällen im Italienischen die vorhergehenden Worte seit alten Zeiten auf Vokal endigen:[3]) *le spine, le strade, egli scriverà, siamo stati* usw. Also ein Kampf gegen Windmühlen!

Es folgen vier Seiten (125—128) von G. Bertoni über die Bedeutung der *etimologia idealistica* [Wiederabdruck eines bereits im Archivum Romanicum IX. (1925) 1—4 veröffentlichten Aufsatzes], die in dem sehr richtigen Satze gipfeln: „Un' etimologia sarà tanto migliore quanto più è pregnante il concetto che l' etimologo ha del suo oggetto."

In das gleiche Forschungsgebiet führt ein Aufsatz von Leo Spitzer *Aus der Werkstatt des Etymologen* (S. 129—159), der „praktische Winke" geben will, wie man tatsächlich eine Etymologie findet. Was Spitzer hier aus seiner reichen Etymologentätigkeit an Erfahrungen mitteilt, ist interessant und oft recht lehrreich, wenn auch nicht viel Neues gesagt wird. „Finde Etymologien, suche sie nicht!", „Etymologisiere kein Wort, dessen stilistischen Gehalt du nicht kennst!", „Dokumentiere mehr, als du kombinierst!" sind die wichtigsten Elementarregeln, die Spitzer dem angehenden Etymologen ins Hirn hämmert. Es sind in der Tat goldene Regeln. Wie schwer es aber in der Praxis ist, sich an solche Regeln zu halten, dessen ist sich auch Spitzer wohl bewusst.

Mit Recht fordert Spitzer seit Jahren ein gewisses Misstrauen gegen isolierte, zeitlich sehr weit zurückliegende Etyma, um dafür stärker die

---

[1]) Es ist bedauerlich, dass Lerch Meringers schöne Untersuchung *Aus dem Leben der Sprache. Versprechen. Kindersprache. Nachahmungstrieb* (Berlin, 1908), deren reiches Beobachtungsmaterial aus dem Munde von Gebildeten (Meyer-Lübke, Walzel, Cornu, Jellinek Luick, Penck, Schuchardt usw.) stammt, nicht zu kennen scheint.

[2]) Dazu empfohlen seien Lerch die goldenen Ausführungen H. Morfs *Vom linguistischen Denken* (jetzt im 3. Bande seiner gesammelten Aufsätze *Aus Dichtung u. Sprache d. Romanen* S. 357 ff.), wo es u. a. heisst: „Die Klage über den Sprachverfall ist die Klage des Grammatikers und nicht des Linguisten. Der Grammatiker spricht vom Verfall der lateinischen Deklination beim Uebergang ins Romanische, und wer „Verfall" sagt, bei dem klingt ein Unterton des Bedauerns mit. Es ist gar nichts zu bedauern. Die Sprache ändert und schafft, setzt Neues, Brauchbares, Ebenbürtiges an Stelle des Alten . . . So erweitert sich bei linguistischer Betrachtung der Horizont. Man klagt nicht gleich, und wo andere einen Verfall bejammern, sieht man mit Sympathie Etappen eines grossen Entwicklungsvorgangs." (S. 362 f.)

[3]) Auch das Logudorische ist keineswegs, wie Lerch behauptet, bei dem Vorschlagsvokal geblieben,' vielmehr unterbleibt Prosthese, wenn die Konsonantenverbindung auf einen Vokal folgt, also *fa er ispigas*, aber *pannos 'e spiga*; vgl. M. L. Wagner, *Lautlehre* § 50.

eigene Produktionskraft der modernen Sprache zu betonen. Aber im Streben, mit den „altehrwürdigen Relikten“ aufzuräumen, scheint mir Spitzer den Reinigungsbesen gelegentlich etwas zu unvorsichtig zu schwingen. So lehnt er (S. 152)[1]) für ital. *pitocco* ‚Bettler‘, das bisher (seit Diez) angesetzte griech. *πτωχός* ‚Bettler‘ ab, streicht dafür das Suffix —*occo* ab und gewinnt so einen Stamm pit—, der in Oberitalien als Ausdruck für das Hühnergepiepse (vgl. nordital. *pita* ‚Huhn‘) auftritt. Ital. *pitocco* ist also für Spitzer „der Piepsende“, „der Flehende“. Demgegenüber ist zu betonen, dass es im Italienischen ein lebenskräftiges Suffix —*occo* überhaupt nicht gibt.[2]) Auch die begriffliche Verknüpfung ist alles andere als überzeugend. Man hätte verlangen dürfen, dass Spitzer sich zunächst einmal mit dem griech. Etymon selbst und der Vitalität dieses Wortes auseinandersetzte. Wäre dies geschehen, so hätte Spitzer sehen müssen, dass im frühen Mittelalter ptochotrophium *(πτωχοτροφεῖον)* als Name für das ‚Armenhaus‘ im Umlauf war.[3]) Wenn daraufhin die Insassen solcher gemeinnütziger Häuser **ptochi* bezw. **pitochi* genannt wurden, so ist das nicht auffälliger, als wenn die Bewohner eines Waisenhauses = orphanotrophium (bei Justinian belegt = *ὀρφανοτροφεῖον*) seit dem frühen Mittelalter nicht mehr unter dem klass.-lateinischen Namen orbi, sondern als orphani[4]) (*ὀρφανοί*) erscheinen. Wer daher für ital. *pitocco*[5]) ein griech. *πτωχός* zurückweist, müsste aus dem gleichen Grunde an der Herleitung von ital. *orfano,* span. *huerfano,* franz. *orphelin* aus griech. *ὀρφανός* Anstoss nehmen. — S. 139 entscheidet sich Spitzer bei dem Dilemma, ob ital. *spaccare* ‚spalten‘ = lat. *expagicare oder langob. *spahhan sei, für das erstere. Das ist mir völlig unverständlich. Was soll dies merkwürdige lat. *expagicare sein? Sollte das Misstrauen gegen ein langobard. *spahhan (vgl. mhd. *spachen* ‚bersten machen‘, ‚spalten‘) wirklich berechtigt sein, so bestand doch hier die Möglichkeit, das Wort innerhalb des Italienischen selbst anzuknüpfen, nämlich an *pacca,* das (besonders im Süden) einen ‚gespaltenen Gegenstand‘ bezeichnet.[6])

E. Lommatzsch bringt (S. 202—244) den zweiten Teil einer fleissigen Materialsammlung *Deiktische Elemente im Altfranzösischen,* deren erster Teil bereits 1922 in der Festschrift für Ph. A. Becker (S. 101 ff.) zum Abdruck gelangt war.

Höchst unerfreulich ist ein in pathetischem Ton gehaltener offener Brief V. Klemperers an Karl Vossler über *Positivismus und Idealismus des Literarhistorikers* (S. 245—268). Nach langatmiger Auseinandersetzung über Aufgaben und Kompetenzen des Literarhistorikers gibt Kl. seinem Lehrer gegenüber der Befürchtung Ausdruck, dass dieser auf dem besten Wege sei, in literarhistorischen Positivismus zu ver-

[1]) Näher ausgeführt in der *Zeitschr. f. roman. Phil.* 43. 694 ff.

[2]) Man versuche doch einmal, in Wörtern wie *barocco, baciocco, balocco, marsocco allocco, sciocco* usw. das „Suffix“ abzustreichen!

[3]) Das Wort begegnet bei Justinian und Dionysius Exiguus; vgl. auch bei Du Cange s. v. ptochotrophium und im Corp. gloss. lat. V. 525. 12, IV. 273. 42.

[4]) Vor dem 6. Jahrh. im Lateinischen nicht belegt.

[5]) Zur lautlichen Entwicklung vgl. das im Corp. gloss. lat. IV. 273. 42 erscheinende potochotropis und ib. V. 608. 65 pitigmata = *πτύγματα*.

[6]) Vgl. südital. *pacca* ‘Arschbacken’, Agnone *pacca* ‘natica, si adopera pure a dinotare oggetti divisi regolarmante dall’ alto in basso, come alberi, massi di pietra schistosa etc.’ (Cremonese), Matera *pacca* ‘parte’, ‘natica’, ‘fetta’ (di ciò che s’è tagliato) Rivelli 65, irpin. *pacca* ‘natica’, ‘parte’, ‘spicchio’ (Nittoli), neap. *pacca de noce* ‘spicchio di noce’ (Volpe), gargan. *pacca* ‘natica’, *pacca (del naso)* ‘pinna’ (Tancredi 43), umbr. *pacca* ‘metà, di mela, di porta, di maiale’ (Trabalza 28).

fallen. Wie lange soll bloss dieses unfruchtbare Geschwätz über Idealismus und Positivismus noch weitergeführt werden! Die Vertreter wissenschaftlicher Forschung lassen sich nun einmal nicht in zwei Schubfächern unterbringen. Man mag Industrieartikel serienweis herstellen, aber der Himmel bewahre uns vor dem Einheits-Literarhistoriker! Der wahre wissenschaftliche Forscher wird stets eine nur ihm eigene persönliche Note haben. Vossler wird (trotz des langen Briefes!) immer Vossler bleiben, und Klemperer wird immer nur ein Klemperer sein. Es wird immer Positivisten und immer Idealisten geben wie Hunderte verschiedener Forscherschattierungen, die den Uebergang bilden vom äussersten Pole des Positivismus zum äussersten Pole des Idealismus. Und es ist gut, dass es so ist![1])

Die übrigen im Jahrbuch enthaltenen Aufsätze von W. Küchler *(Esther bei Calderon, Racine und Grillparzer)*, L. Pfandl *(Cervantes und der spanische Renaissance-Roman)*, O. Walzel (*Farinellis deutsche Aufsätze*), J. Stenzel (*Sinn, Bedeutung, Begriff, Definition. Ein Beitrag zur Frage der Sprachmelodie*), F. Neubert (*Antikes Geistesgut in der französischen Literatur seit der Renaissance*) usw. behandeln Gebiete und Fragen, über die ein Urteil abzugeben ich kompetenteren Kritikern überlassen möchte.

Alles in allem: Dass das *Jahrbuch für Philologie* als ein „entscheidender Faktor unserer Wissenschaft" zu werten ist, wie ein Kritiker im *Literarischen Handweiser* auszusprechen für seine Pflicht hält, vermag ich, nach den von mir durchgeprüften Aufsätzen zu urteilen, wirklich nicht zu glauben. Es wird wenig Neues geboten. Das Neue ist meist höchst anfechtbar, wenn nicht geradezu irreführend. Dazu eine Fülle von Gemeinplätzen und tönenden Reden. Der Preis des Bandes beträgt broschiert 20 Mark, ein (viel zu hoher) Betrag, den unsere neusprachlichen Lehrer, wenn sie heute überhaupt noch in der Lage sind, Bücher zu kaufen, wahrscheinlich besser anzulegen wissen werden.[2])

Tübingen. Gerhard Rohlfs.

W. Meyer-Lübke, Das Katalanische. Seine Stellung zum Spanischen und Provenzalischen. Sprachwissenschaftlich und historisch dargestellt. Heidelberg, Winter, 1925. 189 S. 6,50 Mk., geb. 8 Mk.

Das hochwillkommene gründliche Buch ist ein Ereignis für die Forscher und wird zugleich (auch politisch) den Beifall der Katalanenschaft gefunden haben. Auch der Geschichtsforscher und besonders der Ortsnamenforscher sei darauf aufmerksam gemacht. Zudem ist es eine ausgezeichnete Methodenschule für den Sprachforscher. Das Buch, in dem so manche Einzelheiten geklärt und richtig gestellt werden, gehört auch in die Hand des Provenzalisten und Hispanisten, während auf unsere zahlreichen Dilettanten (in meliorem partem gebraucht) auf dem Gebiete des Spanischen bei der (besonders in der Lautlehre) oft schwierigen Darstellung wenig Rücksicht genommen wurde, denn es wird zu sehr mit der Angabe des Urworts und der Bedeutung gegeizt und auch

---

[1]) Vgl. die in ähnlicher Form ausgesprochenen Mahnungen von H. Schuchardt, *Der Individualismus i. d. Sprachforschung* (*Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. zu Wien* 204) S. 6 und Leo Spitzer im *Literaturbl. f. germ. u. roman. Philol.* 47 (1926) Sp. 23.

[2]) Ein nicht weniger scharfes Urteil über das *Jahrbuch* fällt Frankreichs angesehenster Linguist, A. Meillet, im *Bulletin de la société de linguistique* XXVI. 26 ff.: „Les articles du *Jahrbuch* portent sur des sujets intéressants. Mais ils sont superficiels à bien des égards. Les faits utilisés sont en général communs, et souvent même banaux. Les conclusions qui en sont tirées sont peu précises et manquent de nouveauté . . ."

die Buchtitel sind zu kurz angedeutet. Es wird nicht die Gesamtentwicklung des Katalanischen dargestellt, aber das Verhältnis dieser Sprache zum Spanischen und Provenzalischen nach Lauten, Formen, Wortbildung, Syntax und Wortschatz ausführlich geschildert und beleuchtet. Ergebnis: Das Lautsystem des Katalanischen ist durchaus galloromanisch, und auch im übrigen geht, wenn man den Verhältnissen auf den Grund sieht, das Katalanische in weitaus den meisten Fällen mit dem Provenzalischen, nicht Spanischen. Dies ist nicht so ganz neu, aber es war nötig geworden, es neu zu erweisen. — Am Schluss steht das sehr beachtliche Kapitel über die geschichtlichen Grundlagen des Katalanischen (darunter auch die kirchliche Einteilung), die zugleich die geschichtlichen Gründe für seine Sonderstellung sind.

Wichtigere Versehen: S. IX Z. 24 tilge „nicht", S. 6 Mitte lies *robore*, S. 15 Z. 2 *(merendat)*, S. 16 Z. 7 *ọ* aus *ou*, S. 17 Z. 20 *ẹ* zu *ę* S. 28 Z. 10 *muntanya*, S. 48 Z. 15 prov. *colomba*, Z. 9 v. u. *timba jünger*, S. 52 Z. 15 *gt-m(?)*, Z. 16 *t-m(?)*, S. 61 Z. 3 v. u. *-eu*, S. 67 Z. 16 v. u. prov. *redre(?)*, Z. 7 v. o. kat. *amanir(?)*. S. 71 sind die Anmerkungen vertauscht, S. 94 Z. 15 lies *avenal(?)*, S. 103 Z. 17 *bestimmende*, S. 166 Anm. 2 Z. 3 *zahlreicher anderer*, S. 171 Z. 10 *wie er es*, S. 175 Z. 4 *Bilbao*.

Breslau. H. Breuer.

Franz Clément, Das literarische Frankreich von heute. Wege zum Wissen, Berlin, Ullstein, 1925, 157 S.

André Germain, De Proust à Dada, Edition du Sagittaire, Paris, Simon Kra, 1924, 308 S.

In der Sammlung „Wege zum Wissen", die schon eine ganze Anzahl trefflicher Bändchen enthält, ist kürzlich die im Titel genannte Uebersicht über die neueste Literatur Frankreichs erschienen. Sie reiht sich den in dieser *Zeitschrift* Bd. 25, S. 260 aufgeführten Schriften nützlich an. Clément behandelt einen viel kürzeren Zeitraum als der damals besprochene Forst-Battaglia. Er beschränkt sich im allgemeinen auf die letzten zwei Jahrzehnte. Für diese aber verzeichnet er, soweit der Referent das beurteilen kann, alles Wesentliche. Und er versucht in anerkennenswerter Art eine Ordnung in die bunte Fülle der Erscheinungen zu bringen, das Einzelne in Hauptströmungen der Entwicklung einzureihen. Wie weit das gelungen ist, wird erst die Zukunft lehren. Es ist von Frankreich her Mode geworden, alles französische literarische Geschehen unter die Rubriken: Klassik und Romantik, oder, was gleichbedeutend sein soll, Traditionalismus und Revolutionismus, oder Nationalismus und Kosmopolitismus, oder, ganz radikal, Gesundheit und Krankheit, zu subsummieren. Solche „Klarheit" der Anschauung ist zwar sehr französisch, aber auch sehr simplifizistisch. Clément setzt dafür lieber: „lateinisch" und „gallisch" ein (während von Nationalisten der „Krankheits"-zustand der französischen Literatur eher bochistischer Ansteckung zugeschrieben wird). Aber neben das „Gallische" sieht er sich schnell gezwungen, als wieder etwas anderes, das „Keltische" zu setzen (S. 14). Das sind „Intuitionen", denen eine gewisse Grundlage nicht abgesprochen werden soll, die indes in ihrer Formelhaftigkeit der Wirklichkeit kaum genügen. Trotz dieser bescheidenen Ausstellungen kann das kleine Büchlein als ein vielseitig unterrichteter und anregender Führer durch die so reiche und interessante Entwicklung der neuesten französischen Literatur wohl empfohlen werden. Dringend zu wünschen bleibt ein Namenregister.

Eine noch engere Zeitspanne fasst André Germain in seinem Sammelband zusammen. Er besteht aus Zeitungsartikeln, die etwa den letzten fünf Jahren, vor allem den Jahren 1922 bis 1924 entstammen. Sie reden von Marcel Proust, Jérome und Jean Tharaud, Paul Morand, Jean Giraudoux, François Mauriac, Valéry Larbaud u. a., im Anschluss an zu jenen Zeiten neuerschienenen Schriften. Sie sind als Augenblicksbilder nicht ohne ein gewisses Interesse, aber sie setzen meist eine Kenntnis der Erscheinungen voraus, die dem deutschen Leser vielfach abgeht, und sie sind doch auch zu sehr von den Zufällen der Tagespublizistik abhängig, als dass dem Band für uns ein bleibender Wert zukäme.

Maurice Claudel, Pour les Etudiants étrangers en France, Notes, Conseils, Lectures. Paris, Plon, 6e éd. 1925. 237 S.

Also ein Ersatz für Rossmanns *Handbuch für einen Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet,* diesen trefflichen Berufs-Bädecker des neuphilologischen Frankreichreisenden, der leider durch die Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit so gründlich überholt ist? Doch nicht. Das neue Handbuch ist von einem Franzosen für ausländische Studierende aller Arten und aller Nationen geschrieben. Er will ihnen allen französisches Wesen und französische Kultur eröffnen und kann sich bei diesen weitesten Zielen, die auf dem kurzen Wege von 15 Bogen Kleinoktav erreicht werden sollen, natürlich nur beim Allgemeinsten und Oberflächlichsten aufhalten, und behandelt dies oft in nur sehr elementarer Form. Es geschieht das naturgemäss auch ganz vom französischen Standpunkt aus, so dass das Buch bisweilen als eine Art von Propagandaschrift erscheint. In einem ersten Hauptabschnitt redet der Verf. vom Lande, von der Geschichte, vom Geist und Charakter, von der Gesellschaft und den Institutionen des französischen Volkes, endlich von seiner Literatur und Kunst. Der zweite Teil betitelt sich: *Comment étudier en France,* und spricht von der Art des zu betreibenden Sprachstudiums, von den Studienanstalten und ihren Kursen, von den Prüfungen und von den anzuwendenden Arbeitsmethoden. Trotz der äusserst summarischen Art, in der alles dies nur berührt werden kann, wird man das Büchlein doch dem jungen Neuphilologen, der zum ersten Male nach Frankreich geht, empfehlen, einmal der nützlichen Nachrichten wegen, die es ihm immerhin übermittelt, andererseits nicht zur blinden Annahme der in ihm enthaltenen Urteile, aber zur Kenntnisnahme und Benutzung der Literatur, die in den kurzen bibliographischen Abschnitten verzeichnet ist.

Breslau. C. Appel.

Howard Rollin Patch, The Tradition of the Goddess Fortuna. I. In Roman Literature and in the Transitional Period; II. In Medieval Philosophy and Literature; III. Fortuna in Old French Literature. [= Smith College Studies in Modern Languages III (1922) No. 3—4; IV (1923) No. 4]. Northampton, Mass.

Die drei Hefte wollen das Weiterleben antik-religiöser Vorstellungen an der mittelalterlichen Ueberlieferung von der Glücksgöttin klarlegen. Wie denkt sich das Mittelalter Wesen und Tätigkeit Fortunas? Wird sie noch real-religiös empfunden oder ist sie nur noch Allegorie? Ist sie Gottheit oder blosse Kraft? Der Kampf der christlichen Literatur gegen den Fortunaglauben ist der Kampf der Lehre vom freien Willen gegen den Fatalismus. Im Unterbewusstsein der Christen verbindet sich der Glaube an die römische Göttin des blinden Zufalls mit bodenständigen Uebungen der Zukunftskündung und Wahrsagerei. In

der höheren Literatur wird die Göttin eine beliebte Allegorie. Die christliche Philosophie nimmt teilweise den Schicksalsbegriff in ihr System auf, leugnet ihn wohl auch oder sucht nach Ausgleich in christlicher Deutung. Die italienische Renaissance belebt das alte Bild der Göttin wieder, ohne ihm aber den Wert einer religiösen Realität beizulegen. Die altfranzösische Dichtung bleibt in dieser Hinsicht durchaus abhängig von den lateinischen Vorbildern.

Soweit die Dichtung mit ihrer formelhaften Sprache und ihrem Allegorienwesen in Betracht kommt, ist die vom Verfasser behauptete Abhängigkeit von der Antike unbestreitbar vorhanden. Im übrigen können Bedenken laut werden. Die Quellen, auf die sich die Untersuchung stützt, sind die Philosophen und Dichter der behandelten Zeit. Sind derartige Quellen wirklich ein getreues Spiegelbild des Volksglaubens? Ist dieses Bild nicht zuverlässiger aus der Literatur der Kleinen, aus Busstraktaten, aus dem Sprichwort zu erschliessen? Hat der lebendige Volksglaube in der Tat ausserhalb der italienischen Grenzen nötig, von römischer Ueberlieferung zu zehren? Ist der Schicksalsbegriff der Theologen trotz offensichtlicher phraseologischer Beeinflussung durch die römische Antike nicht in stärkster Weise abhängig von griechisch-arabischer Ueberlieferung? Eine stärkere Heranziehung volkskundlicher Quellen und eine tiefere spekulative Durchdringung der philosophischen Ideenzusammenhänge hätte der im wesentlichen literarisch gerichteten, sehr fleissigen Untersuchung und ihren Ergebnissen noch höheren Wert verliehen.

Alfred Pokrandt, Deutsche Kultureinflüsse im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Geschichte des Primärschul- und Lehrerbildungswesens von 1830—1848. Leipzig, Quelle u. Meyer, 1925. 109 S.

Der Untertitel gibt den Inhalt des Buches an. Auf dem Hintergrunde der kirchlichen und sozialpolitischen Bewegung in Frankreich zur Zeit des aus der Julirevolution hervorgegangenen Königtums, das in den starken Spannungen zwischen den neuen liberalen Forderungen und den überlieferten konservativ-religiösen Ideen zu vermitteln und sich selbst sicherzustellen strebt, vollzieht sich das Reformwerk des bedeutendsten französischen Unterrichtsministers des 19. Jahrhunderts Guizot. Aber die Grundlagen dafür und die Gesetzesentwürfe sind nicht Guizots Werk und die Anregung dazu entstammt nicht der Ideenwelt Frankreichs. Die Vorarbeiten zu der gesamten Volksschulreform waren Victor Cousin übertragen, dem Philosophen, der die deutsche kritische Philosophie dadurch in Frankreich eingebürgert hat, dass er in seiner eleganten Vortragsform über die Schwierigkeiten hinwegzugleiten verstand. Ihm verdankt Frankreich auch seine neue Volksschule; die Erfahrungen aber, die ihn zu diesem Werke befähigten, sammelte er in Weimar und Potsdam. Der „Bericht über den Stand des öffentlichen Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands und insbesondere Preussens", den er auf Verlangen seines Ministeriums vorlegte, enthält alle wesentlichen Forderungen, die in der Reform wenigstens teilweise verwirklicht wurden. Die sehr eingehende Untersuchung Pokrandts legt die Abhängigkeit besonders von dem Muster Preussens, sowohl was die Einrichtung der Primärschulen wie auch was die Fragen der Lehrerbildung und Lehrergesetzgebung betrifft, in aller wünschenswerten Deutlichkeit klar und stellt damit die Abhängigkeit Frankreichs von der deutschen Kultur auf einem Gebiete von unübersehbarer Bedeutung fest.

Das „gebildetste Volk der Welt“ sollte sich derartiger Friedensanleihen beim „Barbarenvolke“ und vor allem beim Preussentum gelegentlich erinnern. Pokrandts Buch wird dabei behilflich sein.

Gustav Schmidt, Lehrbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. I (Elementarbuch), 2. Aufl. 1924. 211 S. II u. III, 1923. 421 S. Frankfurt, Diesterweg.

Das Werk, das für Schulen mit Französisch als erster Fremdsprache bestimmt ist, soll durch je ein Uebungsbuch für Tertia und Sekunda und ein Repetitorium für Prima zu einem vollständigen Unterrichtsgange ergänzt werden. Methodisch lehnt es sich, soweit nicht die Eigenart der französischen Sprache besondere Wege erfordert, an die englischen Lehrbücher von Lincke-Cliffe an. Man erkennt bald, dass dem Verfasser eine gediegene Unterrichtserfahrung zur Seite steht. So sehr er bestrebt ist, der direkten Methode entgegenzukommen, so fest hält er an der Notwendigkeit tüchtiger grammatischer Kenntnisse, besonders in der Formenlehre der Verben, und fördert sie durch vielseitige Uebungen. Dem Lautkursus ist breiter Raum gewährt; bis an das Ende des Quintateils begleitet die Lautschrift jedes neue Wort und hilft auch später noch über die Schwierigkeiten hinweg. Die Lesestoffe sind möglichst französischen Originaltexten entnommen. *Exercice, Lecture, Questions sur la lecture, Causerie, Rédaction* regen zur Eigenbetätigung der Schüler stark an und schränken ebenso wie die eingestreuten Bildchen den Gebrauch der deutschen Unterrichtssprache ein. Die zu übenden Grammatikstoffe und Sprachwendungen treten in solcher Häufigkeit und so mannigfachen Verbindungen auf, dass sie sich auch mittelmässigen Schülern einprägen müssen. Als Gedächtnisstütze dienen manche Kindersprüchlein. Grammatik und Regeln sind im 1. Teile in die Lektionen hineingefügt und umfassen Formenlehre des Nomens und der Verben der Klassen *-er, -ir, -re,* die Präsensformen der häufigeren ungleichförmigen Verben und die durch den Ton bedingten Stammveränderungen. Die Beschäftigung mit den Einzelgruppen der Adverbialbestimmungen geht auf dieser Stufe zu weit. Der Stoff führt unmerklich aus der Anschauung des Schülers in die französische Sonderwelt hinüber, so dass am Ende schon die Namen *Napoléon, Victor Hugo, Rousseau, Voltaire,* auch Erdkundliches und französischer Esprit an die Schüler herantreten. Man wird die 25 Lektionen des 1. Teils freilich mit starker Auswahl verwenden müssen, wenn man auf gründliche Arbeit sehen will. Ein Anhang kurzer, meist lustiger Lesestücke und einiger Gedichtchen, sowie Einzelsätze zur Uebersetzung ins Französische, Vokabular und ein etwa 900 Wörter umfassendes alphabetisches Verzeichnis schliessen den 1. Band. Die Grammatik der Quinta enthält wesentlich die Pronomen, den Konjunktiv, Adverb und Steigerung, so dass Raum für gründliche, vertiefende Uebung des Sextastoffes bleibt. Der Quartateil umfasst die ungleichförmigen Verben. Hier ist eine systematische Grammatik angefügt, ebenso ein sehr willkommenes Verzeichnis der gebräuchlichsten Synonyma. Die phonetischen, historischen und logischen Begründungen dieser Grammatik braucht man dem Quartaner noch nicht durchweg zuzumuten. Sachlich bewegen sich die Lektüreabschnitte in Frankreichs Geschichte, Landeskunde, Märchen, Sage, Fabel, Biographie, auch in Abenteuern, Anekdoten, Gedichten; daneben findet man einige literarisch mustergültige Stücke. Deutsche Uebungssätze und alphabetische Verzeichnisse beschliessen wieder die Lehrgänge. Druckfehler und sonstige Unebenheiten sind nicht häufig. In Bd. I verwendet S. 1 die Lauttafel das Zeichen *y* für zwei verschiedene Reibelaute; die Rundung

des *œ* ist nicht angedeutet. S. 6 sollte der dunkle *a*-Laut als dem offenen (nicht dem geschlossenen!) *o*-Laute nahestehend bezeichnet werden. S. 21 ist für den *f*-Laut das Schriftzeichen *f* oder *ph* (nicht *pf*!); die Lautschrift für *attention* (S. 22), *saison* (S. 23) ist falsch. S. 26 fehlt in den letzten Zeilen die deutsche Bedeutung. S. 27 wird zur Einübung von *gn* empfohlen, ‚lang' zu sprechen und ein *j* zuzufügen. Was heisst das wohl? Vom Quintateile an ist hier übrigens ein anderes Lautzeichen verwendet! S. 23 ist die Lautschrift für *de Paris* falsch. S. 61 ist in *vingt-deux* das *t* hörbar. In den Wörterverzeichnissen der drei Teile finden sich einige leicht zu berichtigende Versehen.

J. Haas, Kurzgefasste neufranzösische Syntax. Verkürzte Bearbeitung der Neufranzösischen Syntax (= Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen IV), Halle, Niemeyer, 1924. XII+111 S. 3,50 Mk.

Die 1909 erschienene *Neufranzösische Syntax* von Haas wird durch die stark verkürzte Neuausgabe leicht zugänglich gemacht. Umstellungen des Stoffes führen zu einem noch einheitlicheren Aufbau. Der Geist ist der alte geblieben; das ist zu begrüssen. Die Selbständigkeit, mit der anscheinend längst überwundene Probleme neu erfasst werden, wird den durch Schulüberlieferungen gebundenen Lehrer in vielen Erklärungen und Begriffsfassungen aus konservierender Tradition befreien. Die Darstellung sucht, soweit das heute möglich ist, überall zunächst die Verhältnisse des Apperzeptionsvorgangs und des Ablaufs des Vorstellungsprozesses klarzulegen, ehe sie an den sprachlichen Ausdruck als Korrelat dieser geistigen Vorgänge deutend herantritt. Dabei ist der aus der gesprochenen Sprache der Gegenwart entnommene Anschauungsstoff mit Recht höher bewertet als Texte, die vorwiegend dem schriftlichen Ausdruck der Vorstellungen dienen. So tritt uns eine lebendige, fortschreitende Sprache entgegen, nicht etwas schulmässig Festgebanntes, akademisch Allgemeingültiges. Das Buch wird daher zum Versuch einer Syntax der gesprochenen Sprache. Zu einer solchen Syntax gehören aber über die Worte hinaus auch Sprechtakt, Rhythmus und Satzmelodie; sie sind ebenso Korrelate von Vorstellungen und Gefühlen, wie die Worte an sich, wenn sie auch nicht wie die Worte für sich selbst, sondern nur an den Worten wahrgenommen werden können. Diese syntaktischen Mittel sind natürlich von Haas überall gesehen und angedeutet; aber er geht ihrer Darstellung aus dem Wege, da sie für ihn jenseits der Begriffsbestimmung der Syntax liegen. Das hindert seine Syntax an dem letzten Schritte in die gesprochene Sprache hinein. Auch eine solche Syntax brauchte nicht rein beschreibend zu sein. Wenn es gelänge, die geistige Verfassung des Durchschnitts der heutigen Franzosen zu erfassen, dann wäre als ihr Korrelat auch eine normierende Syntax der Gegenwartssprache denkbar. Solche Forderungen haben den schulmässigen neusprachlichen Unterricht so lange kaum berührt, als er sich auf die Einprägung der in französischen Schulen überlieferten grammatischen Normen beschränkte. Nachdem aber auch die psychologischen und logischen Voraussetzungen der gültigen syntaktischen Gesetze mit den Schülern herausgearbeitet werden sollen, macht sich der Unterschied zwischen Schulnorm und der aus den seelischen Gegenwartsgrundlagen sich gestaltenden lebendigen Sprachentwicklung immer wieder störend bemerkbar. Und die Fülle der Beispiele, die Haas diesem lebendigen Sprachgebrauche entlehnt, wird es dem Lehrer schwer machen, erträgliche Grenzen zwischen überlebter Schulnorm und noch unzulässiger Neubildung zu finden;

so dass für den Unterricht zuletzt doch die rein normierende Grammatik der 'gebildeten' Schriftsprache nicht zu entbehren ist. Aus diesem Zirkel ist zunächst noch kein Ausweg; praktische Forderungen und geistige Ziele der Bildung durch den syntaktischen Unterricht stehen einander eben teilweise gegenüber. Ein Register fehlt; aber die eingehende Inhaltsangabe hilft beim Nachschlagen.

Breslau. Jos. Klapper.

Walter Gottschalk, Französische Synonymik für Studierende und Lehrer. 2 Teile (Synonymisches Lehrbuch und Uebungssätze). Heidelberg, Winter, 1925. 405+55 S.

Soll künftig die Aneignung des Französischen in unseren Schulen, die praktische Beherrschung der Sprache nur innerhalb und mit Hilfe der zusammenhängenden Lektüre erreicht werden, so muss dieser angestrebte Erfolg ebenso gefährdet und ungewiss bleiben, wie der Gewinn aus der Lektüre für die geistige Bildung der Lesenden und Lernenden darunter leidet. Ohne Klärung des sprachlichen Ausdrucks, ohne scharfe Unterscheidung und Auffassung der Ausdrucksmittel kann der Gehalt nicht zu seiner Wirkung kommen. In der vielgelesenen *Mademoiselle de la Seiglière* meldet Jasmin seinem Herrn (I, 3): l'étranger a insisté (ist dringlich geworden), worauf der Marquis erwidert: Et toi, tu as persisté (bist fest geblieben). Setzen die Schulwörterbücher den jungen Leser instand, die beiden Verben zutreffend auseinanderzuhalten? Sicher nicht alle. Immer wieder muss der übersetzende Schüler daran erinnert werden, dass *apparaître* nicht schlechthin mit „erscheinen" wiedergegeben werden darf. Aus solchen Erfahrungen wird jeder Lehrer mit mir folgern, dass es schon bei der vollen Erarbeitung der Schriftwerke nicht ohne Synonymik geht, erst recht nicht bei der freien Uebung in der fremden Sprache, und vollends für das Hinübersetzen, für die abwägende Vergleichung der zwei Sprachen ist sie unentbehrlich, so unentbehrlich wie Grammatik und Wörterbuch.

Dem Bedürfnis nach synonymischen Lehrbüchern haben zahlreiche Kenner des Französischen abzuhelfen versucht. Auch mit Leitfäden für die Hand der Schüler. Bei der betonten Rücksicht auf das Notwendige tragen sie in der Auswahl ein recht subjektives Gepräge, da bei der Verschiedenheit der Schularten und der Klassenbegabungen, auch bei dem Wechsel der Unterrichtsziele in den Lehrplänen die Ansichten über das Notwendige schwanken. (Im Vorbeigehen will ich darauf hinweisen, dass die synonymische Ausbeute aus einem Schriftsteller sich im Kommentar anhangsweise unterbringen liesse; Kaphengst hat dafür in seiner tüchtigen Ausgabe des obenerwähnten Lustspiels von Sandeau ein Muster geliefert.) Für einen weiteren Kreis von Benutzern, vor allem für Studenten und Lehrer, hatte Bernhard Schmitz seine *Synonymik* bestimmt. Und sie ist noch heute dafür geeignet. Er fand mehrere Nachahmer. Neuerdings hat G. Krüger eine *französische Synonymik* veröffentlicht (s. *Zeitschr.* 25, 259, 357); aber sein Werk ist kein Schulbuch, es soll auch nicht systematisch durchgearbeitet werden, sondern zum Nachschlagen, zur Darbietung von Material in Zweifelsfällen dienen. Ueber die Genannten ist Gottschalk fortgeschritten; seine *Synonymik* weist vor den einen als Vorzug die relative Vollständigkeit, vor den anderen die übersichtliche Anordnung und die höchsterreichbare Genauigkeit im Unterscheiden der verwandten Begriffe auf. Die Erklärungen, die sich auf Beispiele aus Schriftstellern oder aus der Umgangssprache der Gebildeten stützen, werden zunächst in gutem Fran-

zösisch geboten und hinterher durch Uebersetzungen umschrieben. Wo es sich um die sinnfällige Umwelt handelt, stellt er, sozusagen, den Generalnenner voran und reiht nach ihren Unterscheidungsmerkmalen die Zähler auf, wie etwa „Ernte" (récolte, moisson, vendange, fenaison, cueillette), oder „Schiff" (bâtiment, vaisseau, navire usw.), „Wagen" (véhicule usw., eine lange Reihe, die sich, wie die einsprachigen Wörterbücher in Frankreich mit ihren Abbildungen beweisen, noch vermehren liesse). Er bedient sich auch des Gegensatzes, vgl. „Land" (pays, terre, campagne) u. a. Sind die Begriffe unserer äusseren Wahrnehmung entzogen, so wird die Aufgabe schwieriger; dann begnügt sich der Verf. nicht, das Gemeinsame wie das eine Doppelsegment sich schneidender Kreise aufzuzeigen und das Besondere eines jeden Kreises mit einem annähernden Ungefähr abzutun, sondern gerade dieses Besondere wird nach Umfang und Intensität recht scharf gefasst. Vermisst habe ich „beschlagnahmen" (saisir, confisquer und bildliche Ausdrucksweisen) sowie „Korn" (grain, graine). Der Verf. geht mit Recht vom Deutschen aus. Vielleicht sucht der Benutzer unter einem anderen Stichwort, als es hier geboten wird; dann hilft ihm das ausführliche deutsche Wortregister aus der Verlegenheit; wünscht er für die fremdsprachliche Lektüre Auskunft, so mag ihn das französische leiten. Ob in diesen beiden Verzeichnissen noch Lücken auszufüllen sind, lasse ich dahingestellt; bei der Stichprobe auf „Riss" versagte das eine.

Gottschalks Buch beginnt mit „Abend" (soir, soirée). Wenn wir das Verhältnis von bouche bouchée, bras brassée, charrette charrettée auf die Zeit übertragen, so wird die sprachliche Darstellung der Zeitmasse gegenständlich und ganz erheblich einprägsamer. Damit möchte ich auf den Zusammenhang zwischen der Synonymik und der als Anhang zur Grammatik verlangten Wortbildung (Suffixe, wie das genannte ée, oder Präfixe, vgl. lever, élever, soulever) hinweisen.

Nach dem Gesagten halte ich mich zu dem Urteil berechtigt, dass wir von Gottschalk ein sehr sorgfältig ausgearbeitetes und (typographisch) hergestelltes Lehrwerk erhalten haben. Die rechte Brauchbarkeit erhält das Buch durch den zweiten Teil: Deutsche Uebungssätze; er ist nicht mit dem theoretischen Hauptstück vereinigt, ist (wie ich annehme) für sich käuflich, lässt sich also zur Not auch einer anderen Synonymik angliedern. Den Studierenden werden beide Teile sehr willkommen sein, wenn ich aus meinen mehrjährigen Erfahrungen als Leiter eines Universitätsseminars einen allgemeinen Schluss ziehen darf. Auf der Oberstufe der höheren Schulen wird schwerlich für diese Seite des französischen Unterrichts sich Zeit erübrigen lassen, leider! Das entbindet aber keinen Lehrer von der Pflicht, sich seinerseits damit zu befassen und seiner Klasse, wo es nottut und soweit es angeht, Belehrung zu bieten. Gottschalks Werk kommt als vortreffliche Handhabe an erster Stelle dafür in Betracht.

Frankfurt a. M. J. Hengesbach.

Prosper Mérimée, Colomba. Avec une introduction et des notes par Adalbert Hämel et Angela Hämel. Première Edition. Berlin, Flemming u. Wiskott. 1924. VII+115 S. Annot. 16 S. Wörterb. 20 S. [= Sammlung engl. u. franz. Schriftsteller d. neueren Zeit. Hrsg. von W. Hübner. 84. Bd. Ausg. B.]

Die Einleitung enthält eine kurze Lebensbeschreibung Prosper Mérimées (1803—1870), sowie eine Charakteristik seines neben *Matteo Falcone* und *Carmen* bedeutendsten Werkes *Colomba*, jener korsischen

Erzählung, die in glänzender Darstellung die ungeheure Macht korsischer Rache schildert. Die Herausgeber sagen mit Recht: «La lecture de cet auteur ressemble à une promenade à travers une forêt verdoyante et fraîche, à une promenade bien fixée.»

Der Text, die knapp bemessenen Anmerkungen in französischer Sprache und das Wörterbuch sind sorgfältig bearbeitet.

Bibliothèque Rhombus. Wien: **Nr. 301. Rachilde,** La Mort de la Sirène. 75 S.

Nr. 313. Maupassant, La Chambre 11. 68 S.

Dem Text der 4 in Nr. 301 abgedruckten Erzählungen ist eine kurze Biographie von Marguerite Eymery, der künftigen Rachilde, voraufgeschickt. Geboren 1860 in der Nähe von Périgueux, kam sie früh nach Paris und wurde Mitarbeiterin an der ‚*École des Femmes*'. 1899 heiratete sie den bekannten Kritiker und Romancier Alfred Vallette. Ihre Romane, die mehr als 40 Bände füllen, sind von verschiedenem Wert. Léon Bloy hat sie mit den kurzen Worten charakterisiert: «La littérature de Rachilde, cette folie ardente et rouge . . . où il n'y a jamais de viande». Sicher ist, dass keins ihrer Werke dem anderen gleicht, sie wiederholt sich niemals. Die hier gebotenen Proben, *La Mort de la Sirène, La Découverte de l'Amérique, Le Cheval qui rêve, Le Traquenard,* geben dem Studierenden oder dem Lehrer des Französischen, der sich nicht eingehender mit den Werken der Schriftstellerin beschäftigen will, wenigstens einen Begriff von ihrer Art, den Leser durch ihre lebendige Darstellung und scharfe Charakteristik der Personen zu fesseln. Für die Schule sind die Erzählungen nicht geeignet, besonders wegen der gesuchten, oft derben Ausdrucksweise.

Das 313. Bändchen enthält folgende Novellen Maupassants: *La chambre 11; L'Ami Patience; La Mère aux Monstres; La Confession; Nos Anglais; L'Ordonnance; Le Port.* — Guy de Maupassant (1850—1893)[1]) ist sicher neben Flaubert und Zola der bedeutendste Vertreter des französischen Naturalismus. Er schildert das Leben mit voller Wahrhaftigkeit, so wie es wirklich ist. Sein Stil ist wegen seiner Klarheit und der höchsten Treffsicherheit des sprachlichen Ausdrucks berühmt. Er gilt als einer der grössten Meister der Erzählung in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Dieser Umstand hat denn auch viele Herausgeber bestimmt, eine Auswahl zu treffen, die die Vielseitigkeit der Werke Maupassants erkennen lässt. So werden für den Schulgebrauch Proben aus des Dichters Romanen und Novellen, seinen kleineren Erzählungen und Reisebeschreibungen geboten, so werden die verschiedenartigsten Charaktere und Milieus vor Augen geführt.

Die hier abgedruckten Erzählungen zeigen zwar auch die Kunst des bedeutenden Naturalisten, sind aber wegen ihres sinnlichen Inhalts nur für Studierende der französischen Literatur geeignet, die ja auch diese Seite seines Schaffens kennen lernen müssen. Bei den meisten fehlt ausserdem der Grund, weshalb das Sexuelle so stark in den Vordergrund tritt. In *La Mère aux Monstres* werden wenigstens noch die verderblichen Folgen des Korsetts für schwangere Frauen gegeisselt, in *La Confession* berührt die Reue des Sünders sympathisch, in *Nos Anglais* wird die heuchlerische Frömmigkeit einer englischen Clique an den Pranger gestellt, die übrigen Erzählungen sind rein sinnlich.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

[1]) Eine kurze Biographie in französischer Sprache hätte voraufgeschickt werden können.

Giessener Beiträge zur Erforschung der Sprache und Kultur Englands und Nordamerikas. Hrsg. von W. Horn. Bd. I u. II, 1. Giessen, Verl. d. Engl. Seminars der Universität, 1923, 1924. 251+128 S.

Mit diesen neuen *Beiträgen* hat sich das Englische Seminar — entsprechend wie das Romanische derselben Universität — die Möglichkeit geschaffen, tüchtige Arbeiten seiner Lehrer, Schüler und Freunde selbständig zu veröffentlichen. Sie können unmittelbar vom Seminar selbst bezogen werden. Der 1. Band enthält folgende Beiträge, die mit Ausnahme des letzten von Spira ganz unter dem Einfluss des Herausgebers und seines bekannten Buches über *Sprachkörper und Sprachfunktion* stehen, und es ist nur zu begrüssen, dass diese Lehre durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen erläutert und gestützt wird: H. Düringer, *Die Analyse im Formenbau des englischen Nomens* (S. 1—32), behandelt die Geschichte und Entwicklung des Genetivs und Dativs. Leo Müller, *Neuenglische Kurzformbildungen* (S. 33—76), beschäftigt sich mit Kürzungen von Wortzusammensetzungen, Wortgefügen und einzelnen Wörtern, trägt sehr viel Stoff und Beispiele herbei und ist auch z. T. für den Unterricht verwendbar. E. Jaeger, *Die Konjunktionen ‚for' und ‚for that' im Englischen* (S. 77—112), Stoffsammlung und Entwicklungsgeschichte. H. Gutheil, *Form und Funktion in der englischen Verbalflexion* (S. 113—132): Uniformierung, Kürzung, Verschmelzung. W. Horn, *Neue Beobachtungen über Sprachkörper und Sprachfunktion im Englischen* (S. 132—140), einzelne Bemerkungen und Ergänzungen des Herausgebers zu den vorausgehenden Arbeiten. Th. Spira, *Shelleys geistesgeschichtliche Bedeutung* (S. 141—251). Die Arbeit „betrachtet den Dichter in seiner kritischen Wirksamkeit und will damit einerseits einen Beitrag zur Kenntnis von Shelleys Wesen überhaupt, anderseits einen Beitrag zur Grundlegung der englischen Philologie geben"; sie ist stark philosophisch gehalten und erörtert vornehmlich Shelleys Stellung zu ästhetischen, ethischen, philosophischen und religiösen Fragen und damit zur allgemeinen Geistesbewegung seiner Zeit; zum Teil ist sie auch warm persönlich und religiös gestimmt.

Heft II, 1 enthält: G. Himmler, *William Collins' Gedichte* (S. 1—28). Collins lebte von 1721—59, war aber schon mit 30 Jahren geisteskrank geworden. Seine Dichtungen sind sehr eigentümlich, selbst seine besten Freunde verstanden sie nicht immer, und seine Oden kann man teilweise überhaupt nicht verstehen; man soll sie nur mit erleben können (?). Die Arbeit, die die einzelnen Gedichte eingehend erörtert, zeigt noch manche Spuren von Anfängertum. Else Gutermuth, *Das Kind im englischen Roman von Richardson bis Dickens* (S. 29—60). Verf. untersucht die Darstellung des Kindes in den Werken von Richardson, Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith, Austen, Scott und Dickens nach drei Gesichtspunkten: Im älteren Roman erscheint das Kind biographisch in der Vorgeschichte des Helden; da und sonst kommt es meist nur episodenhaft vor; als Nebengestalt; als Hauptpersonen und Träger der Handlung tauchen Kinder erst im Roman des 19. Jhdts. auf. Berta Scheld, *Die Personencharakterisierung bei Thackeray* (S. 61—94), eine etwas ungewandte und trockene Darstellung in der Form schematischer Aufzählung. Ph. Buttler, *Die Ausländer in den Romanen Thackerays* (S. 95—128); hier kommen sogar grobe Sprachschnitzer vor: „er sorgt sich für grosse Menge Wein in seinem Keller" (S. 106); „französische Kleidermacherinnen" (118). Die Franzosen behandelt Thackeray ohne

Liebe, die Französinnen malt er ziemlich schwarz; die Deutschen zeichnet er mit gutmütiger Parodie, die Juden sind ihm verabscheuuungswürdig, ja Abschaum der Menschheit. Buttler wie auch Scheld ziehen öfter Vergleiche mit Dickens.

Adolf Weiss, Die Mundart im englischen Drama von 1642 bis 1800. Giessen, Verl. des Engl. Seminars, 1924. 86 S.

Dieses Heft ist ausserhalb der vorgenannten *Beiträge* erschienen. Es will bewusst die Arbeiten von E. Panning, *Dialektisches Englisch im Elisabethanischen Drama* (1884) und E. Eckhardt, *Die Dialekt- und Ausländertypen des älteren englischen Dramas* (1910) fortsetzen. Verf. gibt eine sehr fleissige Zusammenstellung der Dramen, meist Lustspiele, in denen Mundartliches vorkommt, und verarbeitet dann die Sammlung in einer sorgfältigen grammatischen Darstellung; am häufigsten begegnet das Schottische im Drama.

Shakespeare-Jahrbuch. Hrsg. von W. Keller. Bd. 61 (N. F. II. Bd.). Leipzig, Tauchnitz, 1925.

Schon wieder hat der Verlag gewechselt (s. *Zschr.* 24, 270); hoffentlich behält die hochangesehene Firma Tauchnitz jetzt dauernd die Fürsorge für das Unternehmen. Der hellblaue Einband ist wieder dem ernsten braunen aus der Langenscheidtschen Zeit gewichen. Der Umfang ist noch immer recht schmächtig, wenngleich schon etwas stärker als im letzten Doppelbande. Zeitschriftenschau und Bibliographie mussten leider wegbleiben und sollen im nächsten Bande nachgeholt werden. Der Inhalt ist folgender: W. Deetjen, *Bericht über die Hauptversammlung 1925* (S. 1—6). E. Kilian †, *Sh. und die Mode des Tages* (S. 7—38). Eine vortreffliche Uebersicht über die verschiedenen Arten, wie Sh. gut oder schlecht inszeniert werden kann. A. Eichler, *Das Hofbühnenmässige in Sh.s Mids. N. Dream* (S. 39—51). H. v. Glasenapp, *Die Dämonologie in Sh.s Macbeth: Banquos Geist* (S. 52—66). F. Schnapp, *Fr. Liszts Stellung zu Sh.* (S. 67—80). Stellt eine Reihe von Briefen und anderen Aeusserungen Liszts über Sh. zusammen. H. Türck, *Der Totenschädel in Hamlets Hand* (S. 81—88). A. Guthmann, *Sh.s Krankheit und Tod* (S. 89—93). Der Verf., Arzt, nimmt schwere Arterienverkalkung infolge von üppigem Leben und reichlichem Alkohol-, vielleicht auch Nikotingenuss an. Maria Schütt, *Hat Calderon Sh. gekannt?* (S. 94 bis 107). Verf. verneint die Frage im Gegensatz zu bisherigen Annahmen. Nekrologe (S. 108—124). E. Kilian †, *Matthieu Lützenkirchen*. M. Martersteig, *Eugen Kilian*. W. Keller, *George B. Churchill*. Bücherschau (S. 125—149). W. Keller bespricht 24 Werke, dann folgen noch drei Einzelbesprechungen. Theaterschau (S. 150—177). Sie bringt Berichte über Sh.-Aufführungen in Bochum, München, London (*Hamlet* in moderner Kleidung), Frankfurt, Wien, Münster, Weimar. E. Mühlbach gibt wieder den *Statistischen Ueberblick über die Sh.-Aufführungen i. J. 1924* (S. 170—177). Danach wurden von 183 Theatergesellschaften 27 Dramen in 1891 Vorstellungen vorgeführt. I. J. 1923 lauteten die entsprechenden Zahlen: 168, 26, 2020; am häufigsten wurde gespielt: *Was ihr wollt, Der Widerspenstigen Zähmung, Kaufmann.* — Den Schluss bildet der Bericht über den Zuwachs der Bibliothek (S. 178 bis 190).

Herbert Eulenberg, Gegen Shaw. Eine Streitschrift. Mit einer Shaw-Parodie des Verfassers. Dresden, K. Reissner, 1925. 77 S.

Das Büchlein ist in gewissem Sinne ein Gegenstück zu Sternheims Drama *O. Wilde*, das ich *Zeitschr.* 24, 458 besprochen habe. Aber wäh-

rend Sternheim seinen Helden mit freilich etwas unzureichenden Mitteln wer weiss wie sehr verherrlicht, will Eulenberg den seinigen ungefähr so totschlagen, wie es Lessing einst mit Gottsched tat. Geht er in seiner Bekämpfung Shaws auch gelegentlich etwas überderb und mit wenig gewählten Worten vor — S. 42 nennt er ihn einen „Konzessionsschulzen, eine Qualle, einen Bildungsphilister, einen lauwarmen, charakterlosen Kerl, einen zweideutigen Schwätzer . . . einen unpazifistischen Pazifisten, den vorgeschrittensten Rückschrittler, den konservativen Revolutionär . . .“ —, so ist seine Grundeinstellung doch, wenigstens vom Standpunkt des deutschen Idealismus aus, sehr richtig, und es schadet durchaus nichts, wenn unseren verehrten Zeitgenossen, die ja wie alles Ausländische, auch Shaw, so gern über alle Massen preisen und bewundern, einmal gründlich die Augen geöffnet werden. Der Neuphilologe wird gut tun, das Buch zu lesen. Wenn er auch nicht alles darin unterschreiben wird, so kann er doch seinen Spass daran haben und — manches lernen. Ausser der Streitschrift erscheinen noch zwei Parodien in dem Heft. Die eine, S. 17—25, ist eine wüste Szene über den betrunkenen Alexander im Kreise seiner Zechgenossen und soll „Shaws Verfahren, die Geschichte und ihre Grossen zu verspotten“ karikieren, die andere, S. 63—77, zeigt Shaw im Elysium, wo er alle grossen Dichter und Denker anrempelt, von ihnen kühl abgeschüttelt wird und zuletzt die Strafe erhält, „immer nur mit sich allein zu sein, in der geistreichsten, spassigsten, wunderlichsten, verblüffendsten, bedeutsamsten, verständigsten, klarsten, überlegensten Gesellschaft von der Welt“. — Da verzweifelt er und schreit: „Immer nur mit mir allein. Wie werd' ich das aushalten!“

W. Wüllenweber, Ratgeber für Reisende nach England, Frankreich, Spanien und der Schweiz. Berlin, Weidmann, 1926. 42 S. 1 Mk.

Nur kurz braucht dieses handliche und überaus zweckmässige Heft hier erwähnt zu werden, denn jeder Neuphilologe, der eines der genannten Länder aufsuchen will, muss es selbst besitzen, durcharbeiten und ausnutzen. Es stützt sich auf 161 amtliche Berichte, die dem preussischen Kultusministerium von Neuphilologen, die Auslandsreisen gemacht hatten, im Jahre 1925 erstattet worden sind, und stellt alles Wissenswerte knapp und übersichtlich zusammen, besonders die Wohnungsnachweise sind sehr wertvoll. Für neue Auflage seien folgende Kleinigkeiten angemerkt: Das Buch von Reusch (1902) ist völlig veraltet; Spies ist viel wichtiger. Diese *Zeitschrift* wäre durchgehends zu empfehlen, nicht nur mit dem Aufsatze Frankes (25, 197); denn ich habe besonderen Wert darauf gelegt, vielseitige Erfahrungen von Auslandsfahrern zu veröffentlichen und werde es auch weiterhin tun. Von Vossler, *Frankreichs Kultur,* liegt eine neue Auflage vor. Fremdwörter dürften fehlen (Minimum, Toilette, h statt Uhr). Weitere Ausgestaltung der Literaturangaben wäre wünschenswert.

Breslau. H. Jantzen.

Leslie Nathan Broughton, The Theocritan Element in the Works of William Wordsworth. Halle, Niemeyer, 1920. VI+193 S.

Das eingestandene Ziel dieser vergleichenden Studie über Theokrit und Wordsworth besteht nicht darin, zu zeigen, dass Theokrit einen tiefen Einfluss auf Wordsworth ausübte oder dass Theokrits Stil von Wordsworth nachgeahmt wurde. Es soll bewiesen werden, dass der grosse

Unterschied zwischen den "pastorals" des Theokrit und denjenigen Wordsworths ein Unterschied im Stil oder im literarischen Typus ist. Der Verf. untersucht zunächst, wie die beiden Dichter sich stellen zum Menschen, zur Landschaft, zur Stadt, zur Idee des goldenen Zeitalters und zu den Klassikern. Zu Eingang des Kapitels *Man* stellt er die etwas überraschende These auf, dass die Zentralfigur in der „pastoralen" Literatur der Mensch ist, dass nicht irgendeine idealisierte Landschaft mit irgendwelchen Fabelwesen ihr wahres Motiv ist. Bei Theokrit sind die meisten Charaktere Bauern, bei Wordsworth Schäfer und Hirten. Der frische Humor, den Theokrit seinen Gestalten leiht, fehlt denjenigen von Wordsworth. Beide Dichter jedoch geben ihrer Bewunderung für ein kraftvolles Menschentum Ausdruck. Trotz mancher Aehnlichkeiten unterscheiden sich ihre Menschen wie die sizilische Landschaft von der englischen. In den Gedichten Theokrits wie in denen Wordsworths nimmt die Landschaft den zweiten Platz gegenüber dem Menschen, "earth's thoughtful lord", ein. Obwohl Wordsworth die Landschaft höher schätzt als Theokrit, beschreibt er im Gegensatz zu Theokrit die Landschaft mitunter ohne das menschliche Element. Die Tendenz, das Land mit der Stadt zu vergleichen, findet bei Theokrit eine schwache Ausprägung; seine Nachfolger vergröbern und übertreiben das Motiv, bis Wordsworth einen vollkommenen Wandel schafft; er macht das Land und nicht die Stadt zur Grundlage seiner „pastoralen" Dichtung. Die Idee des goldenen Zeitalters findet bei Theokrit nicht so deutlichen Ausdruck wie bei Virgil, aber sie ist vorhanden, besonders in den Idyllen, die es mit einem nichtzeitgenössischen Landleben zu tun haben. Das goldene Zeitalter ist für Wordsworth kein verlorenes Ideal oder ein unerreichbares Ziel; es ist ihm Möglichkeit und tätig wirkende Kraft. Klassische und mythische Anspielungen sind bei Theokrit etwas Selbstverständliches; Virgil übermittelt sie der modernen Schäferdichtung. Auch Wordsworth macht Gebrauch vom klassischen Mythus, zwar nicht in dem Umfange, wie seine Liebe zur Antike vermuten lässt, immerhin jedoch mehr, als man herkömmlicherweise annimmt.

Recht ausführlich ist das Kapitel *Pastoral Language*. Theokrits Diktion ist so verschiedenartig wie seine Stoffe; sie lässt das sizilische Leben wieder aufleben und erhält es in aller Einfachheit und Schönheit; er verwendet nicht den echten Dialekt der sizilischen Bauern; er verfeinert ihn, besonders durch Anleihen bei den Klassikern. Wordsworth sucht in ähnlicher Weise seine Diktion zu reinigen von dem, was er "the gaudiness and inane phraseology" nannte; er verwandte "a selection of language really used by men", wie er selbst sagte, d. h. eine verfeinerte Sprache, die sein persönliches Eigentum, aber allen, selbst dem gemeinen Mann, verständlich ist.

In einem ebenso umfangreichen Kapitel untersucht der Verf. die direkten Erwähnungen Theokrits bei Wordsworth und teilt dann Stellen aus seinen Gedichten mit, welche einen Einfluss Theokrits vermuten lassen; die etwas vagen Hauptergebnisse sind die, dass Wordsworth ein sehr guter Kenner Theokrits war, und dass er in einigen Fällen in der Ausdrucksweise direkt beeinflusst war. Das Schlusskapitel behandelt *Wordsworths Theory of Pastoral Poetry;* leider hat Wordsworth keine Sonderabhandlung über die Schäferdichtung als eigene Dichtungsart geschrieben; aus seinen Werken geht nur so viel hervor: er fordert, dass die Schäferdichtung menschlich, natürlich, wahr und wirklich sein müsse, dass sie vom Dichter eine angeborene Begabung voraussetze, dass sie ge-

treulich ländliches Leben, Sitten und Gewohnheiten schildern müsse; das endgültige Urteil über Wordsworths theoretische Stellung zur Schäferpoesie ist also noch nicht gesprochen, kann erst dann gesprochen werden, wenn eine ausführliche Untersuchung zu seiner Theorie über die Poesie überhaupt vorliegt.

Der Verf. hat den an sich nicht sehr anziehenden und dankbaren Stoff mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit behandelt und herausgeholt, was herauszuholen war. Er ist sich wohl bewusst, dass die Schäferdichtung einen etwas verblassten Ruhm hat. Seine bereits 1913 im Manuskript fertige und wegen der Ungunst der Verhältnisse erst sieben Jahre später gedruckte Arbeit ist nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen und dem Gemüt geschrieben. Er hat einem Schäferdichter, von dem kein Geringerer als Edmund Gosse sagte: "It would be purely fantastic to try to claim for Wordsworth a place among the pastoral poets", dadurch ein liebevolles literarisches Denkmal gesetzt, dass er ihn des Vergleiches mit dem unbestrittenen Meister der "pastoral poetry" für wert hielt.

Grete Moldauer, Thomas Lovell Beddoes. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1924. X+148 S.

Diese Untersuchung reiht sich würdig jenen Arbeiten an, welche gerade deutsche Frauen in den letzten Jahren auf anglistischem Gebiete geleistet haben. Sie gilt einem in den literarhistorischen Werken meist achtungsvoll behandelten, aber grösseren Kreisen vollständig fremden Dichter. Beddoes steht als Kind des beginnenden 19. Jahrhunderts inmitten einer innerhalb der englischen Romantik sich auswirkenden Bewegung, die als die „Revival of the Elizabethans" bekannt ist. Er ist kein direkter Nachahmer der Elisabethaner, sondern nur ihr direkter Nachkomme auf dem Boden der Romantik. Für die Tatsachen seines äusseren Lebens sind wir angewiesen auf die Einleitung Gosses zu der Gesamtausgabe seiner Werke, und dieser schliesst sich die Verf. auch an, nicht aber in dem, was Gosse über Wesensart und Stimmungen des Dichters bringt, dessen Lebenswillen unter unfruchtbarem Pessimismus erstickt und der schliesslich durch Selbstmord endete. In seiner Lyrik schwankt er zwischen Melancholie und übermütiger Laune. Der Gesamtwert seiner Lyrik wird zwar durch eine gewisse Eintönigkeit beeinträchtigt, sie zeugt aber von der Echtheit des Talentes dieses ausgesprochenen „Bildungsdichters". Künstlerisch wertlos hingegen ist seine in Versen geschriebene Rahmenerzählung: Der *Improvisatore.* In seinen Dramen werden die Vorzüge seiner vorwiegend lyrischen Begabung zu Hindernissen und Fehlerquellen. Die Verf. hat Beddoes' Lyrik, seine Verserzählung wie auch seine dramatischen Werke einer eingehenden Untersuchung unterzogen; besonders sorgsam ist das Kapitel über des Dichters Verskunst. Sie hat sich tief in sein Wesen eingefühlt und weiss ihn uns sogar menschlich nahe zu bringen. Last not least sei hervorgehoben, dass die Darstellung recht anschaulich und bewegt ist.

Bochum. Karl Arns.

Karl Arns, Jüngstes England, Anthologie und Einführung. Leipzig, E. Kuner, 1925. 320 S.

Ein Bild des neuen England soll vor unseren Augen entstehen. Mit den modernen Strömungen des englischen Schrifttums soll der „deutsche Literaturfreund" bekannt gemacht werden, Uebersetzung ihn zu den Quellen leiten.

Arns handelt von dem „grossen Roman", dem Roman der Jüngsten, dem Drama und der Lyrik. Ein letzter Abschnitt ist den Iren gewidmet.

Abkehr von dem Realismus in all seinen Erscheinungsformen, Verlegung des Schwergewichts vom Verstand auf das Gefühl, das sind die wesentlichsten allen gemeinsamen Züge.

Die Einteilung des Buches bringt es mit sich, dass derselbe Dichter unter verschiedenen Abschnitten besprochen wird. Wie die „älteren" Romanschriftsteller Bennet, Conrad, Galsworthy, Wells teilweise in die neue Zeitströmung einmünden und die neuen Dichter noch teilweise im Realismus beharren, zeigen die Einzelbilder der genannten „grossen" und der zahlreichen „jüngsten", von denen nur wenige hier angeführt seien: James Joyce, „die verblüffendste Erscheinung unter den Modernen", der umstrittene David Herbert Lawrence, Aldous Huxley, der Enkel des grossen Naturforschers, Lord Dunsany, Brett Young, der Schüler Conrads, und die kraftvolle Vertreterin der Heimatkunst Sheila Kaye-Smith.

Von der allgemeinen Umwertung gibt das Drama ein matteres Bild als der Roman. Aber auch hier zeigt sich deutlich genug die Unruhe einer Uebergangszeit. Neben dem abenteuerlich Romantischen steht das Drama, das bestimmte Probleme behandelt. (Archer, Lord Dunsany; Hutchinson, Galsworthy, dessen *Skin Game* vielleicht eine Deutung der Hauptpersonen auf Deutschland und England im Weltkrieg zulässt.) Daneben ein starkes Erinnern an den Krieg. Allan Monkhouse erzielt in seinem *Conquering Hero* durch Beschränkung auf das rein Menschliche hohe Wirkungen; C. K. Munro zeigt in expressionistischen Bildern Finanzleute und Diplomaten, Presse und Masse vom Einfädeln eines Krieges bis zur Friedenskonferenz mit dem „Selbstbestimmungsrecht der Völker". Mystische Gestaltung bei Maugham, Temple Thurston, Blackwood und Forsyth, die erweist, dass Chestertons Proteste gegen Rationalismus und Intellektualismus im heutigen England gegenstandslos geworden. Drinkwater *(Mary Stuart)* und Shaw schliessen die grosse Reihe moderner Dramatiker.

Auch für die Lyrik zeigt Arns das Ringen nach neuem Geist. Hier gerade ist die Eingliederung in äusserliche Gruppen besonders schwierig. Nur eins scheint gemeinsam: Menschheit und Natur werden neu entdeckt, das Erdenmysterium durch die Intuition erfasst. Von den Iren werden u. a. behandelt Yeats, George Russel (A. E.), Colum, James Stephens, Dora Sigerson (Mrs. Clement Shorter, † 1916).

Die Uebertragung trefflich ausgewählter Stellen aus Roman und Drama ist mustergültig, Lyrik, mag sie noch so fein nachempfunden sein, scheint mir in der Uebersetzung immer etwas zu verlieren.

Besonderen Wert erhält Arns' Werk durch die Einordnung der typischen Erscheinungen modernen Schrifttums in grosse Entwicklungsreihen und das Aufzeigen von Beziehungen untereinander und zu deutschem und französischem Geistesleben.

Darmstadt. Karl Mathes.

Harold E. Palmer, A Grammar of Spoken English on a Strictly Phonetic Basis. Cambridge, W. Heffter & Sons, in Kommission bei Teubner, Leipzig 1924. XXXVI+293 S.

In der Einleitung äussert sich der Verf. über Stoff und Ziel seiner Arbeit: die Sprachform, die er zugrunde legt, ist die gegenwärtige Alltagssprache des gebildeten Südengländers, besonders des Londoners, und seine Absicht ist, dass sie den im Studium des Englischen fortgeschritte-

nen Ausländern und allen Lehrern des gesprochenen Englisch diene, indem sie ihnen alle wichtigen und typischen Erscheinungen des Englischen in Beispielen und Beispielreihen vorführt, die so eingerichtet sind, dass durch Einsatz anderer Worte danach zwanglos ähnliche Sätze gebildet werden können; es kommt dabei darauf an, die Beispiele so zu wählen, dass ihnen eine möglichst grosse Zahl nützlicher Analogien entspricht. Die Arbeit verfolgt also ein praktisches Ziel und verwendet eine „direkte Methode", aber der Verf. verzichtet auch nicht auf die begriffliche Fassung der Erscheinung in einer Regel, wo sie möglich ist.

Darauf folgen 1. *Phonetics* mit eingehender Behandlung der Intonation, 2. *Parts of the Speech (Nouns, Pronouns and Determinatives, Qualificatives, Verbs, Adverbs, Prepositions and Phrases, Connectives and Clauses, Interrogative Words, Interjections and Exclamations)*, 3. *Parts of the Sentence (Word Order, Subject, Predicates, Adverbials)*, 4. *Logical Categories (Emphasis or Significative Prominence, Affirmation, Negation, Interrogation, Time Relations, Command, Request, &c., Totality, Negative Totality, Plurality, Nationality, Gender, Reported Speech).*

Bei dieser Einteilung fällt besonders die Abweichung von der üblichen Gliederung: Wortlehre und Satzlehre, und die Abtrennung der unter 4. zusammengestellten Dinge auf. Ich glaube, ohne dass ich hier auf das Problem des Aufbaus der Syntax näher eingehen kann, was auch mit dem Wesen des vorliegenden Buches nichts zu tun hätte, dass hier ein Weg eingeschlagen wird, der aus manchen Schwierigkeiten herausführt; die übliche Vermischung syntaktischer und logischer Beziehungen im Satz kann vielleicht so vermieden werden. Alle Beispiele sind nur in Weltlautschrift gegeben und mit klaren Intonationszeichen versehen. So bieten sie ein Material, das sich auch noch anderweitig verwerten lässt. Durch die phonetische Grundlage kommen eine Menge Feinheiten der Sprache heraus, die ihren ganzen Formenreichtum offenbaren, so bei den *defective verbs.* Auch sonst ergeben sich eine Fülle fesselnder und wichtiger Beobachtungen, so über *all* § 128, über *much* und *many* § 140, wechselnde Betonungsverhältnisse bei bestimmten Zusammensetzungen § 174, die an sich bejahende Bedeutung der unvollständigen Hilfsverben § 266, 4, die Adverbien in dem ausgezeichneten Katalog § 387 ff., über den Zeitgebrauch in Konjunktionalsätzen § 409, die Mittel der Hervorhebung § 566, über Präteritum und Perfekt bei bestimmten Adverbien § 613/4; um nur einiges Wichtige zu nennen.

Das Buch ist ein ausgezeichnetes Mittel für jeden, seine Kenntnisse in bezug auf das wirklich lebende Englisch zu erweitern und zu vertiefen.

E. Kruisinga, A Handbook of Present-Day English. Part II English Accidence and Syntax. 3 Bde. 4. Aufl. Utrecht, Kemink en Zoon. 1925. XII+357, XII+311, XII+360 S.

Diese umfassende, eingehende und klare Darstellung ist das modernste und eins der besten, wenn nicht das beste Werk, das bisher über den Gegenstand geschrieben worden ist. Der besondere Wert des Werkes liegt in der Verarbeitung sehr reicher Beispielsammlungen unter feinster Sonderung, ohne dass dabei die Zusammenfassung der Einzelheiten und die Uebersichtlichkeit des Ganzen. leidet. Kr. strebt, wie er in der Vorrede selbst sagt, gerade diese feine Sonderung an, und mit Recht; kann man doch auf dem Gebiet der syntaktischen Forschung bei allem Streben nach Zusammenfassung unter grossen Gesichtspunkten, nach Feststellung der einfachen, überall wirksamen Tendenzen, nicht

genug Aufmerksamkeit dem Einzelnen und Kleinen zuwenden, da jeder Satz neue, noch gänzlich unbeachtete Probleme enthalten kann. Erst durch solche Feinarbeit wird der innere Reichtum der Sprache ans Licht emporgehoben.

Der Aufbau ist folgender. Die ersten beiden Bände behandeln die Redeteile nach Form und syntaktischem Gebrauch, der erste das Verbum, der zweite Nomen, Pronomen, Präpositionen und Konjunktionen, der dritte Wortbildung (darunter hauptsächlich Wortbildung durch Steigerung, Ableitung, Zusammensetzung und Wandel der Wortklasse) und dann den Satz (Bau des Satzes, Concord, Wortstellung, Anordnung der Sätze, Bedeutung der Sätze). Daran schliesst sich ein Verzeichnis der Quellen und ein Index.

Der Abschnitt „Der Satz“ ist die eigentliche systematische Syntax, die klar rein vom Satzganzen aus aufgebaut ist. Dabei wird naturgemäss durch Verweisungen auf das bei der Behandlung der einzelnen Wortarten Besprochene zurückgegriffen. (Ueberhaupt hat Kr. dankenswerterweise Verweisungen reichlich angebracht; manchmal liessen sie sich noch ergänzen, sehr selten ist ein Versehen darin.)

Das Ideal wäre es ja, wenn alles Syntaktische aus dem Werk — und das ist natürlich die Hauptsache darin — von vornherein in den Rahmen dieser rein syntaktischen Betrachtung gespannt wäre; jedenfalls bringt uns Kr. der Erfüllung dieses Ideals einen grossen Schritt näher. Bei den Einzelerscheinungen ist stets die Gesamtheit aller verwendeten Beziehungsmittel berücksichtigt, auch und besonders Stimmführung und Betonung sowie der Rhythmus der Rede, in dem Pause und Nicht-Pause eine wichtige Rolle spielen.

Ich greife aus der Fülle des Guten und Neuen, das sich so ergibt, einige wenige Fälle heraus, die mir besonders bezeichnend für die wirklich syntaktische Betrachtungsweise des Verf. sind. Zunächst die Begriffsbestimmung von *Gender* als einer Ordnung der Substantive nach der Uebereinstimmung zwischen dem Singular des Nomens und den persönlichen und possessiven Fürwörtern; damit wird es richtig als dem *Concord* nahestehend gekennzeichnet. Und dann die Behandlung des *Concord* selbst, wo auch das steht, was sonst immer unter ‚Numerus der Substantive‘ behandelt wird. Warum das nicht schon längst alle machen? (Vgl. meine Anzeige von Deutschbeins Schulgrammatik, *Zschr.* 24, 88 ff.) Sehr richtig und für Kr.s Einstellung bezeichnend ist seine Bemerkung zu den *of-adjuncts* (1449); ich setze sie hierher: "It is not uncommon, in scientific grammars of present English, to call these constructions with *of:* genitives. Thus a partitive genitive is distinguished (*a pound of rice*), a genitive of material (*a house of cards*), a genitive of definition (*the University of Oxford*), etc. The reason for this is that in related languages (including the earlier stages of present English, i. e. Middle and Old English) a genitive was really used in these cases. But it is the business of a grammar of present-day English to show what the function of the genitive is now, not to mix this up with the functions of the genitive in earlier English. If the writer of a descriptive grammar of present English does his duty, he shows the interesting fact that the genitive is far more restricted in its functions than in the older periods." Eine Art der Auseinandersetzung mit Deutschbein, der ganz anders eingestellt ist, ist auch die Behandlung des *aspect* und *voice.* Zunächst schon der Unterschied zwischen beiden: *aspect* ist der Charakter einer Verbalform, insoweit sie zum Ausdruck bringt, ob die Handlung in ihrer

Gesamtheit oder in bezug auf einen Teil betrachtet wird; *voice* ist die Ausdrucksform für die Beziehung zwischen Subjekt und Verbalhandlung (Sütterlin sagt: Richtung der Handlung). Er stellt dann fest, dass eine Reihe von *aspects (perfective, imperfective, terminative, iterative, inchoative*) sich aus englischen Verben herauslesen lassen, dass aber diese Unterschiede mehr dem Wörterbuch als der Grammatik angehören, und fährt dann fort: "There is also a temptation of making such distinctions a game of ingenuity without much regard to grammatical needs. This temptation is the greater because English, like other modern Indogermanic languages, has very few grammatical forms to express distinctions of aspect. Indeed, apart from the English progressive, we cannot say that aspect is a regular grammatical category in any of the modern languages of Europe, with the exception of the Slavonic group". Auch das berührt sich mit den Einwendungen, die ich in der eben genannten Kritik gegen Deutschbeins Betrachtungsweise gemacht habe.

Ausgezeichnet sind die zusammenfassenden Betrachtungen, die auf die Erfassung der wirksamen Tendenzen in einer zusammengehörenden Gruppe von Erscheinungen hinzielen, z. B. schon 139 die Begründung der Abneigung des Engländers gegen das historische Präsens aus seiner Zurückhaltung; überraschend die Fülle von Belehrung über sonst kaum ausreichend beachtete Dinge, wie *his — of him* (1076 ff.). Aber wenn ich noch mehr des Guten rühmen wollte, müsste ich das ganze Werk ausschreiben. Dass daneben auch einzelnes bestritten werden kann oder der Besserung bedarf, ist selbstverständlich, und nur um der Sache zu dienen, will ich einiges herausgreifen.

Bei der Behandlung des *-ing* ist die Unterscheidung von Gerundium und Partizip am besten aufzugeben und nur der Versuch einer Gruppierung nach der syntaktischen Beziehung zu machen. Tatsächlich sieht Kr. die Schwierigkeit der Scheidung der beiden Gruppen, und manche seiner Entscheidungen sind sehr bestreitbar (z. B. 431/2; 524). Die Uebersichtlichkeit des Abschnittes würde sehr gewinnen, wenn Kr. hier Jespersens Vorbild folgen würde (vgl. *Zschr.* 24, 100). Bei 2127 vermisse ich eine eingehende Behandlung des (fälschlich sog.) *split genitive*, der den wichtigsten Sonderfall der besprochenen Fügungen darstellt; nach den vorhergehenden Ausführungen Kr.s (2084/5, 2087) glaube ich, dass er meiner Erklärung der Fügung aus rhythmischen Bedingungen (*Anglia, Beibl.* 33, 206) zustimmen würde. 295b ist das erste Beispiel zu streichen. 833 könnte hinzugefügt werden, dass *in order to* neben *so as to* heute als *rather formal* gilt (Palmer, *A Grammar of Spoken English*, § 544). 449: das zweite Beispiel aus George Eliot scheint mir nicht zu der vorausgehenden Erläuterung zu passen. 1385 würde ich meinen, dass das Nichtauftreten von *one* nach Komparativen sich daraus erklärt, dass die Form des Komparativs das Adjektiv als solches genügend charakterisiert, so dass *one* überflüssig ist. Ich sehe in *one* ein Mittel, das vorangehende Adjektiv als solches deutlich zu machen; bei Gegenüberstellungen wie 1388 ff. ist es deshalb auch unnütz. 1849 fehlt, dass Adverbien auch Sätze bestimmen können, was später behandelt wird; übrigens würde ich (1975) bestreiten, dass *unfortunately* in *unfortunately he could not speak a word of German* nicht den Satz bestimme. Im Literaturverzeichnis ist mir aufgefallen, dass *Krüger* und *Wendt* fehlen.

Alles in allem: eine bewundernswerte, schwerlich zu überbietende Leistung.

English Monthly Review. Herausgegeben von Max Spatzier. Breslau, Trewendt u. Granier.

Das Bestreben, dem Unterricht billige englische Zeitungslektüre zur Verfügung zu stellen, hat den Herausgeber dieses Blattes geleitet, von dem mir die erste Nummer (Okt. 25) vorliegt. Ganze Zeitungen sind zu teuer und stofflich zu ungleich geeignet, als dass sie von jedem Schüler einer Klasse gehalten werden könnten; Vorlesen u. ä. einzelner Artikel durch Lehrer oder Schüler ist ein zweifelhafter Ersatz. Das Blatt enthält in guter Zusammenstellung für die Jugend geeignete und sie zugleich fesselnde Artikel aus verschiedenen englischen Zeitungen und Zeitschriften und Bilder und ist so billig (bei freier Zustellung vierteljährlich 0,60 Mk.), dass es als Klassenlektüre gehalten und so wirklich durchgearbeitet werden kann. Es ist also sehr zu empfehlen. — Für Knaben und Mädchen erscheinen gesonderte Ausgaben, die bei vorwiegender Gleichheit des Inhalts doch den verschiedenen Neigungen des Leserkreises Rechnung tragen. Es eignet sich für Schüler von der Mittelstufe an, ohne denen auf der Oberstufe zu wenig zu bieten.

Rudolf Dinkler und **Anna Mittelbach**, Englische Gedichte und Lieder. 2. Aufl. 1925. Leipzig, Teubner. 67 S. Kart. 1,20 Mk.

Die Sammlung enthält von Shakespeare (!) bis ins 19. Jh. allerlei Gutes und Altberühmtes, aber fast gar nichts Modernes; nur das einzige (!) Gedicht von Kipling kann als modern gelten. Wo sind John Drinkwater, John Masefield, Robert Bridges, Henry Newbolt, Walter de la Mare, W. B. Yeats, um nur die wichtigsten zu nennen?

Methode Alvincy, Modern Life. Deutsch-englisches Gesprächsbuch. — Leipzig, Holtze. 1919. 242 S. Gebd. 3,20 Mk.

Eigentliche Gespräche findet man hier nicht. In einer Reihe von englischen Einzelsätzen, die stofflich gruppiert und ihrer deutschen Fassung gegenübergestellt sind, wird eine Fülle von Ausdrücken geboten. Das Buch ist zum Selbstunterricht gedacht neben einer Sprachlehre und einem Aussprachwörterbuch. Sicher wird man sich eine Menge Sprachstoff damit aneignen können, aber zum Sprechenlernen gehört mehr! Vor allem hindert m. E. das Zusammenhanglose der Sätze ihre Einprägung und ihre unmittelbare Verwendung im Gespräch. Für den, der etwas Englisch kann, ist das Buch nicht unbrauchbar.

Julien Trizac, Direct Method for the Appropriation of the English Language. Elementary Courses Preparatory to the Pernot Method. — Esslingen, Schreiber. — IX+25 S. — Geh. 0,80 Mk.

Ein Hilfsbuch für den direkten Unterricht durch die Anschauung. Selbstverständlich ist der Lehrer dazu nötig. Der Unterricht soll, wozu der rein englische Text des Heftes anleitet, in der Aufnahme neuer Worte durch Anschauung, daran anknüpfende Fragen und schliesslich im Durchlesen des Behandelten bestehen. Was fehlt, ist erstens eine gründliche Einführung in die englischen Laute, — von Anfang an kommt „alles" vor! — und zweitens der Versuch, das begriffliche Denken in den Dienst der Spracherlernung zu stellen. Alle vorkommenden Formen werden ohne Erklärung mechanisch erlernt, was z. B. für das Nebeneinander von progressivem und einfachem Präsens und verbundenem und unverbundenem Fürwort untragbar ist, wenn auch in diesem Elementarbuch nur Allereinfachstes vorkommt. Also einen besonderen Fortschritt kann ich in der Methode nicht finden, eher das Gegenteil.

Immerhin ist das Buch für den Unterricht, den man früher Berlitz-School-Methode nannte, verwendbar; doch sollte die Interpunktion sorgfältiger sein.

Brieg, Bez. Breslau. Walther Preusler.

Arnold Bennett, Elsie and the Child. Tauchnitz Edition. Vol. 4663. Leipzig 1924. 310 S.

Der Band enthält ausser der Titelnovelle, die künstlerisch am besten durchgearbeitet, in ihrer Wirkung indessen vielleicht am wenigsten erfreulich ist, zwölf mehr oder weniger stimmungsvolle Bilder aus verschiedenen Schichten des englischen Gesellschaftslebens. Sie bringen nichts Neues, noch Aussergewöhnliches und erheben keinen Anspruch auf besonderen literarischen Wert. Wer englisches Leben kennt, findet vertraute Gestalten wieder. Wer es kennen lernen will, wird auf seine Kosten kommen und angenehme Stunden bei der Lektüre verbringen.

Neusalz (Oder). Walther Grack.

The Teaching of English in England. Being the Report of the Departmental Committee appointed by the President of the Board of Education to inquire into the Position of English in the Educational System of England. London: His Majesty's Stationery Office. 1921. 1 s. 6 d. 394 S.

Die leider versäumte und nun reichlich späte Anzeige des vorliegenden Berichtes sei damit begründet, dass er, für die geplante Ausgestaltung des englischen Schulwesens von grundlegender Bedeutung, in unseren Kreisen einstweilen wohl nicht die verdiente Verbreitung und Beachtung gefunden hat. Während die für das Parlament bestimmten Kommissionsberichte, die das Wiederaufbauministerium einforderte, den inneren Betrieb der Schulen, Unterrichtsverfahren und Lehrziele kaum berührten, sondern hauptsächlich die allgemeinen Fragen der Volksbildung behandelten, verfolgt dieser Report mit klaren Beweisgründen und entschiedenen Vorschlägen das feste Ziel, dem weit verzweigten englischen Erziehungssystem die Bildungseinheit der Muttersprache als das einzig mögliche starke Fundament des gesamten englischen Unterrichtswesens zu schaffen. Schon die an der gegenwärtigen Stellung des Englischen in Volks-, Höherer Schule und Universität geübte Kritik ist für uns pädagogisch wertvoll. Eine ganze Fülle methodischer Anregungen bieten besonders die Vorschläge für den Konzentrationsunterricht mit Englisch als Mittelpunktsstellung. Darin hat dieser Bericht einige Aehnlichkeit mit unserer ministeriellen Denkschrift und den Richtlinien für die preussischen Lehrpläne, dass er aus nationalen und sozialpolitischen Gründen eine Vereinheitlichung der Volksbildung durch die Erhebung der Muttersprache zum Kernfache anstrebt. Es ist sehr interessant und für den Neusprachler ausserordentlich ergiebig und ertragreich nachzulesen, wie mannigfaltige und hohe Bildungswerte sich aus dem englischen Sprach- und mehr noch Literaturunterricht herleiten lassen. Ueber zehn Seiten erstreckt sich allein das *Summary of principal Conclusions and Recommandations.* Für den Sprachunterricht in den Elementary Schools wird z. B. vorgeschlagen, dass die wissenschaftliche Methode, die Schüler standard English sprechen zu lehren, darin bestehen solle, 'to associate each sound with a phonetic symbol', oder dass die Schulen nicht nach der Unterdrückung des Dialektes, sondern die Kinder zweisprachig zu machen streben sollten, also Ziele, die unserem deutschen Unterrichte nicht fremd sind. Die gänzlich missachtete Stellung der englischen Literatur in den Public Schools beleuchtet die Forderung, dass

diese 'should be regarded as entitled to a place in the regular school course, and not be relegated to spare time' und ferner, dass hier dem Lehrer des Englischen der gleiche Einfluss einzuräumen sei wie dem der Mathematik, Naturwissenschaften oder der modernen Fremdsprachen. Recht eigenartig erscheint uns von unserem Standpunkte, dass den candidates for Honours in English statt des Altenglischen die Wahl zwischen Mittelfranzösisch oder Mittelalterlichem Latein freigestellt werden solle. — Ein besonderes Kapitel ist der Lehrerbildungsfrage gewidmet. 'The teacher must exist before the pupil. He is our lever, and we must first apply our whole force to him if we are to raise the mass'. Der Bericht gibt der entschiedenen Ueberzeugung Ausdruck, dass der begabteste und am besten ausgebildete Lehrer keineswegs für die Elementarschule zu schade ist. 'If any stage in education is to be considered more important than another, it must be that early stage in which the child . . . is first introduced to the great influences which are to invigorate and direct his mental life.' Auf Einzelheiten kann hier nicht weiter eingegangen werden. Die Anschaffung ist sehr zu empfehlen. Wer sich damit beschäftigt, erhält gleichzeitig einen genaueren Einblick in die sämtlichen englischen Schulgattungen und erfährt mancherlei Wissenswertes über ihre Lehraufgaben und Zielforderungen.

Königsberg i. Pr. Friedrich Graz.

Philipp Aronstein, Englische Wortkunde. Leipzig, Teubner, 1925. VIII+130 S. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Wer von der Wichtigkeit der Wortkunde im fremdsprachlichen Unterricht noch nicht überzeugt ist, der wird andern Sinnes werden, wenn er Aronsteins Buch liest, denn er wird bald erkennen, dass Wortkunde nichts mit ödem Formalismus zu tun hat, sondern zum sprudelnden Quell der Volksseele führt. Wortkunde ist ein wesentliches Stück der Kulturkunde im Sinne Schöns und Hübners und entspricht der amtlichen Forderung nach philosophischer Vertiefung des Sprachunterrichts. Aronstein weiss geschickt das Wesentliche aus der verwirrenden Stofffülle herauszugreifen und durch klare Gliederung den Ueberblick über die treibenden Kräfte im Sprachleben zu erleichtern. Mühelos folgt der Leser dem Verf. auf seinem Gang durch das grosse Gebiet der englischen Sprachschöpfung von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart. Einen besonderen Genuss bereitet die Lektüre des Schlusskapitels, in dem A. die Wesenszüge der deutschen und englischen Sprache als Spiegelbild der Volksseele gegenüberstellt. So kurz er ist, so treffend und inhaltsreich ist er. Im ganzen bringt das Buch eine Fülle von Anregungen und Belehrungen, die für den Unterricht unentbehrlich sind. Wenn der Verf. sich dazu entschliessen würde, eine verkürzte Ausgabe für die Hand des Schülers erscheinen zu lassen, würde er sich ein neues Verdienst um die Ausgestaltung des englischen Unterrichts erwerben.

Elmshorn. Gustav Humpf.

J. Moscheles, Landeskunde der Britischen Inseln. Mit 10 Abbild. Leipzig und Wien 1925. Deuticke. 104 S. 4,— Mk.

Der Inhalt dieses Werkes gliedert sich in einen allgemeinen Teil, der eine Uebersicht über die Britischen Inseln nach den Gesichtspunkten von Lage, Paläogeographie, Klima, Pflanzen- und Tierwelt, Bevölkerung, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr bringt, und in einen besonderen, der eine Darstellung der Einzellandschaften bietet. Obwohl das Buch in erster Linie vom geologisch-morphologischen Standpunkt ge-

schrieben ist und die kulturgeographischen Gesichtspunkte zurücktreten lässt, bietet es doch auf fast jeder Seite etwas, das sich für den englischen Unterricht unmittelbar oder mittelbar verwerten lässt. Ausgezeichnet ist z. B. gleich im ersten Kapitel die Darstellung der verschiedenen Auswirkung der geographischen Lage der Britischen Inseln im Laufe der Geschichte. Ueber das britische Klima und seine Einwirkung auf den Volkscharakter, über den englischen Nebel, die Waldarmut des Landes, über Grossstadtreichtum und Grossstadtverteilung, über Einwanderung und Auswanderung, über den Uebergang vom Getreidebau zur Viehzucht, über den Grossgrundbesitz und die Begründung eines neuen Bauernstandes in unserer Zeit finden wir in dem Buche genaue zahlenmässige Angaben. Als Beispiel für die Deutung, die der Verf. am Kapitelschluss den dargelegten Tatsachen zu geben pflegt, stehe hier die folgende: „Das angelsächsisch-normannische Volk Grossbritanniens ist keine Nation von Ackerbauern. Von Natur aus fühlt es Vorliebe für das ungebundenere Leben des Hirten. Klima und Boden kommen seiner Neigung entgegen. Der Arbeitermangel kann nicht allein dem Bedarf der Industrie an Arbeitskräften zugeschrieben werden. Rund 200 000 Auswanderer verlassen jährlich das Inselreich, von denen nur etwa ein Zehntel auf das industriearme Irland entfällt.“ (S. 25.)

Die Kapitel über die einzelnen Landschaften der Britischen Inseln geben, unterstützt durch die Beifügung von 10 Kartenskizzen und Diagrammen, in der Hauptsache morphologische Tatsachen, sie zeigen für die Bedürfnisse des englischen Unterrichts zu wenig das heutige landschaftliche und kulturgeographische Bild. Nach dieser Seite hin möchte man das Erscheinen einer Ergänzung wünschen, die unter Beigabe von charakteristischen Abbildungen nach den Grundsätzen der „schönen Geographie“ (Banse) eine lebensvolle Einführung in die kulturgeographisch abgegrenzten Landschaften und ihr Leben von heute bringen würde. Aber auch wenn ein solches Buch erschiene, so wäre Moscheles' Landeskunde dadurch nicht entbehrlich geworden. Sie bringt die feste geologisch-morphologische und statistische Grundlage und so eine höchst willkommene Ergänzung von Dibelius *England*. — Die Drucklegung des Buches ist sehr sorgfältig durchgeführt, was bei der Fülle des vorgelegten Zahlenmaterials besonders anzuerkennen ist. Kleine Unebenheiten sind mir nur auf S. 40, 41, 45 und 66 aufgefallen. — Moscheles' Buch ist die einzige neuere erdkundliche Darstellung der Britischen Inseln, die wir in deutscher Sprache besitzen, und da das Werk unter Benutzung der neusten geographischen und statistischen englischen Quellen mit grösster wissenschaftlicher Gründlichkeit und Zuverlässigkeit gearbeitet ist, so gehört es zu den Büchern, die für eine anglistische Fachbücherei unentbehrlich sind.

Göttingen. Kurt Kauenhowen.

J. C. Snaith, Time and Tide. Leipzig, Tauchnitz, 1924. Vol. 4653.

In *Time and Tide* tritt uns echtes, lebendiges Amerikanertum entgegen in Gestalt einer jungen Schriftstellerin, die aus ärmlichen Verhältnissen auf ihres Vaters Schweinefarm sich emporgearbeitet hat und nun mit Hilfe einer kleinen Erbschaft versucht, in Europa ihr Glück zu finden. Sie lässt sich nie verblüffen, ist ausserordentlich aufnahmefähig und lernbegierig und weiss sich den höheren Bildungskreisen, in die sie hineinstrebt, klug anzupassen. Allerdings hat sie auch fabelhaftes Glück, da sie eine vornehme Gönnerin findet, die ihr in die höchsten Kreise Englands Eintritt verschafft. Durch ihr frisches, zugreifendes, unbeküm-

mertes Wesen behauptet sie sich dort trotz einiger Lästerzungen ausgezeichnet. Als sie aber versucht, durch eine Heirat mit einem jungen Offizier aus hochadliger Familie sich hier für immer einzunisten, stösst sie zwar nicht auf offenen Widerstand. Jedoch die ganz unamerikanische, stille, vornehme Welt da draussen auf einsamem, altererbtem Landsitz, in die sie nun einen Einblick tut, lehrt sie die grosse Kluft zwischen amerikanischer und englischer Art erkennen. Sie verzichtet, um es ihrem Verlobten durch eine reiche Heirat zu ermöglichen, dass er seiner im Krieg verarmten Familie den alten Erbsitz rettet. Bald darauf verhilft sie dem Buch eines jungen Schriftstellerfreundes aus Amerika zu glänzender Anerkennung in der englischen Welt, und beide fühlen sich nun in Begeisterung vereint als Vertreter der grossen aufstrebenden Nation, die über England siegt. Dieser Gegensatz ist gegen Ende des Buches gut und überzeugend zur Anschauung gebracht, während das Vorangehende für deutsche Leser oft ermüdend in unnötige Einzelheiten sich verliert.

Breslau. Irmgard von Ingersleben.

Baroness von Hutten, Julia, Tauchnitz Ed. 4654, Leipzig 1924,

ist ein Roman von recht anfechtbarem Wert. Es handelt sich um eine äusserst verwickelte Familiengeschichte, deren Vorbild offenbar die *Newcomes* von Thackeray gewesen sind. Mittelpunkt der mühsam sich hinschleppenden Handlung ist Julia Vine-Innes und ihre Tochter Alexandra. Mindestens ebenso bedeutend sind Julias Eltern, die aber geschieden sind, trotzdem zusammenleben, und zwar ganz behaglich, jedes mit seinem zweiten Ehegespons. Dazu kommt dann noch Julias Grossvater, der, ein Bonvivant der guten alten Zeit, nur von Aepfeln lebt und dadurch uralt geworden ist. Ferner spielen eine Unmenge unbedeutender Nebenpersonen mit. Um all diese Puppen in Bewegung zu bringen, ist ein Deus ex machina nötig: das ist ein amerikanischer Schriftsteller Mr. Fadden, der überall helfend mitmacht und alles von allen weiss. Thema des Romans sind mehrere unglückliche Liebesverhältnisse um Julia. Also alles sehr seicht. Ein gewisser Wert steckt vielleicht in einigen Charakterzeichnungen. Stilistisch ist der Roman ganz ungeniessbar, zugleich aber für den Philologen recht anziehend. Denn man kann in ihm sehr schön den Prozess einer merkwürdigen Verschmelzung deutschen und englisch-amerikanischen Sprachgutes beobachten. Für die Schule ist das Buch unbrauchbar.

Reichenbach O./L. Bernhard Lekve.

E. F. Benson, David of King's. (Tauchnitz Edition, Vol. 4658, 294 S.)

Wie so viele englische Romane ist auch dieser reicher an Umfang als an Inhalt. Der Verf. schildert (mitunter ganz amüsant) das studentische Leben in Cambridge, in dem Sport und Vergnügungen einen grossen Teil der Zeit der Studierenden in Anspruch nehmen. — Was angenehm berührt, ist die sittliche Reinheit, die sich der junge David Blaize, der Held des Romans, während der ganzen drei Jahre seines Studiums bewahrt und um deren Erhaltung er sich auch bei seinen Kommilitonen bemüht. Trotzdem ist er kein Moralprediger. Gerade durch seine Frische, Offenheit und angeborene Liebenswürdigkeit gewinnt er die Herzen der anderen. Auch im Scherz und Uebermut bleibt er taktvoll. — Die Einzelgeschehnisse sind im allgemeinen lebendig dargestellt, die verschiedenen Studententypen anschaulich geschildert. — Allen denen, die englisches Hochschulleben (hinter den Kulissen) kennen lernen wollen, wird das im Plauderton geschriebene Buch ein paar müssige

Stunden angenehm verkürzen, wer jedoch in dem Roman einen tiefen Gehalt sucht, wird sich enttäuscht sehen.

Ratibor O./S. Elsa Appel.

Berta Ruck, The Clouded Pearl. Tauchnitz, Volume 4659. 1924.

Diese Erzählung ist eine Kette von Unwahrscheinlichkeiten und stellt die Leichtgläubigkeit der gutmütigsten Leser auf eine harte Probe. Die Heldin, durch blossen Zufall zur Erbin eines reichen Mannes gemacht, wird aus einem einfach erzogenen, gutgearteten, gesunden, kleinen Mädchen eine unleidliche, abgeschmackte, junge Dame, die in der Jagd nach Vergnügungen allerneuesten Schlages in die Gefahr gerät, körperliche und seelische Gesundheit völlig zu verlieren. Ein guter alter Onkel rettet sie dadurch, dass er sie nach vorgetäuschtem Schiffbruch auf einer ihr ebenfalls vorgetäuschten einsamen Insel mit einem jungen Manne zusammen in den allereinfachsten Lebensverhältnissen wie Robinson weilen lässt, wie lange, das bleibt der Einbildungskraft des Lesers überlassen. Zum Schluss erfolgt die Verlobung der beiden. Dieser völlig unglaubwürdige Stoff gewinnt nicht durch die reichlich kitschige Art, in der er behandelt wird.

Frankenstein i. Schles. Helene Freundt.

K. R. G. Browne, A Lady from the South. Tauchnitz Ed. 4722. Leipzig 1926.

Die „Lady" ist die Tochter des Präsidenten eines südamerikanischen Kleinstaates. Sie kommt nach England, um für ihren Vater Juwelen im Wert von 50 000 Dollar zu verkaufen. Er braucht das Geld, um sich in seinem kleinen revolutionären Lande zu halten. Die Erzählung schildert, wie ihr Vorhaben von zwei Freunden unterstützt und von einem jungen Bewerber um dieselbe Präsidentschaft durchkreuzt wird und wie er immer wieder versucht, sich der Juwelen zu bemächtigen. Zuletzt stellt sich heraus, dass die Steine unecht sind. Die junge Dame hat aber trotzdem ihr eignes Glück und das ihres Vaters gemacht: ihr einer Gönner entschliesst sich, ihrem Vater seine Zinngruben abzukaufen, der andere heiratet sie.

Die Erzählung wirkt einerseits durch die teilweise sehr originelle Situationskomik, andererseits durch die Lebhaftigkeit der Persönlichkeiten; fabelhafte Lebensfreude, Unternehmergeist und Entschlossenheit ist ihnen eigen. Für die Schule empfehle ich das Buch nicht. Es gehört nicht zu wirklich guter Literatur, die Sprache ist vielfach slang oder amerikanisches Englisch, manche Längen und Wiederholungen stören.

Jena. Marie Mundt.

Paustians lustige Sprachzeitschrift zur Fortbildung in der englischen (französischen, spanischen, italienischen) Sprache. Ausg. A (Englisch: *Little Puck*) am 1. jeden Mon.: 20. Jahrg. Nr. 9, Ausg. B (Französisch: *Le Petit Parisien*) am 15. jeden Mon.: 19. Jg. Nr. 9, Ausg. C (Spanisch: *Don Quijote*) am 1. jeden Mon.: 6. Jg. Nr. 5, Ausg. D (Italienisch: *Il Piccolo Italiano*) 3mal jährl.: 1. Jg. Nr. 2. Hamburg, Paustian (1924).

Wortspiele und Allerweltswitze, darunter recht abgeschmackte, z. T. mit mässigen Zeichnungen, alle mit Vokabeln, kleine Uebersetzungsaufgaben (1 oder 2 im Heft) mit Hilfen und erläutertem Original, ein Konversationsstück mit nebenstehendem deutschem Text, Sprichwörter und Sentenzen mit Vokabular oder Uebersetzung, Gedichte — auch Lieder mit Noten — (1 oder 2 im Heft) mit Wörtern, eine ernste oder heitere Erzählung mit vielen laufend numerierten (bis 100), seitlich angebrachten Uebersetzungshilfen, Ausschnitte aus fremden Zeitungen (Filmkritik, Han-

delsbericht, Soziales . . .), Privat- und Geschäftsbriefe mit deutschem Paralleltext, Grammatisches (franz.: *Das Fragefürwort*, engl.: *Der Dativ nach Adjektiven*, span.: *Sobre la diferencia entre los verbos „ser" y „estar"*, ital.: *Der Akzent*). Zu dieser bunten Folge kommen in dem einen oder anderen Heft kleine Schilderungen, ein Stadtplan (London), Rätsel, Redensarten, „zeitgemässe Ausdrücke", Ausspracheregeln. Das Titelepitheton ist also irreführend. Der „lustige" Teil nimmt meist nur ein gutes Drittel des Raumes ein (bei 10 doppelspaltigen Text- + 2 Anzeigenseiten), sonst sind auch literarische Namen wie Alphonse Daudet, Giovanni Verga *(Cavalleria Rusticana)*, Arturo Graf, Ada Negri (mit je einem Gedicht), bei den Hinübersetzungen Voltaire und D. Antonio Gil y Zárate vertreten.

Die grammatischen Darlegungen lassen begriffliche Klarheit und scharfe Formulierung vermissen, auch die Uebersetzungshilfen könnten stellenweise treffender sein; direkte Fehler sind dabei seltener unterlaufen. Die lautliche Umschrift ist noch primitiv, im englischen Heft z. T. missverständlich (dunkler *a*-Laut = [ö]!), bei einzelnen Wörtern falsch; die Kennzeichnung von stimmhaftem und stimmlosem *s* — *z*, von offenem und geschlossenem *e* — *o* und die Akzentbezeichnung der Proparoxytona im Ital. begrüssenswert. Die Hefte der verschiedenen Ausgaben sind überhaupt nicht ganz gleichwertig (im ital. fällt z. B. bei den Vokabeln noch die Zusammenstellung kleiner Wortgruppen [nach Herkunft oder Aehnlichkeit] angenehm auf).

Bleibt die Frage, wer die Zeitschrift gebrauchen soll. Ein holpriger Reklamevers: *Handelsherr und Stift Lesen „Paustians lustige Sprachzeitschrift"* mag die Antwort geben, wenn man „Gehilfe" st. „Herr" einsetzt. Im übrigen lässt sich nach den vorliegenden Einzelheften nicht beurteilen, ob ein systematischer Aufbau erstrebt und durchgeführt wird. Nach einer Verlagsnotiz soll in 12 Heften jeder gebräuchliche Ausdruck der Umgangssprache sowie des Geschäfts- und Privatbriefwechsels enthalten sein.

Es sei angemerkt, dass die Texte sich von Druckfehlern fast frei halten. Einzelnes ruft nach grösserer Uebersichtlichkeit, besonders kann Kursiv- und Fettdruck, der z. B. in den englischen und französischen Geschäftsbriefen geschickt benutzt ist, weitergehende Verwendung finden.

Honnef (Rhein). Hans Neunkirchen.

F. Krüger, Einführung in das Neuspanische. Leipzig, Teubner, 1924. XVIII+216 S.

Der rührige Herausgeber der spanischen Bücherei hat uns ein zweites Buch geschenkt. Es ist zum Selbstunterricht für Philologen geschrieben. Bibliographie, Uebersicht über Aussprache und Betonung gehen der Texterklärung moderner Autoren voraus, Tafeln der Flexion und Pronomina und ein ausserordentlich dankenswertes Register der Syntax folgen S. 207—216. Die Texte aus Pérez Galdós bringen erzählenden und beschreibenden Stil, die aus Baroja und Palacio Valdés die tägliche Umgangssprache, Valera den gehobenen und R. León den oratorischen Stil. Bis S. 28 ist durchgehend phonetische Umschrift, bis 155 möglichst wörtliche Uebersetzung gegeben. Und unter dem Strich stehen in gleicher Weise noch regelmässig die Erklärungen über Rechtschreibung, Aussprache, Wortschatz, Formenlehre, Syntax, Lautgeschichte, so, dass bei fortschreitender Lektüre mehr und mehr Wert auf die Syntax gelegt wird.

Wir haben ein vorzügliches Buch vor uns. Es bietet die Stoffmassen gut verteilt dar, trotzdem arbeitet man sich nur langsam durch

die reiche Fülle der Belege und meist eigenen syntaktischen Bemerkungen, die, so oft es nur angängig ist, auf das Wesen der Spracherscheinungen zielen. Sehr wünschenswert ist darum ein vollständiges Vokabular der behandelten Wörter. — Der Verf. hat ausserordentlich gründlich, fleissig und sachkundig gearbeitet. Er hat die neuesten syntaktischen Werke der Nachbarsprachen benutzt. Seine Auswahl der Texte ist geschickt; Druckfehler sind ganz auffallend wenig zu finden. — Besserungsvorschläge hat vor allem Navarro Tomás in der *Revista de Filología Española* XI, 320—21, gemacht. Ich füge einige wenige bei. S. 21 u. 34 *ahí* und *allí* sind verwechselt; *ahí* heisst doch dort (beim Du!). S. 33 [S.] „*estar* + *Ger.* stellt den Verlauf der Handlung an einem Punkt dar". Der Ausdruck ist unglücklich. estar gibt den (zeitlich und räumlich) erreichten Zustand an, drückt das Verharren in diesem Zustand aus; ir bezeichnet gleich andar, seguir, continuar Fortdauer, Vorgang; vgl. noch die von K. nicht erwähnte passive Konstruktion (los lugares van escritos en tinta roja). — S. $78,_{267}$: Erwünscht wäre der Hinweis, dass *muerto* auch die Bedeutung von *matado* hat, und S. $136,_{21}$, dass man responder nur für mündlich antworten, sonst contestar gebraucht. — S. $80/81,_{280}$: Das Adj. ist konkreter, merkmalsbestimmter, dem Subst. bei- und untergeordnet; *lo* + Adj. (lo ridículo de la situación) ist losgelöst, selbständig, in sich ruhend, wesenhaft, eigen substantivisch. — S. $141,_{82}$ ist anmassend für *arrogante* zu weitgehend; stolz, hochfahrend genügt; ebenso genügt S. $4,_{10}$ kam *(venía)*, statt ankam. — S. $146,_{139}$ konnte das gm. Etymon zu *estribo* gegeben werden, wie sonst üblich. — S. $164,_{54}$ *quedar* gibt den Eintritt in einen Zustand doch erst in zweiter, verblasster Bedeutung; vgl. van quedando unter $167,_{78}$; s. oben zu S. 33. Es gibt im Spanischen eine ganze Reihe von Verben, die sich der ganz schwachen Verbalbedeutung von *estar* und gar *ser* nähern, sie aber wegen ihrer Grundbedeutung doch nicht erreichen; ist das Verbum der Ausdruck der Bewegung, das Subst. der der Ruhe, so behalten diese Verben dank ihrer Grundbedeutung immer noch eine Nüance Bewegungsausdruck mehr als *estar, ser.* — S. $181,_{4}$ konnte die bezeichnende Nebenbedeutung von *novedad* = etwas Unangenehmes vermerkt werden. — S. $184,_{28}$: si te pones de mi lado; „de also zur Bezeichnung des Ruhepunktes, wie frz du côté de". Die Bewegung steckt im Verb. *de* gibt nicht den Ruhepunkt an, sondern ist partitiv, wie in sombrero de paja (vgl. *s. pajizo*). mi lado = yo ist Ruhepunkt, als substantivischer Begriff.

Breslau. W. Schulz.

D. Modesto Lafuente, Breve Historia de España. Herausgegeben von Dr. A. Günther. (= Freytags Sammlung fremdsprachl. Schriftwerke.) Leipzig, G. Freytag.

Günther hat bei der Herausgabe des vorliegenden Bändchens eine glückliche Hand gehabt. Es bietet zunächst eine ebenso interessante wie formvollendete Lektüre, und dann kann man sich leicht und sicher darin über alle wichtigen Ereignisse und Persönlichkeiten der spanischen Geschichte von ihren frühesten Anfängen bis in die neueste Zeit hinein unterrichten. In der einen und in der anderen Hinsicht füllt es in dem kleinen Vorrat guter spanischer Bücher, die in Deutschland vorhanden sind, eine Lücke aus. Das Büchlein stellt einen Auszug aus dem *Discurso preliminar* dar, den Modesto Lafuente, der berühmte Geschichtsschreiber Spaniens, seiner umfangreichen *Historia General de España* voranstellt und der in grossen Zügen die geschichtliche Entwicklung seines Volkes zeichnet. Die vorliegenden Kapitel sind geschickt ausgewählt, ihr Zu-

sammenhang ist überall gewahrt, und ein übersichtlicher Druck lässt das Wesentliche allenthalben rasch herausfinden. Der Herausg. hat dem Text eine Reihe von Anmerkungen sachlicher und sprachlicher Art beigefügt. Der ihm zur Verfügung stehende Raum gebot, wie er selbst sagt, sie in recht mässigen Grenzen zu halten. Das ist bedauerlich. Bei der wenigen Zeit, die an den meisten höheren Lehranstalten dem Studium des Spanischen zur Verfügung steht, würde man es begrüssen, wenn die Schüler durch reichliche Anmerkungen in der Benützung des Wörterbuches entlastet würden.

P. Lergetporer, Die schwierigen Zeitwörter der spanischen Sprache. Heidelberg, Groos, 1926.

Das Büchlein gibt auf rund 100 Seiten die Flexionsformen der spanischen unregelmässigen Verben in alphabetischer Reihenfolge. Neben ganz gebräuchlichen Verben wie ser, estar, haber, tener finden sich auch seltene und seltenste Verben angeführt. Insofern ist es als Nachschlagewerk wohl zu gebrauchen. Unverständlich ist, dass der Verf. die Flexionen der Verben in der reflexiven Form neben die der nicht-reflexiven stellt. Er wandelt z. B. das Verbum abrazar-se, avenir-se, caer-se usw. ab, nachdem er vorher alle Formen von abrazar, avenir, caer angeführt hat, die doch genau dieselben sind.

Hirschberg i. Schl. M. V. Depta.

G. Eilers, O Brasileiro, Lehr- und Lesebuch der portugiesischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung Brasiliens, für Kaufleute, kaufmännische Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 2. Aufl. Heidelberg, J. Groos, 1924. 358 S.

In zwei Punkten unterscheidet sich dieses Lehr- und Lesebuch vorteilhaft von den üblichen Dutzendwerken, die leider auch unter den Neuerscheinungen immer noch die Mehrzahl bilden: einmal in der ständigen Rücksichtnahme auf das praktische Leben und die lebendige Sprache der Gegenwart, und zweitens in der Unterordnung des Sprachstoffs unter einen klar ersichtlichen Obergedanken. Dadurch, dass sich das gesamte zu verarbeitende Pensum um den Werdegang eines Kolonistensohnes aus São Paulo gruppiert, der im Verein mit einem reichsdeutschen Freund deutsche Grundsätze in sein brasilianisches Pflanzerleben einführt, erhält der Stoff den Reiz des Persönlichen. Dadurch dass dieser Kolonistensohn und sein Freund moderne Menschen in einem modernen Staate sind, wird der Lernende unmerklich mit den wirklichen sprachlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen Brasiliens bekanntgemacht. Ihm bleibt so die unangenehme Ueberraschung erspart, die der Anfänger früher nach Durcharbeitung insbesondere unserer spanischen „Grammatiken" zu erfahren pflegte, dass er eigentlich eine tote Schriftsprache erlernt hat, die ihn beim ersten praktischen Zusammentreffen mit Angehörigen des fremden Landes im Stich lässt. Dass brasilianische und nicht portugiesische Verhältnisse zugrunde gelegt sind, braucht von der Benutzung des vorliegenden Lehrbuchs nicht abzuschrecken, da genügend Rücksicht auf die Abweichungen, hauptsächlich sprachlicher Art, zwischen beiden Ländern genommen ist. Auch das Ueberwiegen kaufmännischer Materien ist kein Nachteil für den Philologen: in den Ländern Amerikas steht das wirtschaftliche Moment so stark im Vordergrund, dass jedes Studium dieses Kulturkreises, auch ein geisteswissenschaftlich orientiertes, nicht achtlos daran vorübergehen kann. Sehr zu begrüssen ist die Beigabe von Abbildungen und Karten, die das Charakteristische geschickt herausarbeiten.

Hamburg. R. Grossmann.

Für die Schriftleitung bestimmte Sendungen, Mitteilungen, Briefe und Beiträge werden erbeten an Geh. Reg.-Rat Dr. H. Jantzen, Breslau 5, Brandenburger Strasse 52.

Besprechungsstücke sind an den Herausgeber oder an die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin SW 68, Zimmerstrasse 94, zu senden.

Inhalt

Seite

Literaturberichte

Mit einer Beilage der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin SW 68

Für die Anzeigen verantwortlich die Weidmannsche Buchhandlung in Berlin.
Druck der Zeitschrift: Hartungsche Buchdruckerei, Königsberg i. Pr.